



# ENGLISCHE STUDIEN

\*

Organ für englische Philologie  
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts  
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KOLBING

Herausgegeben von

**Johannes Hoops**

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

\*

73. Band, 1. Heft



1938

O. R. Reisland, Leipzig

Karlstraße 20



# INHALT

## Abhandlungen.

	Seite
Germanischer Schicksalsglaube und angelsächsische Elegiendichtung. Von J. Rosteutscher . . . . .	1
Shakespeare und die Antike. Von Walther Kranz. (Drei Beiträge) . .	32
Fable, Action, Unity, and Supernatural Machinery in English Epic Theory, 1650—1800. By H. T. Swedenberg . . . . .	39
Zu einigen Lautwandlungen in der südenglischen Hochsprache der letzten sechzig Jahre. Von Rudolf Dittes . . . . .	49
Bernard Fehr †. Von Friedrich Brie . . . . .	56

## Besprechungen.

### Sprache.

Zessin, <i>Der Begriff „Bauer“ im Englischen im Spiegel seiner Be- zeichnungsgeschichte und Bedeutungsgeschichte.</i> Würzburg, 1937. Ref. Karl Thielke . . . . .	63
Friederici, <i>Der Lautstand Londons um 1400.</i> (Forsch. z. engl. Phil., Bd. 6.) Jena, 1937. Ref. Herbert Koziol . . . . .	63
Hammerschlag, <i>Dialekteinflüsse im frühneuenglischen Wortschatz nachgewiesen an Caxton und Fabyan.</i> Bonn, 1937. (Bonner Studien 31.) Bonn, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	65
Schröder und Jaeger, <i>Englisches Handwörterbuch.</i> Lieferung 1 u. 2. Heidelberg, 1936 ff. Ref. Karl Brunner . . . . .	67
Köhler-Karpf, <i>Reclams Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.</i> Neuausgabe. Leipzig, 1936. Ref. Karl Brunner . . . . .	69
Koziol, <i>Handbuch der englischen Wortbildungslehre.</i> (Germ. Bibliothek, 1. Abt. Sammlung germ. Elementar- und Handbücher. 1. Reihe: Grammatiken 21.) Heidelberg, 1937. Ref. F. Holthausen . . . . .	70
<i>Better English in Speech and Writing.</i> Vol. I, No. 1 (Dezember 1937). New York N. Y. Ref. Karl Brunner . . . . .	71

### Literatur.

Glunz, <i>Die Literaturästhetik des europäischen Mittelalters, 1100—1300 — Rosenroman — Chaucer — Dante.</i> (Forsch. z. Geschichte europ. Geisteslebens, hrsg. von Herbert Schöffler, 2. Bd.) Bochum-Langen- dreer, 1937. Ref. Rudolf Hittmair . . . . .	72
Scrope, <i>The Dicts and Sayings of the Philosophers: a Middle English Version,</i> ed. Margaret E. Schofield. Philadelphia, 1936. Ref. Rudolf Hittmair . . . . .	83
Meißner, <i>Englische Literaturgeschichte II. Von der Renaissance bis zur Aufklärung.</i> (Sammlung Göschen 1116.) Berlin, 1937. Ref. Karl Brunner . . . . .	87
Wansky, <i>Die Familie im Drama von Thomas Heywood.</i> (Sprache u. Kultur d. germ. u. roman. Völker. Anglist. Reihe. 22.) Breslau, 1936. Ref. Édouard Eckhardt . . . . .	88
<i>Five Elizabethan Tragedies,</i> ed. A. K. McIlwraith. London, 1938. (The World's Classics 452.) Ref. Reinald Hoops . . . . .	91
Henderson, <i>And Morning in His Eyes. A book about Christopher Marlowe.</i> London, 1937. Ref. Édouard Eckardt . . . . .	92

(Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite)

# ENGLISCHE STUDIEN

\*

Organ für englische Philologie  
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts  
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

**Johannes Hoops**

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

\*

73. Band



1938/39

O. R. Reisland, Leipzig

Karlstraße 20

1. Heft: S. 1—160, ausgegeben im November 1938.
2. Heft: S. 161—320, ausgegeben im Mai 1939.
3. Heft: S. 321—440, ausgegeben im Oktober 1939.



Altenburg, Thür.  
Pierersche Hofbuchdruckerei  
Stephan Geibel & Co.

## INHALT DES 73. BANDES.

### ABHANDLUNGEN.

	Seite
Germanischer Schicksalsglaube und angelsächsische Elegiendichtung. Von J. Rosteutscher . . . . .	1
Shakespeare und die Antike. (Drei Beiträge.) Von Walther Kranz . . . . .	32
Fable, Action, Unity, and Supernatural Machinery in English Epic Theory, 1650—1800. By H. T. Swedenberg . . . . .	39
Zu einigen Lautwandlungen in der südenglischen Hochsprache der letzten sechzig Jahre. Von Rudolf Dittes . . . . .	49
Bernhard Fehr †. Von Friedrich Brie . . . . .	56
Die vokalische Dissimilation im Altenglischen. Von Eduard Eckhardt . . . . .	161
Becca and Seafola. By Kemp Malone . . . . .	180
Beowulf 769 und Andreas 1526 ff. Von Fr. Kläeber . . . . .	185
Das Hendiadyoin als Mittel zur Hervorhebung des Werthhaften bei Chaucer. Von W. Héraucourt . . . . .	190
“Is this the Promis'd End?” By Richard H. Perkinson . . . . .	202
Ford's Tragedy of Love-Melancholy. By G. F. Sensabaugh . . . . .	212
Über die Genesis des <i>Kubla Khan</i> . Von N. Bôgholm . . . . .	220
Syntaktische Homonymie: Das umschreibende “do”. Von Hans Marchand . . . . .	227
<i>Standed</i> und <i>stent</i> und dergleichen in ags. sicher fixierten Hss. Von G. Linke . . . . .	321
Two Miracles in the Chevelere Assigne. By C. Grant Loomis . . . . .	331
Die mit Präpositionen zusammengesetzten Adverbien <i>here, there, where</i> . Von Johann Ellinger . . . . .	334
Zur neueren englischen Dialektforschung. Von Friedrich Schubel . . . . .	344

### BESPRECHUNGEN.

#### Sprache.

<i>Better English in Speech and Writing</i> . Vol. I, No. 1 (Dezember 1937). New York N. Y. Ref. Karl Brunner . . . . .	71
Friederici, <i>Der Lautstand Londons um 1400</i> . (Forsch. z. engl. Phil., Bd. 6.) Jena, 1937. Ref. Herbert Koziol . . . . .	63
Hammerschlag, <i>Dialekteinflüsse im frühneuenglischen Wortschatz nachgewiesen an Caxton und Fabyan</i> . (Bonner Studien 31.) . . . . .	65
Bonn, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	65
Henderson, <i>A Dictionary of English Idioms, Part I. Verbal Idioms</i> . London, 1937. Ref. Karl Thielke . . . . .	258
Köhler-Karpi, <i>Reclams Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache</i> . Neuausgabe. Leipzig, 1936. Ref. Karl Brunner . . . . .	69
Koziol, <i>Handbuch der englischen Wortbildungslehre</i> . (Germ. Bibliothek, 1. Abt. Sammlung germ. Elementar- und Handbücher. 1. Reihe. Grammatiken 21.) Heidelberg, 1937. Ref. F. Holthausen . . . . .	70

	Seite
v. Lindheim, <i>Studien zur Sprache des Manuskriptes Cotton Galba E IX.</i> (Wiener Beitr. 59.) Wien, 1937. Ref. Karl Brunner . . . . .	253
Reuter, <i>On Continuative Relative Clauses in English, Commentationes Humanorum</i> , IX, 3. Helsingfors, Leipzig, 1936. Ref. A. Dekker . . . . .	257
Schröder und Jaeger, <i>Englisches Handwörterbuch</i> . Lieferung 1 u. 2. Heidelberg, 1936 ff. Ref. Karl Brunner . . . . .	67
Smith, C. J., <i>Idiomatic Handbook of the English Language</i> . Revised by H. P. Smith, Leipzig, 1938. Ref. Anton Pirkhofer . . . . .	381
Sommer, <i>Die frühneuenglische Orthographie und Lautlehre in Lord Bacon's englischen Werken nach den wichtigsten Drucken und Handschriften</i> . (Angl. Forsch. 85.) Heidelberg, 1937. Ref. Herbert Koziol . . . . .	255
Wijk, <i>The Orthography and Pronunciation of Henry Machyn, the London Diarist. A Study of the South-East Yorkshire Dialect in the Early 16th Century</i> . Uppsala, 1937. Ref. Karl Thielke . . . . .	254
Zessin, <i>Der Begriff „Bauer“ im Englischen im Spiegel seiner Be- zeichnungsgeschichte und Bedeutungsgeschichte</i> . Würzburg, 1937. Ref. Karl Thielke . . . . .	63

## Literatur.

A. E., <i>The Living Torch</i> , ed. by Gibbon. London, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	128
Aldington, <i>Seven against Reeves</i> . Leipzig, 1938. Ref. Emil Müller . . . . .	293
<i>American Authors, 1600—1900. A Biographical Dictionary of American Literature</i> , ed. by Stanley J. Kunitz & Howard Haycraft. New York, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .	426
<i>Amis and Amiloun</i> , hrsg. von Leach. E. E. T. S. London, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	260
Arns, <i>Index der anglo-jüdischen Literatur</i> . Bochum-Langendreer, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	292
Baake, <i>Das Riesenscherzbuch Ulysses</i> . Bonn, 1937. (Bonner Stud. 32.) Ref. W. Héraucourt . . . . .	418
Bill, <i>The Life and Death of the Renowned Sir Philip Sidney</i> . London, 1938. Ref. Berta Siebeck . . . . .	267
Black and Shaaber, <i>Shakespeare's Seventeenth-Century Editors 1632—1685</i> . New York, London, 1937. Ref. Wolfgang Clemen . . . . .	395
Boyd, <i>The Picnic</i> . Leipzig, 1937. Ref. Kurt Wittig . . . . .	134
Bodingbauer, <i>Zum Wesen des Klassenkampfes. Eine Untersuchung an John Galsworthy</i> . Wien, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	122
Brasol, <i>Oscar Wilde. The Man — The Artist</i> . London, 1938. Ref. Anton Pirkhofer . . . . .	411
Brie, <i>Die nationale Literatur Schottlands von den Anfängen bis zur Renaissance</i> . Halle/Saale, 1937. Ref. S. B. Liljegren . . . . .	385
van Briessen, <i>Stil und Form bei Lafcadio Hearn</i> . (Neue Dt. Forsch., Abt. Engl. Phil. 9.) Berlin, 1937. Ref. H. W. Häusermann . . . . .	115
<i>British Authors of the Nineteenth Century</i> , ed. Stanley J. Kunitz and Howard Haycraft. New York, 1936. Ref. Reinald Hoops . . . . .	110
Bromfield, <i>The Rains Came. A Novel of Modern India</i> . Leipzig 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	421
Cloete, <i>Turning Wheels</i> . Albatross Giants G. 101. Leipzig, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	423
Coffin, C. M., <i>John Donne and the New Philosophy</i> . (Columbia Univ. Stud. in Engl. and Comp. Lit. 126.) London, Milford 1937. Ref. Rudolf Metz . . . . .	397
Coffin, T., <i>New Poetry of New England: Frost and Robinson</i> . Baltimore, 1938. Ref. Leo von Hübner . . . . .	427
Conrad, <i>Within the Tides</i> . Leipzig, 1937. Ref. Kurt Wittig . . . . .	120

Crane, <i>Wit and Rhetoric in the Renaissance. The formal Basis of Elizabethan Prose Style</i> (Columbia Univ. Stud. in Engl. and Comp. Lit. 129). London, 1937. Ref. Friedrich Brie . . . . .	389
Day, <i>Life with Mother</i> . Albatross 384. Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns	293
Deeping, <i>The Woman at the Door</i> . London, 1937. 377 S. 7/6. Leipzig, 1938.	
—, <i>Blind Man's Year</i> . Leipzig, 1937. Ref. Reinald Hoops . . . . .	131
de la Mare, <i>Memory and other Poems</i> . London, 1938. Ref. Karl Arns	417
<i>Hymns Attributed to John Dryden</i> , ed. by G. R. Noyes and G. R. Potter. Cambridge University Press, 1937. Ref. Frederick T. Wood. . . . .	103
Dunning, <i>Piers Plowman: An Interpretation of the A-text</i> . Dublin, 1937. Ref. Herbert Koziol. . . . .	263
Eglinton, <i>A Memoir of A. E. (George William Russell)</i> . London, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	128
Ellis-Fermor, <i>Some Recent Research in Shakespeare's Imagery</i> . Oxford University Press, 1937. Ref. Wolfgang Clemen. . . . .	274
<i>Five Elizabethan Tragedies</i> , ed. A. K. McIlwraith. London, 1938. (The World's Classics 452.) Ref. Reinald Hoops . . . . .	91
Galinsky, <i>Die Familie im Drama von Thomas Heywood</i> . (Sprache u. Kultur d. germ. u. roman. Völker. Anglist. Reihe. 22.) Breslau, 1936. Ref. Eduard Eckhardt. . . . .	88
Galinsky, <i>Deutsches Schrifttum der Gegenwart in der englischen Kritik der Nachkriegszeit (1919—1935)</i> . München, 1938. Ref. Emil Müller. . . . .	416
Glunz, <i>Die Literaturästhetik des europäischen Mittelalters, Wolfram — Rosenroman — Chaucer — Dante</i> . (Forsch. z. Geschichte europ. Geisteslebens, hrsg. von Herbert Schöffler, 2. Bd.) Bochum-Langendreer, 1937. Ref. Rudolf Hittmair. . . . .	72
Graves, <i>Count Belisarius</i> . London, 1938. Ref. Emil Müller. . . . .	420
Harbage, <i>Cavalier Drama. An Historical and Critical Supplement to the Study of the Elizabethan and Restoration Stage</i> . New York, London, 1936. Ref. Rudolf Stamm. . . . .	99
Henderson, <i>And Morning in His Eyes A book about Christopher Marlowe</i> . London, 1937. Ref. Eduard Eckhardt . . . . .	92
Hilton, <i>We are not alone</i> . Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .	423
<i>Journal of a Cruise to the Pacific Ocean, 1842—1844, in the Frigate "United States"</i> , with Notes on Herman Melville; ed. Anderson. Duke University Press, 1937. Ref. Ernst Theodor Sehrt . . . . .	112
Koldewey, <i>Über die Willensfreiheit im älteren englischen Drama</i> . Würzburg, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	383
Landor, <i>The Poetical Works</i> , edited by Stephen Wheeler. Oxford, 1937. 3 Vols. Ref. Friedrich Schubel . . . . .	405
<i>The Laughter Omnibus</i> . Taken from Punch by Anthony Armstrong. („A. A.“) London, 1937. Ref. Kurt Wittig . . . . .	136
Lawrence, <i>Kangaroo</i> . Leipzig, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	132
Lawrence, <i>The Man Who Died — The Ladybird — The Captain's Doll</i> . Albatross 380. Leipzig, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	294
Lindsay, <i>The Ranting Dog. The Life of Robert Burns</i> . London, 1938. Ref. Frederick T. Wood . . . . .	109
Löhmman, <i>Die Sage von Gawain und dem Grünen Ritter</i> . (Schriften d. Albertus-Universität. Geisteswiss. Reihe, Bd. 17.) Königsberg (Pr.) und Berlin, 1938. Ref. Hans Marcus . . . . .	266
Meißner, <i>Englische Literaturgeschichte II. Von der Renaissance bis zur Aufklärung</i> . (Sammlung Götschen 1116). Berlin, 1937. Ref. Karl Brunner . . . . .	87
Menon, <i>Shakespeare Criticism. An Essay in Synthesis</i> . London, 1938. Ref. A. W. Pirkhofer . . . . .	393
Minning, <i>Der Heimatroman des 20. Jahrhunderts in Süd-England und Wales</i> . Bleicherode, 1937. Ref. Karl Arns . . . . .	126

	Seite
Muir, O'Loughlin, <i>The Voyage to Illyria. A new study of Shakespeare</i> . London, 1937. Ref. Max Prieß . . . . .	93
Nicoll, <i>Stuart Masques and the Renaissance Stage</i> . London, 1937. Ref. Paul Meißner . . . . .	275
Osborn, <i>The Life, Letters, and Writings of John Hoskyns 1566—1638</i> . Yale Studies in English 87. London, 1937. Ref. Walter F. Schirmer . . . . .	269
Patt, <i>Der Kampf zwischen Vater und Sohn im englischen Roman des 20. Jahrhunderts</i> . Diss. Münster. (Münsterer Angl. Stud. 2.) Emsdetten, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	415
Philips, Ambrose, <i>The Poems</i> , ed. by Segar. Percy Reprints No. 14. Oxford, 1937. Ref. Frederick T. Wood . . . . .	108
Rathborne, <i>The Meaning of Spenser's Fairyland</i> . (Columbia Univ. Stud. in Engl. and Comp. Lit. 131.) London, 1937. Ref. Walter F. Schirmer . . . . .	392
Reid, <i>Peter Waring</i> . Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .	424
von Rohr-Sauer, <i>English Metrical Psalms from 1600 to 1660. A Study in the Religious and Aesthetic Tendencies of that Period</i> . Freiburg i. Br., 1938. Ref. Margarete Rösler . . . . .	279
Root, <i>The Poetical Career of Alexander Pope</i> . London, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .	287
Rutland, <i>Thomas Hardy, A Study of his Writings and their Background</i> . Oxford, 1938. Ref. Federico Olivero . . . . .	407
Sayers, <i>Busman's Honeymoon</i> . Albatross 395. Leipzig, 1938. Ref. Anton Pirkhofer . . . . .	425
Scrope, <i>The Dicts and Sayings of the Philosophers: a Middle English Version</i> , ed. Margaret E. Schofield. Philadelphia, 1936. Ref. Rudolf Hittmair . . . . .	83
Schmitz, <i>Der Mensch und die Gesellschaft im Werke John Galsworthys</i> . (Kölner Angl. Arb. 27.) Bochum-Langendreer, 1936. Ref. W. Héraucourt . . . . .	122
<i>Shakespeare-Jahrbuch</i> , hrsg. von Wolfgang Keller. Bd. 73. Weimar, 1937. Ref. A. Eichler . . . . .	271
Shankar, <i>Studies in Modern English Poetry</i> . Allahabad, 1936. Ref. Karl Arns . . . . .	126
Snider, <i>Satire in the Comedies of Congreve, Sheridan, Wilde, and Coward</i> . University of Maine Studies, Second Series, 42. Maine Bulletin, Vol. XL, 1, 1937. Ref. Kurt Wittig . . . . .	281
Stoll, <i>Shakespeare's Young Lovers</i> . Oxford Univ. Press, 1937. Ref. Eduard Eckhardt . . . . .	273
Stresau, <i>Josef Conrad, der Tragiker des Westens</i> . Berlin, 1938. Ref. E. Th. Sehrt . . . . .	410
Strong, <i>The Swift Shadow</i> . Leipzig, Albatross 373, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .	297
Sundermann, <i>Hermann Melvilles Gedankengut, eine kritische Untersuchung seiner weltanschaulichen Grundideen</i> (Diss. Berlin). Berlin, 1937. Ref. Ernst Theodor Sehrt . . . . .	114
Swift, <i>The Poems</i> . Ed. by Williams. 3 Vols. Oxford, 1937. Ref. Paul Meißner . . . . .	283
Swift, <i>A Tale of a Tub. With Other Early Works 1696—1707</i> . Ed. by Davis. Oxford, 1939. Ref. P. Meißner . . . . .	401
Taylor, B., <i>The Unpublished Letters in the Huntington Library</i> , ed. Schultz. San Marino, Cal., 1937. Ref. Anton Pirkhofer . . . . .	289
Teerink, <i>A Bibliography of the Writings in Prose and Verse of Jonathan Swift, D. D.</i> Den Haag, 1937. Ref. Paul Meißner . . . . .	106
Thompson, E., <i>The Youngest Disciple</i> . Albatross 387. Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .	298
Thompson, F., <i>Poems</i> . Oxford University Press, 1937. Ref. Federico Olivero . . . . .	117
Thorp, <i>Charles Kingsley 1819—1875</i> . London, 1937. Ref. Fr. Wild . . . . .	112

	Seite
Wernitz, <i>Neil Munro und die nationale Kulturbewegung im modernen Schottland.</i> (Neue Dt. Forsch., Abt. Engl. Phil. 147.) Berlin, 1937.	
Ref. Reinald Hoops . . . . .	290
White, Jr., <i>Scandinavian Themes in American Fiction.</i> Philadelphia, 1937. Ref. Leo von Hübner . . . . .	299
Wittig, <i>Sean O'Casey als Dramatiker. Ein Beitrag zum Nachkriegs-drama Irlands.</i> Leipzig, 1937. Ref. W. Héraucourt . . . . .	295
Wright, <i>Sensibility in English Prose Fiction 1760—1814, A Reinter-pretation.</i> Illinois Stud. Lang. and Lit. 22, 3/4. Urbana, 1937.	
Ref. Margarete Rösler . . . . .	403

#### Kultur- und Geistesgeschichte.

Addison, <i>Romanticism and the Gothic Revival.</i> New York, 1938.	
Ref. Reinald Hoops . . . . .	434
Aehle, <i>Die Anfänge des Unterrichts in der englischen Sprache, be-sonders auf den Ritterakademien.</i> Erziehungswissenschaftliche Studien 7. Hamburg, 1938. Ref. Karl Thielke . . . . .	433
Arneke, <i>Kirchengeschichte und Rechtsgeschichte in England.</i> Halle, 1937. Ref. Margarete Rösler . . . . .	138
Blyton, <i>We are observed. A Mirror to English Character.</i> London, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .	435
Canada Year Book 1938. <i>The Official Statistical Annual of the Resources, History, Institutions, and Social and Economic Con-ditions of the Dominion.</i> Dominion Bureau of Statistics, Department of Trade and Commerce, published by Authority of The Hon. William D. Euler, Minister of Trade and Commerce. Ottawa, 1938.	
Ref. Reinald Hoops . . . . .	437
<i>Dictionary of National Biography, 1922—1930</i> , ed. by J. R. H. Weaver.	
London, 1937. Ref. Reinald Hoops . . . . .	142
Dunsany, <i>My Ireland.</i> Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .	152
Frauchiger, <i>Der Englische Modernismus in seinen neuzeitlichen Aus-wirkungen nach den Werken von Dean Inge.</i> (Schweizer angl. Arb. 5.) Zürich und Leipzig, 1937. Ref. H. W. Häusermann . . . . .	309
Graf, <i>Imperium Britannicum — Vom Inselstaat zum Weltreich.</i> Leipzig, 1937. Ref. Ernst Theodor Sehr . . . . .	151
Karstedt, <i>Der weiße Kampf um Afrika.</i> Bd. 1: <i>Englands Afrikanisches Imperium.</i> Berlin, 1937. Ref. Reinald Hoops . . . . .	153
Kendrick, <i>Anglo-Saxon Art. To A. D. 900.</i> London, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .	429
Kilgour, <i>The Decline of Chivalry as shown in the French Literature of the Late Middle Ages.</i> (Harvard Stud. in Romance Lang. XII.) Cambridge, Mass., 1937. Ref. Hugo Lange . . . . .	431
Laws and Peacock, <i>Political Parties, A Comparative Survey.</i> Cambridge, 1937. Ref. Reinald Hoops . . . . .	311
Mailahn, <i>Napoleon in der englischen Geschichtsschreibung von den Zeitgenossen bis zur Gegenwart.</i> (Schriften d. kriegsgesch. Abt. im histor. Seminar d. Universität Berlin, Heft 21.) Berlin, 1937. Ref. Karl Arns . . . . .	148
Marriott, <i>English Political Institutions. An Introductory Study. Fourth Edition, with Introductory Chapters on the Constitution, 1910—1938.</i> Oxford, London, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .	436
Neale, <i>Königin Elisabeth.</i> Hamburg-Leipzig, 1936. Ref. Ernst Theodor Sehr . . . . .	144
Nielsen, <i>The Colour Bar.</i> Kapstadt u. Johannesburg, o. J. (1937). Ref. Reinald Hoops . . . . .	154
Pfander, <i>The Popular Sermon of the Medieval Friar in England.</i> New York, 1937. Ref. Margarete Rösler . . . . .	137
Plümer, <i>Das britische Weltreich.</i> Dortmund, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .	149



	Seite
Sandberger, <i>Studien über das Rittertum in England, vornehmlich während des 14. Jahrhunderts.</i> (Hist. Studien, 310.) Berlin, 1937 Ref. Hans Marcus . . . . .	302
Thurmann, <i>Der Niederschlag der evangelischen Bewegung in der englischen Literatur.</i> Emsdetten, 1937. Ref. Margarete Rösler .	141
Wendland, <i>Der Einfluß der Politik auf das 'London Magazine' und seine Hauptbeiträge</i> (Münsterer Anglist. Stud. 1.) Emsdetten, 1937. Ref. Max Prieß . . . . .	305
Whitmore, <i>Medieval English Domestic Life and Amusements in the Works of Chaucer.</i> Washington, D. C., 1937. Ref. Friedrich Schubel . . . . .	303

## Bibliographie.

<i>The Year's Work in English Studies.</i> Bd. 17 (1936), hrsg. von Boas und Serjeanston. Oxford University Press, 1938 . . . . .	155
<i>The Year's Work in Modern Language Studies.</i> By a Number of Scholars. Ed. by Tancock and Gilles. Vol. 8: Year ending 30 June 1937. Cambridge University Press, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .	156

## Zeitschriftenschau.

Ref. Reinald Hoops . . . . .	156
------------------------------	-----

## MISZELLEN.

Zu den Reim- u. Ablautbildungen im Englischen. Von Herbert Koziol	158
Gadgets. By P. Fijn van Draat . . . . .	312
Neuenglische Kose- und Spitznamen auf -s. Von Karl Thielke . . .	315
Entgegnung. Von Eduard Eckhardt . . . . .	317
Albatross und Tauchnitz Edition . . . . .	318, 439
Kleine Mitteilungen . . . . .	159, 319, 439

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

Arns 126, 148, 152, 293, 298, 417, 423, 424, 435.	Holthausen 70.	Perkinson 202.
Bögholm 220.	Hoops, R. 91, 110, 131, 142, 149, 153, 154, 155, 156, 287, 290, 311, 426, 429, 434, 436, 437.	Pirkhofer 289, 381, 393, 411, 425.
Brie 56, 389.		Prieß 95, 305.
Brunner 67, 69, 71, 87, 253.		Rösler 137, 138, 141, 279, 403.
Clemen 274, 395.	Klaeber 185.	Rosteutscher 1.
Dekker 257.	Koziol 63, 158, 255, 263.	Schirmer 269, 392.
Dittes 49.	Kranz 32.	Schubel 303, 344, 405.
Eckhardt 88, 92, 161, 273, 317.	Lange 431.	Sehr 112, 114, 144, 151, 410.
Eichler 271.	Liljegren 385.	Sensabaugh 212.
Ellinger 334.	Linke 321.	Siebeck 267.
Fijn van Draat 312.	Loomis 331.	Stamm 99.
Häusermann 115, 309.	Malone 180.	Swedenberg 39.
Héraucourt 65, 122, 128, 190, 260, 295, 383, 418.	Marchand 227.	Thielke 63, 254, 258, 315, 433.
v. Hibler 299, 427.	Marcus 266, 302.	Wild 112.
Hittmair 72, 83.	Meißner 106, 275, 283, 401.	Wittig 120, 132, 134, 136, 281, 292, 294, 297, 415, 421, 423.
	Metz 397.	Wood 103, 108, 109.
	Müller 293, 416, 420.	
	Olivero 117, 407.	

## GERMANISCHER SCHICKSALSGLAUBE UND ANGELSÄCHSISCHE ELEGIENDICHTUNG.



E. Sieper erwähnt in seinem Buche über die altenglische Elegie die Beziehungen dieser literarischen Gattung zum germanischen heroischen Schicksalsglauben <sup>1)</sup>. Diese Beziehungen bilden den Gegenstand der folgenden Untersuchungen <sup>2)</sup>.

Die Blütezeit der Elegie, das achte bis zehnte Jahrhundert, war ein Zeitalter kultureller Mischung, die mit tiefgehenden Wandlungen auf weltanschaulichem Gebiet verbunden war. Der Übergang vom Heidentum zum Christentum führte, obwohl er in England ohne Gewaltsamkeit vor sich ging, doch zu Störungen und Brüchen im heidnischen Weltbild, die sich deutlich in der Dichtung der Angelsachsen spiegeln <sup>3)</sup>.

### **Der Schicksalsglaube als eine religiöse Erscheinung im sterbenden Heidentum.**

Der Schicksalsglaube hat seine Wurzeln unbestreitbar in der anthropomorphen Auffassung vom Wesen der Götter, die ja auch den christlichen Missionaren als Grundlage für ihren Beweis von der Überlegenheit ihres neuen Gottes diente <sup>4)</sup>. K. Helm sieht im Schicksalsglauben den Ausdruck des Gefühls

---

<sup>1)</sup> *Die altenglische Elegie*, Straßburg 1915, p. 15; vgl. auch Ehrismann, »Religionsgeschichtliche Forschungen zum germanischen Frühchristentum«, Paul und Braunes Beitr. 35.

<sup>2)</sup> Vgl. B. Phillpotts, "Wyrd and Providence in Anglo-Saxon thought", *Essays and Studies* XIII, Oxford, 1928, p. 12.

<sup>3)</sup> Vgl. B. Phillpotts, op. cit., p. 22 f.

<sup>4)</sup> Vgl. Daniel von Winchesters Brief an Bonifatius, *Monum. Germ. Hist. Epist.* III, epist. Carolini aevi, p. 271, und auch Papst Bonifatius' Brief an König Eadwine gegen die Verehrung der heidnischen Götter, Beda, *Hist. Eccl.* II, cap. 10 u. 13.

J. Hoops, Englische Studien. 73. 1.

der Abhängigkeit, wie es sich schon in primitiven Naturkulten äußert und schließlich in der Überzeugung gipfelt, daß alle Dinge, Menschen und auch Götter, vom Schicksal abhängen<sup>1)</sup>. Diese Überzeugung bildet den Hintergrund zum germanischen Heroismus, der das Schicksal trotzig auf sich nimmt, und auch zur germanischen Heldendichtung<sup>2)</sup>. Helm glaubt, daß dieser Schicksalsglaube zu einer Art Monotheismus geworden wäre, hätte das Christentum nicht diese Entwicklung unterbrochen. Diese Ansicht erscheint jedenfalls gerechtfertigt hinsichtlich der Verhältnisse in England, wo der Schicksalsglaube sich geradeswegs in christlichen Monotheismus auflöste. 'wyrd', 'metod' und 'dryhten' sind nur verschiedene Namen für denselben religiösen Begriff, obwohl 'wyrd' immer etwas von seiner ursprünglichen feindlichen Bedeutung beibehielt und hauptsächlich die schadenbringenden Funktionen der Gottheit bezeichnete.

Im Verlauf der Entwicklung in den Nordischen Ländern aber nahm Odin die Funktion des Schicksals, obwohl er selbst wie die andern Götter unter dem Spruch des Weltschicksals steht. Sein Kultus<sup>3)</sup> stand im Gegensatz zu dem des "fulltrui" des Freundgottes Thor<sup>4)</sup>. Schicksal und Tod, die geheimnisvollen und gefährlichen Seiten des Lebens, aber auch Heldentum sind verkörpert in Odin.

Alle germanischen Sprachen besitzen ein Wort zur Bezeichnung der bewohnten Erde, das eigentlich »eingehegtes Gebiet in der Mitte« bedeutet: got. midjungards, ags. mid-

<sup>1)</sup> *Germanische Wiedererstehung* p. 381.

<sup>2)</sup> Der Schicksalsglaube ist bereits bei Tacitus bezeugt. B. Phillpotts, a. a. O. p. 12—14, glaubt, daß der Grund für das Interesse an Untergang, Niederlage und Verderben, das für die gesamte heroische Dichtung typisch ist, in der Tatsache liegt, daß Unglück die entscheidende Prüfung des heldischen Charakters darstellt. 'The valour of Odin and his peers, like the valour of human heroes, can only be proved by their fighting a losing battle, with defeat foreordained and foreknown.' 'Fate can put men and women into positions, whence it seems impossible for them to emerge with honour. They are judged by their choice, still more, perhaps, by the steadfastness with which they carry out their chosen aim, never looking back. But they justify themselves and redress the balance by their conception of Fame . . .'

<sup>3)</sup> Vgl. H. Chadwick, *The Heroic Age*, p. 396 f.

<sup>4)</sup> Vgl. H. Naumann, *Germanischer Schicksalsglaube*, 1934, p. 35 f.

dangeard, an. midgarðr. Der Bezirk, der außerhalb dieses »Geheges« liegt, »Utgard«, ist die Wohnstätte feindlicher Wesen<sup>1)</sup>. Asgard, die Burg der Asen erhebt sich im Zentrum von Midgard. Die Bewohner von Utgard, die Riesen, werden sich am Weltabend gegen die Götter erheben und sie überwinden (Ragnarök)<sup>2)</sup>. Utgard ist auch die Heimat des 'Neiding', der wegen eines Verbrechens aus der Gemeinschaft von Midgard, dem Sitz des Friedens, der Ehre und des Glückes<sup>3)</sup>, ausgestoßen worden ist.

Dieses dunkle Gebiet germanischer Religion bot den Missionaren die Grundlage für ihren Angriff auf die heidnische Seele und auf die heidnischen Götter, wie man aus der Geschichte von König Eadwines Bekehrung ersehen kann<sup>4)</sup>.

Der Begriff von der Allmacht des Schicksals mag auch bei den Angelsachsen erst in jüngerer Zeit entstanden sein. Die Namen 'Woden' und 'þunor' kommen häufig vor, ein Beweis, daß es auch bei ihnen höhere Götter gegeben haben muß. Andererseits macht das neutrale Geschlecht des Wortes für 'Gott' (god) im an. und got. es wahrscheinlich, daß der Begriff der Gottheit ursprünglich der einer unpersönlichen Macht war<sup>5)</sup>. Diese Vermutung stünde im Einvernehmen mit der Fraglichkeit des Vorhandenseins von Gotterbildern in früheren, von der Kultur des Mittelmeers nicht beeinflussten Zeiten. Aber zu der Zeit, aus der die frühesten angelsächsischen Schriften und Altertümer stammen, hatte das Christentum bereits so große Fortschritte gemacht, daß man sich vom Charakter des angelsächsischen Kultes nur schwer eine Vorstellung machen kann<sup>6)</sup>. Die Missionare strebten nach vollständiger Ausrottung des Heidentums, indem sie alle Götter zu Teufeln machten. Auf diese Weise zerstörten sie das bisherige geistige Leben der Bekehrten trotz äußerer Milde und

<sup>1)</sup> Vgl. die Beschreibung in *Beowulf* 1408 f.

<sup>2)</sup> Vgl. W. Ker, *The Dark Ages*, London 1904, p. 50 f.; and V. Grönbech, *The Culture of the Teutons*, 1931, I 175 f.; auch H. Chadwick, *The Growth of Literature*, Cambridge 1932, I 326.

<sup>3)</sup> Kummer, *Midgards Untergang*, p. 10 und V. Grönbech, a. a. O. p. 1 f.

<sup>4)</sup> Beda, *Hist. Eccl.* II 10—13 und Kummer, a. a. O. 208.

<sup>5)</sup> R. Jente, *Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz*, Anglistische Forschungen, Heidelberg 1921, p. 27.

<sup>6)</sup> Jente, op. cit. p. 1 f., 14, 27, 31 f., 33, 58.

trotz zahlreicher Kompromisse. Obwohl sie einerseits dem handfesten Materialismus der Angelsachsen durch Versprechungen von Belohnungen im Jenseits entgegenkamen und auch die metaphysischen Fragen nach dem Woher und Wohin des Lebens beantworteten<sup>1)</sup>, fügten sie doch zu ihren Lehren und Versprechungen sehr deutliche Drohungen mit der Hölle und mit ewiger Verdammnis<sup>2)</sup>. Die Geschichte von Redwealds zwei Altären, von denen der eine für die Verehrung Christi, der andere für heidnische Opfer bestimmt war, zeugt von der geistigen Unsicherheit und Gebrochenheit dieser Übergangszeit<sup>3)</sup>. Die Neubekehrten wandten sich oft im Unglück zum Heidentum zurück, wie Beda erzählt<sup>4)</sup> und wie man aus einer Stelle im *Beowulf* ersehen kann<sup>5)</sup>.

In diesem Zeitalter des schwindenden Glaubens an die alten Götter und des Zusammenbruchs alter Traditionen, der geistigen Unsicherheit und der Fraglichwerdung alter Werte<sup>6)</sup> trat der Schicksalsglaube stark in den Vordergrund. Er wurde teilweise den Lehren der Kirche angepaßt und teilweise von ihr bekämpft<sup>7)</sup>. In diesem Zusammenhang spielte des Boethius' Buch *De Consolatione Philosophiae* eine wichtige Rolle; es bildete, wie B. Phillpotts richtig bemerkt, eine Brücke zwischen der alten Weltanschauung der Nordischen Völker und ihrer neuen Religion<sup>8)</sup>. König Ælfreds erweiterte Übersetzung dieses Werkes liefert einen Beweis dafür. Die Macht des Schicksals wird in diesem Buche zwar nicht geleugnet, aber sie wird aufgefaßt als ein Werkzeug göttlicher Vorsehung, entsprechend der Abhängigkeit des 'fatum' von 'providentia' in der Vorlage<sup>9)</sup>. Boethius' Werk selbst hatte seinen Ursprung

<sup>1)</sup> Beda, *Hist. Eccl.* I 25; V 11.

<sup>2)</sup> Beda, *Hist. Eccl.* IV 25; V 12—14; vgl. auch die Themen von Caedmons Gedichten, Beda IV 24: *canebat autem de creatione mundi et origine humani generis . . . item de terrore futuri iudicii et horrore poenae gehennalis ac dulcedine regni caelestis multa carmina faciebat.*

<sup>3)</sup> Beda, *Hist. Eccl.* II 15.

<sup>4)</sup> Beda, *Hist. Eccl.* III 30; IV 27.

<sup>5)</sup> *Beowulf*, 174 f.

<sup>6)</sup> Ehrismann, a. a. O. p. 237.

<sup>7)</sup> F. Kauffmann, »Über den Schicksalsglauben der Germanen«. *Ztschr. f. d. Phil.* 50, p. 361 f.

<sup>8)</sup> B. Phillpotts, a. a. O. p. 25.

<sup>9)</sup> Vgl. *König Ælfreds Übersetzung des Boethius*, ed. Sedgfield, Oxford 1899, p. 128 f.; vgl. auch *Gnom. Cott.* 4: *þrymmes syndon Cristes myccle, wyrd biþ swidost.*

in einer Zeit des Überganges vom Heidentum zum Christentum. Die stoische "haimarmene" oder "ananke" mußte mit dem neuen Gottesbegriff versöhnt werden. Schicksal und Vorsehung wurden jetzt als gleichbedeutend angesehen, wie aus Augustinus' *De Civitate Dei* V 8 hervorgeht. Gott wird als der feste Pol aufgefaßt, um den sich die Schicksale bewegen: 'God us ece bið, ne wendað hine wyrda' <sup>1)</sup>. Ein Christ nimmt sein Schicksal als von Gott verordnet entgegen. Dieser römisch-christliche Standpunkt wurde die Grundlage für den Angriff auf den heidnischen Schicksalsglauben mit seinem Einschlag von Trotz und Willensfreiheit. Dies bezeugt eine Stelle in Ælfreds *Boethius*: "sume uðwiotan þeah secgað, þæt sio wyrd wealde ægþer ge gesælda ge ungesælda ælces monnes. ic þonne secge, swa swa ealle cristene men secgað, þæt sio godcunde foretiohhung his walde, næs sio wyrd, ond ic wat, þæt hio demð eall þing swide rihte, þeah ungesceadwisum men swa ne þince <sup>2)</sup>." B. Phillpotts stellt fest, daß es nun leichter war, bloßes Unglück, bloße Niederlage zu verstehen. Das Opfer konnte nun für seine Leiden im zukünftigen Leben entschädigt werden. Aber jener Widerstand bis zum letzten, jener Trotz gegen das Schicksal, den die germanisch-heidnische Welt bewunderte, erschien jetzt leicht als bloßer Mangel an Frömmigkeit. Und die gesamte heidnische Lebensphilosophie war mit der neuen Lehre völlig unvereinbar <sup>3)</sup>. In diesem Sinne bekämpft auch Abt Ælfric in seinen Homilien den Glauben, daß das Schicksal die herrschende Macht des menschlichen Lebens sei <sup>4)</sup>.

Mit der Christianisierung des Schicksalsglaubens, die von den Missionaren mit Erfolg durchgeführt wurde, wurden die metaphysischen Ideen der Angelsachsen auf eine neue Grundlage gestellt. Recht und Gerechtigkeit wurden die Stützen der neuen christlichen Weltordnung. Aber die germanischen Stämme gaben ihren Schicksalsglauben nicht ohne weiteres auf, wie man aus den folgenden Zeilen aus Ælfreds *Boethius* er-

<sup>1)</sup> *Gnom. Ex.* 8 und *Boethius* IV, c. 6.

<sup>2)</sup> *Boethius*, ed. Sedgfield, p. 131; auch p. 25 und andere Stellen. Metra des Boethius XX 11, 1f., 22f.; 13, 1f.; 20, 18f.; 28, 69f.; außerdem Aldhelms lateinisches Rätsel "fatum" und die Angelsächsischen Rätsel; vgl. Kauffmann, a. a. O. p. 368.

<sup>3)</sup> B. Phillpotts, a. a. O., p. 16f.

<sup>4)</sup> *Ælfrics Homilien*, ed. Thorpe, I 110f., 134, 273f., 378.

sehen kann: "Eala min drihten, þu þe ealle gesceafta ofersihst . . . eala þu ælmihtiga scippend ond rihtend eallra gesceafta . . . hwy þu la drihten æfre woldest, þæt seo wyrd swa hwyrfan sceolde?" Und ähnlich heißt es in den *Metren* des Boethius: "þu ælmihtiga ealra gesceafta sceppend ond reccend . . . hwi þu ece god æfre wolde þæt sio wyrd on gewill wendan sceolde yflum monnum ealles swa swide? . . . gif þu nu, waldend, ne wilt wirde steoran ac on selfwille sigan lætest, þonne ic wat, þætte wile woruldmæn tweogan . . . eala min dryhten, þu þe ealle ofersihst worulde gesceafta<sup>1)</sup>." Angesichts dieser Zweifel an der Allmacht Gottes gegenüber der Macht des Schicksals nimmt es nicht wunder, daß der alte Schicksalsglaube sich gegenüber dem christlichen Glauben an die Vorsehung Gottes behauptete, wie man aus *Beowulf* (572 und 2525)<sup>2)</sup> entnehmen kann:

. . . . . Wyrd oft nered  
 unfægne eorl þonne his ellen deah.  
 . . . . . ac unc feohte sceal  
 weorðan æt wealle swa unc Wyrd geteod  
 metod manna gehwæs.

Der Tod als unvermeidliches Lebensschicksal gab dem alten Schicksalsglauben immer wieder neue Kraft. "Wyrd" und "metod" und ihre Komposita, besonders "methodsceaft" besitzen geradezu die Bedeutung von Tod oder todbringender Macht<sup>3)</sup>. Obwohl das Christentum an die Stelle des Schicksals nach dem Tode das Jüngste Gericht einsetzte, bemühten die Dichter die Schicksalsmacht sogar gelegentlich für das Jüngste Gericht, indem sie sie dem Weltenrichter unterstellten<sup>4)</sup>. Im allgemeinen bezieht sich aber der Begriff "wyrd" auf den Lebenslauf, der mit dem Tode endet. Das Leben nach dem Tode scheint nicht zu dem ursprünglichen Bereich der heidnischen Schicksalsgöttin oder -göttinnen gehört zu haben<sup>5)</sup>. Der Körper des Menschen war der Hüter des Schatzes, den das Schicksal dem Menschen anvertraut hatte, nämlich des Lebens, das im feind-

<sup>1)</sup> Ælfreds *Boethius*, p. 10 und *Metra* 4, 29 f.

<sup>2)</sup> Ebenso *Beowulf* 455.

<sup>3)</sup> Jente a. a. O., p. 69 f., auch Kauffmann, a. a. O. p. 379, 383 f., 388 f.; und O. Schrader, »Zur Entwicklungsgeschichte des Schicksalsbegriffs bei den Indogermanen«, Neue Jahrbücher, 43, p. 75 f.

<sup>4)</sup> *Genesis* 2570 f., *Crist* 888.

<sup>5)</sup> Beispiele bei Kauffmann p. 388.

lichen Gegensatz zum Tode stand. Dieses Leben (ferh) war etwas anderes als die Seele, die in der christlichen Zeit an seine Stelle trat und im feindlichen Gegensatz zum Körper stand<sup>1)</sup>. Lebenszeit und Alter, Glück und Unglück, alles bildete eine Kette von Urentscheidungen (orlæg) der regierenden Mächte über den Verlauf des Lebens (gesceap whil, orlæg whil<sup>2)</sup>).

### Elegiendichtung und Schicksalsglaube.

Die Haltung der Menschen der frühchristlichen Zeit gegenüber der Schicksalsmacht, die nach christlicher Lehre mit der Vorsehung identisch ist, die sich aber doch augenscheinlich als zerstörerische und ungerechte Gewalt zeigte, war keineswegs immer heroisch, sondern im allgemeinen resigniert. Im folgenden soll gezeigt werden, wie diese letztere Haltung den elegischen Ton der angelsächsischen Dichtung bestimmt und überhaupt die Grundlage für die Elegiendichtung im engeren Sinne abgibt. In den meisten Elegien und in vielen anderen Dichtungen ist das elegische Element verstärkt durch Hinweise auf das Schicksal in der Form von Sprichwörtern. Beispiele in anderen germanischen Literaturen liefern das Hildebrandslied und das Lied von der Hunnenschlacht; in beiden Dichtungen erhält die heldische Tragödie eine elegische Färbung durch den resignierten Anruf des zerstörerischen Schicksals<sup>3)</sup>. Wie das Schicksal hier für die Tragödie verantwortlich gemacht wird, so erscheint es in dem Dialog zwischen Salomon und Saturn als die Ursache der Tragödie der Mutter, die nicht weiß, ob ein gutes oder böses Geschick ihren Sohn erwartet. Die Worte Salomos über die Mutter, die gegenüber dem Schicksal machtlos ist, bilden geradezu eine Elegie:

Modor ne rædeð þonne heo magan cenned  
 hu him weorde geond worold widsið sceapen.  
 Oft heo to bealwe bearn afedeð  
 seolfre to sorge, siððan dreoged  
 his earfoðu orlegstunde:

<sup>1)</sup> *Beowulf*, 2419.

<sup>2)</sup> Kauffmann, a. a. O. p. 379, 383 f.; und *Salomon und Saturn*, 370 f.

<sup>3)</sup> Es wäre nicht schwierig zu zeigen, wie elegische Dichtung auch in der an. heldischen Literatur sich aus einer trauervollen Anrufung und resignierten Betrachtung des Schicksals entwickelt hat, vgl. z. B. *Sigurðarkviða en skamma*.



heo þæs afran sceall oft and gelome  
grimme greotan, þonne he geong færed,  
hafad wilde mod, werige heortan,  
sefan sorgfullne, slided geneahhe  
werig wilnaleas wuldres bedæled,  
hwilum higegeomor healle weardað  
leofað leodum feor, locað geneahhe  
fram þam unlædan ængan hlaford.  
Fordon nah seo modor geweald, þonne heo magan cenned  
bearnes blædes, ac sceal on gebyrd faran  
an æfter anum: ðæt is eald gesceaft<sup>1</sup>).

Und auf Saturns Frage:

hwæder wære twegra butan tweon strengra,  
wyrd de warnung, ðonne hie winnað oft  
mid hira ðreamedlan, hwæderne adreoted ær . . .

antwortet Salomon wiederum mit einer Art von Elegie, indem er das Schicksal für alles Unglück verantwortlich macht:

Wyrd bið wended hearde, wealled swide geneahhe,  
heo wop weced, heo wean hladed,  
heo gast scyð heo ger byred:  
and hwædre him mæg wissefa wyrdas gehwylce  
gemetigian, gif he bið modes gleaw  
and to his freondum wile fultum secan,  
ðeh hwædre godcundes gæstes brucan.

Und Saturn stimmt in diesen Trauergesang mit Vorwürfen ein:

ac hwæt wited us wyrd seo swide  
eallra fyrena fruma; fæhdo modor,  
weana wyrtwela, wopes heafod,  
frumscylda gehwæs fæder and modor,  
deades dohtor? ac hwan drohtað heo mid us?  
hwæt: hie wile lifigende late adreotan,  
ðæt heo ðurh fyrena geflitu fæhdo ne tydre.

(Sal. and Sat., 426—448.)

Der Mensch wird hier als das Opfer des Schicksals betrauert. Durch Siepers Vergleichen der angelsächsischen Elegien mit altkeltischen Dichtungen, die einfach sentimental sind, ohne auf die Schicksalsmacht Bezug zu nehmen, wird es noch klarer, daß der elegische Ton der Angelsächsischen Dichtung nicht so sehr einer besonderen Neigung der Angelsachsen zur Sentimentalität entspringt als vielmehr der Schwächung

<sup>1</sup>) *Salomon und Saturn*, 370—385; vgl. auch die Parallele hierfür in der Hreðel-Episode im *Beowulf*, besonders v. 2444f.

der heroischen Haltung gegenüber Leben und Tod und dem wachsenden Gefühl der Unterlegenheit unter einer unwiderstehlichen Macht, einem Gefühl, das durch die wachsende Emanzipation des Individuums von Tradition und Konvention und den damit verbundenen Verlust der geistigen Sicherheit verstärkt wurde<sup>1)</sup>. Denn die alte heroische Haltung, noch unberührt vom christlichen Individualismus, war der Entstehung von Elegien nicht günstig. Sie bedeutete Trotz gegenüber dem Schicksal durch freudige Bejahung und durch ruhmreiche, ehrenvolle, wenn auch tragische Tat, wie es die folgenden Zeilen aus dem *Beowulf* (1384f.) zeigen:

Ne sorga snotor guma! selre bið æghwæm  
 þæt he his freond wrece þonne he fela murne  
 ure æghwylc sceal ende gebidan;  
 worolde lifes; wyrce se þe mote  
 domes ær deaþe, þæt bið drihtguman  
 unhlifendum æfter selest.

Das hochentwickelte Selbstbewußtsein und die Fähigkeit und Neigung, persönlichste Stimmungen zu äußern, wie sie für eine Spätzeit charakteristisch ist — zeigt sich in dem Gebrauch der ersten Person in den angelsächsischen Elegien<sup>2)</sup> und den elegischen Stellen in *Crist* (789f.), *Fuliana* (695f.) und *Elene* (1237f.). Und nicht allein die Feinheit des seelischen Ausdrucks und die Wiedergabe ganz persönlicher Situationen in den Elegien zeugt hierfür. Auch vom gesetzlichen Standpunkte aus gesehen erscheinen Situationen wie die in der *Botschaft des Gemahls* und der ersten *Klage der Frau* nur im spätheidnischen Zeitalter möglich mit seiner Lockerung der Familienbände im weiteren Sinne und seiner Emanzipation des Individuums<sup>3)</sup>. Die Tatsache selbst, daß Verbannte ihren Mühsalen in der Dichtung Ausdruck verleihen, zeigt ein spätes Zeitalter an, in dem vielleicht unter dem Einfluß des Christentums der Verbannte nicht mehr als toter Mann ohne Seele behandelt wurde<sup>4)</sup>, sondern als menschliches Wesen, dessen

<sup>1)</sup> Sieper, a. a. O. p. 58f.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. auch die an. Gedichte *Guðrunarhvot*, *Helreið Brynhildar*, *Oddrunargrætr* und *Guðrunarkviða II*.

<sup>3)</sup> Sieper a. a. O. p. 7f.

<sup>4)</sup> L. Weiser-Aall, »Zur Geschichte der altgerm. Todesstrafe und Friedlosigkeit«, Archiv f. Religionswiss. 30, p. 209f., bes. p. 225; auch Grönbech, *The Culture of the Teutons*, vol. I.

Schicksal menschlich interessierte. Auch die Tatsache, daß der Kummer von Frauen Gegenstand der Dichtung wird, wie in den zwei Frauenklagen und in *Deors Klage* (Str. II und III) und daß in der *Botschaft des Gemahls* sogar ein sich sehrender Gemahl dargestellt wird, verrät jene für eine Spätzeit so charakteristische Feinheit des Gefühls und jenes gesteigerte Interesse daran, wie es dem eigentlichen Heldenzeitalter fehlt.

Die Elegie, das »Schicksalsklagelied«, das in den vorhandenen Beispielen sich weit von seiner vielleicht ursprünglichsten Form, der Totenklage, wie sie im *Beowulf* 2247—66 vorliegt und v. 3150—55 erwähnt wird, entfernt hat, handelt immer von einem typischen Thema: der Auflösung oder dem Verfall der Familie oder des Geschlechtes oder der Gefolgschaft, oder der Verbannung oder Vertreibung daraus. Das Unglück, welches der Tod verursachte, Einsamkeit, Verlassenheit der Heimstätte, Trauer, Verlust des Beschützers, und Sehnsucht nach der besseren Vergangenheit, all dies konnte auch durch andere Umstände erzeugt werden: durch Mißgeschick, Alter, Vertreibung und gewaltsame Trennung und besonders durch Verbannung, durch Friedlosigkeit. Sieper betont, gestützt auf Grönbechs Buch *Lykkemand og Niding*, wie stark der Germane von Stammestraktionen und Familienbewußtsein bestimmt war, die die Grundlage seiner Persönlichkeit bildeten.

Die gesamte Ethik beruhte auf der Tatsache der Zugehörigkeit zu einer Sippe und einer Gefolgschaft. Vertrauen, Treue, Ehre, Sicherheit, Lebensfreude, Friede, Glück und überhaupt das gesamte seelische Leben erhielten ihre Bedeutung und ihren Inhalt von dieser Stammesangehörigkeit. Sippenfriede war das Ideal der germanischen Seele. Freude war nur möglich innerhalb der Grenzen des Stammes- und Sippenfriedens (*middangeard*). Mit dem Verlust der Zugehörigkeit zu diesen Gemeinschaften war der Verlust des Friedens und der Freude verbunden. Verbannung war die Strafe für Friedensstörer, für Mörder, für solche, die sich der Pflicht der Blutrache entzogen und für andere Verbrechen<sup>4)</sup>. Für die Zeit des Übergangs vom Heiden-

<sup>1)</sup> Sieper, a. a. O. p. 7.

<sup>2)</sup> Kopenhagen 1909.

<sup>3)</sup> Sieper a. a. O. p. 107; auch Chadwick, *The Heroic Age*, p. 344 f.

<sup>4)</sup> Grönbech, *The Culture of the Teutons*, vol. I.

tum zum Christentum darf man vielleicht auch Vertreibung aus religiösen Gründen annehmen<sup>1)</sup>. Die Form, in welcher sich die Angelsachsen das Himmelreich vorstellten, zeigt ebenfalls die überragende Bedeutung der Sippe und der Gefolgschaft. Himmel bedeutet für sie Erbsitz, Edelsitz und Heimstätte<sup>2)</sup>. Der Gegensatz zwischen dem glücklichen und geschützten Leben in 'middangeard' und den Schrecken der Verbannung ist, wie oben gezeigt, geradezu ein metaphysischer. Er bildet ein wichtiges Element im Aufbau der angelsächsischen Elegien. Um diesen Gegensatz klar herauszustellen, werde ich für das Folgende die Ausdrücke 'Midgard' und 'Utgard' aus der Nordischen Mythologie entlehnen, wie es auch Kummer a. a. O. getan hat.

### Deors Klage.

Die Grundsituation der Klage bildet die Vertreibung eines Sängers von seiner Gefolgschaft durch einen anderen Sänger (35—41). Wenn es für ein spätes Heidentum kennzeichnend ist, daß sich der Mensch dermaßen vom Schicksal überwältigt fühlt, daß er seine Individualität ihm gegenüber nicht mehr zu behaupten wagt, dann muß *Deors Klage* als ursprünglich einer früheren Entwicklungsstufe heidnischer Ethik angehörig angesehen werden. Der Kehrreim 'þæs ofereode, þisses swa mæg' drückt die Überzeugung geistiger Unabhängigkeit und den Mut zum Widerstande gegen das Schicksal aus. Er ähnelt stark einer Zauberformel, z. B. den magischen Sprüchen gegen Hexenstich, aber andererseits auch den christlichen 'preces commendaticiae'<sup>3)</sup>. Er richtet sich hier gegen die Willkür des Schicksals, wie sie die folgenden Zeilen beschreiben:

mæg þonne gefencan þæt geond þas woruld  
 witig dryhten wendeð geneahhe.  
 eorle monegum are gesceawað,  
 wishcne blæd sumum weana dæl. (31f)<sup>4)</sup>

Das Schicksal ist zwar nicht genannt, aber um so mehr gemeint. Der Dichter spricht von Verbannung und Leiden mit

<sup>1)</sup> Vgl. L. Weiser-Aall, a. a. O., wo man ersehen kann, daß Verbannung immer aus religiösen Gründen im weiteren Sinne verhängt wurde.

<sup>2)</sup> Ehrismann, a. a. O. p. 211.

<sup>3)</sup> Sieper, a. a. O. p. 163 f.

<sup>4)</sup> Vgl. ähnliche Stelle im Gedicht *Der Menschen Geschichte* 644, hg. Grein-Wülcker.

einem Pessimismus, der nicht durch den in den Worten 'witig dryhten' liegenden Hinweis verdeckt werden kann, daß dies 'endeleas earfoða dæl' der Ratschluß höherer Gerechtigkeit ist. Die Zeilen 28—30 geben den Grundton des Gedichtes an:

sited sorgcearig sælum bidæled  
on sefan sweorced sylfum þinced  
þaet sy endeleas earfoða dæl.

Gott selbst verhängt die Schicksale, und die heroische Haltung des Menschen gegenüber der namenlosen Schicksalsmacht, die bis zu einem gewissen Grade beschworen werden kann, wandelt sich in den Zeilen 28—34 zur Demut gegenüber der göttlichen Vorsehung. Aber diese Zeilen spiegeln ein späteres Zeitalter als der zweifellos ältere Kehrreim, der Deor's Hoffnung, seinem Schicksal standzuhalten, mit dem moralischen Siege jener anderen Helden über das Schicksal verknüpft, die das Gedicht erwähnt. Auf diese Weise überwindet der Sänger seine Einsamkeit, in die ihn das Schicksal seiner Vertreibung gebracht hat; im Geiste vereint er sich mit der Gemeinschaft berühmter Verbannter und Leidtragender der Heldensage, die er heraufbeschwört. 'Der heidnische Lebensmut hat seine Wurzel im Gemeinschaftsgefühl; deshalb bedeutet erst seelische Einsamkeit Verzweiflung, Furcht und Tod' <sup>1)</sup>. So stellt sich das Gedicht als ein Aufgebot vereinter Heldenkraft dar, dem Schicksal des Verstoßenseins Trotz zu bieten und es zu ertragen.

### Die Klage der Frau.

Auch die *Klage der Frau* hat das trübe Los einer Ausgestoßenen zum Gegenstand. Die Frau bezeichnet sich als 'wineleas wrecca' (10), sie erzählt von sich: 'A ic wite wonn minra wræcsida'. Ihre Schwertmägen haben sie innerlich und äußerlich von ihrem Gatten getrennt, sie mußte auswandern, um fremden Dienst zu suchen (9 f.), und dort, wo ihr Gatte sie hinverbannt hat, in der wilden und einsamen Natur lebt sie ohne Freunde. In wirksamem Gegensatz zu der Schilderung der Verlassenheit der Frau steht die Schilderung des vergangenen Sippenfriedens. Nicht nur die Frau erinnert sich sehnstüchtig der Tage ihres Glückes (21 f., 33 f.), auch ihr Gatte,

<sup>1)</sup> Kummer, a. a. O. p. 13.

der der Heimat fernbleiben muß, gedenkt daran (50 f.). Auch die Situation des jungen Mannes, den sie verwünscht, weil er anscheinend ihre Trennung von ihrem Gatten und ihre und dessen Verbannung verursacht hat, ist unter dem Gesichtspunkt von Utgard und Midgard dargestellt<sup>1)</sup>. Wie Deor läßt die Frau ihre Klagen ungehemmt dahinströmen. Wie er begegnet sie ihrem Schicksal nicht rein passiv, sondern sie flucht dem Zerstörer ihres Sippenfriedens. Die elegischen Schlußzeilen des Gedichtes:

Wa bið þamþe sceal  
of langode leofes abidan!

erinnern stark an die Verse *Gnom. Ex.* 173 f., die vielleicht aus einem ähnlichen Gedicht stammen. Das Schicksal als unentrinnbare Macht wird hier ausdrücklich erwähnt, und ihm die Verantwortung an der Friedlosigkeit zugeschoben:

Earm bið seþe sceal ana lifgan  
wineleas wunian hafað him wyrð geteod.

### Die Wulfklage.

Die *Wulfklage* ist die Klage einer verbannten Frau um ihren Geliebten, der ebenfalls verbannt ist. Die Situation scheint dieselbe, die L. Weiser-Aall beschreibt<sup>2)</sup>: Ein Männerverband wird die Todesstrafe an einem Friedlosen vollziehen, wenn er ihn in seine Gewalt bekommen sollte. Der zu Bestrafende, der flüchtig ist, trägt den für einen Friedlosen höchst passenden Namen Wulf<sup>3)</sup>. Daß es sich um einen Feigen handelt, dessen Tötung den Berufskriegern oblag, ist unwahrscheinlich, denn der Flüchtige wird ja 'beaducafa', kampfkühn, genannt. Es ist viel wahrscheinlicher, daß wir es hier mit einem Frauenräuber zu tun haben, der die Frau mit ihrem Einverständnis geraubt hat, der aber nun vor der Rache der Jungmannschaft,

<sup>1)</sup> Die Verse 45 b—46 a wird man wohl anders als Sieper zu übersetzen haben: 'sei es, daß ihm alle Wonne seiner Heimat (Welt) zuteil wurde, sei es, daß er friedlos (fab) fern in der Fremde weilt'.

<sup>2)</sup> L. Weiser-Aall, a. a. O. p. 212.

<sup>3)</sup> Über Wolf = Friedloser vgl. A. Brandl in *Pauls Grundriß*, 2. Aufl., p. 976; auch Liebermann, »Die Friedlosigkeit bei den Angelsachsen«, *Festschrift f. Brunner*, p. 21; auch Sieper, a. a. O., p. 182 und L. Weiser-Aall, a. a. O. p. 218, bes. p. 222.

zu deren Stamm die Frau gehörte, fliehen muß. Bei L. Weiser-Aall heißt es hierzu passend <sup>1)</sup>: »Schon vorhin wurde erwähnt, daß den dörflichen Jungmannschaften oder Verbänden auch im neueren Volksleben eine gewisse Strafgewalt über Sittlichkeitsvergehen zukommt . . . Dasselbe wissen wir von den alt-nordischen Kriegerbünden. Außer gewissen Bestimmungen, die das Kriegsleben mit sich führt, haben die Berserker und die Fianna ein gewisses Recht auf die jungen Mädchen, wie das noch heute die bäuerliche Jungmannschaft hat, . . . Besonders achten diese Verbände darauf, daß kein Fremder, ohne die bestimmte Abgabe in Geld zu entrichten oder ohne bestimmte Zeremonien durchzumachen, an dem Kiltgang teilnimmt oder gar ein Mädchen dieser Gemeinde heiratet . . . Diese Tatsachen sind wichtig, weil ein Verbrechen, das in diesen Bereich gehört, in frühgermanischer Zeit zum Teil mit öffentlicher Todesstrafe geahndet wurde, nämlich Frauenraub.« Auf eine solche Situation des Frauenraubes deutet wohl auch die Erwähnung von 'lac' (1), womit wohl das Strafgeld gemeint ist. Wahrscheinlich ist die Frau mit ihrer Sippe zerfallen, weil sie der Liebe zu einem Fremden nachgegeben hat, und deshalb muß sie im Walde das elende Leben einer Verbannten fristen. Denn daß sie selbst ihr Schicksal durch ihre Liebe verschuldet hat, geht aus den Versen 11f. hervor:

þonne mec se beaducafa . bogum bilegde,  
wæs me wyn to þon, wæs me hwædre eac lað.

Aus dem Kehrreim: 'Ungelic is us', kann man nur eine schicksalsergebene Haltung erkennen.

### Der Wanderer.

Auch im *Wanderer* handelt es sich im Grunde um die Klage eines seelisch Vereinsamten, den der Tod von seiner Gefolgschaft und von seinem Herrn getrennt hat. Seine Verlassenheit, die in mehreren Szenen des Gedichtes lebendig beschrieben wird, wird noch betont durch den beständigen Wechsel im Aufbau des Gedichtes zwischen Beschreibungen von Midgard und Utgard, durch den Gegensatz zwischen seinem früheren

<sup>1)</sup> L. Weiser-Aall, a. a. O. p. 215, z. T. beruhend auf E. Hoffmann-Krayer, 'Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz', Schweizer Archiv f. Volkskunde, 8.

Leben der Freude in der Gefolgschaft und dem gegenwärtigen Elend und der gegenwärtigen Einsamkeit<sup>1)</sup>. Die großen dichterischen Symbole für Utgard sind die winterliche See und die verlassene und verfallene Halle. Beide Symbole sind unter dem Bilde des Winters vereinigt<sup>2)</sup>.

Die Macht, die mit ihrer Willkür die Welt regiert und sie zu dem Jammertal macht, das sie für den Wanderer ist, ist das Schicksal, 'wyrd seo mære' (100). Das Schicksal nimmt seinen unvermeidlichen Lauf, 'wyrd bið ful aræd' (5), Unglück und Vergänglichkeit der Welt ist sein Werk: 'onwendeð wyrdra gesceaft weoruld under heofonum' (107), und nur Heldenmut kann ihm trotzen, 'ne-mæg werigmod wyrde wiðston-dan' (15).

In seiner zerstörerischen Funktion arbeitet das Schicksal Gott in die Hände, ja, es ist selbst in dieser Funktion identisch mit dem Schöpfer:

yðde swa þisne eardgeard aelda scyppend  
odpæt burgwara breahmta lease  
eald enta geweorc idlu stodon. (85 f.)

Der Verlust seines Herrn und seiner Gefolgschaft bedeutet für den Wanderer den Verlust seines religiösen Mittelpunktes. »Alle Lebensäußerungen des Nordens«, sagt Kummer von den Isländern, »sind Ausstrahlungen von Mittelpunkten, die ich mit Gronbech im Heiligen, in den Göttern der Geschlechtsverbände sehe, äußerlich gekennzeichnet im Heiligtum des Landes oder Bezirks, oder schließlich in der heiligen Festhalle, im Hochsitz des Sippenältesten. Alle religiöse Übung dieser Menschen bedeutet Heimkehr zu den Mittelpunkten, um sich dort mit neuer Kraft, mit neuer Glückhaftigkeit zu laden<sup>3)</sup>.« Der Verlust des irdischen Herrn und des religiösen Mittelpunktes dient dem christlichen Dichter-Kompilator als Hintergrund und als Ausgangspunkt für die Darlegung seiner Ansicht vom allgemeinen Verfall dieser vergänglichen Welt, der in starkem Kontrast zur ewigen Seligkeit im Himmel steht.

<sup>1)</sup> Vgl. die Beschreibung von Midgard in v. 41—44, 51—54 a und die von Utgard in v. 6—11, 19—40, 45—50, 54 b—57 und die Kontrastierung beider in v. 29 b—36 b.

<sup>2)</sup> Vgl. v. 23—25, 45—48, 101—105, 73—100.

<sup>3)</sup> Kummer, a. a. O. p. 21, auch Sieper, p. 110.



Immer wieder spielt er auf diese Vergänglichkeit an und malt sie in düsteren Farben<sup>1)</sup>:

Forþon ic geþencan ne-mæg geond þas woruld  
forhwan modsefa min ne-gesweoice  
þonne ic eorla lif eal geondþence  
hu hi færlice flet ofgeafon  
modge maguþegnas. Swa þes middangeard  
ealra dogra gehwam dreosed and fealled.

(58 f., vgl. auch 73—110.)

Aber Gottes Gnade kommt zu dem, der seelisch vereinsamt dieses Tal der Tränen bewohnt (1—5), zu dem, der den Segen der Erde (foldan blæd, 33), verloren hat. Das hoffnungslose Herumirren und die Verzweiflung des Wanderers, der beizeiten an sein himmlisches Vaterland denkt, kann sich zu einem 'pilgrim's progress' verwandeln.

Die ritterlich-heroische Ethik, die an drei Stellen des Gedichtes erwähnt wird, wirft ein weiteres Licht auf die Geisteshaltung des Wanderers. Die erste Stelle erklärt, daß Klagen eines Helden unwürdig ist, und daß Selbstbeherrschung allein Hilfe gegen den Druck des Schicksals bringt (11 b—21).

Wenn der Wanderer nun von sich selbst sagt, daß er seit dem Tode seines Gefolgsherrn, dem Verlust seines Erbbesitzes und seiner Kameraden und Verwandten sein Herz in Fesseln binden sollte, und wenn er trotzdem seinen Kummer bejammert, dann darf man in dieser Tatsache einen Beweis für die geistige Emanzipation von der heidnischen Ritterethik der Gefolgschaft erblicken, wie sie von seinem Gefolgsherrn gelehrt wurde (37 f.). Obwohl der Klagende weiß:

ne-mæg werigmod wyrde wiðstondan  
ne se hreo hyge helpe gefremman,

so gibt er doch seinem Kummer nach und läßt allen heroischen Trotz gegenüber dem Schicksal fahren. Die zweite Stelle des Gedichtes, die von der heroischen Ethik handelt (64—72), enthält Lehren, wie sie der Gefolgsherr seinen Mannen gegeben haben mag, und die dritte, die in der Form daran anknüpft (112—115), fügt zu den Anweisungen zu kluger und heroischer

<sup>1)</sup> Der Gedanke und die poetischen Motive eines allgemeinen Verfalles der Welt stammen möglicherweise aus heidnischen Quellen (Muspilli, Ragnarok). Aber hier sind sie benutzt, um Weltangst hervorzurufen und so den Boden für die neue Lehre zu bereiten.

Selbstbeherrschung noch die zum seligen Leben hinzu, das allein dem einsamen Klagenden Trost und neue Ehre bringen kann, wie sie seinem zerstörten Leben und dem vergänglichen Erdendasein überhaupt nicht innewohnt. Hier beim Vater im Himmel, 'pær us eal seo fæstnung stondeð', wird der Wanderer einen neuen gnädigen Herrn finden, der ihn trösten wird (23—29).

Es ist deutlich, daß die christlich-jenseitige Lebensauffassung sich hier auf einer pessimistisch vertieften Schicksalsergebenheit aufbaut.

### Der Seefahrer.

Die Grundgedanken des *Seefahrer* ahneln denen des Wanderers bis ins einzelne. Auch sein Los ist Vereinsamung. Er befindet sich außerhalb der bewohnten Erde, in Utgard, dessen Schrecken und Leiden durch die winterliche Seefahrt symbolisiert sind und in wirksamem Gegensatz zu dem Freudeleben auf Midgard in der Gemeinschaft der Sippe und Gefolgschaft dargestellt werden<sup>1)</sup>. Ähnlich wie im Wanderer erstreckt sich die Ausmalung dieses Gegensatzes bis auf einzelne Langzeilen<sup>2)</sup>.

Diese dem *Wanderer* und *Seefahrer* gemeinsame seelische Grundsituation wird aber im *Seefahrer* noch um einen Schritt weiter entwickelt: Dem einsamen Leben unter den Schrecken Utgards<sup>3)</sup> wird ein besonderer Wert beigemessen, und zwar vom christlichen Standpunkte aus. Utgard erhält einen positiven Sinn durch das Christentum, das sich betontermaßen an die Armen, Verlassenen und Einsamen wendet; es wird zur Vorbereitung fürs Jenseits. Seine Leiden werden mit Stolz erwähnt<sup>4)</sup>. Die Verse 33—64 a, besonders 39—43:

Forþon nis pæs modwlonc mon ofer eorðan  
ne his gifena pæs god ne in geogude to pæs hwæt  
ne in his dædum to pæs deor ne him his dryhten to pæs hold  
þæt he a his sæfore sorge næbbe,  
to hwon hine dryhten gedon wille

<sup>1)</sup> 12b—13, 27—29a, 48—49. Vgl. G. Ehrismann a. a. O. über den Gebrauch des Bildes 'mare' für die vergängliche und verhaßte Welt.

<sup>2)</sup> Vgl. 12—16, bes. 20—22.

<sup>3)</sup> Kummer, a. a. O., p. 11 und 13.

<sup>4)</sup> 12b/f., 55b—57.

wird man am besten im Sinne Kummerscher Ergebnisse aufassen: »Der Nordmann ist als Christ ein Neiding im heidnischen Sinn, unabhängig von allen sittlichen Grundgesetzen seiner Ahnen. Aber statt der Verzweiflung des heidnischen Neidings und Friedlosen hat er eine gewisse neue Zuversicht, denn er hat in Utgard einen Gott gefunden, der, freilich nicht im biblischen Sinn, die Sünder annimmt. Krist ist Gott von außen, aufgedrängter Schutzpatron, Fremder, Zuflucht der Heimatlosen«<sup>1)</sup>).

Der Seefahrer geht sogar so weit, das Leben auf dem 'Lande', das irdische Sündenleben zu verabscheuen<sup>2)</sup>, er begehrt, was der Nordmann Frændaskömm nennt, die bewußte Zerreißung der Sippen- und Familienbande und das Zurückweisen des bodenständigen Glückes zugunsten des christlichen Lebensideals und der Sorge um das Jenseits. Alle sippenmäßigen und gefolgschaftsmäßigen Bande sind vergänglich im Hinblick auf die Ewigkeit<sup>3)</sup>. Dem entspricht, was Kummer über die Erscheinung der Frændaskömm in Island sagt: Der Vernichtungswille der Kirche richtet sich vor allem gegen die Sippe, 'gegen die heidnische Familie, die Lebende und Verstorbene umfaßte, und in der des nordischen Heldentums letzter und festester Halt zu erkennen war'. Und weiterhin heißt es: 'Der bekehrte Heide ist Fremdling auf seiner heimatlichen Erde und wandert heimatsuchend in die Fremde<sup>4)</sup>.' Man wird allerdings bedenken müssen, daß es sich im *Seefahrer* wohl nicht so sehr um ein christliches Lebensideal für den Laien, als um eins für den Geistlichen, für den Mönch handelt.

Den Anknüpfungspunkt der neuen Lehre bietet auch hier der Schicksalsglaube. Das Schicksal der Vergänglichkeit, des

<sup>1)</sup> Kummer, a. a. O., p. 225.

<sup>2)</sup> 64b—67.

<sup>3)</sup> 39—47, 64b—67; vgl. auch Beda, *Hist. Eccl.* III 27, IV 23 und V 10, wo freiwillige Verbannung geübt und als religiös verdienstvolle Handlung gepriesen wird.

<sup>4)</sup> Kummer, a. a. O. p. 220 und 223; auch Ehrismann, a. a. O. p. 214; vgl. auch die Aufforderung zur Frændaskömm im *Heliant* 1492f. Gegen die Annahme, daß die christliche Lehre oder kirchlicher Einfluß den Verfall der Sippe verursachte, vgl. B. Phillpotts, *Kindred and Clan*, Cambridge 1913, p. 257—265. Ihrer Ansicht nach waren es die Wanderungen in überseeische Länder und die damit verbundene Trennung, die den Sinn für den Geschlechterzusammenhang zerstörte.

Todes lauert dem Leben auf und droht, den Menschen zu vereinsamen, wie glänzend auch sein Lebenslauf gewesen ist. Die ganze Weltgeschichte steht unter seinem Gesetz (68—93). Am Ende verfällt alles Leben dem Tode und der Verwesung. Nur eine würdige Vorbereitung auf das Jenseits in einem gottgefälligen Leben kann die Seele vor dem Zorne Gottes beim jüngsten Gericht schützen (106). Sein ganzes Leben soll der Mensch auf diesen großen Wandel auf Erden, den Gott bewirken wird, ausrichten, Selbstbeherrschung üben, die Wurzeln der Todsünden, Hochmut und Habsucht meiden (81, 101f., 107) und nach dem Lohn des Himmels, dem ewigen Leben streben (72—80, 100—116). Denn der Macht des Schicksals, die ihn von hier abberuft, und der Entscheidung Gottes kann niemand sich entziehen:

wyrd bið swidre,  
meotud meahtriga þonne ænges monnes gehygd (115f.).

Das Schicksal hat hier deutlich einen doppelten Charakter. Es ist einerseits Macht der Zerstörung, des Verfalles, der Vergänglichkeit, der Vereinsamung, andererseits ist es die Macht, die fast gleichbedeutend mit der Macht Gottes, gerade durch ihre erstgenannte Funktion auf den Weg zum Jenseits verweist, und zwar tut sie das mit Gewalt, nicht mit Liebe. Sie erlöst nicht durch ihre eigene Hingabe und durch Opfertod, sondern sie zwingt unerbittlich den Menschen nach dem Jenseits hin. Der Mensch verfällt ewiger Verdammnis, falls er diese Macht nicht anerkennt. Aus der Ergebenheit in die Macht des Schicksals, die zugleich die Macht Gottes ist, aus dem Positivwerden Utgards in Erlösungssehnsucht und Glauben (33f.) entsteht dem Menschen eine neue Heimat im Jenseits, ein neues ewiges Midgard.

### Klage eines Vertriebenen.

Die *Klage eines Vertriebenen* zeigt dieselben Grundideen wie der *Seefahrer*, aber Sünde und Demut werden hier noch mehr betont. Die Einleitung zur Klage bildet ein langes Bußlied, in dem der Verbannte Gott um die Vergebung seiner Sünden bittet, in denen er die Ursache seines Elends erblickt (77—90). Er sehnt sich nach dem Tode, "fus on ferde" (83 u. 97); denn die Welt ist schlecht und wird von Ungerechtigkeit und

Verleumdung regiert (83f., 105f., 114f.). Sein Leben ist voll Unglück, Leid und Sorge gewesen. Und er hat keinen Freund, der ihm helfen möchte, noch besitzt er selbst die Mittel zu der Seereise, nach der er sich sehnt. Diese Reise ist hier das Symbol einer würdigen Vorbereitung für das Jenseits genau wie im *Seefahrer*.

Der Wald darf nach langer Winterszeit sich wieder begrünen, er kann "wyrde bidan" (104f.). Aber der Vertriebene hat niemanden, dem er vertrauen kann. Doch das Schicksal muß geduldig ertragen werden:

god bið þæt þonne mon himsýlf nemæg  
wyrð onwendan þæt he þonne well þolige (116f.).

Der Verbannte muß aushalten, bis Gott, "wyrda waldend" ihn ins himmlische Reich aufnimmt (42f.). Sein Geist ist auf diese Reise vorbereitet (68f.).

Alle einzelnen Züge aus dem Leben des Vertriebenen, wie sie im zweiten Teil des Gedichtes geschildert werden, sind anscheinend nur eine Allegorie auf die Erde als Tal der Tränen und auf die ersehnte Reise ins Jenseits, wenn man sie vom religiösen Gesichtspunkte des ersten Teiles aus betrachtet. Wenn Verbannung für den Angelsachsen Leben auf niederster Stufe bedeutete, so darf man annehmen, daß der bußfertige Dichter Bruchstücke einer Verbanntenklage ähnlich denen der beiden Frauen benutzte, um seine äußerste Verworfenheit, Niedrigkeit und Demut auszudrücken. Er übertrifft insofern noch den Dichter des *Seefahrer*, als er in der Welt nicht nur eine Stätte des Leidens, des Übels und der Sünde erblickt, die man fliehen muß, um durch eine symbolische Reise die Seele zu retten, sondern sogar in der Welt selbst ein Hindernis zu dieser Reise erblickt (95—103).

Auch in diesem Gedicht herrschen die vier Ideenkreise, die alle anderen frühchristlichen Elegien charakterisieren: 1. Ehre und Gedeihen im Erbesitz, in der Gefolgschaft oder Sippe, mit dem Segen Gottes ('Midgard'); 2. Verbannung und Einsamkeit, ein muhsames Leben voll Gefahr und der Verlust aller Lebenswerte ('Utgard'); 3. Unglück, Tod und Vergänglichkeit als Werk des Schicksals ('wyrð') und 4. die Herrlichkeit des ewigen Lebens in einer neuen göttlichen Heimat, zu der die Mühe und Vergänglichkeit des irdischen Daseins führen.

### Das Reimlied.

L. L. Schücking erklärt hierzu: »Dies Gedicht ist im Gedankengang dem 'Wanderer' und 'Seefahrer' verwandt. Es stellt der Erinnerung früheren Glücks als Gefolgsherr (1—42) das jetzige Unglück einsamer trostloser Wanderschaft gegenüber (42—54), um daran die pessimistische Betrachtung der Hinfälligkeit alles Irdischen und der Bitterkeit des Todes zu knüpfen, die den Weisen (80 ff.) rechtzeitig auf den Weg zum ewigen Heil führen sollten«<sup>1)</sup>. Die Hauptideen des Reimliedes, eines Gedichtes aus einem Guß, zeigen mit völliger Klarheit, was die geistlichen Dichter-Kompilatoren der Elegien *Wanderer*, *Seefahrer* und der *Klage eines Vertriebenen* ausdrücken wollten. Die vier Ideenkreise 'Midgard', 'Utgard', 'Wyrd' und 'Jenseits' werden hier der Reihe nach erschöpfend und klar behandelt, ohne die Verschränkungen und scheinbaren Widersprüche der drei anderen Gedichte.

Resignierter Fatalismus bestimmt den elegischen Charakter auch dieses Gedichtes. In den Versen:

Swa nu woruld wended wyrde sendeð  
and hetes henteð hælede scendeð. (59 f.)

und:

Me þæt wyrd gewæf and gewyrht forgæf  
þæt ic grofe græf and þæt grimme scræf  
fleon flæsce nemæg þonne flanhred dæg  
nydgrapum nimeð þonne seo neaht becymed  
seo me eðles ofonm and mec her eardes onconn. (70 f.)

erscheint das Schicksal als zerstörende Gewalt, die den Menschen unentrinnbar aus seinem Glück vertreibt.

Das glückliche Leben in der Gemeinschaft der Sippe und der Gefolgschaft wird in leuchtenden Farben gemalt und mit Worten beschrieben, die teilweise genau in den oben erwähnten drei Elegien wiederkehren. Das Bild der Erde, die sich im Frühling mit Blüten schmückt, der Seereise im Sommer, der Macht- und Lebensfülle (blæd), erscheint zugleich mit der üblichen Verherrlichung der Halle mit ihrem Jubel, ihrer Musik und ihrer Schatzverteilung. Treue der Gefolgschaft, Ruhm, Freundschaft der Sippe, Stärke, Mut, Schönheit und Gesundheit der Mannen, Reichtum, Gastfreundschaft und Frei-

<sup>1)</sup> Vgl. L. L. Schücking, *Kleines Angelsächsisches Dichterbuch*, S. 12.

gebigkeit, all dies sind die gepriesenen Güter Midgards, die der klagende Gefolgsherr einst besaß.

In scharfem Gegensatz dazu steht das Leben des Elends, der Trauer, der Einsamkeit, der Krankheit, des Unglucks und der Freudlosigkeit, das er nun führen muß. Es erscheint ihm als mühevoller Reise (38f.). Und wo er früher sagen konnte 'blæd blissade', muß er nun von sich gestehen 'blæd his blinnid' (53). Die sich daran anschließende Beschreibung der Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit aller aristokratischen Güter, der 'utilia' und 'honesta' Midgards findet ihren Ausdruck in den Versen 55—69, die an den *Seefahrer* (66f., 80f., 89) und den *Wanderer* (62f., 110) erinnern. Auch die Beschreibung des körperlichen Verfalls und des Todes, der den Menschen seines Heimatsitzes beraubt, ähnelt der im *Seefahrer*, und eine weitere Ähnlichkeit liegt in der im Grunde unchristlichen Betonung des Wertes der Ruhmestaten für das ewige Leben (vgl. 79 mit *Seef.* 72—80)<sup>1)</sup>, ein Zug, der an die nordische Auffassung von Valhalla erinnert.

Der Himmel gleicht in diesem Gedicht einem herrlichen Erbsitz, wo der Sündenlose Belohnungen empfängt und wo die erlöste Menschheit ewigen Sippenfrieden im Angesichte Gottes genießen wird. Das Ziel eines reinen Lebens auf Erden liegt in diesem unvergänglichen Reich (v. 80f.).

### Die Ruine.

*Die Ruine* weist nur drei der vier Grundgedanken der oben besprochenen Elegien auf: Midgard, Utgard und Wyrð. Aber in Anbetracht der Tatsache, daß wir es hier mit einem Fragment zu tun haben, ist es möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich, daß die christliche Jenseitsidee als Schluß des Gedichtes ursprünglich nicht fehlte. Jedenfalls ist die Darstellung des unerbittlichen, zerstörerischen Schicksals so unheroisch, daß sie den Gedanken an Trost im Jenseits als notwendige Ergänzung geradezu fordert, und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch einen Vergleich mit *Wanderer*, *Seefahrer* und *Reimlied*. So heißt es von den Ruinen: 'wyrðe gebræcon burgstede burston' (1f.), und weiterhin in wörtlichem

<sup>1)</sup> B. Phillpotts, *Wyrð and Providence*, S. 14f., weist auf die Bedeutung der heroischen Ruhmesidee als Ergänzung des heroischen Schicksalsglaubens hin.

Anklang an *Wanderer* 85—110 und 117, *Reimlied* 55—60, bes. 59, und *Seefahrer* 80 b—93 und 115f.:

Beorht wæron burgræced burnsele monige  
 heah horngestreon, heresweg micel  
 meodoheall monig mondreama full,  
 oðþæt þæt onwende wyrd seo swide (22f)

Obwohl zweifellos bestimmte Ruinen, wahrscheinlich die von Bath, beschrieben werden, ist das Gedicht doch aus den typischen Motiven aufgebaut, die auch im *Wanderer*, *Seefahrer* und anderen Elegien<sup>1)</sup> benutzt worden sind, die alle auf das Zentralthema der vom Schicksal verhängten Vergänglichkeit aller Dinge dieser Welt hinweisen.

### Elegische Stellen in Epen.

In den Epen werden öfters Klagelieder erwähnt 'gid sod and sarlic, sorhleod, sarig sang, giomorgyd' (z. B. im *Traumgesicht vom Kreuz* (67) oder in *Beowulf* 1118 und 3150f. In den Versen 2444—2462 des letzteren Gedichtes ist von einer Klage um den erhängten Sohn die Rede, die in kurzer Zusammenfassung die typischen Motive von der verlassenen Halle enthält. Die Elegie des 'Letzten Schatzhüters', die in *Beowulf* 2231 wiedergegeben ist, weist auch typische elegische Motive auf: Den Tod der Mannen in der Schlacht und die verlassene Halle. Obwohl die Macht des Schicksals nicht ausdrücklich erwähnt wird, so ist sie doch im Thema der Klage und im gesamten Epos gegenwärtig. Der Aufbau der Klage des Boten um den Tod seines Herrn im *Gudlac* halt sich noch enger an das Vorbild der reinen Elegie. In der epischen Einleitung zu dieser Stelle heißt es von dem Boten: 'wyrd ne mað' (1319), und die Todesstunde wird in diesem Gedicht als 'præg wefen wyrdstafum' (1324) bezeichnet. Auch unterscheiden sich die übrigen Motive in keiner Weise von denen anderer Elegien. Die Gesamtsituation erinnert an die des *Wanderers*, der als vereinsamer Gefolgsmann den Tod seines Herrn betrauert.

<sup>1)</sup> Die Erwähnung des Verfalls der Reiche (8—11a) erinnert an *Seefahrer* 81f.; der Verfall der Gebäude und das Dahinsinken der Gefolgsmannen, die darin wohnten und feierten erinnert an *Wand.* 6f., 85f., *Seef.* 68f., 81f., *Reimlied* 1f., 55f.; der Hinweis auf den Tod des Baumeisters erinnert an die Klagen um den Tod des Gefolgsherrn in *Wand* 19f. und um den Freund in *Seef.* 92f.



Auch Guðlac erscheint als der Schatzspender, der Herr der Gefolgschaft, die Freude und Stütze seiner Freunde und Verwandten, der Beschützer der Felder. Er hat sich nach seiner Heimat im Jenseits begeben und seine Mannen einsam zurückgelassen. Er sendet eine Botschaft an seine Schwester, daß er einen neuen Wohnsitz im Himmel mit ihr begründen will, in der ewigen Seligkeit in der Gemeinschaft der Heiligen ('in pam ecan gefean mid þa sibgedryht somudeard niman' 1345f.), um dort mit ihr neues Glück und neuen Segen zu genießen. Auch in dieser Stelle des christlichen Gedichtes, die dem ältesten Typ des Klagelieds eng verwandt ist, zeigt sich das Grundschema 'Midgard', 'Útgard', 'Wyrð' und 'Jenseits'!

Die elegischen Stellen in Cynewulfs Epen *Christ*, *Fuliana* und *Elene* rücken das Motiv von Schuld und Reue in den Vordergrund. *Crist* drückt Cynewulfs Angst vor dem jüngsten Gericht angesichts seiner sündigen Jugend aus (789f.). In *Fuliana* bittet er im Hinblick auf sein herannahendes Ende reuevoll um Fürbitte und Vergebung für seine Sunden. Bemerkenswerterweise wird hier trotz christlichen Gefühls der Tod als Trennung von der Sippe und Reise nach einem unbekannten Ziel dargestellt:

deorast ealra  
sibbe toslitað sinhiwan tu  
micle modlufan min sceal of lice  
sawul on sidfæt nat ic sylfa hwider  
eardes uncyðþu (cf. 697f.)

Die elegischen Verse der *Elene* (1237—77) enthalten außer einer reuevollen Selbstanklage einen Hinweis auf die Erleuchtung, die das Zeichen des Kreuzes im Dichter hervorgebracht hat, weiterhin einen Rückblick auf seine Jugend nebst einem Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen. Selbst das Motiv von der Halle taucht auf, aber obgleich er dort Edelsteine und Gold erhielt, bedeutet sie ihm jetzt nur eine Stätte des Streites, der Sorge und Angst. Die Verse enden mit einer Bezugnahme auf das jüngste Gericht und die Schrecken der Hölle für die Übeltäter und den ewigen Sippenfrieden in der himmlischen Heimat, wo die Seligen Gott den Herrn schauen werden (1264f.).

Klagen um die verlorene Jugend wie die in *Elene* 1264f. oder die in *Beowulf* 2108f. erwähnten sind nur eine besondere

Form der Klage um die Vergänglichkeit alles Lebens, wie auch aus den Gedichten *Wanderer*, *Reinlied* und *Klage eines Vertriebenen*<sup>1)</sup> entnehmen läßt. In den Schlußversen der *Elene* — wie auch im *Seefahrer* — trägt das gesamte irdische Leben des Helden, symbolisiert durch die Halle, den Stempel der Sünde, und die christliche, ja mönchisch-asketische Weltanschauung tritt deutlich in den Vordergrund. Vom Schicksal getrieben, schreitet das Leben nach dem Tode hin, die Zeit, die dem menschlichen Leben gewährt wird, ist nur eine Frist, die das Schicksal festsetzt und beherrscht; sein dunkler Hintergrund ist Angst. Und wie die Zeit ein Nichts ist, so ist auch alle menschliche Existenz ein Nichts<sup>2)</sup>).

### Die Botschaft des Gemahls.

Eine ganz andere Lebensauffassung, weder tragisch, noch heroisch, noch auch asketisch, sondern weltlich, optimistisch und idyllisch — tritt uns in der *Botschaft des Gemahls* entgegen. Zwar ist der Gatte ein Verbannter (18f., 38f.), aber er hat neues Glück und neuen Frieden, neue Ehre und Besitztümer in der Fremde erworben und einen neuen Kreis Gefolgsleute um sich gesammelt. Nur seine ihm durch Schwüre angelobte Gattin fehlt ihm zur Vollendung seines Glückes<sup>3)</sup>.

Im Aufbau auch dieses Gedichtes spielt der Wechsel zwischen der Beschreibung des Glücks und des Unglücks eine entscheidende Rolle. Aber die Leiden der Trennung, die ähnlich den Inhalt der beiden Frauenklagen bilden, finden hier ein glückliches Ende. Dem entspricht auch die Vorstellung von Gott als einem allmächtigen und gütigen Wesen, das den Sippenfrieden schützt und nicht mehr die Züge eines unerbittlichen Schicksals trägt. Mit dieser optimistisch-weltlichen Lebensanschauung zeigt das Gedicht das Ende der Entwicklung der elegischen Dichtung an. Es erscheint als das typische Produkt eines späten unheroischen Zeitalters, das eine weniger strenge Auffassung nicht nur von den alten Gesetzen, sondern auch von der höchsten Macht besaß<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. 91: 'gnornad on his geogude'.

<sup>2)</sup> *Elene* 1264f., desgl. *Wand.* 95f., *Reinl.* 58, *Der Menschen Gemüt* 10 ed. Grein-Wülcker.

<sup>3)</sup> Vgl. das ähnliche Motiv in *Geschicke der Menschen*, 58f. ed. Grein-Wülcker.

<sup>4)</sup> Vgl. das Gedicht *Gaben der Menschen* ed. Grein-Wülcker.

### Schluß.

In der Entwicklung des Schicksalsklageliedes, der Elegie, spiegelt sich der geistige Zustand der Angelsachsen während der Zeit des Übergangs vom Heidentum zum Christentum. Eine Betrachtung der Gedichte von diesem Gesichtspunkte aus ermöglicht es, in den erhaltenen Beispielen die Vertreter dreier geistigen Entwicklungsstufen zu sehen. Dies schließt selbstverständlich nicht die Möglichkeit aus, daß Gedichte verschiedener Stufen nicht etwa zur selben Zeit entstanden sein könnten.

Die erste Stufe ist vertreten durch *Deors Klage* und beide Frauenklagen, und auch die 'Elegie des letzten Schatzhuters' (*Beow.* 2231 f.), die der ursprünglichen Totenklage noch sehr nahe steht, und die Klage des Vaters um den erhängten Sohn (*Beow.* 2444 f.) dürfen hier eingeschlossen werden. Das Schicksal wird empfunden als unglücksschwangere Macht, aber es wird nicht ausdrücklich genannt, da diese Elegien keine philosophischen oder ideologisch-metaphysischen Reflexionen aufweisen. Der beklagte Unglückszustand führt hauptsächlich zu leidender Entgegennahme des Schicksals, aber nicht notwendig zu dem Gedanken der Erlösung im Jenseits. Diese Haltung zeigt sich klar ausgesprochen etwa in dem abschließenden Spruch der *Klage eines Vertriebenen*:

God bið þæt þonne mon himsyld ne-mæg  
wyrd onwenden þæt he þonne wel þolige.

und in ähnlicher Weise im *Wanderer*:

Ne-mæg werigmod wyrde wiðstondan  
ne se hreo hyge helpe gefremman.

Auch die oben angeführten Verse aus *Salomon und Saturn* (435—41) kommen in diesem Zusammenhang in Betracht. 'Midgard', 'Utgard' und 'Wyrd' sind die Grundideen der hier ausgedrückten Lebensauffassung. Das Woher und Wohin des Lebens ist mit dem Gedanken des Schicksals noch nicht in Verbindung gebracht worden; dieses metaphysische Problem wird nicht erwähnt und bleibt unbestimmt. Die Lebensanschauung, die dieser Gruppe von Dichtungen eigen ist, entspricht nicht nur der bekannten Parabel Bedas, in der das Leben mit einem im Winter durch eine Halle fliegenden

Sperling verglichen wird, sondern auch dem Geiste der nicht-christlichen Stellen im *Beowulf*<sup>1)</sup>.

Zur zweiten Stufe gehören *Wanderer*, *Seefahrer*, *Klage eines Vertriebenen*, *Reimlied* und *Ruine* wie auch die elegischen Stellen in *Gudlac* und in Cynewulfs Epen. Die alten Motive, die die Leiden auf dieser mühevollen und vergänglichen Welt beschreiben, sind hier beibehalten, Motive, die auf die Grundthemen der Heimatlosigkeit ('Utgard') und der schicksalshaften Veränderlichkeit des Lebens ('Wyrð') zurückgehen. Aber unter dem christlichen, asketischen Gesichtswinkel erhalten sie nun eine neue Bedeutung. Diese Leiden werden nun entweder als würdige Vorbereitung für die neue Heimat und das neue Leben im Himmel betrachtet, wie im *Seefahrer*, oder sie werden gefürchtet, wie in der *Klage eines Vertriebenen*, weil sie die Seele in Gefahr bringen. Aber noch mehr wird das glückliche Leben auf Erden als Gefahr für das Seelenheil betrachtet; seine Freuden und Güter sind sündig, sind die Verlockungen dieser Welt (vgl. *Seefahrer*). Auch hier ist das Leben eine mühselige Pilgerschaft, aber nicht als erzwungene Trennung vom Hofe des Herrn oder von der Gefolgschaft oder von der Sippe, sondern eine Verbannung aus dem Paradies und eine Pilgerschaft im Elend der Sünde; hier wird die Vergänglichkeit alles Irdischen gelehrt, aber nicht mit Bedauern, sondern mit Verachtung für seine Nichtigkeit. Die Sehnsucht, die die christliche Dichtung durchzieht, ist nicht die Sehnsucht nach dem Glück, sondern nach den ewigen Freuden des Himmereiches.

Die biblische<sup>2)</sup> Metapher der Pilgerschaft der Seele auf dem Pfade des Leidens nach der himmlischen Heimat ist, wie G. Ehrismann gezeigt hat, ein symbolischer Ausdruck für das Leben des Mönchs. Stellen, die stark an den *Seefahrer* und die anderen Elegien dieser Gruppe erinnern, finden sich in verschiedenen Werken Augustins und in den Schriften Gregors

---

<sup>1)</sup> Vgl. *Beowulf* 50 f., 1004 f., 2589 u. a. m. B. Phillpotts a. a. O. S. 22, deutet demgegenüber auf den Verlust des heroischen Geistes im *Beowulf* und seinen Ersatz durch den elegischen, wie ihn die Verse 1060 f. ausdrücken.

<sup>2)</sup> Vgl. St. Petrus' *Epist.* I 1; II 11; An die Hebräer, 11, 13—16.

des Großen, des Columban, Aldhelm, Beda, Alcuin und Smaragdus<sup>1)</sup>).

Das Leben, die vom Schicksal bewilligte Frist, wird nun vom Standpunkt christlicher Eschatologie betrachtet. Der Mensch ist aus seiner ursprünglichen Heimat, dem Paradies, verstoßen worden, das irdische Leben ist nur ein Exil, ein Übergang, eine Wanderschaft durch Mühsal und Leid, wieder zurück zur Heimat. Dies sind die drei Stufen der Menschheitsgeschichte. Die Idee des Jenseits wurde von den Angelsachsen als Antwort auf die bisher ungeloste Frage auf das Woher und Wohin des Lebens aufgenommen. Auf die Mühen und Entbehrungen des Lebens folgte nun der himmlische Trost, auf das heimatlose Umherirren die sichere Heimat bei Gott. So wurden christliche Gedanken mit heidnischen verschmolzen, und eine Dichtung entstand, die dieser volkstümlichen Ideenmischung Ausdruck gab.

Die Frist, die den Menschen gewährt ist bis zum Jüngsten Gericht, erscheint als 'aetas decrepita' (*Wanderer* 58 f., *Seefahrer* 80 f.) und diese pessimistische Anschauung wird in der Sphäre asketischer Mönche zum Welthaß, wie sich deutlich im Vorwort zu der Geschichte des heroischen Mönches *Gutlac* (659) zeigt, die zur Askese zwecks Erlangung des ewigen Ruhmes aufruft<sup>2)</sup>).

In dieser neuen teleologisch bestimmten Welt des Christen fällt dem Schicksal die Rolle einer rein destruktiven Gewalt zu, und je mehr Bedeutung dem Jenseits zugesprochen wird, je christlicher die Lebensauffassung, desto düsterer wird der Charakter des Schicksals. Während das heidnische Schicksal eine Macht war, die obgleich stärker als der Mensch und ohne Rücksicht auf seine persönliche Wohlfahrt, Gutes und Böses beschließen kann, eine Macht, der der Mensch mit mutiger Erwartung gegenüberstehen konnte, so ist nun vom asketischen Standpunkte aus jedes Schicksal, und besonders ein glückliches, ein Übel. In dieser Verteufelung der 'Wyrd', die sie zur ethischen Antithese Gottes macht, liegt mindestens eine Wurzel

<sup>1)</sup> G. Ehrismann a. a. O. S. 218 f., wo viele Stellen aus diesen Autoren wiedergegeben sind. Vgl. auch den Brief Gregors des Großen an Aethelberht, Beda I 32 und des Honorius an Eadwine, Beda II 17.

<sup>2)</sup> Vgl. auch den Brief Gregors des Großen an König Aethelberht, Beda I 32; auch *Seef.* 86 f.

des elegischen Zuges fast der gesamten angelsächsischen Dichtung. Ein blindes, unberechenbares, unerbittliches, unpersönliches und bedrohliches Wesen, dem man nicht trauen kann, und am wenigsten dann, wenn es Glück bringt, steht im Gegensatz zum gerechten und gnädigen Vater, dessen Vorsehung alles zum Besten wendet, selbst wenn er zerstört und harte Geschicke sendet. So spielt das Schicksal zu gleicher Zeit die Rolle des Demiurgen, der Weltgeschichte. Es bringt die Seelen zurück zu Gott und macht durch seine zerstörerischen Entscheidungen und durch den Druck auf die Seele diese reif für die Erlösung. Es ist bemerkenswert, daß Christi Erlösungswerk nirgends in den Elegien erwähnt wird, ebenso wenig wie in irgendwelchen anderen angelsächsischen Dichtungen, die nicht rein christlich sind, und daß ferner nie die Macht Christi, aber immer die Gewalt des Schicksals in einem Atem mit der Macht Gottes genannt wird. Nicht Christus vermittelt zwischen Welt und Jenseits, sondern Wyrd.

So spiegelt der Wandel des Schicksalsbegriffs den Wandel des angelsächsischen Geistes in der Bekehrungszeit. Obwohl die Bekehrung nicht mit Feuer und Schwert durchgeführt wurde, sondern mit versöhnlicher Überredung und Überzeugung, und obgleich sie einen wohl vorbereiteten Boden fand und schließlich verwandte Saiten des heidnischen Gefühls berührte und offene Fragen beantwortete, so zeigt doch der Wandel der Haltung gegenüber dem Schicksal, daß die Bekehrung zum Christentum viele alte Werte vernichtete. Das Christentum duldet nicht die Behauptung individueller Freiheit angesichts vorbestimmter Niederlage, wie sie in dem Mythos vom Ragnarok ihren Ausdruck findet; es unterdrückte den geistigen Widerstand, der gelegentlich sich bis zur Herausforderung der Götter verstiegen hatte<sup>1)</sup>. Dieser Widerstand war durch den Gedanken an den Ruhm als den einzigen dauernden Lohn für moralische und körperliche Kraft bestärkt worden. In der christlichen Welt, die von der gerechten Vorsehung geleitet wird, wäre ein solcher Widerstand nur Frevel und Unklugheit. Ruhm, Waffentaten, Gold, körperliche Kraft, all dies

<sup>1)</sup> Vgl. Egill in seinem 'Sonatorrek', Hervör in dem Gedicht in der *Hervarar Saga*, Bjarki in *Bjarkamal*. Vgl. auch B. Phillpotts a. a. O. S. 22f., und W. P. Ker a. a. O. S. 57.

sind nur vergängliche Schatten angesichts des ewigen Lebens der Seele<sup>1)</sup>.

So mußte die Abkehr von der alten Haltung zur Melancholie und Resignation führen; ein Gefühl der Verzweiflung an der Welt breitete sich aus und wurde vom Christentum genährt (vgl. *Seef.* 100—116). Die christlich-asketische Lehre erweiterte die Kluft zwischen Gott und Mensch, sie betonte die Nichtigkeit der Welt, um Gottes Herrlichkeit um so klarer hervortreten zu lassen. Sie übergang den wesentlichsten Teil des Christentums, der diesen schroffen Gegensatz überbrückt hätte: Die Fleischwerdung Gottes und die persönliche Erlösung durch Christus. Die Elegien der zweiten Gruppe, deren ältere Teile den Elegien der ersten entsprechen, reden von Gott dem Herrn der ewigen Heerscharen, dem liebenden Vater, der dem unglücklich Leidenden gnädig ist, dem strengen Richter, der mit ewiger Verdammnis bestraft und der im Einvernehmen mit der dunklen Schicksalsmacht steht; aber sie erwähnen Christus nicht. Diese Dichtungen lassen uns den Geist erkennen, der ihre Entstehung und ihre Entwicklung beeinflußt hat: sie zeigen den Zusammenprall von Heidentum und Christentum.

So wandelt sich die altgermanische heroische Haltung gegenüber dem Schicksal zur asketisch-christlichen, die selbst wiederum von einer unheroischen, unasketischen Weltanschauung abgelöst wird. Das einzige Beispiel dieser dritten Stufe geistiger Entwicklung ist *Die Botschaft des Gemahls*. Sie bedeutet das Ende der Entwicklung elegischer Dichtung aus der heroischen; mit ihrem unheroischen, untragischen Optimismus erinnert sie an ähnliche, obgleich spätere Züge in der deutschen mittelalterlichen Heldendichtung. Die Kluft zwischen Individuum und höchster Macht hat einer neuen harmonischen Weltansicht Raum gegeben. Gott ist wieder zum Freundgott geworden.

Der Wandel des Schicksalsglaubens bedingt die Entwicklung der Elegie. Die seelische Spannung und die wachsende Schicksalsangst, die in der wachsenden Emanzipation des Individuums von seiner Umgebung infolge individualisierender Kultureinflüsse ihren Ursprung hat, wird zunächst vom Christentum verstärkt. Unter seinem Einfluß begreift der einzelne den

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu auch König Ælfrēds Boethius, *De consolatione*.

Verlust seiner naiven Einheit mit seiner Umgebung und die Lockerung natürlicher Bindungen als Unsicherheit, ja, als Leiden, das nur im Jenseits geheilt werden kann. Aber die Lösung dieser Spannung liegt im Christentum selbst, das in seiner fortschreitenden Verschmelzung mit dem Heidentum den späten, unheroischen Fatalismus, die Quelle des elegischen Geistes, überwindet. Und mit dem Verschwinden des mönchisch-asketischen Geistes und dem In-den-Vordergrund-treten des Menschensohnes und Erlösers, der nun an Stelle des Schicksals zu Gott führt, breitet sich ein Hoffnungsstrahl über das irdische Leben des Menschen aus.

Diese geistige Entwicklung spiegelt sich auch in der Form der Elegiendichtung. Die psychologisch subtile und rein individualistische Dichtung des späten heroischen Zeitalters, die aus mehr konventionellen Formen hervorgegangen ist, entwickelt sich unter vorübergehender Verschärfung der tragischen Spannung zwischen Individuum und Umgebung zu einer neuen mehr konventionellen Dichtung, die die Elemente psychologischer Individualisierung mit den neuen unindividualistischen Formen und Gedanken des Christentums zu vereinen strebt. Die Lösung der tragischen Spannung bedeutet das Ende elegischer Dichtung. Die Schlußverse von Cynewulfs *Elene* sind, wie Sieper bereits bemerkt hat, ein typisches Beispiel der Zerstörung des elegischen Geistes durch das fortschreitende Christentum. Trost und Hoffnung auf die Erlösung durch das Kreuz sind die herrschenden Gefühle trotz des Gebrauchs alter elegischer Motive. Wenn Sieper es seltsam findet, daß Reste oder Ausläufer der alten Totenklage trotz hartnäckigen Weiterlebens der Leichenzeremonien (*lykewake*) nicht länger am Leben bleiben, dann liegt die Erklärung dieser Tatsache darin, daß das Aufhören der tragischen Spannung dem Wachstum solcher Ausläufer nicht günstig war. In dieser von Sieper beobachteten Tatsache liegt ein weiterer Beweis für die Ansicht, daß die Entwicklung und der Verfall der Elegie nicht so sehr vom Totenkult abhing, als vielmehr von der Christianisierung des Schicksalsglaubens<sup>1)</sup>.

Cambridge.

J. H. W. Rosteutscher.

---

<sup>1)</sup> Vgl. B. Phillpotts, a. a. O. S. 26.



## SHAKESPEARE UND DIE ANTIKE.

### Drei Beiträge.



#### I.

In einer seiner Kriegerreden, 'Die Harmonie der Sphären' benannt, deutet Wilamowitz (*Kriegerreden*, S. 133) auch die Verse Lorenzos hierüber, die im Eingang des V. Aktes vom *Kaufmann von Venedig* stehen; doch kann man das Verständnis darüber hinaus noch fördern. Richtig wird dort — im Gegensatz zu Schlegels Übersetzung — erklärt, daß nach den Versen

Sit, Jessica. Look how the floor of heaven  
Is thick inlaid with patines of bright gold,  
There's not the smallest orb which thou behold'st  
But in his motion like an angel sings,  
Still quiring to the young-eyed cherubims;  
Such harmony is in immortal souls;  
But whilst this muddy vesture of decay  
Doth grossly clothe it in, we cannot hear it

Sternenseele und Menschenseele einander gleichen, daß aber ihr Leib ein himmlischer, der unsere ein staubig-irdischer ist und wir deshalb nicht fähig sind, die überirdische Musik zu hören. Diese ist eine doppelte: die Cherubim mit ihren »hellen Augen« singen und dazu alle Sterne, auch die kleinsten; also mischt sich hier, wie Wilamowitz mit Recht sagt, jüdisch-christliche Vorstellung mit hellenischer. Diesem zweiten Bestandteil wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit zu. Zunächst: da der Dichter an anderen Stellen mehrfach in antiker Weise von der Musik der Sphären spricht, also der sieben Planeten, wozu das Firmament als achte kommt (vgl. Anders, *Shakespeare's Books*, S. 241 f.), so ist es doch wohl hier eine ihm gehörende, ihm bewußte grandiose Erweiterung der überkommenen Lehre, daß vielmehr die Unzähligen, die Myriaden

dort oben singen; gerade daß kein einziger fehlt in diesem Chor, wird ja besonders betont. Ferner: zwar hat man schon öfter für die Vorstellung, daß die Sterne hier singen »wie ein Engel«, an den Mythos des Platonischen Staates p. 617 B erinnert — wozu seine zahlreichen, bis in die Renaissance gehenden Nachbildungen gehören —, nach dem »auf jedem (der acht) Sternenkreise eine Sirene sitzt, die mit herum-schwingt und die nur eine Stimme, einen Ton von sich gibt; aus allen acht Stimmen aber ergibt sich eine Harmonie«; aber ein wichtiger Gedanke aus einer anderen Lehre muß hier noch hinzugefügt werden. Von den Pythagoreern nämlich wird beinahe wörtlich derselbe Gedanke vorgetragen, daß wir Menschen wegen der Schwachheit unserer Natur (im Gegensatz zum göttlichen Meister Pythagoras) diese Harmonie nicht zu vernehmen imstande sind; man vergleiche mit den letzten angeführten Versen die Worte aus Porphyrius *Vita Pythagorae* 30 τῶν . . . ἀστέρων ἁρμονίας, ἥς ἡμᾶς μὴ ἀκούειν διὰ σμικρότητα τῆς φύσεως (weniger deutlich Iamblichus *Vita Pythagorae* 65). — Auf welchem Wege freilich Shakespeare diese Kenntnis zugekommen ist, bleibt wohl unerkennbar; der Verweis auf Florios Montaigneübersetzung (I 22), den die neue Cambridger Ausgabe zur Stelle bringt, genügt nicht, da die entscheidenden Gedanken bei Montaigne fehlen.

Man beachte aber auch, wie diese hellenische Lehre vom Dichter hier eingebaut ist in anderes antikes Gut: zu Beginn der Szene erinnert jene große anaphorische Replik (In solcher Nacht . . .) viermal an ein mythisches Liebespaar (Cressida: Troilus, Thisbe: Pyramus, Dido: Aeneas, Medea: Jason), bald danach Porzias Rede an Luna und Endymion; dazwischen aber steht in dem Hymnus auf die Musik, »der Dichter lehre«, daß Orpheus durch die süße Macht der Töne Bäume, Felsen und Fluten gelenkt habe. Wahrlich, die Szene ist Renaissancepoesie edelster Art.

## II.

Das erste Zusammentreffen zwischen Brutus und Cassius im *Julius Caesar* (I 2) zeigt ein vorsichtiges Tasten des Cassius, wie er sich dem entfremdeten Freunde wieder nähern könne. Zu diesen seinen einleitenden Fragen gehört auch die, ob Brutus sein eigenes Antlitz sehen könne. Daran schließt sich folgendes Zwiegespräch:

Brut. No Cassius; for the eye sees not itself  
But by reflection, by some other things.

Cass. 'Tis just:

And it is very much lamented, Brutus,  
That you have no such mirrors as will turn  
Your hidden worthiness into your eye . . .  
And since you know you cannot see yourself  
So well as by reflection, I, your glass,  
Will modestly discover to yourself  
That of yourself which you yet know not of

Es wird hier also dialogisch folgender Gedankengang entwickelt: so wie der Mensch sein Gesicht nur im Spiegel sehen kann, so wird der Freund dem Freunde jetzt seinen seelischen Wert enthüllen.

Diese Szene ist die Nachbildung und Neuformung eines antiken Dialoges zweier großer Freunde, des Sokrates und Alkibiades. Denn beim ersten Zusammentreffen dieser beiden, nachdem das Daimonion lange eine Annäherung des Sokrates an Alkibiades verboten hatte, entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen dem fragenden Sokrates und dem antwortenden Alkibiades (Platon, *Alkibiades I* p. 132 D): »In was müssen wir blicken, wenn wir zugleich uns selbst sehen wollen?« — »Offenbar in Spiegel und dergleichen Dinge.« Dann kommt — nach einer Ausführung, daß sich auch Auge in Auge spiegeln und sehen kann — die gleiche Wendung auf das seelische Gebiet (p. 133 B): »Muß nun nicht auch die Seele, wenn sie sich erkennen will, in eine Seele blicken . . .?« — »Mir scheint es so.« Nicht nur der Gedankengang, sondern vor allem die seelische Lage der beiden Unterredner ist genau die gleiche: der um die Freundschaft Werbende führt den Gedanken so, in der Hoffnung, den anderen für seine Sache — dort die Philosophie, hier die Politik — zu gewinnen.

Später ist Shakespeare noch einmal auf diesen Vergleich zurückgekommen<sup>1)</sup>: in *Troilus und Cressida* (III 3) liest Ulysses in einem Buch, in dem ein Unbekannter schreibt, nur in der Wirkung auf andere fühle man seinen Wert und

<sup>1)</sup> Das Urteil von Anders *Shakespeare's Books*, S. 278, wäre sicher anders ausgefallen, wenn er von der Caesar- statt von der Troilusstelle ausgegangen wäre; der von ihm angeführte Aufsatz von Collier in der *Fortnightly Review*, April 1903, der sich zuerst mit dieser Frage beschäftigt, ist mir nicht zugänglich.

nur im Beifall werde man diesen gewahr. In seine Mitteilung davon an Achill fügt dieser den Vergleich ein: das sei ebenso, wie sich ja auch das Auge nicht sehen könne

eye to eye opposed  
Salutes each other with each other's form;  
For speculation turns not to itself,  
Till it hath travell'd and is mirror'd there  
Where it may see itself. This is not strange at all.

Dies steht dem griechischen Original insofern weniger nahe, als es nicht auf zwei Freunde Anwendung findet und keine wirkliche Entwicklung des Gedankens gegeben wird; andererseits finden wir hier das eigenartige griechische Bild wieder, daß Auge sich in Auge spiegeln kann. Und da steht auch ein ausdrückliches Zeugnis des Dichters, daß dieser ganze Gedanke etwas Bekanntes, ein Zitat also, ist, denn Ulysses sagt: I do not strain at the position — it is familiar.

Wieder wird es nicht möglich sein zu sagen, wie Shakespeare Kenntnis von dem antiken Motiv erhalten hat. Es ist der Höhepunkt des Dialogs Alkibiades, den die gesamte Antike Platon zuschrieb; erst dem 19. Jahrhundert ist die Verfasserschaft zweifelhaft geworden. Bis in das späte Altertum und auch wieder in der Renaissance war er hochgeschätzt<sup>1)</sup>. Nachwirkung Platons ist im Shakespeare öfter zu finden<sup>2)</sup>.

### III.

*König Lear* wirkt zeitlos. Seine Dimensionen sprengen geradezu jeden Rahmen von Raum und Zeit. Und doch hat die Forschung<sup>3)</sup> mit Recht darauf hingewiesen, daß der Dichter, im Gegensatz zu dem zeitlich vorangehenden Chronikdrama von König Lear, Wert darauf gelegt hat, vorchristliche Zeit als allgemeinen Hintergrund zu nehmen. Damit nähert er sich wieder den älteren Quellen<sup>4)</sup>, nach denen ja Lear 54 Jahre vor der Gründung Roms gestorben ist. Die älteste, die

<sup>1)</sup> Vgl. P. Friedländer, *Der große Alkibiades*, S. 6; zweiter Teil, Kritische Erörterung, S. 5 ff.

<sup>2)</sup> Dazu siehe Anders a. a. O., S. 274 ff.; ders., *Shakespeare-Jahrbuch* 62 (N. F. 3), 159.

<sup>3)</sup> Z. B. Dowden, *Shakespeare*, deutsch von Wagner (1879), S. 202 f., danach Wolff, *Shakespeare* II 208.

<sup>4)</sup> Hier zitiert nach *Shakespeares Quellen*, hrsg. v. Brandl, Bd. I, Quellen zu K. L. von Fischer.

lateinisch geschriebene *Historia Britonum* von Galtredus Monumetensis, läßt sogar Gonorilla und Regan schwören *per numina caeli* (c. 11. 12) und Leir ausrufen *O irrevocabilia satorum decreta, quae solito cursu fixum iter tenditis! . . . O irata Fortuna . . .!* Ja, er wird sogar beigesetzt in einer unterirdischen Grotte, die einst der Ehre des *Ianus bifrons* geweiht war (c. 14); was mag sich hinter dieser seltsamen Gelehrsamkeit bergen? In jener romisch-vorromischen Zeit also läßt auch Shakespeare sein Stück spielen und also auch seine Grafen von Gloster und von Kent, den Haushofmeister Oswald und den Narren leben und leiden. Und zwar aus dem tieferen Grunde, weil das Ringen mit den Schicksalsmächten, das dieses Drama zeigen sollte, sich in der antiken Sphäre freier und großartiger entfalten konnte.

Das Element des Antiken, das hier gemeint ist, zeigt sich natürlich nicht sowohl in einzelnen Gedanken, einzelnen Zitaten aus Schriftstellern des Altertums, obwohl auch sie hier sehr reichlich sind: wir erinnern beispielsweise nur an den »kundigen Thebaner«, mit dem doch wohl niemand anders gemeint ist als Oedipus, und an den ihm entsprechenden »athenischen Philosophen« (III 4); an die Verwendung der Motive des rasenden Ajax (II 2), des Ixion auf seinem Rade (IV 7) und der wüsten Zentauren (IV 6), an die letztlich auf antike Lehren zurückgehenden Vorstellungen vom Gegensatz zwischen Natur und Sitte (I 2), vom Leben als eines »Pfandes«, als etwas nur »Angemaßten« (I 1, V 3), vom Menschen als Mikrokosmos (IV 6); an den Satz »Aus nichts wird nichts« (I 1; *nihil de nihilo*, erster Grundsatz der epikureisch-lukrezischen Kosmologie, vgl. z. B. Lucrez I 150 ff.)<sup>1)</sup>.

Aber wie gesagt, unter unserem Gesichtspunkt ist dies nicht wichtig. Das Wesentliche vielmehr ist, daß hier wie in einer Tragödie Senecas, fast möchte man sagen: wie in einer aeschyleischen, die Götterwelt hineinragt in die menschliche. Wohl wird hier und da »Gott« genannt (beispielsweise IV 1,

<sup>1)</sup> Brandl, *Shakespeare*<sup>4</sup>, S. 371 f., weist auf Benutzung mehrerer Stellen von Hercules furens und Hercules Oetaeus hin; er gibt auch S. 484 eine Zusammenstellung der neueren Literatur, die sich mit dem Problem Shakespeare und die Antike beschäftigt, mit dem Zusatz, das Gebiet sei noch nicht genügend durchforscht: der klassische Philologe kann das von seinem Standpunkt aus nur bestätigen.

in der ersten Begegnung des geblendeten Gloster mit seinem Sohn), aber so spricht auch die Senecatragedie von *deus*, und im allgemeinen herrschen im *König Lear* »die Götter«, die »Götter über uns«, die »großen« (*dei magni*), »mächtigen«, »gütigen«, »immer guten«, die immer wieder, vor allem von Lear selbst, aber auch von den anderen, angerufen werden, bei denen man schwört und zu denen man betet. Von den einzelnen dieser das Leben der Menschen regierenden Gestalten werden Jupiter (nicht weniger als dreimal, I 1 und II 4), Juno (II 4) und Apoll (I 1) genannt. Weiter entfernt von diesen antiken Götteranrufungen stehen solche der »Natur«, der »teuren Göttin« (I 4, vgl. I 2) und der Elemente selbst (III 2). Da wird auch der Mond beschworen (angeblich von Edgar, II 1), und Lear bekräftigt seine Verfluchung Cordelias (I 1) »bei der Sonne heil'gem Strahlenkreis«, bei Hekate, der Nacht und den Sternenbahnen, die unser Leben, Geburt und Tod, bestimmen. Antike astrologische Lehre bringt der *Lear* in ganz besonders starkem Grade (vgl. I 2 — es ist der Schuft Edmund, der dagegen spricht; II 2 und III 1, beidemale Kents Worte)<sup>1)</sup>. Gleichsam die Kehrseite dieser Anschauung ist es, wenn der Verlauf des Lebens viel mehr als das sich drehende Rad Fortunas gesehen wird (II 1 und V 3; die beiden Aussprüche Kents und Edmunds entsprechen sich).

Unter den Gebeten an die Götter fordern drei des Königs selbst noch ein besonderes Wort, weil sie auch formal den antiken entsprechen. Zu solchen typischen Formen gehört zunächst die Beschwörung mehrerer Götter hintereinander, wie sie die Verwünschung Cordelias brachte (beliebiges Beispiel Senec. Oed. 248 ff.); weiter die überaus weitverbreitete »relativische Prädikation«, wie sie die Stilistik der Gebetsform nennt<sup>2)</sup>, in jenem Anruf »Große Götter, die so entsetzlich tosen über uns, Sucht eure Feinde auf!« (III 2); ferner die sehr häufige Berufung auf die Voraussetzungen, die eine Gebetserfüllung erwarten lassen (beliebiges Beispiel Horaz c. III 18) in dem Gebet beim Anblick des geblockten Kent (II 4): »O ihr Götter, Wenn ihr die Alten liebt, eu'r milder Zepher Gehorsam heiligt, wenn ihr selber alt seid, Macht es

<sup>1)</sup> Vgl. Anders a. a. O., S. 237 ff., dazu Boll-Bezold, *Sternenglaube und Sternendeutung*<sup>4</sup>, S. 39, 51, 66, 75.

<sup>2)</sup> Vgl. Norden, *Agnostos Theos*, S. 168 ff., 383 ff.

zu eurem Streit; spricht, zeugt für mich!« Allein gerade hier wird auch die eigene Erfindung des Dichters sichtbar: der großartige Gedanke, weil die Götter selber alt seien, mußten sie gerade den Alten helfen, wird sich schwerlich so in der Antike finden.

Das ewige Rätsel vom Sinn des Weltverlaufs und der ihm innewohnenden Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit wird hier in Formen ausgesprochen wie: der Götter »großer Rat« ist »unanfechtbar« (IV 6); sie sind die »Richter, die unsern irdischen Frevel so schnell vergelten« können (IV 2); sie sind »gerecht: aus unsren Lüsten erschaffen sie das Werkzeug, uns zu geißeln« (V 3) und andererseits: sie »bereiten sich Ruhm aus Menschen-ohnmacht« (IV 6). Und mächtig schlägt auch hier die Flamme der eigenen Phantasie wieder durch, denn wo fände sich Vergleichbares jenem: »Auf solche Opfer streuen die Götter selber Weihrauch« (V 3) und andererseits: »Was Fliegen sind Den muß'gen Knaben, das sind wir den Göttern: Sie töten uns zum Spaß« (IV 1)!

Das Siegel dafür, daß unsere Auffassung von den antiken Zügen dieses doch so echt nordischen *Lear* das Rechte trifft, ist der Vergleich mit der Oedipustragödie, der seit Herder und Shelley aus gutem Grunde immer wieder gezogen wird.

Halle a. S.

Walther Kranz.

---

## FABLE, ACTION, UNITY, AND SUPERNATURAL MACHINERY IN ENGLISH EPIC THEORY, 1650—1800.



In the century and a half from 1650 to 1800 English critics were constantly concerned with the epic as a literary form. In dozens of essays they analyzed it thoroughly, giving painstaking and often repetitious opinions on various phases of epic structure. The aim of the present study is to synthesize<sup>1)</sup> Restoration and eighteenth-century English

---

<sup>1)</sup> Generalizations are based largely on the following works: Abraham Cowley, "The Preface of the Autor" (1656), *Works* (London, 1668); John Dryden, "Of Heroic Plays, an Essay" (1672), "The Author's Apology for Heroic Poetry and Poetic Licence" (1677), "Dedication of the *Æneis*" (1697), "Preface to the Fables" (1700), *Essays of John Dryden*, ed. W. P. Ker (Oxford, 1900); Thomas Rymer, Preface to the translation of Rapin's *Reflections on Aristotle's Treatise of Poesie* (1674), *Critical Essays of the Seventeenth Century*, ed. J. E. Spingarn (Oxford, 1908—1909); Sir William Temple, "Of Poetry" (1690), *Works* (London, 1814); Answer to Question 4, *The Athenian Mercury*, XVI (26 January 1695); Sir Richard Blackmore, Preface to *A Paraphrase on the Book of Job* (London, 1700), Preface to *Alfred, An Epick Poem* (London, 1723); John Dennis, *The Advancement and Reformation of Modern Poetry* (London, 1701), "Observations on the Paradise Lost of Milton," *Proposals for Printing the Miscellaneous Tracts by Mr. John Dennis* (London, 1721), *Remarks upon Several Passages in the Preliminaries to the Dunciad* (London, 1729); Isaac Watts, Preface to *Horae Lyricae* (London, 1706); Earl of Shaftesbury, "Advice to an Author", *Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times* (1711) (5th ed., London, 1732); Joseph Addison, *Spectator*, Nos. 183, 523; John Hughes, "Remarks on the Fairy Queen," *The Works of Mr. Edmund Spenser* (London, 1715); Alexander Pope, *Guardian*, No. 78, Preface to *The Iliad of Homer* (London, 1715—1720); Charles Gildon, *The Complete Art of Poetry* (London, 1718); Paolo Antonio Rolli, *Remarks upon M. Voltaire's Essay on the Epick Poetry of the European Nations* (London, 1728); "Of Epic Poetry", *The Gentleman's Magazine*, V (1735), 356—358; Thomas



theory<sup>1)</sup> on the four phases of the form about which discussion was most frequent and opinion most varied.

### 1. Fable and Action.

Not many terms of English neo-classical criticism are more difficult to define than *fable* and *action*, mainly because many of the eighteenth-century writers were themselves vague about the meaning of them. It is, therefore, obviously our problem to determine just what the words meant to the eighteenth-century critics who wrote of the epic.

Le Bossu, whose word was sacred to many English critics, defined epic fable as "un discours inventé pour former

---

Blackwell, *An Enquiry into the Life and Writings of Homer* (London, 1735); Edward Manwaring, *An Historical and Critical Account of the most Eminent Classic Authors in Poetry and History* (London, 1737); Henry Pemberton, *Observations on Poetry, Especially the Epic, Occasioned by the late Poem upon Leonidas* (London, 1738); Joseph Spence, *Polymetus* (London, 1747); Joseph Warton, "A Dissertation on the Nature and Conduct of the *Æneid*", *The Works of Virgil in Latin and English* (London, 1753); Thomas Warton, *Observations on the Faerie Queene of Spenser* (London, 1754); *A Critical Essay on the Epigoniad* (London, 1757); John Upton, Preface to *Spenser's Faerie Queene* (London, 1758); Roger Kedington, *Critical Dissertations on the Iliad of Homer* (London, 1759); David Hume, "Letter to the Authors of the Critical Review concerning the Epigoniad of Wilkie" (1759), *Essays Moral, Political, and Literary*, ed. T. H. Green and T. H. Grose (London, 1875); [Oliver Goldsmith and John Newbery], *The Art of Poetry on a New Plan* (London, 1762); Richard Hurd, *Letters on Chivalry and Romance* (1762), ed. Edith J. Morley (London, 1911); Hugh Blair, *A Critical Dissertation on the Poems of Ossian* (1763) (2<sup>d</sup> ed., London, 1765), *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres* (1783) (3<sup>d</sup> ed., London, 1787); Samuel Johnson, *Life of Milton* (1779), *Life of Dryden* (1779), *Lives of the English Poets*, ed. George Birkbeck Hill (Oxford, 1905); William Hayley, *An Essay on Epic Poetry* (London, 1782); Robert Heron [John Pinkerton], *Letters of Literature* (London, 1785); Anselm Bayly, *The Alliance of Musick, Poetry & Oratory* (London, 1789); James Ogden, Introduction to *The Revolution* (London, 1790); Henry James Pye, *A Commentary Illustrating the Poetic of Aristotle* (London, 1792); John Ogilvie, "A Critical Dissertation on Epic Machinery", *Britannia* (Aberdeen, 1801).

<sup>1)</sup> That the summary is of English thought only cannot be too strongly emphasized. Little attempt is made to indicate the vast influence of classical and continental criticism. However interesting the history of these admittedly powerful influences may be, such an account is unnecessary in a survey of English opinion, and would extend this study far beyond the limits of an article.

les mœurs par des instructions déguisées sous les allégories d'une action"<sup>1</sup>). By the term *fable*, then, he meant an actual fable, written in the manner of, and with the same purpose as, Aesop's tales. Some of the English critics followed Le Bossu's theory rather closely, agreeing that the epic poet forms his fable directly on the moral in order to make the poem interesting and therefore effective in instruction. Blackmore, who frequently had Le Bossu at his elbow, wrote that the fable of an epic is a feigned discourse used for teaching<sup>2</sup>). Later this theory of the moral as a foundation for the fable was rejected, though the epic was still looked upon as essentially a didactic poem.

So far the going is rather easy, for the meaning of Le Bossu and of those who followed him is obvious. The difficulty comes when we try to differentiate between fable and action. What was the conception of the scope of the fable? Did it include only the most general outline of the epic plot? Was it synonymous with the word plot? And what was the difference between it and the action? By looking at some of the eighteenth-century uses of the terms, we shall try to arrive at answers to these questions.

Dryden used the word *design* as a synonym of fable, by which he meant the general plan of the poem. The poet, according to him, works out a complete "design, or fable" to illustrate the moral which he has chosen to teach<sup>3</sup>). Dennis says that the general action must be a feigned one, "in other Words, a Fable"<sup>4</sup>). Thus Dennis seems at first to add confusion by his explanation, for he calls the general action the fable. Is the fable, then, the action? A closer examination of Dennis reveals that he apparently meant the word *general* in the phrase *general action* to differentiate that expression from the commonly used term *action*. Thus the expression *general action* becomes synonymous with *fable*. The general or "Universal and Allegorical" action of the *Aeneid* can, in Dennis' words, be stated in this manner:

<sup>1</sup>) *Traité du poëme épique* (1675) (Paris, 1708), p. 31.

<sup>2</sup>) Preface to *Prince Arthur* (London, 1695), sig. a 1v.

<sup>3</sup>) "A Parallel of Poetry and Painting" (1695), *Essays of John Dryden*, ed. Ker, II, 128.

<sup>4</sup>) *Remarks on Prince Arthur* (London, 1696), p. 5.

A great State is destroy'd by its Enemies, and by the Permission of Heaven, for the Injustice of those who govern'd it. But one Man, who was greatly Good, and who was not an Accomplice in that Injustice, is preserv'd by Heaven; and is chosen King by the Remnant of his wretched Country-men, with whom, and with his Gods, he sails to a foreign Land; to which he is commanded by those very Gods, and there lays the foundation of a mighty Empire to his own Glory, and the utter Destruction of all who dar'd to expose him<sup>1</sup>).

In this way, says Dennis, "*Virgil* form'd a General Action . . . and thus we see what the Fable is, which is the Soul of an Epick Poem." It is reasonable, to conclude, I think, that Dennis had essentially the same idea as Dryden, i. e., the fable is the general design or plan which the poet draws up before he starts building incident upon incident to form the action of his poem.

In *Spectator*, No. 297, Addison observes that some of the particulars in Milton's fable are not probable enough for an epic poem, and in No. 267 he says that the perfection of the fable is in exact ratio to the perfection of the action it relates. It would seem that Addison means that the fable relates the action. From this statement, therefore, we can judge that the action is more constricted than the fable, and we may draw the same conclusion from a similar statement by Blackmore<sup>2</sup>). But further remarks by other critics will throw more light on these opinions.

On a subject as nebulous as this, Joseph Trapp's distinct and forthright statement is very welcome. He distinguishes between fable and action by saying:

"The Action is a great Achievement of some illustrious Person, attended with an important and memorable Event. The Fable is that Complication of Incidents, Episodes, and other Circumstances, which tend to the carrying on of the Action, or give Reasons for it, or at least embellish and adorn it<sup>3</sup>).

Trapp goes on to elucidate by showing that the fable of the *Iliad* is the Trojan war; the action, the conquest of Troy.

<sup>1</sup>) *Ibid.*, p. 6.

<sup>2</sup>) "An Essay on Epick Poetry", *Essays upon Several Subjects* (London, 1716), pp. 37—38.

<sup>3</sup>) Preface to the *Æneis of Virgil, translated into Blank Verse* (London, 1718—1720), I, xii.

These definitions clear up what many other critics said on the subject. Pemberton, Wilkie, Johnson, Pinkerton, and others expressed similar opinions. But we cannot elaborate here upon their statements. A synthesis of the criticism does allow us to conclude, however, that the term *fable* was used to indicate the entire activity, the complete story or plot connected with the epic, and that the word *action* was construed as meaning the exploit of the hero, that is, the principal part of the epic plot.

As for the action, the most frequent statement made concerning it was that it should be one, great, and complete. There was a widespread belief that the epic should not be founded primarily on historical fact. Certain historical figures and events were admitted as being permissible, but they were always put into the background in favor of invented material. It was also held that the epic action should conclude happily.

## 2. Unity.

In turning to the subject of unity, we come, of course, to one of the fundamental principles of classic and neo-classic literary theory. Accordingly we are not surprised to find the statement made repeatedly that the epic action should be one. With Aristotle as authority, many critics also advanced the theory that this unity must not be centered about the acts of one man, since the activities of one man may be so varied that they do not constitute a whole.

As had Aristotle and many Italian and French theorists, the English writers discovered themselves confronted with the problem of harmonizing the obvious appearance of episodic materials in the great epics with the strict theory of unity of action. The first step in the process was to determine the exact nature of the episode. Perhaps, again, the most lucid definition given was that of Joseph Trapp, who said:

But I think we shall speak more clearly; if by that Word [episode] we mean (as indeed the Etymology of it imports) whatsoever is *adventitious* to the grand Action of the Poem, connected to it, or inserted in it; whether it be itself an Action, or no. And there is Ground enough to distinguish This from the immediate, and direct Train, or Course of the main Action it self; and to shew what may, and may not, be called an Episode<sup>1</sup>).

---

<sup>1</sup>) *Ibid.*

Trapp conceives of episodes as being either narration or action, but not as being directly connected with the main action of the poem. It is upon this last basis — indirect connection with the main action of the poem and hero — that he differentiates between episode and incident. All episodes, he argued, are incidents, but not all incidents are episodes. That is, an incident which immediately concerns the main action of the poem is not an episode, because it is directly connected with the great action. An episode must be collateral to this action, not immediately connected with it. But most episodes, as Trapp says, are "*absolutely necessary, or very requisite*" to the main action, though some may be only embellishments. Thus we can say that the storm in the first book of the *Æneid* is an incident, since it concerns the hero himself and the main action of the poem; but the adventures of Nisus in the ninth book, of Mezentius in the tenth, and Camilla in the eleventh are all episodes, being requisite parts of the action, but, at the same time, collateral rather than direct parts of it<sup>1</sup>).

Broome also held that the episode is necessary to the action and that it should be probable. To be more explicit, the episode, according to him, is not extraneous to the main action; it merely extends and explains it, and it should contain details which show its proper or "probable" relation to it. Thus the adventures with Polyphemus and the Sirens are episodes. They are necessary parts of the action, for they show the sufferings of Ulysses; but they are not complete actions in themselves. They are, therefore, episodic<sup>2</sup>).

General opinion harmonized with that of Trapp and Broome. That is not to say, of course, that the other critics were merely following these two. The theory was common property. Of course there were divergencies of opinion, but we have space here only for the consensus.

About the theory of unity, then, we may say that most of the critics maintained the necessity of a strict unity of action, though at the same time accepting the validity of episodic materials. They conceived of the episode as an

<sup>1</sup>) *Ibid.*, I, xii-xiv.

<sup>2</sup>) "Observations", *The Odyssey of Homer* (London, 1725—1726), II, 305—307.

action related rather closely to the general action of the poem. They were in accord in the belief that an episodic action should not be complete in itself, since if carried to completion, it ruins the scheme of unity. They also agreed that episodes add beauty and variety to the poem. The majority rejected any demand for a unity of time, and most of them accepted the Homeric order as best.

### 3. Supernatural Machinery.

The discussion of epic machinery centered around two main problems: (1) whether the epic should contain supernatural machinery, and (2) whether these machines should be pagan or Christian.

Most critics were distinctly in favor of using some form of supernatural machinery. Dryden, Blackmore, Temple, Dennis, Addison, Pope, Rolli, Trapp, Spence, Wilkie, Hurd, Blair — in fact, an impressive array of writers definitely accepted machines as a part of epic structure. Not everyone gave reasons for their use, because most writers took that use for granted. Those who advanced reasons usually had opinions similar to those of Blackmore<sup>1</sup>), Dennis<sup>2</sup>), Trapp<sup>3</sup>), and Wilkie<sup>4</sup>), whose remarks we may take together in order to give some idea of the arguments generally advanced. Machines, they said, are requisite if the epic is to have the proper amount of beauty, and they are absolutely necessary if it is to excite the proper amount of admiration. Also, the aid of celestial beings heightens the admiration for the hero, and makes the action itself illustrious. Of course, machines may be improperly used. That is, if a god is actually brought down to earth and made to render physical aid to the hero, then the fame of the hero suffers detraction. But most poets employ supernatural beings only as an inspiration to the characters, and in this way they make their machines acceptable.

As early as the middle of the seventeenth century, however, we find one critic opposing the use of machines. In a commendatory poem, "To Sir William Davenant", Cowley praised

---

<sup>1</sup>) *Essays upon Several Subjects*, pp. 63—64.

<sup>2</sup>) *Remarks on Mr. Pope's Rape of the Lock* (London, 1728), pp. 20—24.

<sup>3</sup>) *Lectures on Poetry* (London, 1742), p. 341.

<sup>4</sup>) Preface to *The Epigoniad* (Edinburgh, 1757), pp. xvi—xviii.

Davenant for having freed the epic from enchantments and supernaturalism. During the next hundred and fifty years a few critics expressed similar opposition. Fielding rejected entirely the older form of machinery, and admitted only the use of ghosts<sup>1</sup>). He felt that even these should be employed sparingly. Others charged that heroes are often less impressive because of celestial aid. Lyttelton was certain that one of the main attractions of Glover's *Leonidas* was its lack of machinery<sup>2</sup>), and Kames was unequivocal in rejecting machinery in a modern poem, on the grounds that a modern mind cannot accept it<sup>3</sup>). There were others who took similar stands, but during the whole period the anti-machinists were distinctly in the minority.

The real issue, which had been instituted by Boileau, concerned the question of Christian or heathen machinery. English critics were divided into two camps. The adherents of pagan and opponents of Christian machinery argued that the true religion does not lend itself to fiction very well, since the Christian machines are outside nature, and therefore cannot delight, because the reader has no very clear idea of them. Angels have no sex or individuality; therefore they are more terrible than pagan mythological characters, but less pleasing. Thus sacred material should be used only by divines. Milton succeeded only because his subject, in a certain sense, was mythological, but even so he sometimes made God too human. A modern writer, then, should use machines as far removed from the true religion as possible. Thus argued the proponents of pagan mythology.

On the other side was a strong battery of critics. Dryden, Blackmore, Spence, Watts, Addison, Pemberton, and Dr. Johnson — to name only a few — strongly advocated Christian machinery in the modern epic. They argued that modern writers should have invention to furnish themselves with Christian machines. They may, as Dryden suggested, use the guardian angels and the evil ones<sup>4</sup>). Christian machines, it was held,

<sup>1</sup>) *Tom Jones*, Bk. VIII, ch. i.

<sup>2</sup>) *Common Sense* (9 April 1737), *Works* (3d ed., London, 1776), I, 397–399.

<sup>3</sup>) *Elements of Criticism* (London, 1762), I, 125–126.

<sup>4</sup>) "A Discourse concerning the Original and Progress of Satire" (1693), *Essays*, ed. Ker, II, 34–37.

are not horrible, even though they are marvellous, and they do not detract from religion, any more than do parables and allegories. Certainly, if the principal purpose of the epic is to instruct, the modern poet must utilize the true religion, for he cannot teach with heathen gods. Christian machines are, anyway, more delightful and dreadful than anything in pagan mythology. In short, heathen machines are impossible in a modern poem, and should be used only in simile. This was the position of those who favored Christian machinery.

A few critics avoided the issue by discussing machines as allegories. Pope, on the basis of Voltaire's performance, accepted the method of presenting allegorical figures as machines<sup>1)</sup>, and some others admitted the validity of the allegorical interpretation.

Thus the critical theory concerning supernatural machines was divided in several ways. Some writers objected to any use of them, but the great majority accepted them as necessary parts of the epic structure. There was a more equal division in the Christian-heathen controversy, though the weight of opinion tipped the scales in favor of the Christian side.

#### 4. Conclusion.

In conclusion I wish to emphasize the fact that I have attempted to synthesize a hundred and fifty years of literary theory on these topics. Not all the ideas that I have presented could be found at any particular time during the period. Neo-classical criticism of the epic, though always dominated by a certain unity of method and theory, developed changes as the years went by. The theory that developed during the 1650—1700 period was based to a limited extent on the English materials of the Renaissance, but it rested more securely on Aristotle, Horace, and the French critics of the seventeenth century. We note accordingly that during the last fifty years of the seventeenth century it developed highly formalized method and materials. Action, fable, unity, verisimilitude, language, characters, moral teaching, decorum, machines, verse — all of these themes long since made popular by Continental

---

<sup>1)</sup> Letter to Bolingbroke, *Works*, ed. Whitwell Elwin and W. J. Courthope (London, 1871—1889), VII, 401—402.



critics were seized upon and used constantly, until by 1700 such writers as Blackmore and Dennis were following almost exactly the formal approach of Le Bossu.

During the next fifty years this theory continued popular, though certain unorthodox opinions appeared. This variation in opinion showed itself particularly in statements doubting the sanctity of rules and critical authority. Also, though the established conception of fable, action, unity, machines, etc. was repeated again and again, questioning of this theory was not at all uncommon.

These doubts increased during the last fifty years of the eighteenth century, until the end of that period saw the complete rejection of neo-classic doctrines of epic criticism. Thus the romantic epics of Spenser and Ariosto and Tasso were accepted as great works, even though they did not comply with much ancient theory, and the novel was frequently called epic. In other words, the conception of epic broadened far beyond what the term had denoted before. Some of the old established ideas still clung on, but, for the most part, by 1800 neo-classic theory of the epic had spent itself after a hundred and fifty years.

University of California at Los Angeles.

H. T. Swedenberg.

## ZU EINIGEN LAUTWANDLUNGEN IN DER SÜDENGLISCHEN HOCHSPRACHE DER LETZTEN SECHZIG JAHRE.



Im Nachstehenden wird durchaus keine erschöpfende Monographie der in Betracht kommenden Erscheinungen versucht. Diese sind vielmehr — unter Verzicht auf minder wichtige Einzelheiten — nur in ihren Hauptzügen gekennzeichnet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch ist nach Daniel Jones's *Pronouncing Dictionary* (revised ed. 1926) dargestellt, doch mußten die Symbole der Assoc. Phonét. Internat. durch typographisch leichter zu bewältigende ersetzt werden.

### I. Betonung.

Die — recht zahlreichen — seit etwa 1880 teils erst vollends durchgedrungenen, teils neu aufgekommenen Akzentverlegungen betreffen ausschließlich den nicht alteinheimischen Wortschatz, da die einzigen scheinbaren Ausnahmen, das jetzt Paroxytonon gewordene subst. *forbear* und das nun die ultima betonende *ordeal* keine Erbwörter sind <sup>1)</sup>.

Die eigentlichen Fremdwörter bieten zwar, so weit französisch, manches Lehrreiche, finden hier aber nicht Platz. Dagegen seien über die Lehnwörter wenigstens folgende Bemerkungen gestattet.

Beim nomen ist es wohl das Streben nach größerem Wohlklange, das alten Akzent der viert- (oder fünft)letzten Silbe vielfach auf die antepenult. verschiebt, wie in *accessary* (-ory), *ancillary*, *axillary*, *capillary*, *consistory*, *corollary*, *exemplary*, *fritillary*, *maxillary*, *pupillary*, usw., *centenary* (u. Kompos.), ferner — vorerst noch minder häufig — in *pro-*

<sup>1)</sup> Jenes ist schottisch, dieses nicht Fortsetzer des — früh abgestorbenen — ae. *ordāl*.

*missory*, (*in*)*applicable*, (*n*)*explicable*, *explicative*, *despicable*, (*n*)*dissoluble*, *capitalist* (-ism), *celibacy*, *miscellany*, *salvatory*. Der gleiche Effekt wird natürlich erreicht, wenn bei Bewahrung der Tonstelle Reduktion der folgenden Silben durch Synkope eintritt, wie in *momentary* [móuməntri], *cemetery* [sémitri], *inventory* [invəntri], *veterinary* [vétəri] (wo auf der Zwischenstufe [\*vétirini] das erste r durch Dissimilation schwand, was dann auch Vertretung von -in- durch syllabisches n ermöglichte). Es können sich deshalb manche Dubletten halten: [frægməntri] [frægməntəri], [læbrətri] [læbrətəri]. Alternativen ergeben sich auch, wenn die Form mit Hauptton auf der Viertletzten durch starken Nebenton auf der penult. erträglicher wird: [nóumənkleitʃə] [nouménklətʃə], [séntrifjügl] [séntrifjügl], [séntripítl] [séntripítl], [tæksidəmist] [tæksidəmist], [nésiseri] [nésiseri].

Bei den Verben finden wir Neubetonungen besonders in zwei Gruppen auf -ate, nämlich a) solchen vom Typus (-) - ˩ - und b) den Zweisilbern des Typus ˩ -. Die zu a) gehörenden Dreisilber *adumbrate*, *alternate*, *bifurcate*, *compensate*, *concentrate*, *confiscate*, *conglobate*, *constellate*, *consummate*, *contemplate*, *coruscate*, *defalcate*, *demarcate*, *demonstrate*, *desiccate*, *detruncate*, *devastate*, *elongate*, *enervate*, *exculpate*, *expurgate*, *exsiccate*, *extirpate*, *fecundate*, *illustrate*, *impregnate*, *incarnate*, *inculcate*, *inculpate*, *incurvate*, *inundate*, *obfuscate*, *objurgate*, *promulgate*, *remonstrate*, *sequesterate*, ferner die Viersilber *averruncate*, *equilibrate*, *interpellate* und *orientate* waren ehemals Paroxytona. Seit Ende des 18. Jahrhunderts erscheint neben dieser, bis tief in die zweite Hälfte des 19. als richtiger geltenden Akzentuierung eine jüngere auf der antepenultima, anfangs nur vereinzelt — Walker erwähnt sie tadelnd für *contemplate* —, dann immer häufiger auftretend und heute fast allein herrschend. Die alte Betonung behauptet sich neben der jüngeren noch in *defalcate*, *detruncate*, *impregnate*, *incarnate*, *inculcate*, *inculpate*, *remonstrate*, *sequesterate*, *equilibrate*, *orientate* und scheint überhaupt unangefochten geblieben zu sein in *eructate*, *infiltrate*, *innervate*, *inspissate* und *averruncate*, während sie andererseits für *conflagrate*, *deflagrate* und *hibernate* schon im 19. Jahrhundert nur spärlich bezeugt ist.

Die Akzentverlegung ist wohl erfolgt, weil -ate als Verbalendung mit langem Vokal, später Diphthong, im Sprachbewußtsein so fest verankert war, daß es instinktiv der

Schwächung entzogen werden mußte, von welcher es bei unmittelbar vorangehender schwerer Hochtonsilbe bedroht war und die es dem etymologisch identischen, aber zum Kennzeichen der Nomina gewordenen kurzen *-ate*, jetzt [-ɪt]<sup>1)</sup> (in Adjektiven und Substantiven wie *apostate*, *consummate*, *prostrate*, *primate*) angeglichen hätte. Daß die Stufe [dimónstrēt] auch von vielen Gebildeten tatsächlich erreicht worden ist, geht aus Ellis' Angaben deutlich hervor (wie auch, daß die Londoner Mundart [ilástr(ə)tɪd] sprach). Die Zurückziehung des Haupttons auf die antepenult. verlieh dagegen dem Verbalsuffix denselben schützenden Nebenton, den die zahlreichen alten Proparoxytona des Typus *fulminate*, *innovate*, *meditate*, *separate* stets hatten.

Bei den die Gruppe b) bildenden Verben *castrate*, *cremate*, *donate*, *frustrate*, *furcate* »sich gabelförmig teilen«, *graduate*, *gyrate*, *libate*, *locate*, *migrate*, *mutate*, *narrate*, *placate*, *prostrate*, *pulsate*, *quadrate*, *rotate*, *stagnate*, *truncate*, *vacate*, *vibrate*, die bis Ende des 19. Jahrhunderts teils ausschließlich, teils noch überwiegend paroxytoniert wurden, war eine Zurückverlegung des Tons unmöglich, weshalb hier Oxytonierung eintrat, die jetzt entweder allein oder neben der — bei *frustrate*, *pulsate*, *truncate*, *vibrate* noch erhaltenen, bei *furcate* und *stagnate* sogar überwiegenden — älteren Akzentuierung üblich ist<sup>2)</sup>).

Bei den Zeitwörtern auf *-ize* (*-ise*) duldet die Verallgemeinerung von *-ize* nur noch die einzige Ausnahme *amortize* mit lautgesetzlichem *iz*, während dieses in den zugehörigen Hauptwörtern noch etwas besser bewahrt ist.

Ein wichtiges novum ist [distribjüt] neben altem [distribjüt] *distribute*, womit [distribjütə] neben altem [distribjütə] für *distributor* parallel läuft. Bei *attribute* und *contribute* noch keine Spur einer Tonzurückziehung, wogegen das jetzt veraltete *retribute* schon im 18. Jahrhundert Proparoxytonon war.

<sup>1)</sup> das freilich in nicht allgemein gebrauchten, besonders in den nur der wissenschaftlichen Fachsprache angehörenden Wörtern auch [-et] und sogar [-eit] neben sich hat.

<sup>2)</sup> Die ursprüngliche Qualität der durch Akzentverschiebung tonlos gewordenen Vokale klingt längere Zeit nach: [int̥əpeleɪt] noch neben [-pɪl-], [pleikéit] noch neben [plə-]; für *truncate* ist [trənkéit] überhaupt noch nicht gebucht.

## II. Quantität.

Wohl die wichtigste Wandlung des Englischen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert ist die Kürzung aller ersten Diphthongkomponenten und weiter auch der ursprünglich langen Hiatusvokale. Man kann geradezu sagen, daß die schlichte Umgangssprache der gebildeten Südenländer heute die Regel »*vocalis ante vocalem brevis est*« befolgt, wenn auch der ältere Zustand gewiß nicht als ausgestorben zu gelten hat.

Besonders in die Ohren fallend ist der Quantitätswandel bei den *r*-Diphthongen, und zwar scheint er hier am frühesten bei [íə], etwas später bei [úə] eingesetzt zu haben; noch jünger ist wohl [ěə] für [ēə]. Bei [ǫə] [áə] [ěə] haben wir zwar die gleiche Kürzung, doch ergibt sich hier durch gewöhnlich eintretende Aufsaugung der zweiten Komponente schließlich meist langer Monophthong. Also:

1. íə > íə; dazu, als mundartliche, aber auch in RP jetzt nicht seltene Variante íə > í<sup>1</sup> > jě, wo nach stimmlosem Konsonanten auch j stimmlos wird; 2. úə > úə; dazu die — nach Luick, *Hist. Gr.*, § 511 eigentlich allein nicht dialektische — Variante óə, ǫə > ǫ, ferner eine sehr seltene alternative pronunc. ǫ (z. B. [ěə] statt [ěūə], [ěǫə]), wohl wieder entstanden durch Umspringen von Akzent und Quantität: úə > uě > ǫě > ǫ; 3. júə > júə; Var. jǫə, jǫə > jǫ lautgesetzlich; 4. ěə > ěə; 5. ǫə > ǫə (> ǫǫ) > ǫ; 6. áə > áə (> áá) > á; 7. ǫə > ǫə > ǫ.

Eine zweite, jüngere Reihe von *r*-Diph- (bzw. Triph)thongen, entstanden aus langen Tonvokalen (bzw. Diphthongen), denen *r* als Anlaut der nächsten Silbe folgte, besteht im stand. Engl. seit mindestens 100 Jahren. Sie wird 1836 von Smart ganz klar bezeugt. Er bemerkt bezüglich der ersten Silben von *va-rious*, *se-rious*, *fi-ring*, *to-ry*, *fu-ry* einer- und *va-cant*, *se-cant*, *fi-nal*, *to-tal*, *fu-gitive* anderseits: "an identity of these syllables in pronunciation is decidedly provincial." Nach Erörterung der Aussprache von engl. *dear* im Gegensatz zu frz. *dire* sagt er: "the only difference between *dear-ly* *care-ful*

<sup>1</sup>) Umspringen von Akzent und Quantität (vgl. Luick, *Hist. Gr.* § 489). Für *year* scheint jetzt jě gebräuchlicher als jă, obwohl N. E. D. noch 1928 nur jă (mit der entschieden anachronistischen Länge!) kennt.

etc. and *va-rious*<sup>1)</sup> *se-rious fi-ry to-ry fu-ry* etc. is, that in the latter the *r*, besides blending itself with the previous vowel, is also heard in the articulation of . . . the following syllable." Die Cockney-sprache hat heute allerdings statt [intəfɪəriŋ] [hintəfɪrɪn], wie sie

<sup>1)</sup> Hier sprach Smart [é<sup>10</sup>] wie in *mare*. Ellis sieht dies zwar recht wohl, meint aber: "but surely the (i) must be omitted and at least (ee-ə) said, and this is strange." Aber Smart, der ja als erster Autor [ə] für betontes *a* in offener Schreibsilbe bezeugt, während Walker den Diphthong erst in *eight* angibt, fügt seiner Beschreibung des Zwiellauts hinzu: "It has been said that there is a palpable difference between the vowel-sound in payer, player, slayer, and that in care, fair, hair, share. What difference may be made in New York I know not; but I know that none is made in London." Nun ist allerdings der öffnende Einfluß des Sproßvokals ə (aus *r*) auf vorhergehenden geschlossenen Selbstlaut sicher; er ist auch nicht erst in neuester Zeit wirksam geworden (vgl. Luick, *Hist. Gr.* § 568). Bei é<sup>10</sup> beginnt er schon im 18. Jahrhundert, aber erst gebietsweise, sicher anerkannt ist er in England erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Man muß also mit Rücksicht auf Smarts Angaben vermuten, daß é, dem ə folgte, zwar von manchen bereits vor der Diphthongierung so weit geöffnet war, daß es zur Zuspitzung durch *i*-Ausklang überhaupt nicht mehr kam, daß jedoch andere auch in solcher Stellung den geschlossenen Laut bewahrten, der dann die Diphthongierung mitmachte. Mit Ellis einfach zu dekretieren "the (i) must be omitted" geht nicht an. Übrigens gibt es in der englischen Sprachgeschichte Beispiele genug, die zeigen, daß Neuerungen oft sehr lange mit nur allmählich schwindenden Archaismen kämpfen. Bezeugt ja Gill schon 1619, wo für *meat* noch [mēt], ja [mēt] herrschten, die von ihm als geziert verspottete Lautung [mīt], die erst Mitte des 18. Jahrhunderts allgemein wurde; sprachen doch im 17. Jahrhundert manche noch [ū], bzw. [iū] als die meisten zu [iu], einige wohl bereits zu ju, fortgeschritten waren (vgl. Wilkins, Price, Cooper); lehrte zwar schon Lediard 1725 [d] statt [id] nach *r*, aber 1766 Buchanan noch [kriud] und [kriuz] für *crude*, *cruise*; und als sich im 19. Jahrhundert nach Geräuschlaut + *l* [ju] zu [u] erleichterte, wurde nicht jenes von vielen noch Jahrzehnte hindurch beibehalten? (D. Jones verzeichnet noch 1926 [sljɒphaund] und [gærjɒliti])<sup>1)</sup> Heute nur mundartliches [kjaind] (etc.) für *kind* (usw.) war Ende des 18. Jahrhunderts mustergültig und auch nach Webster *Dissert. on the Engl. Language* 1789) "the elegant pronunc. of the fashionable people both in England and America," nach Nares, einem Vorläufer Walkers, jedoch "a monster of pronunc., heard only on our stage". Auf das Nebeneinander von [nouldʒ] und [nɒldʒ], [liʒə] und [liʒə], [guld] und [gould], [jis] und [jes], [jɛmən], [jɪmən], [joumən] sei nur ganz flüchtig verwiesen. Damit, daß ein Gewährsmann die Aussprache eines andern strange oder gar monstrous findet, ist nichts entschieden. Da zum Überflusse [eɪə] sogar heute von guten Sprechern in *aerify*, *aerolite*, *aeronaut* u. a. tatsächlich zu vernehmen ist, fehlt jeder triftige Grund, Smarts [mēə] für *mare*, [vɛəriəs] für *various* anzuzweifeln.

ja auch statt [hɪə] [iə], statt [niə] [niə], statt [əfɛəz] [əféəz], statt [kəmpɛəd] [kəmpéəd], statt [bɪfɔə] oder [bɪfɔ̃] [bɪfōwə] sagt. (Siehe Jones *The Pronunc. of Engl.*). All dies kommt aber für das stand. Engl. nicht in Betracht.

Diese sekundären *r*-Diphthonge haben sich genau so wie die primären weiterentwickelt:

1. iə||r- > iə||r-; Variante iə||r- > ɪə||r- > jə||r-;
2. uə||r- > uə||r-; lautgesetzl. Var. ɔə||r- > ɔə||r- > ɔ̃||r-;
3. jüə||r- > jüə||r-; lautgesetzl. Var. jóə||r- > jóə||r- > jɔ̃||r-; sehr seltene (mundartl.) Var. júə||r- > jüə||r- > jɔ̃||r-, z. B. in *curious* [kjɔ̃riəs];
4. ɔ̃ə||r- > ɔ̃ə||r-;
5. ɔ̃ə||r- > ɔ̃ə||r- > ɔ̃||r-;
6. áə||r- > áə||r- > á||r- (Beisp. *starry*);
7. áə||r- > ɛər- > ɛ||r- (Beisp. *furry*). Hierzu die Triphthonge aiə||r- (vulgär > äə||r- > á||r-) und auə||r- (vulgär > äə||r- > á||r-).

Schon etwas früher als die Kürzung der *r*-Diphthonge vollzog sich der Wandel von [éi] über [éi] zu [ɛi] und von [óu] über [óu] zu [ɔu]. In der Vulgärsprache erreichte er sehr bald die vom st. E. gemiedenen Extreme [ai], [ɔi], bzw. [au], [æu]. Ellis wehrte sich noch 1874 verzweifelt gegen die Zumutung, auch nur [éi] statt [ɛ] zu sprechen, obwohl damals der, zwar in Edinburgh geborene und aufgewachsene, aber mit der Londoner Aussprache vollkommen vertraute Bell schon [éi] und sogar [ɛi] festgestellt hatte; auch das ebenfalls schon gesicherte [óu] lehnte er ab. Heute sind [ɛi] und [óu] trotz Murray (bzw. N. E. D.) längst veraltet und [ɛi] [ɔu] normal. Auch der, statt [i] im Südenglischen vielfach übliche Diphthong [ij], ursprünglich [iɪ], hat nun kurze erste Komponente ([sɪj] *sea*, Sweet *Primer of Phonetics* 1902), wie ja auch das diphthongierte [ú] von [ɥw] zu [ɥw] (z. B. in *too*) gelangt ist.

Am jüngsten, aber jetzt ganz deutlich, ist die Kürzung der langen Tonvokale vor unmittelbar folgendem Selbstlaute der nächsten Silbe, also im Hiatus, in welcher Stellung auch die Diphthonge [éi] und [óu], ferner [ɔi] vor *i*, ihre zweite Komponente verlieren können<sup>1)</sup>, so daß nur die erste bleibt.

<sup>1)</sup> Vgl. die oben erwähnte Entwicklung [aiə] > [aə] und [auə] > [aə] im Cockney-Engl.

(Hierzu Luick, *H. Gr.* § 572, wo jedoch eine von der meinigen abweichende Auffassung vorgetragen ist.) Durch Zusammenziehung der zwei Hiatussilben bei raschem Sprechtempo können sich dann nebst den schon vorhandenen [iə], [ʊə], [ɔə], [ɔ̃ə] ganz neue [éə], [ói], [úi] ergeben. Diese jüngsten [ɔ̃ə], [éə] und [ói] schreiten aber, wenigstens teilweise, auch schon wieder zu [ɔ̃ə], [éə], [ói] fort: *boa* wird von [bóuə] über [bóə] zu einsilbigem [böə], [bɔ̃ə] und endlich zu [bɔ̃], *Noah* von [núuə] über [nóə] zu einsilbigem [nɔ̃ə] und [nɔ̃] (vgl. Luick, *H. Gr.* § 568), *poetry* von [póu|itri] über [pó|itri] zu [pɔ̃i|tri], *Graham* von [gréi|əm] über [grɛ̃|əm] zu einsilbigem [grɛ̃əm], etc.

1. i || voc. > i || voc. > i + voc. Beispiele: [əgríəbl], [aidíə], [píəni], [píətə], *we're* = [wíə], nicht [wíə] (hingegen natürlich *we've* = [wív]); i|i bleibt in *deism*, *deify*, u. a., aber in volkstümlichen Wörtern wird es oft zu i|ə dissimiliert und dann zum Diphthong iə: [víkl] [vĩəkl], [vímənt] [vĩəm—]; 2. ú || voc. > ú || voc. > ũ + voc. ||: *brewer* [brūə], *gruel* einsilbig [grūil] oder [grūəl], die part. pr. *ruing*, *screwing*, *shoeing* mit einsilbigem [uĩŋ] neben zweisilbigen [úĩŋ]; 3. jū || voc. > jū || voc. > jũ + voc. ||: *newest* einsilbig mit [jũi] oder zweisilbig mit [jūi], *skewer* und *steward* mit einsilbigem [jũə]; 4. ȳ || voc. > ȳ || voc. > ȳ + voc. ||: *drawing-room* = [drɔ̃ĩŋrũm]; *drawers* (garment) einsilbig [drɔ̃əz] [drɔ̃z]; in Komparativen wie *rawer* kann natürlich die Entwicklung nicht bis zum Endgliede [ɔ̃] gehen, weil sonst der Positiv *raw* herauskäme, ebenso gibt es bei *drawer* = one who draws nur einsilbiges [drɔ̃e]; 5. éi || voc. > é || voc. > é + voc. ||: *aerate* [éi|əreit] [é|ər—] [éə|r—], *phaeton* [fé|itn] aus [féi|itn], *mayor* einsilbig [mɛə], *player* [plei|ə] [pleə] (einsilbig); *they're* [ðeə]; 6. óu || voc. > ó || voc. > ó + voc. (> ɔ̃ + voc. ||): *hoer* [hóuə] (zweisilbig) oder [hoə] (einsilbig); p. pr. von *hoe* [hóuĩŋ] oder einsilbig [hɔ̃ĩŋ], von *row* [róuĩŋ] oder einsilbig [rɔ̃ĩŋ], *Treloar* [trilóuə], [—lɔ̃ə], [—lɔ̃ə]; 7. ȳi|i > ȳi|i > ȳi ||: *voyage* einsilbig [vɔ̃idʒ], woneben noch zweisilbig [vɔi idʒ].

Wien.

Rudolf Dittes.



## BERNHARD FEHR †.

Mit Bernhard Fehr, der am 30. Mai 1938 an den Folgen eines Schlaganfalls in Zürich starb, ist einer der hervorstechendsten Vertreter der deutschsprechenden Anglistik unerwartet früh, im 63. Lebensjahre, dahingegangen, zu einer Zeit, wo er auf der Höhe seines Könnens stand. Fehr stammte aus einer Basler Kaufmannsfamilie (geb. 18. 2. 76) und studierte in der Folge in Basel und Genf. Die gediegene anglistische Schulung, die er durch seinen Lehrer Binz empfing, spiegelt sich wider in seiner umsichtig aufbauenden, auch heute noch nicht vergessenen Dissertation über *Die formelhaften Elemente in den alten englischen Balladen* (1900). Inzwischen war er nach England gegangen, wo er von 1899—1904 als Schullehrer wirkte. Er selbst hat rückblickend diese Zeit nicht als eine fruchtbare empfunden, aber sie hat ihm seine weite Kenntnis des englischen Lebens und seine meisterhafte Beherrschung des englischen Ausdrucks an die Hand gegeben, die es ihm später ermöglichte, über jeden Gegenstand Vorlesungen oder Vorträge in englischer Sprache zu halten. Eine entscheidende Wendung in seinem Leben trat ein durch die Berufung als Professor an die Handelshochschule in St. Gallen; von hier aus hat er sich 1909 an der nahen Universität Zürich habilitiert mit einer Arbeit über *Die Sprache des Handels in England*. Auf das Gebiet des Altenglischen griff er noch einmal zurück mit seiner Ausgabe von *Alfrics Hirtenbriefe in altenglischer und lateinischer Fassung mit Einleitung* (1914). Noch während seiner Tätigkeit in St. Gallen gab er als Niederschlag von Vorlesungen seine *Streifzüge durch die neueste englische Literatur* (1912) heraus, das erste bemerkenswerte Anzeichen einer Abwendung von der streng philologischen Linie und einer eingehenderen Beschäftigung mit den Erscheinungen der

neueren englischen Literatur. Mit unbefangenen Mute gab er hier in einer stark persönlich gefärbten unakademischen Vortragsweise, die bisweilen an den Plauderton streift, Analysen von einer Reihe der Hauptströmungen und Hauptvertreter des Viktorianischen Zeitalters, die ein ungewöhnliches pädagogisches Geschick verrieten.

Zur endgültigen Umstellung auf sein eigentliches Arbeitsgebiet, das der neueren englischen Literatur, trug entscheidend bei die Berufung an die Technische Hochschule nach Dresden, die 1915, mitten im Kriege, an ihn erging. Hier erlebte er die Glanzzeit der geisteswissenschaftlichen Abteilung mit Walzel als Literarhistoriker und Heiß als Romanisten. An dem Beispiel von Heiß lernte er die Wirkung auf ein breites Hörerpublikum, die sich bei ihm allmählich zu einer Meisterschaft entwickelte. In Dresden entstanden die *Studien zu Oscar Wildes Gedichten* (1918). Schon während der Ausarbeitung fühlte Fehr, daß der Gegenstand sich kaum der aufgewandten Muhe lohne, und so nimmt er Wilde gegenüber die Stellung eines unerbittlichen Kritikers ein, der auf Grund seiner großen Belesenheit den Dichter bis auf das geringste Handwerkszeug zergliedert und als einen Nachempfänder und ein mühseliges Formtalent enthüllt. Gewiß zu seinem Glücke ließ er ein bereits begonnenes größeres Werk fallen, das die Prosaschriften und Dramen von Wilde behandeln und seine Kunsttheorien und seine Stellung zur Weltliteratur kritisch behandeln sollte. Wie sorgsam Fehr damals bereits die gesamte Literatur über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Sozialpolitik und die neueste Dichtung in England verfolgte, lehrt die Studie über *Die Erforschung des modernen Englands* (zuerst erschienen in der Anglia, 1918). Die Übersiedlung an die Universität Straßburg (1918), von der er sich viel versprach, fand ein jähes Ende durch den Einmarsch der Franzosen. Wohl boten sich ihm nach der Flucht bald neue Möglichkeiten in Deutschland, doch entschied er sich, wiederum ein Angebot von St. Gallen anzunehmen, von wo er dann 1922, nach Ablehnung eines Rufes an seine Heimatsuniversität Basel, endgültig an die Universität Zürich als Nachfolger von Th. Vetter übersiedelte.

Inmitten einer Lehrtätigkeit, die ihn stark anspannte, entstand auf Grund einer seltenen geistigen Energie und Kon-

zentration, nachdem schon zahlreiche Anzeigen und Abhandlungen über Einzelercheinungen seine Kennerschaft auf dem Gebiete der neueren englischen Literatur erwiesen hatten, innerhalb weniger Jahre das große Werk *Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts* in Walzels bekanntem Handbuch (1923—1925). Das Problem, aus einem schier unendlichen Material das Wesentliche herauszusuchen und einem größeren Publikum nahezubringen, findet hier eine glänzende Losung. Der persönliche Stil und die suggestiven Analysen von Inhalt und Form der Kunstwerke lassen den Eingeweihten deutlich fühlen, wie tief Fehr in dem lebt, was er schildert. Die zahllosen Literaturwerke sind nicht nur gelesen, sondern sie sind aus der Seele ihrer Verfasser heraus ergriffen und mit einer Frische wiedergegeben, wie sie nur letztem Miterleben eignet. Geistige Regsamkeit, scharfer Verstand und eine wache Phantasie vereinigen sich in den vielen schlagenden Formulierungen, Etikettierungen und Abgrenzungen von Zeitläuften und Stilarten. Aber auch die Hintergründe, die politischen und soziologischen Wandlungen und der große Kampf zwischen Realismus und Idealismus werden in fast dramatischen Formen vorgeführt. Fachgenossen und Laien zusammen machten das Buch zu dem meistgelesenen Werk der deutschen Anglistik.

Dominierte bei der Darstellung der englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts die Rücksicht auf das einzelne Kunstwerk, so ist bei der Schilderung des 17. und 18. Jahrhunderts in dem von Keller und Fehr gemeinschaftlich herausgegebenen Bande des Handbuchs *Die englische Literatur von der Renaissance bis zur Aufklärung* (1928—1931) schon wegen des begrenzten Raumes der Faden der Entwicklung deutlicher herausgearbeitet. Zu den früheren Vorzügen gesellt sich jetzt eine schärfere Kontrastierung der Persönlichkeiten und ein größeres Maß an Synthese. Fehrs Kenntnis des 19. und 20. Jahrhunderts hilft ihm zum Verständnis der beiden vorausgegangenen. Trotz gelegentlicher Skepsis gegenüber dem Geiste des 19. Jahrhunderts zog es ihn bezeichnenderweise aber doch immer wieder zu modernem Menschentum hin. So entstanden auf Grund einer schier unbegrenzten Aufnahmefähigkeit in raschem Abstände hintereinander die drei Studien über *Englische Literatur der Gegen-*

*wart und die Kulturprobleme unserer Zeit* (1930), *Das England von Heute. Kulturprobleme, Denkformen, Schrifttum* (1932), und *Die englische Literatur der heutigen Stunde* (1934). In diesen drei Schriften wird alles, was innerhalb der heutigen englischen Kultur noch im Fluß und noch kaum im Stadium der öffentlichen Diskussion ist, wie in einem Brennpunkt aufgefangen und analysiert; das Chaos einer modernen Kultur wird gruppiert und fast schlagwortartig etikettiert, mag es sich um die Zusammensetzung der englischen Gesellschaft, um Typen von Menschen, um die Kultur englischer Landschaften, um die *best seller*, um philosophisches oder naturwissenschaftliches Denken, um Kritik an Staat und Religion oder um Kino und Radio handeln. Ungezählte deutsche Leser haben aus diesen Studien einen schnellen orientierenden Einblick in die englische Kulturgemeinschaft unserer Zeit empfangen, wie sie ihn sich niemals auf Grund eigener Anschauung oder Lektüre hätten verschaffen können. Wohl kamen hier Wissenschaft und Journalismus in engste Berührung miteinander, aber nicht zu ihrem Schaden. Die Wissenschaft wurde angeregt, sich mit einer Fülle von Erscheinungen auseinanderzusetzen, denen sie bis dahin ihre Beachtung erst schenkte, wenn das stärkste Interesse an ihnen bereits vorüber war.

So sehr Fehr in all dieser Zeit auch neben allem anderen den reinen Journalismus, insbesondere in den Spalten der »Neuen Züricher Zeitung«, pflegte, so ist doch niemals die wissenschaftliche Ader in ihm versiegt. Dafür sorgte allein schon der hochstehende Seminarbetrieb an der Universität Zürich. Selbst ein vortrefflicher Stilist und ein Meister im lebendigen bildhaften Ausdruck legte er das Ergebnis seiner Bemühungen um Erkenntnis des modernen englischen Prosastils nieder in seiner auch heute noch von der Kritik nicht genügend gewürdigten Einleitung zu seiner Auswahl *Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart* (1928). Was er hier auf knappstem Raum etwa über die Rolle von Adjektiv und Verb oder von Farbigkeit, Bildhaftigkeit und Bewegtheit des Stils sagt, ist Neuland, zum mindesten in der Art der Gegenüberstellung und der Erleuchtung der einzelnen Schriftsteller. Auch die eigene Wortprägung Fehrs steht hier, wo es sich um die Erfüllung feinsten stilistischer Eigentümlichkeiten handelt, auf ungewöhnlicher Höhe. Seitdem hat er unaufhorlich weiter

gerungen um tiefere Einsicht in moderne Stilprobleme. Zeuge dafür ist noch sein letzter, erst nach seinem Tode erschienener Aufsatz, der eine von ihm erfundene Betrachtungsweise der englischen Stilistik auseinandersetzt: "Substitutionary Narration and Description" (English Studies 1938), ein Auftakt zu einer größeren englischen Stilistik, die er vorbereitete. Hand in Hand mit all dem ging seit längeren Jahren ein immer starker wachsendes Interesse an der wechselseitigen Erhellung der Stilprobleme in Literatur und bildender Kunst, das seinen Ausdruck fand in einer Studie, die aus Vorträgen in London hervorging: "The Antagonism of Forms in the Eighteenth Century" (English Studies 1936—1937). Hier geht Fehr den einzelnen Stilformen nach, in der Literatur wie in den einzelnen Künsten von Architektur, Malerei und Gartenbau und in den Schriften der Theoretiker von der Renaissance bis zur Romantik, um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Bruderkünste zu entwickeln. Da es sich hier um schwierige, vielfach noch wenig erörterte Probleme und um eine noch wenig durchforschte Literatur handelt, wird die Wissenschaft sich gerade mit dieser gedrängten Studie noch eingehender zu beschäftigen haben.

Wer die Bedeutung, Wirksamkeit und Persönlichkeit Fehrs aus seinen Veröffentlichungen erschließen wollte, wurde indessen niemals zum Ziele gelangen. Hinter der kleinen Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe und den lebhaften, oft nach innen gekehrten Augen stand eine nervöse, komplizierte und in vielem unbürgerliche Natur, ein Stimmungsmensch voll von Gegensätzen und Spannungen, ein Mensch, der von Haus aus nicht über großes Selbstvertrauen verfügte, sondern erst allmählich sich über seine eigenen großen Fähigkeiten klar wurde, ein Mensch, der vielfach unter den kleinen Mißgeschicken des Lebens litt, aber gleichzeitig immer stärker die Fähigkeit in sich entwickelte, sich mit Humor und Selbstironie darüber zu erheben. Mit dem praktischen Sinn des Schweizers für die Realitäten des Lebens verstand er es, die sich bietenden Gelegenheiten zu nutzen und sich sein Leben auch äußerlich aufzubauen. Gesellschaftlicher Ehrgeiz oder Prunken mit Wissen lagen seiner dem Schein abgewandten Natur fern. Bei aller seelischen Zurückhaltung war er bereit, jedes Vertrauen zu erwidern, wie er auch auf Grund einer inneren warmen

Menschlichkeit gutig und hilfsbereit war ohne Ansehen der Person. Als ein Mensch, der vom Augenblick sich aufs Stärkste ergreifen ließ, der aber trotz aller geistigen Energie und Tatkraft doch niemals alle Hemmungen überwand, ist er mit gewöhnlichen akademischen Maßstäben nur schwer zu messen. Auf alle Fälle war er ein ausgeprägter Abenteurer des Geistes, ein Mensch von unbegrenzter geistiger Neugierde und Regsamkeit, dem das Leben und die Kunst eine unaufhörliche Fülle von Anregungen gab, dessen Entwicklung nie still stand, und der immer bereit war, aus Freude über die letzte Erkenntnis die vorletzte aufzugeben. Alle Seiten des Lebens boten ihm reichste Anregung, sei es, daß er sich in die neuesten Errungenschaften von Philosophie oder Soziologie, Tiefenpsychologie oder Psychoanalyse, Sprachpsychologie oder Naturwissenschaft vertiefte, sei es, daß er sich für Musik oder Kunsttheorie begeisterte, den neuesten Möglichkeiten des Films nachging, über *micky mouse* philosophierte oder am Radio Weltgeschichte miterlebte. Der Vielheit der Erscheinungen hingegeben, war er ein Relativist, dem alles Streben nach Einheit, alle spekulativen Systeme, alle Glaubensforderungen, aller einseitige Heroismus und Fanatismus fernlagen. Mit seinem erstaunlichen Gedächtnis, seiner Aufgeschlossenheit und seinem Produktionsdrang verstand er es, alle Anregungen aufs Schnellste zu verarbeiten, zu ordnen und mit einem sicheren Instinkt für das Wesentliche und Wirksame in einer stark impressionistischen Schreibweise wiederzugeben, ohne sich über die Richtigkeit im Einzelnen allzuvielen Gedanken zu machen, nie sich versteifend, vielmehr immer bereit, sein Urteil, wenn nötig, zu korrigieren. Wenige Gelehrte dürften so großzügig den Mut zum Irrtum besessen haben wie Fehr. Daß seine temperamentvollen, aufs Glückliche formulierten Urteile einer späteren Nachprüfung nicht immer Stand halten würden, war für ihn kein Grund zur Beunruhigung. An einer hundertprozentigen Erkenntnis war ihm nichts gelegen. Fehr hat einmal von Bernhard Shaws »unheimlichem Schnellauf seiner alles durchdringenden Einschauung« und seiner »Verachtung der Priester aller Wissenschaft« gesprochen. Ähnliches ließe sich von ihm selbst sagen. Daß hier gewisse Gefahren vorhanden sind, besonders für schwächere Nachahmer, soll nicht bestritten werden. Die vergangene Generation von Wissen-

## BESPRECHUNGEN.



### SPRACHE.

Herta Zessin, *Der Begriff »Bauer« im Englischen im Spiegel seiner Bezeichnungsgeschichte und Bedeutungsgeschichte* (Diss. Halle). Würzburg, Konrad Triltsch, 1937. 155 S.

Die vorliegende Dissertation behandelt ein kultur- und sprachgeschichtlich gleich interessantes Problem. Sie gliedert sich in zwei Teile. Der 1. Teil (S. 10—95) behandelt die Frage, welche Bezeichnungen für den Begriff »Bauer« in der Geschichte des englischen Wortschatzes von ae. Zeit bis zur Gegenwart angetroffen werden. (Das Wortregister zählt 81 verschiedene Bezeichnungen auf.) Bei der Zusammenstellung werden literarisch gebrauchte Wörter und solche, die Standesbezeichnungen darstellen, unterschieden. Der zweite Teil (S. 96—123) geht von den Bezeichnungen aus und betrachtet das Schicksal ihrer Bedeutung »Bauer«. Dieser bedeutungsgeschichtliche Teil fragt also, in welcher Weise sich die Bedeutung einiger Bezeichnungen verändert hat und wie dieser Bedeutungswandel zu erklären ist.

Die Verfasserin gibt mit ihren bezeichnungs- und bedeutungsgeschichtlichen Untersuchungen ein Stück Kulturgeschichte des englischen Bauerntums. Dem Hauptteil geht ein kurzer Abriss über die Geschichte des englischen Bauern voraus (S. 4—9).

Die umfangreiches Material verarbeitende, fleißige Studie ist eine wertvolle Bereicherung zum Problem des englischen Bauerntums. Sie erfüllt in hohem Maße, was die Verf. in der Einleitung andeutet, »daß eine sprachliche Betrachtung des kulturellen Lebens nicht überflüssig ist, sondern ebenso ihre Berechtigung hat wie eine nationalökonomische, soziologische, historische usw.«

Berlin.

Karl Thielke.

Hans Friederici, *Der Lautstand Londons um 1400*. (Forschungen zur englischen Philologie, herausgegeben von H. M. Flasdieck, Bd. 6.) Jena, Frommannsche Buchhandlung, 1937. IX und 95 S., Pr. RM. 3,80.

Die Untersuchungen Morsbachs, Lekebuschs und Flasdiecks über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache werden durch die vorliegende Arbeit in erfreulicher Weise ergänzt. Sie verwertet das von R. W. Chambers und M. Daunt in *A Book of London English 1384–1425* (Oxford 1931) gebotene Material (mit Ausnahme der nicht in London geschriebenen Briefe Heinrichs V. und des Duke of Bedford sowie der bereits von Morsbach untersuchten Urkunden) und bringt »mancherlei Einzelkorrekturen an der von Morsbach und Lekebusch gezeichneten Geschichte, aber nirgends eine grundsätzliche Verschiebung« (S. 2).

In der Einleitung bespricht Verf. die seit 1926 erschienenen Veröffentlichungen zur Frage des Ursprungs der englischen Schriftsprache (A. Kihlbom, A. Mackenzie, H. Wiencke, W. van der Gaaf, Morsbach, G. Hubener, A. Peitz). Die Annahme G. Hubeners (GRM 10, S. 88), daß die Flexion der neuen Schriftsprache nördlichen Ursprungs sei, lehnt Verf. ab. Die Arbeit von A. Peitz, *Der Einfluß des nördlichen Dialektes im Mittelenglischen auf die entstehende Hochsprache* (Bonn 1933) kann keineswegs als Bestätigung dieser Annahme angesehen werden. (Außer den S. 5 angeführten Besprechungen dieser Arbeit von A. Brandl und K. Brunner vgl. noch F. Wild im Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1936, Spalte 311 ff.)

Der erste Teil der Arbeit Friedericis behandelt — in der üblichen Weise vom altenglischen Lautstand ausgehend — den Vokalismus, der zweite den Konsonantismus. Die Untersuchung ist im allgemeinen sorgfältig durchgeführt und zeigt die nötige Vertrautheit mit den einschlägigen Fragen. Im einzelnen wäre u. a. zu bemerken: Die Falle mit ae. *ǣ* vor *nk* (S. 19, C) sollten nicht unter II (»Vor dehnenden Konsonanten«), sondern unter I (S. 15 f.) angeführt werden. — Da *yard* auf die ae. Form mit *e* zurückgeht, sollte es § 7,4 statt »Ae. *ie*« besser »Ae. angl./kent. *e* (gegenüber ws. *ie*)« heißen. Auch an anderen Stellen sollte in ähnlicher Weise nicht nur auf die westsächsische Lautung, sondern auf die tatsächlich zugrunde liegende verwiesen werden. — In § 8 fehlt Punkt 5, auf den § 10,6 verwiesen wird. — Bei der Beurteilung der Form *dreuen* (§ 9,3 a) ist zu bedenken, daß der Schreiber von Pleas III auch sonst deutlich nördliche Eigenheiten aufweist (vgl. S. 10, 19, 29, 54 u. ö.). — *Sweep* gehört nicht unter ae. *a* (§ 11,15) eingereiht. — Bei der nur einmal belegten Pluralform *wemen* (§ 15,2), sonst mit *y* oder *o*, kann wohl ein Schreibfehler vorliegen. — Die Erklärung des nur einmal belegten *lekly* für regelmäßiges *lykly* als umgekehrte Schreibung (§ 15,9 d) ist unwahrscheinlich. Auch die anderen Erklärungen sind nicht sehr befriedigend. — Über *e* in *peper* (§ 25,1 a) vgl. Luick, Hist. Gram.



§ 211 und Anm. 1. — Ob die vereinzeltten Schreibungen *wordly* für *worldly* (§ 80,2) tatsächlich auf Schwund durch Dissimilation zurückzuführen sind, erscheint mir fraglich.

Daß Verf. bei den Schlußfolgerungen aus vereinzeltten abweichenden Schreibungen sehr vorsichtig ist und häufig auf mehrere Deutungsmöglichkeiten verweist, ohne sich ausdrücklich für eine zu entscheiden, ist nur anerkennenswert. Die Möglichkeit, daß Fehlschreibungen vorliegen, wäre noch in einigen Fällen hinzuzufügen. Jedenfalls wird auch aus dieser Untersuchung wieder ersichtlich, daß mit der Herkunft der in London tätigen Schreiber aus verschiedenen außerhalb Londons liegenden Dialektgebieten zu rechnen ist. Das Ausmaß dieses Dialekteinflusses läßt sich aber natürlich gerade in so verhältnismäßig kurzen Quellen, wie es die Urkunden sind, sehr schwer mit Sicherheit feststellen.

Zum Abschluß (S. 93 ff.) werden die Ergebnisse der Untersuchung kurz zusammengefaßt: verglichen mit den Ergebnissen Morsbachs und Lekebuschs zeigt sich meist nur eine zahlenmäßige Verschiebung der Belege von Wörtern mit schwankender Schreibung bzw. Lautung. Nur in wenigen Fällen läßt das neue Material allgemeinere Schlüsse zu.

Als Bestätigung der früheren Forschungsergebnisse und als weiterer Beitrag zur Geschichte der neuenglischen Schriftsprache ist Friedericis Untersuchung sehr zu begrüßen.

Wien.

Herbert Koziol.

Johannes Hammerschlag, *Dialekteinflüsse im frühneuenglischen Wortschatz nachgewiesen an Caxton und Fabyan*. Bonn, 1937. (Bonner Studien zur englischen Philologie, hrsg. von Gustav Hübener, Heft 31.) Bonn, Hanstein, 1937. 142 S. RM. 5,20.

Grundlage dieser fleißigen und recht ergebnisreichen Untersuchung des schwierigen Problems der Dialekteinflüsse bildet G. Hübeners Deutung von Begriff und Ursprung der englischen Hochsprache und von ihren Zusammenhängen mit der Bildung des ausgehenden Mittelalters, seiner systematischen Sprachpflege, Schulung in Ausdruck und Rhetorik, bewußten Einstellung zur Sprache als einer Einheitssprache des englischen Volkes und Staates auf dem Boden der ostmittelländischen Mundarten mit südhumbrischem Lautstand und nordhumbrischer Flexion.

Es scheint mir methodisch durchaus richtig, bei der Untersuchung die Werke solcher Autoren heranzuziehen, deren Sprache London und das südostwärtige Mittelland zur Grundlage hat, insbesondere Caxton und Fabyan (Caxtons Sprache hat, wie H. Rom-

stedt<sup>1)</sup> nachgewiesen hat, ein weniger kentisches Gepräge als die Schriften Chaucers); methodisch richtig weiter. nur Caxtons Übersetzungsdrucke heranzuziehen. Wegen Unzulänglichkeit der Handschriften Fabyans mußte sich Verfasser in bezug auf diesen auf den Druck von 1516 der "Concordance of Histories" beschränken. Seine Aufgabe war es, festzustellen, inwieweit wir bei Caxton und Fabyan Wörter finden, die vor dem 15. Jahrhundert im Londoner Gebiete und im südostwardigen Mittellande nicht belegt sind und die vorher nur einem bestimmten Dialekt oder einer Dialektgruppe angehörten. Da es noch an eingehenden Untersuchungen über den Wortschatz der me. Dialekte mangelt<sup>2)</sup>, war Hammerschlag gezwungen, selbst eine umfassende methodische Grundlegung vorausszuschicken, was bei einem so schwierigen Gegenstande besonders dankenswert erscheint.

Zunächst gibt Verfasser eine eingehende Aufstellung des untersuchten Wortmaterials: Wörterbücher, Texte und ihre Glossare, und eine Aufzählung der mangels einer Lokalisierung nicht benutzten Denkmäler. Da für das im Londoner Sprachgebiet und im südostwardigen Mittelland neuauftretende Wortgut vorwiegend nur nördliche Dialektwörter gefunden wurden, und dieser stärkere nördliche Einfluß bei einigen Wörtern für das gesamte Ostanglien, für Norfolk und Suffolk, zutrifft, bergen die Absonderung der Londoner und südostmittelländischen Belege von den ostenglischen und das Unberücksichtiglassen der allgemeinen ostmittelländischen Denkmäler gewisse Schwierigkeiten. Als weitere Voruntersuchung folgt die dialektische Einordnung des Wortschatzes von Chaucer, Wyclif, dessen Schülern, Gower und Langland. — Die Untersuchung des Wortmaterials bei Caxton und Fabyan wird eingeteilt in 1. nördliche a) vor diesen im Londoner Sprachgebiet selten belegte Wörter (*spere* = fragen; *owgly*, *ugly* = häßlich; *staker* = schwanken; *bolne* = anschwellen; *grovelinge* = am (zu) Boden; *pappe* = Brustwarze; *stithy* = Amboß); b) bei Caxton und Fabyan ebendort erstmalig belegte nördliche Wörter (*irke* = mude; *rele* = schwanken; *smore* = erdrosseln, *walter* = schwanken, *bront* = Angriff; *gare*, *gere* = machen; *grete* = weinen; *skail* = zerstreuen; *fell* = Sumpf; *stope* = Viertelmaß; *pyry* = Windstoß); 2. kentisches Wortmaterial bei Caxton (*flyndermows* = Fledermaus). Für jedes Wort werden sämtliche aufgefundenen Belegstellen innerhalb und außerhalb der beiden Schriftsteller zeitlich geordnet und übersichtlich angeführt. Hinweise auf etymologische Zusammenhänge sind angestrebt, jedoch ungenügend (*bolne* = anschwellen aus dan. *bolne*, an. *bolgna* = anschwellen) ist doch wohl augenscheinlich mit ae. belgan verwandt, vgl. *bolgenmōd* (*Beowulf*). Die Besprechung des jeweiligen landschaftlichen Dialektvorkommens der einzelnen Wörter ist nicht immer übersichtlich.

<sup>1)</sup> Die englische Schriftsprache bei Caxton. Diss. Göttingen 1891.

<sup>2)</sup> Es lagen vor: C. Barth, *Der Wortschatz des Cursor Mundi. Ein Beitrag zur Kenntnis der mittenglischen Dialekte*. Diss. Königsberg 1903, und A. Zeise, *Der Wortschatz der Ancrens Ritwle*. Diss. Jena 1923.

Eine Abgrenzung des vor Caxton nur im Norden gegen das im Norden und in Ostanglien belegte Wortmaterial führt zu einer Sonderuntersuchung über den ostanglichen Wortschatz im allgemeinen in bezug auf seine Eigentümlichkeiten gegenüber dem Londoner Gebiet (: gemein-ostanglich: *bigge* = bauen; *fage* = schmeicheln; *tathe* = düngen; *beyke* = wärmen; *strowpe* = Kehle; *bek* = Bach; *brede* = Brett; *cothe* = Übelkeit; *drant* = Klage; *rowne* = Fischlaich; *spekke* = Stück; nur im Promptorium Parvulorum belegte Wörter: *thigge* = bitten; *raike* = Reise; *leske* = Lende; *kevel* = Knebel; *spelk* = Splitter; *crelle* = Korb; *boos* = Kuhstall). Die Scheidung zwischen Ostanglien und dem Londoner Gebiet erscheint wohlberechtigt. In ostanglichen Denkmälern belegte Wörter brauchen also nicht ohne weiteres auch in südlicheren Gebieten des ostwärtigen Mittellandes und in London geläufig zu sein. Auch bei Lydgate und Capgrave konnte ein mundartlicher Einfluß im Wortschatz festgestellt werden<sup>1)</sup>. Bei Caxton findet sich nur ein einziges Wort, bei dessen Verwendung er vielleicht durch seinen Heimatdialekt beeinflusst sein könnte (*flynder* = Schmetterling; *crete* = Kinderwiege; *stale* = Leitersprosse). Wenn nun Caxton nur eins jener drei kentischen Dialektwörter gebraucht, so erklärt sich das vielleicht durch die Tatsache, daß sich das kentische Wortmaterial nicht genügend von dem gemeinme. Wortschatz abhebt, um im Frühne. einen wesentlichen Niederschlag zu finden.

Das Hauptergebnis der Arbeit ist kurz folgendes: gleichzeitig mit dem Eindringen der nordlichen Flexion erfolgt auch eine Aufnahme von gewissen nördlichen Dialektwörtern, entweder durch direkten nördlichen Einfluß oder durch Vermittlung der nordlicheren Gebiete des Ostens. Nicht der Wortgebrauch eines einzelnen Dialekts, sondern der des Gemeinme. bildet das Fundament der jungen Hochsprache.

Marburg (Lahn).

W. Héraucourt.

M. M. Arnold Schroer und P. L. Jaeger, *Englisches Handwörterbuch*. Heidelberg, C. Winter, 1936 ff. Lieferung 1 u. 2, XVI + 144 S. Die Lieferung Pr. RM. 2,25 (vollständig in etwa 14 Lieferungen).

<sup>1)</sup> So hat auch Dibelius gezeigt, daß Lydgates Sprache in lautlicher Hinsicht eine Reihe von wesentlichen Abweichungen von Chaucer aufweist, und daß ein nachhaltiger Einfluß seiner heimischen Mundart unverkennbar ist; Ähnliches gilt für den Suffolker Bokenam und für den Norfolker Capgrave (W. Dibelius, »John Capgrave und die englische Schriftsprache«, *Anglia* 24 [1901], S. 279 ff.).

A. Schröer hatte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Herstellung eines neuen, großen Wörterbuchs beschäftigt, das seine vorzügliche Neubearbeitung des Griebischen Wörterbuchs von 1894 ersetzen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft und des Wortschatzes bringen sollte. Der Abschluß des *New English Dictionary* und andere neuere lexikalische englische Arbeiten erleichterten diese Arbeit gewiß, machten sie aber auch nötig, wenn die zweisprachigen deutsch-englischen Wörterbücher nicht gänzlich veraltet und damit allmählich unbrauchbar werden sollten. Daß kein deutscher Anglist für eine solche Aufgabe derart befähigt war, wie Schroer, wissen wir alle. Nach seinem Tode hat P. L. Jaeger die Herausgabe des begonnenen Werkes übernommen, die ersten fünf Bogen, also die vorliegende erste und der Anfang der zweiten Lieferung standen bereits im Druck. Dem nunmehrigen Herausgeber und dem Verlag Winter gebührt unser aller Dank, daß sie sich des Werkes angenommen haben, das nach den vorliegenden Lieferungen zu urteilen ein Meisterwerk ist, das auf Jahre hinaus mustergültig bleiben wird. Hoffentlich können die weiteren Lieferungen in nicht allzulangen Zeitabständen erscheinen, und hoffentlich findet sich auch ein Bearbeiter für einen deutsch-englischen Band.

Mit Recht wendet sich das Vorwort gegen doppelsprachige Wörterbücher, die zu einem fremdsprachlichen Wort eine bunte Fülle von Übersetzungsmöglichkeiten angeben, ohne diese wissenschaftlich zu ordnen, so daß dem Benützer zwar eine Auswahl geboten wird, er aber die wahre Bedeutung eines Wortes nicht erfaßt und daher leicht daneben greift. Die Forderung der wissenschaftlichen Erfassung der Wortbedeutung hatte schon der alte Grieb-Schröer in einer für die damalige Zeit unerreichten Weise erfüllt, so daß er noch heute das brauchbarste doppelsprachige Wörterbuch des Deutschen und Englischen ist. Das neue Wörterbuch übertrifft seinen Vorgänger noch bedeutend. Nicht nur, daß die Wissenschaft der englischen Wortforschung seither durch die Arbeit der englischen Lexikographen fortgeschritten ist. Durch geschickte Druckanordnung, Abkürzungen und Zeichen ist es gelungen, die Entwicklung der Wortbedeutung auch bei den deutschen Entsprechungen klar und kurz zum Ausdruck zu bringen, veraltete und lebende Bedeutungen zu trennen, wichtige englische Wörter herauszuheben, so daß man wirklich nunmehr einen zuverlässigen Ratgeber bei allen Übersetzungsarbeiten zur Hand hat. Daß Aussprache und Etymologie angegeben sind, ist selbstverständlich. Eigennamen sind im gleichen Alphabet aufgenommen, was ja auch praktisch ist, weil so oft Eigennamen zu Gattungsnamen werden. Der zweispaltige Druck ermöglicht gute Übersichtlichkeit; Drucktechnik und Weglassen von

Überflüssigem eine größere Vollständigkeit in der Erfassung des Wortschatzes und der Bedeutungen, ja die Aufnahme von Mustersätzen, wo es zur Bestimmung der Bedeutung nötig erschien. Trotzdem ist der Umfang gegen den alten Grieb-Schröer kaum vergrößert. Kurzum, das neue Wörterbuch ist in jeder Hinsicht eine ganz ausgezeichnete Leistung, auf die die deutsche Anglistik und der Verlag stolz sein kann.

Innsbruck.

Karl Brunner.

Köhler-Karpf, *Reclams Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache*. Neuausgabe. Leipzig, Ph. Reclam jun., 1936. 543 + 492 S. Pr. geb. RM. 4,60.

Die Neuausgabe des Reclamschen Taschenwörterbuchs enthält im englisch-deutschen Teil außer den üblichen Vorbemerkungen auch eine kurze Grammatik des Englischen auf 5 Seiten von Fritz Karpf, eine musterhafte Zusammenfassung der wichtigsten grammatischen Regeln, dann ein Verzeichnis unregelmäßiger Zeitwörter, im Anhang noch eine Zusammenstellung englischer Maße und Gewichte (darunter auch recht ungebräuchlicher, die ohne Schaden wegbleiben könnten) und nach dem deutsch-englischen Teil ein Verzeichnis wichtiger Eigennamen mit Aussprachebezeichnung und eine kurze Liste wichtiger Amerikanismen. Die Aussprachebezeichnung der englischen Wörter benützt die Umschrift der internationalen phonetischen Gesellschaft, was den Wert des Buches für den Schulgebrauch sicherlich erhöht, denn diese Umschrift hat sich doch in den meisten Lehrbüchern endlich durchgesetzt.

Das Wörterverzeichnis selbst ist für ein billiges Taschenwörterbuch gewiß gut ausgewählt. Man findet sowohl im englisch-deutschen wie im deutsch-englischen Teil eine Menge von Wörtern des heutigen täglichen Wortschatzes. Allen Wünschen kann ja ein Wörterbuch dieses Umfangs nicht gerecht werden. Die Hauptschwierigkeit liegt ja darin, entsprechende Wörter der fremden Sprache zu finden, ohne Sacherklärungen zu geben, was bei dem zur Verfügung stehenden Umfang nicht möglich ist. Im allgemeinen ist dies gewiß ganz gut gelungen, an einigen Stellen scheint mir aber doch daneben gegriffen worden zu sein. Z B *ABC shop Teeladen* trifft heute ja nicht einmal in London ganz zu, seit die *ABC shops* volkstümliche Speisewirtschaften geworden sind. *Bencher höherer Richter* ist alles anderes als zutreffend. *carriage Fuhrwerk*, die Bedeutung *Eisenbahnwagen* fehlt, obwohl sie im deutsch-englischen Teil richtig angegeben ist. *coach Kutsche* ist auch nicht umfassend, man hört das Wort doch noch für *Eisenbahnwagen*, wenn auch seltener als früher. Wenn bei *lecturer* auch *Professor* angegeben ist, müßte bei *reader* doch auch diese Bedeutung an-

gegeben werden, da die *readers* an englischen Universitäten oftmals weit eher unseren Professoren entsprechen als die *lecturers*. *mower Schnitter* ist gewiß nicht erschöpfend, *Mähmaschine* wäre doch auch zu erwähnen. Wenn unter *Mähmaschine reaping-machine* angegeben ist, ist dies irreführend. *plumber Bleiarbeiter* ist auch nicht erschöpfend, auch *plumbings* sind nicht nur *Bleiröhren*, man bezeichnet doch heute damit alle Wasserleitungsarbeiten *parliamentary train* konnte heute schon ganz gut wegbleiben, der *Bummelzug* wäre wohl besser mit *slow train* oder *stopping train* zu übersetzen, dies entsprache dem heutigen Sprachgebrauch *D-Zug through train* ist auch nicht ganz richtig, englische *through trains* sind durchaus nicht immer besonders rasche Züge. *Kirchmesse church-ale* ist doch längst veraltet. *Feuerzeug match-box* mag richtig sein, gewöhnlich verstehen wir doch unter Feuerzeug das, was der Engländer *igniter* nennt (das Wort steht auch nicht im englisch-deutschen Teil). Dies natürlich nur einige Stichproben. Im Ortsnamenverzeichnis vermisste ich *Chicago*. Der Brauchbarkeit des Wörterbuchs tun diese Ausstellungen natürlich keinen Abbruch, ein Taschenwörterbuch kann nicht etwas Ideales sein und jemand, der eine Sprache nicht halbwegs gut beherrscht, wird bei einer Benutzung eines solchen am ehesten Mißgriffen in der Wortwahl ausgesetzt sein.

Innsbruck.

Karl Brunner

Herbert Koziol, *Handbuch der englischen Wortbildungslehre* (Germanische Bibliothek, 1. Abt. Sammlung germanischer Elementar- u. Handbücher. 1. Reihe: Grammatiken. 21.) Heidelberg, Carl Winter, 1937. XV u. 260 S. 8°. Pr. RM. 9,—.

Der Verfasser, Privatdozent der Universität Wien, ein Schüler Luicks, auf dessen Rat und mit dessen Beihilfe er das vorliegende Buch geschrieben hat, füllt damit eine gewiß oft schmerzlich empfundene Lücke in der wissenschaftlichen anglistischen Literatur aus. Die Darstellungen von Koch und Matzner sind natürlich veraltet und haben nur noch als Materialsammlungen Wert, die Einzel- forschung auf dem Gebiet der englischen Wortforschung ist aber so zahlreich geworden, daß sie kaum noch übersehbar war. Neuere historische Grammatiken der englischen Sprache konnten den ebenso wichtigen wie interessanten Gegenstand natürlich im Rahmen der Gesamtdarstellung nur kurz behandeln. Man wird daher Koziols Buch gewiß freudig begrüßen, zumal es von echt wissenschaftlichem Geiste erfüllt ist und in bezug auf Methode und Problemstellung durchaus modernen Anschauungen und Anforderungen entspricht. Der Stoff ist nach einer kürzeren Einleitung in folgenden Kapiteln behandelt: Wurzelschöpfungen, Wortmischungen, Zusammensetzung

selbständiger Wörter, Zusammensetzung mit Vorsilben, Ableitung durch Nachsilben, Ableitung durch Rückbildung, Aufspaltung, Übertritt ohne Formänderung und Umformungen; darauf folgt ein zusammenfassender Überblick und ein Worterverzeichnis. Neben der Form kommt auch die Bedeutung zu ihrem Rechte. Sehr praktisch ist die Angabe der Spezialliteratur bei den einzelnen Kapiteln, die auch das Studium von kürzer behandelten Erscheinungen ermöglicht. Der Druck ist im allgemeinen korrekt, so daß mir nur einiges Wenige zu bemerken bleibt.

§ 79, Anm. 1. Straßburg 1886 statt 1868. — S. 53, § 106 1. *moderis* st. *mederis*. — § 113 1. *anhaga*. — § 118. Die sogen. »Imperativbildungen« im Deutschen erklärt Behaghel als 1. Sgl. Pras mit ausgelassenem *ich*, also z. B. *ich fürchte Gott*. — § 121 1. *apswering*. — § 133 1. *wes hæl*, resp. anord. *heill*. — § 136. Ae. *bere* ist doch 'Gerste', nicht 'Weizen'. — Ib. 1. \**ceapfaru*. — Ib. 1. \**hlafweard*. — § 137 1. *bere* 'Gerste'. — § 198. Ae. *adane* entstand aus *of dāne*. — § 199. *Notwithstanding* übersetzt das franz. *nonobstant*. — § 206 Anm. 1. *up* st. *ap*, das dem ahd. *af* zu Liebe angesetzt ist. — § 206 Anm. 1. *her*-. — § 212 1. *andbidian*. — Ib. wird ne. *along* aus ae. *and-long* erklärt, während es doch auf me. *on long* (vgl. nhd. *entlang* < mhd. *in lanc*). — § 221 1. *bi-fylce* u. *bi-lagu*. — § 222 1. *ednwe*, *-nwan*, *-nwian*. — Ib. 1. *edrocian*. — § 249 1. *op*-, das sich zu betontem *ap*- verhält, wie *frācod* zu *cūd*. — § 257 1. *tobrecan*. — § 293 1. *widersynes*. — § 407 1. *lylling*. — § 479 1. *fortruwodnes*. — § 520 1. *wancol*. — § 548: Das Muster für *ancient* wird *present* gewesen sein. — Zu § 616 vgl. noch *be-* neben *by* und *no* neben *none*. — § 627. Ne. *in* beruht doch auf ae. *innian*, vgl. das NED. — § 679 Anm. 2 1. *In Hoc Salus*. — § 690 1. *rædels*. — § 698. Steckt *werian* + *mōd* in ae. *werimōd*? Es ist wohl ein einfaches Wort!

Wiesbaden.

F. Holthausen.

*Better English in Speech and Writing*. Vol. I, No. 1 (December 1937). Better English Speech Institute, 152 W. 42<sup>nd</sup> St., New York N. Y. Single copy: 25 c; a year: \$ 3,00. 78 S.

Das vorliegende erste Heft der neuen Zeitschrift bringt mit der von amerikanischen Veröffentlichungen dieser Art gewohnten Lebhaftigkeit allerlei flott geschriebene Aufsätze über richtiges Englisch und dessen Wert, um im Leben vorwärts zu kommen. Da sind Aufsätze über den Wert eines reichen Wortschatzes und die Vermeidung von Modeausdrücken, über den Wert der Vermeidung grammatischer Fehler in Geschäftsbriefen, die Abhilfen gegen Nervosität bei öffentlichen Ansprachen, die Heilbarkeit des Stotterns und die Lehrbarkeit schriftstellerischen Erfolges. Dazu kommen

noch ein paar Aufgaben für Verbesserung allerdings sehr offenkundig grammatisch fehlerhafter Sätze, Aufgaben zur Erlernung richtiger Wortwahl und kurze etymologische Notizen über einige Wörter, deren Richtigkeit allerdings bezweifelt werden kann.

Der deutsche Anglist kann daraus ersehen, was den Durchschnittsamerikaner in sprachlichen Fragen beschäftigt. Für solche Aufmerksamkeit zu erregen, sind die Aufsätze gewiß sehr geeignet. Die Stellung der Verfasser ist dabei die der konservativen Schulgrammatik.

Innsbruck

Karl Brunner.

#### LITERATUR.

H. H. Glunz, *Die Literaturästhetik des europäischen Mittelalters, Wolfram — Rosenroman — Chaucer — Dante*. (Das Abendland, Forschungen zur Geschichte europäischen Geisteslebens, hrsg. von Herbert Schöffler, 2. Bd.) Bochum-Langendreer, Pöppinghaus, 1937. XVI u. 608 S.

„Habent sua fata libelli“ ist man versucht zu sagen, wenn man nach dem Studium dieses umfangreichen Bandes die ausführlichen Besprechungen zur Hand nimmt, die Rudolf Metz im *Anglia Beiblatt* (48, 290) und Ernst Robert Curtius in der *Zeitschrift für romanische Philologie* (48, 1) dem Werk gewidmet haben und die zeigen, welches Aufsehen es in der wissenschaftlichen Welt hervorgerufen hat. Es ist doch so manches Buch erschienen, das von der Fachkritik durchaus nicht rückhaltlos anerkannt worden ist und trotzdem viel Anregung und Förderung gebracht hat. Man denkt da an W. Worringers Schriften über die Gotik, an Richard Hamanns Bücher über deutsche und italienische Malerei oder auch an H. St. Chamberlains *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*.

Durch die erwähnten Artikel von Autoritäten wie Curtius und Metz wird die Aufgabe des vorliegenden Berichtes erleichtert und erschwert; erleichtert, weil sie vieles vorweggenommen haben und er sich daher nur auf sie zu berufen braucht, erschwert, weil er, um dem Werk gerecht zu werden, Stellung zu ihrem Urteil nehmen muß, sich gleichsam der »Kritik der Kritik« nicht entziehen darf. Sie setzt gleich beim Titel »Literaturästhetik des europäischen Mittelalters« ein. Mit Recht hält ihn Metz für nicht besonders glücklich gewählt; denn diese »Neuprägung, oder doch wenigstens sehr ungewöhnliche Bezeichnung«, dieser »so ungebrauchliche Terminus technicus« läßt nicht ohne weiteres erkennen, daß es sich um die Auffassung vom Wesen des Dichters und der Dichtkunst vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Renaissance handelt.

Zum Untertitel: »Wolfram — Rosenroman — Chaucer — Dante« bemerkt Curtius, daß von den fast 600 Seiten des Buches nur etwa 10 auf Wolfram, nur 7 auf Chaucer (außer einem Dutzend Be-



merkungen an anderen Stellen), rund 55 auf sonstige me. Denkmäler kommen. Für den Rosenroman sind  $5\frac{1}{2}$  zusammenhängende Seiten verwendet. Dagegen werden Orrm und seinem Werk 18 Seiten gewidmet, wozu noch der Anhang S. 576—93 »Zu Quellen und Form des Orrmulum« zu zählen ist, wo die bekannte Debatte Glunz—Matthes fortgeführt wird. Gewiß, es handelt sich um eine rein äußerliche Sache. Aber wie der Titel lautet, verspricht er ein System, das sämtliche literarische Erscheinungen des Mittelalters umfassen und ihnen gerecht werden soll. Er muß »notwendigerweise die Vorstellung erwecken, daß die mittelalterliche Poesie in ihrer Gesamtheit und in ihrer Mannigfaltigkeit der Untersuchung zugrunde gelegt sei« (Curtius). So hätte eine Bezeichnung wie »Studien, Beiträge zur mittelalterlichen Literaturgeschichte oder Ästhetik« weniger Angriffspunkte geboten und der Umfang der Teiluntersuchungen, der mit dem Ausmaß des Ganzen nicht im Einklang steht, wäre kein Schönheitsfehler mehr gewesen.

Im Vorwort verkündet der Verfasser, diese Schrift soll dem um die mittelalterliche Forschung bemühten Wissenschaftler die Frage beantworten helfen, wie und unter welchen Bedingungen, vielleicht auch mit welchen Einschränkungen in einer so an den letzten Seinsgründen interessierten Zeit wie dem Mittelalter Dichtung überhaupt möglich war. Sie will ihm den festen Punkt geben, von dem aus sich das richtige Verständnis für die literarischen Erzeugnisse des Mittelalters erlangen und ein wahres Urteil über sie fallen läßt. Dazu muß man sich in das Werk bis zu der Tiefe versenken, in der der Künstler selber stand, als er im Prozeß des Schaffens begriffen war. Man muß sich dem Dichter von seiner eigenen Ebene aus nähern, er muß aus seiner Zeit heraus verstanden, an ihn sollen die damals gültigen ästhetischen Maßstäbe angelegt werden. So wird es möglich sein, die Begriffsbestimmung der mittelalterlichen Dichtkunst durchzuführen, ihr Wesen zu erfassen, ohne in anachronistische Fehlurteile zu verfallen. Sie kommen dadurch zustande, daß, wie Glunz in der folgenden Einleitung auseinandersetzt, der moderne Dichtungs- und Kunstbegriff (poetische Kunst ist Schöpfung, der Dichter ein Kosmos- und Organismenschöpfer) als Kriterium der Poesie aller Zeiten verwendet wird, daß also dieser Standpunkt der Betrachtung, der auf ganz anderen, viel späteren literarkritischen Grundsätzen beruht, den Sinn der Dichtung, die Zwecke und Absichten des Dichters, die Bedeutung der dichterischen Mittel verkennt und das Gesamtbild verfälscht oder zum mindesten in schiebem Licht sieht (Metz). Dem arbeitet die objektivierende Auffassung der Literatur, die Glunz vertritt, entgegen.

Den Ausgangspunkt für den Hauptteil der Untersuchung bildet die geistige Lage, wie sie sich im Mittelalter durch die Be-

ziehungen des Christentums zur Antike ergibt. Die weltanschauliche Grundhaltung wird durch das Christentum bestimmt. Daneben ist aber auch noch der reiche Schatz des antiken Kultur- und Geistesgutes zu verwalten, man hat sich mit seinen Ansprüchen auseinanderzusetzen. Die zwei Mächte beeinflussen naturgemäß die mittelalterliche Dichtkunst. Das Verhältnis, in dem diese beiden Faktoren zueinander stehen, in dem sich die beiden Elemente mischen, ist nicht immer dasselbe, es ändert sich je nach der Zeit der Dichterpersonlichkeit, der Dichtungsgattung; so entstehen »dramatische« Spannungen, die sich durch die ganze Epoche hindurchziehen und ihr das Gepräge geben (Metz). Da setzt Glanz ein. Er ordnet die Probleme in vier Hauptgruppen an: *Auctores*. *Deus Poeta*, *Ars Rhetorica*, *Poesis*. Diesen Abschnitten folgt Metz bei der übersichtlichen Zusammenfassung des Inhalts, während Curtius eine ausgezeichnete Erklärung der »These« des Werkes vom philosophisch-historischen und besonders vom philologischen Standpunkt aus bietet. Nachdrücklich sei auf diese kritischen Darstellungen hingewiesen. Deshalb brauchen die wichtigsten Punkte des Gedankenganges hier nicht zu ausführlich behandelt zu werden.

In karolingischer Zeit (1. Hälfte des 9. Jahrhunderts) erfolgte eine Wiedererweckung augustinischer und neuplatonischer Ideen. Auch die klassischen *Auctores* werden neu belebt, aber nicht um ihrer selbst willen wird ihnen Eigenwert zuerteilt (23), sie werden vom christlichen Gesichtspunkte aus gewürdigt und in die christliche Weltanschauung eingebaut. Die Poesie der Karolingerperiode ist ein Hereinziehen der klassischen lateinischen Autoren in die Gegenwart mit gleichzeitiger Sinngebung von der christlichen Ethik her (26). Sie stellt eine antikisierende stoffliche Formung mit symbolischer Erfüllung von der neuplatonisch gefaßten christlichen Wertlehre her dar (93). Daneben machte sich eine andere Ansicht vom Wesen und Zweck der Dichtkunst geltend und bald kam es zur Auseinandersetzung, zum Kampf zwischen den beiden Stilen, dem alten klassizistischen der *Auctores* und dem neuen der Logiker und Rhetoren mit ihren *artes* (95). Diese Entwicklung schildert der zweite Abschnitt *Deus Poeta*. Es handelt sich um die Frage, welchen Rang die Bibel unter den Werken menschlicher Sprache einnimmt (101). Für Augustinus ist die Heilige Schrift ein Wortkunstwerk; die *artes* werden zum Erkennen des symbolischen Gehaltes, zum Erschließen des Sinnes herangezogen. Sie bringen ein ästhetisches Moment in die Beziehung zwischen äußerem Wort und innerem Sinn. Die *artes* erhielten nun Eigenwert (109); durch die neue Methode der Bibelklärung wurden geistige Kräfte frei, die bisher auf die Auslegung der Heiligen Schrift verwendet worden waren, und schufen eine die Antike symbolisch ausdeutende Poesie (112f.); endlich fand die Philo-

sophie (Dialektik) ein neues Tätigkeitsfeld (113 f.). In diesen drei Schüben oder Gedankenschichten ging die Übernahme der Ideen Augustins vor sich.

Mit dem 12. Jahrhundert setzte die gewaltige Geistesbewegung der Scholastik ein: In ihrem System spielt die Frage des Aufbaues der Heiligen Schrift eine bedeutsame Rolle. Sie erscheint in zweifachem Aspekt. Jedes ihrer Worte, jeder ihrer Sätze ist von zwei völlig verschiedenen Seiten aus zu beurteilen, gehört zwei wesensmäßig verschiedenen Sphären an: Es gibt das Wort und den begrifflichen Gehalt, den Buchstaben und den Sinn, die Figur und die Substanz. Der historisch-allegorische Dualismus scheidet zwischen Form und Sinnkern, zwischen menschlichem und göttlichem Kunstwerk. Die Materie bleibt wesenlos und unverständlich, wenn nicht die Idee den Stoff durchstrahlt, wenn nicht der göttliche Funke ihn beseelt. Für den mittelalterlichen Theologen stellt die Bibel das göttliche Kunstwerk schlechthin, das einmalige, vollkommene Beispiel der Dichtung dar, Gott ist der einzige wahrhaft schöpferische Dichter, der *Deus Poeta*. Es wäre vermessen, mit der Dichtung Gottes in Wettbewerb treten zu wollen. Das konnte und durfte niemand wagen. Im Bewußtsein seines Unvermögens mußte der schaffende Dichter sich mehr oder weniger passiv verhalten und sich damit bescheiden, das überlegene göttliche Kunstwerk zu bewundern und zu preisen (190). Die Dichtkunst steht im Dienste der Theologie, ist die *ancilla theologiae* geworden; das frei-schöpferische Gestalten aus dem Erleben des echten Dichters heraus, das, was die wahre, höchste Kunst ausmacht, ist unmöglich geworden.

Das nächste Kapitel, *Ars Rhetorica*, behandelt weitere Fragen, die sich für die Dichtung daraus ergeben: Die neuplatonische Ästhetik der antikisierenden Poeten wird von der Scholastik zurückgedrängt. In dem Kampf gegen ihre Rivalen, die Dichter, die sich eine Mittlerrolle zwischen Mensch und Gott anmaßen, werden die Theologen unterstützt von den »Literaten«, den scholastischen Dichtern. Sie sehen die Aufgabe der *Poetria nova* oder *rhetorica* darin, die tiefe Bedeutung des göttlichen Kunstwerkes hervorzuheben und seine dunkle, verborgene Allegorie, seine Undurchschaubarkeit in allgemein faßlicher Weise, in verständlichen, wohlgesetzten Worten zu erschließen (225). Klarheit ist das Lösungswort dieser neuen Richtung, die *artes* sind ihr Werkzeuge des Aufstieges zu Gott geworden (201), die Antike ist ihr ebenfalls Mittel zum Zweck, sie stellt sozusagen den Steinbruch dar, der das Werkmaterial an »künstlerischen Geformtheiten«, die Ausdrucksmöglichkeiten für die Gedanken und Ideen liefern muß. Weil die antiken Kunstmittel zu göttlichem Zweck gebraucht werden, gewinnen sie an Schönheit und Ansehen. Insofern ist der neue Dichter der Befreier der antiken

Kunst. So erlangen die artes über die auctores die Oberhand, so siegt der Rhetor über den Poeta, an Stelle der freischaffenden originären creatio tritt die handwerksmäßig angewandte ars rhetorica, die operatio. Die Dichtung dient jetzt bloß dazu, eine hoher stehende Kunst verständlich zu machen, und da sie die Idee des Schöpfers widerspiegelnde Natur noch einmal nachzuahmen strebt, ist sie im wahren Sinn des Wortes eine Afterkunst (400 f), ein Kunstgewerke. Nach der Thomistischen Ästhetik ist die Aufgabe des neuen Dichters lediglich . . ein rehandling der poesis divina. Das Mittelalter schuf nicht, solange diese ästhetischen Grundsätze herrschten, es wirkte (266).

Der vierte Abschnitt, Poiesis, zeigt, wie die allegorische Kunstauffassung des Mittelalters verschwindet und an ihre Stelle der neue moderne Dichterbegriff der Renaissance gesetzt wird. Die entscheidende Wendung geschieht bei Dante. Wenn auch sein Werk durch so zahlreiche Faden mit der scholastischen Dichtweise verknüpft ist, daß es als die letzte große und ungebrochene Synthese der mittelalterlichen Weltanschauung gilt (449), ist doch schon in seinen Jugendschriften das Bestreben festzustellen, sie auf das Ich des Dichters auszurichten. Die Göttliche Komödie ist die erste Dichtung, in der der Poet und nicht ein Höheres außerhalb seiner als Ursache erscheint (437), sie ist persönlich gehalten, des Dichters eigenste Erfahrung, sein Erlebnis steht im Vordergrund (481, 497). Damit vollzieht sich die Verschiebung vom theo- zum egozentrischen Standpunkt, die Befreiung des Dichters aus der dienenden Stellung, die er in der scholastisch-rhetorischen Schulpoesie einnahm, seine Autonomie ist in die Wege geleitet.

So wird das Mittelalter in poetischer Hinsicht überwunden. Die Poesie wird nicht gleichgesetzt mit Allegorie; denn das Allegorische in der Göttlichen Komödie ist nicht mehr wesenhaft, gehört nicht mehr zu ihrem Kern. Sie ist eigentlich symbolisch angelegt, und dadurch schließt sich der Kreis; denn damit wird die Verbindung mit der Antike wieder aufgenommen. Der Ring schließt sich auch noch in anderem Sinne: Dante gesellt sich den klassischen Auctores zu, die sich ihren Göttern gleich erachteten. Der Dichter ist nun der poetischen Vormundschaft der Scholastik entwachsen, er steht nicht mehr im Schatten des Deus Poeta, sondern darf mit ihm wetteifern. Hierin geht Dante über Thomas von Aquin hinaus und macht auf dem Gebiete der Poetik den bedeutsamen Schritt, der in die Neuzeit hinüberführt. Er rückt sein Ich in den Mittelpunkt seines Werkes. Und den Mut zu diesem Vorgehen, das den Aufbruch zu »moderner« Dichtung veranlaßt, schöpft Dante aus den Ideen des heiligen Augustin (452), die ja den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung bildeten. — Im Anschluß daran kennzeichnet Glunz

noch die Stellung von Petrarca und Boccaccio: Petrarca hat als erster die »Position des Dichters, die im Wesentlichen bis heute gegolten hat« (558), formuliert: er ist in die Mitte zwischen Himmel und Erde gestellt, mit dem Geist im Jenseits, mit den Sinnen auf der Erde; er selbst ist überall Zentrum (553, 558).

Die Früchte, welchen Petrarca zum Reifen verholfen hatte, sammelt dann Boccaccio, indem er mit dem Programm seines Meisters Ernst macht. Er steht im vollen Licht eines neuen, des neuen Zeitabschnittes der abendländischen Dichtungsgeschichte (565). So baut Glunz seine These auf.

Nun muß zu einigen Punkten Stellung genommen werden. Glunz vertritt, wie wir horten, die objektivierende Auffassung vom Wesen der Wissenschaft. Metz knüpft daran die grundsätzliche Frage, ob dies der einzige Weg und Sinn der Forschung sei, und vor allem, ob diesem Weg heute noch dieselbe Bedeutung zukomme wie ehemals. Seine Ansicht geht dahin, daß in erster Linie nicht das wichtig ist, was in diesem Buch zu untersuchen unternommen worden ist, das Wesen jener Dichtung von ihren zeitgenössischen Voraussetzungen her zu ergründen, sie an ihren eigenen Wertmaßstäben zu messen und sie aus ihrem eigenen Sinne zu verstehen. Ihm geht es vielmehr darum, was uns auch heute noch bedeutsam im Bilde dieser Dichtung ist und irgendwie lebendig mit unserem eigenen Leben verbunden erscheint, und was wir als toten Ballast mit uns herumschleppen. Die Erforschung des Mittelalters um seiner selbst willen kann nicht letztes Ziel unserer wissenschaftlichen Bemühungen sein, sondern gerade seine Bedeutung für uns, unsere Sicht auf es und unser Bild von ihm (Metz).

Damit wird eine höchst wichtige Frage aufgeworfen, und es muß etwas eingehender dazu Stellung genommen werden. Im Grunde genommen handelt es sich dabei um zwei Dinge, die möglichst auseinanderzuhalten sind, um das Verständnis eines Dichters, eines Kunstwerkes, einer Richtung aus ihrer Zeit heraus und um ihre Bedeutung für uns, für die Gegenwart.

Gewiß, Metz hat recht, wenn er sagt, daß wir aus unserer Haut nicht herauskönnen. Auch als wissenschaftlich forschende Menschen sind wir nicht imstande, uns von unserer individuellen Situation loszulösen und uns in eine fremde oder verflossene Kultur-epoche so einzufühlen, daß wir gleichsam unser Wesen verandern, daß wir zu Gliedern jener anderen Gemeinschaft werden. Das ist praktisch unmöglich. Aber neben dem absoluten gibt es immer noch einen Standpunkt, der uns erkennen läßt, wie überraschend weit wir zum Verstehen eines Dichters und seiner Schöpfungen von seiner Zeit her vordringen können. So ist es ja auch mit der mittelalterlichen oder mit der orientalischen Musik. Anfänglich verstehen wir

sie gar nicht. Wenn wir uns in sie versenken, so ist es möglich, zu einem erstaunlich tiefgehenden Begreifen, zu einer gerechten Würdigung, wenn auch vielleicht nicht zu reinem künstlerischen Genuß zu gelangen.

Anders verhält es sich mit dem Betrachter, der bewußt in seiner Zeit steht und von ihr aus erkennen will, was Dichter und Werke einer vergangenen Periode ihm jetzt noch zu sagen haben. Dabei wird er sich auch klar werden müssen über die im wahren Kunstwerk immer vorhandene und von ihm ausströmende Wirkung, in der sich die Kraft, das Walten des ewig Schöpferischen, des Genius im Künstler offenbart. In diese gegenwärtige Auffassung spielt selbstverständlich viel von dem ersten Fragenkreis, vom Verstehen des Werdeganges, herein. Es wird nun begreiflich, warum gesagt wurde: die beiden Komplexe sind »möglichst« auseinanderzuhalten. Eine reinliche Scheidung zwischen ihnen gibt es nicht; die Bereiche greifen ineinander über. Mit absolut feststehenden Werten und allzeit gültigen Gesetzen kann man hier nicht rechnen.

Das ist zu bedenken, wenn z. B. eine Frage, wie das Fortleben der Antike im Mittelalter zu behandeln ist, die natürlich mit dem Thema der Untersuchung auf das engste verknüpft ist. An dem von Generation zu Generation wechselnden Bilde der Antike bei uns Deutschen will Metz dartun, daß es ein aussichtsloses Unterfangen wäre, ein durchaus getreues und objektives Bild der Wirklichkeit entwerfen zu wollen. Es kann sich immer nur um die Sicht auf die Antike von irgendeinem Zeitpunkt aus, um eine perspektivische Schau, nicht um die absolut richtige Darstellung der Wirklichkeit handeln. Die mittelalterlichen Autoren meinten natürlich, das Altertum vollständig und unverfälscht erfaßt zu haben. Diese Geisteshaltung ist für das Verstehen des Fortwirkens der Antike im Mittelalter von dem damaligen Standpunkt aus wichtig und somit auch für die Beziehung zwischen mittelalterlichen Schriftstellern und uns, für die Wirkung ihrer Werke auf uns.

Der grundsätzliche Einwand, den Metz erhebt, betrifft jede Wissenschaft, die sich mit »historischen« Tatsachen oder Zuständen zu befassen hat. Treiben wir sie wirklich um ihrer selbst willen, fragen wir uns nicht doch immer wieder: wozu, cui bono? Tun wir das nicht, selbst wenn wir uns mit der Geschichte der Laute, Formen und Fügungen, mit der historischen Grammatik einer Sprache beschäftigen, indem wir den heutigen Sprachzustand dadurch verstehen und erklären wollen? Es gibt Entwicklungen, die nicht bis in unsere Zeit führen, die abreißen, tote Geleise, Sackgassen. Es ist nicht richtig, sie beiseitezulassen. Sie verdienen gleichfalls Beachtung; denn sie stellen bestimmte Ausdrucksformen der betreffenden Periode dar, lassen somit ihre geistige Einstellung er-

kennen und fördern dadurch das Verständnis des lebendig gebliebenen Sprachgutes.

Mutatis mutandis gilt das von der literarkritischen Betrachtung. Es würde einen großen Nachteil bedeuten, wenn man deshalb, weil man zu keiner vollständigen Objektivierung kommen, weil man sich von der Gegenwart nicht völlig freimachen und in eine frühere Epoche versenken kann, auf das Erfassen und die Würdigung der Dichter und der Schöpfungen aus ihrer Zeit heraus von vornherein verzichten wollte. Die Möglichkeit tief eindringenden Verständnisses ist eben doch sehr oft gegeben. Daher erscheint die Problemstellung und der Weg, auf dem Glunz die Lösung erreichen will, berechtigt und sinnvoll.

Überblickt man die Beweisführung des Hauptteils, so fragt man sich. Ist das Ziel, das der Verfasser sich im Vorwort gesteckt hat, auch erreicht worden? Die Antwort fällt nicht leicht, sie kann weder mit einem überzeugten Ja noch einem glatten Nein gegeben werden. Jedenfalls verdient diese große Arbeit volle Anerkennung, wenn man auch nicht immer zustimmen und mancher Behauptung gegenüber sich skeptisch verhalten wird. Man hat das Empfinden, daß hier ein kühner Wurf gewagt wurde. Ein solches Unternehmen birgt selbstverständlich seine Gefahren; der Verfasser ist ihnen nicht immer entgangen. So erscheint es vollkommen verständlich, daß für den Vulgataforscher Glunz im Mittelpunkt der ganzen Frage die Bibel steht, daß er alles daraufhin ausrichtet und damit in Beziehung setzt. Dabei nehmen wir als gegeben an, daß die Heilige Schrift tatsächlich die ausschlaggebende Rolle spielt, die ihr Glunz besonders im Abschnitt *Deus Poeta* zuschreibt, und sehen darüber hinweg, daß die Bezeichnung »Dichter«, statt streng folgerichtig stets auf einen und denselben Begriff des *Poeta* beschränkt zu bleiben, besonders im Zusammenhang mit der Bibelfrage in verschiedenem Sinn gebraucht wird.

In der Geschichte der Bibelauslegung und -forschung befangen, sieht der Verfasser die Scholastik vielleicht etwas zu einseitig an, eben nur unter diesem Gesichtswinkel. Man hat aber doch auch noch mit anderen Einflüssen zu rechnen. Aristoteles z. B. wird zwar des öfteren (13 mal) erwähnt, aber die seiner Bedeutung entsprechende Würdigung erfahren weder er selbst noch seine griechisch-orientalischen Erklärer. Die Anschauungen in den Schriften dieser griechischen, arabischen und jüdischen Philosophen waren so mannigfaltig, daß sie seit Mitte des 12. Jahrhunderts den bis dahin ziemlich einheitlichen Auf- und Ausbau des scholastischen Lehrgebäudes empfindlich störten. Die Aufnahme dieses Gedankengutes in die abendländische Philosophie bereitete keine geringen Schwierigkeiten, das Bild der Zeit gewinnt dadurch ein anderes, nicht so gleichmäßiges Aussehen.

In dem Glunzschen System ist somit für manche mittelalterliche Literaturgattung kein rechter Platz zu finden. Metz sagt: Nicht alles, was an mittelalterlicher Dichtung von Bedeutung ist, wird von diesem Rahmen umschlossen oder paßt in ihn hinein. Auch Curtius findet, daß dieses »konstruktive« System nur für einen Bruchteil der mittelalterlichen Dichtung gelte. Von der Hauptmasse dieser Poesie sei nicht oder so gut wie nicht die Rede. Dann unterzieht er die einzelnen Thesen der Glunzschen Theorie einer eingehenden scharfen Kritik; schließlich geht er dazu über, von den zahlreichen Belegen zwölf wichtigere Texte genau nachzuprüfen. Die streng philologische Methode führt zu Ergebnissen, die sich von den Glunzschen Auslegungen überraschend stark unterscheiden. Curtius' Erklärung und Auffassung weichen so beträchtlich von der Darstellung des Buches ab, daß das ablehnende Urteil im Schlußwort der Besprechung allerdings verständlich erscheint.

Für den Anglisten haben vor allem die Kapitel besondere Anziehungskraft, die sich mit englischen Dichtern und Werken befassen. Im Verhältnis zum Gesamtumfang ist die Ausbeute nicht allzu groß. Dies mag damit zusammenhängen, daß Glunz hauptsächlich mittellateinische und romanische Texte heranzuziehen hat. Eine ganze Anzahl ihrer Verfasser waren Engländer oder lebten und wirkten in England wie Anselm von Canterbury, Johann von Salisbury, Joseph von Exeter, Nigellus Wireker, Walter Map und eine Reihe anderer. Aber ihre geistige Haltung ist durchaus durch die internationale festländische (Pariser) Bildung bestimmt, so daß wir bei ihnen nichts von einer spezifisch englischen Note merken. Im ersten Abschnitt finden sich etliche anregende Hinweise auf antike Einflüsse und Elemente in König Alfreds Übersetzertätigkeit, im *Beowulf* (heidnischer Typus erfüllt vom christlichen Antitypus her) und in den Artus-Epen; ebenso in dem Kapitel über das 12. Jahrhundert in England (88), wo schon, wie dann später des öfteren, eine Parallele mit Italien gezogen wird.

Nach dem anglistisch wenig ergiebigen zweiten Abschnitt wird im dritten eingehend Orrm behandelt. Schon in der Einleitung (7) wird betont, daß besonders die englische Dichtung des 12. Jahrhunderts von zeitgenössischen Anschauungen her erklärt werden sollte. Bis jetzt sei man bei der Einschätzung Orrms am Stofflichen hängen geblieben und habe sich nicht die Mühe gegeben, seine Absichten und Pläne zu erforschen. Das unternimmt Glunz, indem er Orrm »als Interpreten der göttlichen Poesie« hinstellt (311), der bestrebt ist, die göttliche Allegorie der Bibel auf die Ebene der den Menschen verständlichen Sprache zu bringen, in seinem Werk ein allgemein begreifliches sprachliches Abbild der jenseitigen Allegorie zu geben. Als Prediger und Erklärer des Göttlichen muß der Dichter



auch Rhetoriker sein (319); er will ein Wortkunstwerk nach den damals geltenden Theorien schaffen, um angenehm lehren zu können.

Im Zusammenhang mit der »Predigt als literarischer Gattung in England« (354), die sich ebenfalls den ästhetischen Normen der Zeit anpaßt und der literarischen Gesamtentwicklung einfügt, wird Wyclifs Bibelübersetzung besprochen (260). Für ihn als Scholastiker kommt eine Übertragung des unantastbaren Wortkunstwerkes der Vulgata (die aber doch eigentlich selber nicht den Urtext darstellt, sondern eine Übersetzung desselben ist!) gar nicht in Frage; es kann höchstens durch einen anderen irdischen Sprachkörper gleichsam ersetzt werden. Was er wollte, war demnach eine Auslegung der Bibel in knappster Form zur Belehrung der Laien. Es lag durchaus nicht in seiner Absicht, die Heilige Schrift zu übersetzen, wenn er auch der Wirkung nach eine englische Bibel geschaffen haben mag. Die Predigt dient als Ergänzung, aber die schönfarberische Rhetorik hat dabei nichts zu suchen. Er scheidet scharf zwischen Poesie und Predigt.

Es würde zu weit führen, auf den so wichtigen Begriff der Allegorie, auf die im Laufe der Untersuchung aufgezeigten Wandlungen und verschiedenen Erklärungen näher einzugehen. Auch hier sei auf die diesbezüglichen Bemerkungen von Curtius verwiesen. Die mustergültige Form hat sie im Rosenroman erreicht (343), der das Vorbild für die weltliche Dichtkunst im Abendland und auch für Gower (349) geworden ist. Den allegorischen Apparat handhabt dieser zwar mit vollendeter Kunstfertigkeit, aber die Allegorie spielt nicht mehr die ausschlaggebende Rolle, er legt auch auf die Fabel Gewicht. Wer wollte, konnte die moralisch-allegorische Nutzenanwendung daraus ziehen, doch der Leser konnte sich auch an der bloßen Geschichte vergnügen, sich an der naiven Erzählung erfreuen. Chaucer (352) befreit sich noch mehr von der Herrschaft der Allegorie, indem er sie verlebendigt und der Fabel erhöhten Eigenwert verleiht. Endlich verselbständigt er diese völlig. Er ist der erste, der das Stadium der reinen Dicht- oder Fabulierkunst ohne irgendeine Rücksicht auf eine transzendente Bedeutung des Stoffes erreicht. Doch über die Grundsätze der scholastischen Ästhetik, der von der Rhetorik her bedingten Poetik ist auch er nicht hinausgekommen, er wurzelt noch im Mittelalter, wenn er auch die Dichtung von den zu engen allegorischen Fesseln und die Rhetorik aus ihrer dienenden Stellung befreit hat. So versucht Glunz, Chaucer von seiner eigenen Ebene aus, von seinem poetischen Bauplan her zu verstehen, wie er sich im Vorwort (VII) vorgenommen hatte. Auf dem von Chaucer eingeschlagenen Wege dringen Lydgate und Occleve weiter vor; Fingerzeige erhalten sie durch ihre Beziehungen zu Italien. So gelangen

sie zu einem nicht mehr mittelalterlichen, sondern schon neuzeitlichen Stil des Dichtens (359). Lydgate geht daran, Chaucer, für den der italienische Einfluß nach Glunz nicht von wesentlicher Bedeutung ist, wenigstens im künstlerischen Wollen zu überwinden, wenn auch nicht in der Kunstfertigkeit der Ausführung (309). Stephen Hawes hingegen bleibt bewußt den mittelalterlichen Ideen treu. In den Ansätzen zur neueren Dichtung des 14. Jahrhunderts, in dem Übergang zu etwas Neuem in der Poesie (507) findet Glunz ähnliche Erscheinungen wie in der italienischen Entwicklung und zieht recht interessante Parallelen. Die Töne, die aus der auf den ersten Blick echt mittelalterlich-allegorisch anmutenden Pearl zu vernehmen sind, klingen an das neue Kunstprinzip an und sind für Glunz das Echo italienischer Renaissance-Gedanken (511). — Mehrere Abschnitte sind der großen Dichtung Langlands, dem Piers Plowman, gewidmet; ältere Ansichten werden besprochen, vor Mißverständnissen wird gewarnt und die vier Visionenreihen werden als die viermalige Darstellung des Erlösungswerkes, jedesmal auf einer höheren Ebene, gedeutet (König, Lehrer, Erlöser, Richter 526). Zur Überwindung des mittelalterlichen Standpunktes, dem Geiste, wenn auch noch nicht der Form nach gelangt Langland auf einem anderen Weg als Dante; mit Hilfe der Mystik erhebt er den dienenden, nur vermittelnden Dichter zum schöpferischen Künstler einer »spiritualen Bibel poetischer Form« (536). Diese neue Auffassung von Mensch und Lebensgefühl spiegelt sich wider in einer Reihe »mittelalterflüchtiger« Dichtungen und in der Poesie der kommenden Renaissance.

Diese Zusammenfassung zeigt, daß auch der Anglist auf seine Rechnung kommt. Auf Einzelheiten einzugehen würde zu weit führen. Schon vorhin wurden Bedenken geäußert, daß die Untersuchung von einem zu einseitigen Standpunkt aus geführt wird und unter diesem Gesichtswinkel vieles verzerrt erscheinen muß, daß in manches etwas hineingelegt, aus manchem etwas herausgelesen wird, soweit es eben zur These paßt. Und diese Zweifel werden auch hier bei den Werken der englischen Literatur durchaus nicht zerstreut.

Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß die Darstellung dem wahren Wesen etlicher Autoren nicht ganz gerecht wird. Da wird eine Lanze für ein tieferes Erfassen und Verstehen des Werkes von Orm gebrochen. Wird der Zweck erreicht? Man fühlt sich aber fast versucht zu glauben, daß der Eindruck seiner Verse zu seiner Zeit ungefähr derselbe gewesen sein muß wie jetzt für uns. (Darüber nun neuerdings H. Matthes, Das Ormmulum, sein Gehalt und sein Verfasser, GRM 1938, 265 f.) Auch Lydgate scheint über Gebühr herausgehoben. Sicher finden sich bei ihm einzelne

Motive, die an die Renaissance anklingen (Brie), aber im allgemeinen gewinnt man gerade bei ihm den Eindruck, daß er eher an frühere Zustände anzuknüpfen bemüht ist. Dagegen kommt Chaucer entschieden zu kurz. Seine reiferen Werke sind ohne tiefgehende Beeinflussung durch italienische Renaissancegedanken überhaupt nicht richtig zu verstehen; er beherrscht zwar meisterhaft die Mechanistik der Rhetorik, aber innerlich ist er schon weit darüber hinausgekommen; und sein Humor ist durchaus nicht oberflächlich, sondern gehört zu seinem innersten Wesen. Angesichts dieser und anderer renaissance mäßigen Züge kann man ihn nicht gut als noch völlig mittelalterlichen Menschen bezeichnen. Wyclif und Langland sind gleichfalls zu sehr unter diesem einzigen Blickpunkt der Heiligen Schrift gesehen. So einfach liegen die Dinge nicht. Gerade bei ihnen wirken allerlei Faktoren, vor allem auch sozialpolitischer Natur, mit. Erst wenn man sich über diese Zusammenhänge klar geworden ist, wird ein richtiges Verstandnis ihrer Werke möglich sein.

Allgemeine Zustimmung hat der Verfasser sicher nicht erwartet. Dem Forscher muß es Genugtuung bereiten, wenn für und wider seine Ansichten Stellung genommen wird und sie Anlaß zu Meinungsäußerungen bieten. Nicht nur sein eigenes Werk, auch die Debatten darüber bedeuten eine Förderung der Wissenschaft. In dieser Beziehung kann Glunz vollauf zufrieden sein.

Wenn man auch in vielem anderer Ansicht sein mag, wird man ihm für seine große Leistung, die zahlreichen Anregungen und neuen Ausblicke gerne Anerkennung zollen und Dank wissen.

Innsbruck.

Rudolf Hittmair

---

Stephen Scrope, *The Dicts and Sayings of the Philosophers: a Middle English Version*, ed. Margaret E. Schofield. Philadelphia, Dissertation der University of Pennsylvania, 1936. 222 S.

Die lehrhafte Literatur blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Ist doch das vermutlich früheste Buch eine Sammlung von Weisheitssprüchen des Ägypters Ptah Hotep für seinen Sohn. Derartige Zusammenstellungen von weltklugen Ratschlägen sind wohl in allen Literaturen zu finden, sie entsprechen ja einem dem Menschen ureigenen Zug, gewonnene Lebenserfahrungen in mahnenden Sätzen zu verallgemeinern, sie dadurch für die Mitwelt nutzbar zu machen und die Nachwelt damit zu belehren.

Zum eisernen Bestand des Mittelalters an solchen Tugendlehren gehören die »Weisheitssprüche der Philosophen«, die sich Jahrhunderte hindurch großer Beliebtheit erfreuten und eine lange Tradition aufweisen. Wahrscheinlich gehen sie auf eine arabische

Schrift eines ägyptischen Emirs im 11. Jahrhundert zurück, die auf zwei verschiedenen Wegen in das Abendland eindringen konnte, entweder über die Mauren in Spanien oder über die Griechen in Byzanz-Konstantinopel. Ob der berühmte Doktor Johannes de Procida aus Salerno (13. Jahrhdt.) seiner lateinischen Bearbeitung eine spanische oder eine ostromische Übersetzung des arabischen Originals zugrunde legte, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Ende des 14., zu Beginn des 15. Jahrhunderts erschienen die darauf beruhenden *Dits moraulx des Philosophes* des Guillaume de Tignonville, die weite Verbreitung fanden und von denen daher auch eine Reihe von Handschriften und etliche Frühdrucke erhalten sind; einer darunter stammt von Colard Mansion, dem Mitarbeiter Caxtons in Brügge (S. 27; Hittmair, Anglia Beibl. XLVII 338 ff.).

Kein Wunder, daß das Werk in England ebenfalls bekannt wurde. Der geistig regsame und geschäftstüchtige Caxton brachte die Übersetzung seines Gonnens, des Earl Rivers, als das erste zeitlich genau zu bestimmende Buch heraus, das auf englischem Boden zu Westminster gedruckt wurde (18. 11. 1474; Hittmair, Caxton S. 4 u. ö., Anglia Beibl. wie oben S. 328). Die beiden hatten die Vorliebe ihrer Zeitgenossen für derartige Stoffe richtig erkannt und eingeschätzt. Das zeigen die einander rasch folgenden Auflagen, die Caxton drucken mußte (deren vier bis 1489; die fünfte von 1528 besorgte sein Nachfolger Wynkyn de Worde), für die damaligen Verhältnisse ein großer Erfolg. Noch bis in das 17. Jahrhundert bleibt die Nachfrage nach dem Buche rege (S. 33).

Der Herausgeber Caxton wie der Übersetzer Rivers erklärten übereinstimmend, sie hatten die Arbeit nur deshalb in Angriff genommen, weil eben eine englische Ausgabe nicht vorhanden gewesen wäre. Es liegt durchaus kein Anlaß vor, die Aufrichtigkeit dieser Behauptung zu bezweifeln (S. 32; Hittmair, A. Beibl. wie oben S. 340 f.); sie waren sicher guten Glaubens, damit die ersten auf dem Plan gewesen zu sein, aber darin irrten sie sich. Die Zugkraft dieser Art Literatur im allgemeinen und dieses Buches im besonderen hatten schon Leute vor ihnen erkannt. Ein gutes Beispiel dafür, daß man sich bereits früher damit beschäftigte, bringt Margaret E. Schofield-(Richey) in ihrer Ausgabe der Übertragung der Weisheitssprüche durch Stephen Scrope aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (1450).

Der erste Abschnitt der Einleitung "Author" macht den Leser mit der Person des Übersetzers bekannt. Auf Grund sorgfältig gesammelter Belege werden die Familienverhältnisse Scopes ausführlich dargestellt. Die Schilderung gewährt einen bezeichnenden Einblick in die Zustände, die damals in den vornehmen Gesellschaftsschichten herrschten. Abgesehen von mancherlei Schicksalsschlägen

gestaltete sich für Scrope besonders das Verhältnis zu seinem Stiefvater Sir John Fastolf recht unerquicklich. Dieser enthielt ihm nicht nur sein mütterliches Erbteil vor, sondern nutzte ihn als Sekretar weidlich aus und hatte für seine Bitten um Unterstützung nur taube Ohren, war dabei aber als Freund der Literatur, als Förderer schongeistiger Bestrebungen und als Bucherliebhaber wohl bekannt. Für Fastolf, "for his contemplacion and solace" hat ja auch Scrope die Übersetzung angefertigt.

Von ihr sind noch sechs Handschriften vorhanden, die im Abschnitt IV der Einleitung (S. 40) genau beschrieben werden; merkwürdigerweise sind gerade die besten bisher wenig beachtet worden. Zwei weisen die Erweiterungen und abweichenden Lesarten eines zeitgenössischen Bearbeiters auf, des William of Worcester, eines gelehrten und literaturkundigen Mannes und Altertumerliebhabers, der lange Jahre hindurch als Sekretar und Verwalter in den Diensten des Sir John Fastolf stand und wie Scrope keine allzu angenehmen Erfahrungen mit seinem knauserigen Brotherrn machte. Die beiden Manuskripte kommen wegen der Veränderungen als Grundlage für die Ausgabe nicht in Betracht, ebensowenig zwei andere, die zahlreiche Auslassungen und Kürzungen aufweisen. So bleiben Bodley 934 und Cambridge Dd. IX. 18 übrig, von denen die erste Handschrift als die vollständigste abgedruckt und, wo nötig, durch die zweite ergänzt wird.

Im Kapitel III (S. 35) wird die Schilderung von Scropes Persönlichkeit in literarischer Hinsicht abgerundet. Von den unter seinem Namen gehenden Werken sind auf Grund der überzeugenden Beweisführung der Herausgeberin nur diese Übertragung und die von Christine de Pisans *Brief der Göttin Othea an Hektor* sicher ihm zuzuschreiben, während *The Boke of Noblesse* und *Tulle of Olde Age* den erwähnten Wilhelm von Worcester zum Verfasser haben (zu dem Tulle-Neudruck Susebachs, Halle 1933, siehe u. a. Brunner, Anglia Beibl. 45/229 und Hittmair, E. St. 71/88!).

Den Schluß der Einführung (V, S. 46) bilden ein paar etwas knapp geratene Bemerkungen über die Sprache. Alle Handschriften zeigen ostmittelländisches Gepräge. Die Verfasserin findet es merkwürdig (S. 46), daß wohl südwestliche und südliche Formen, aber keine nördlichen Eigentümlichkeiten aufscheinen, trotzdem vielleicht Scrope längere Zeit in Nordengland, Yorkshire, zugebracht hat. Sie sucht das damit zu erklären, daß William of Worcester stets enge Beziehungen zu seiner Heimatstadt Bristol unterhielt und daß daher, als er sich Scropes literarischer Verlassenschaft annahm, nicht bloß seine Bearbeitung, sondern auch die Abschriften des Originals in jener Gegend angefertigt wurden. Die Abschreiber haben eben ihre

eigenen mundartlichen Formen in den Text hineingebracht. So ist das Fehlen nördlicher Merkmale leicht begreiflich.

Es folgt der Abdruck des Textes (S. 49—205), der hoffentlich etwas weniger Druckfehler aufweist als die Einleitung. Die Abweichungen der anderen Handschriften sind in Fußnoten zusammengestellt, wobei natürlich die Varianten von T und G besonders häufig vorkommen, da sie sich auf die Umarbeitung Wilhelms von Worcester beziehen. Über die Übersetzungstechnik Scropes werden in der Einführung etliche Bemerkungen gemacht; er halt sich wie dann später Earl Rivers und Caxton (dazu u. a. die Ausführungen des Berichterstatters) so eng an das Original, daß er des öfteren im Satzbau und in der Wortwahl gegen den Geist der englischen Sprache verstößt, und daß durch diese nahezu sklavische Abhängigkeit Mißverständnisse verursacht werden. Das war aber damals die allgemein übliche Art der Übertragung.

Anmerkungen, Literaturnachweis und Eigennamenverzeichnis bilden den Abschluß des Bandes. Die Notes teilen Wissenswertes über die einzelnen geschichtlichen und sagenhaften, griechischen, arabischen und biblischen Philosophen mit, deren Namen mitunter bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind; sie erläutern die verschiedenen Anekdoten, die mit ihnen in Zusammenhang gebracht werden, und erklären schwierige Stellen oder führen Parallelen aus dem französischen Text an. Welches der vorhandenen französischen Manuskripte Scrope benutzte, ist leider nicht festzustellen.

Auch Quellennachweise werden gegeben, soweit das in einzelnen Fällen notwendig erscheint; aber für die Hauptmasse des Materials ist das überflüssig oder unmöglich, da es sich um allgemein verbreitete Spruchweisheit oder bekannte biblische Anspielungen handelt, die individuell durchaus farb- und unterschiedslos, ohne jedes System, in vielfachen Wiederholungen irgendeinem Philosophen in den Mund gelegt werden.

Der mit großer Umsicht und Sorgfalt durchgeführten Untersuchung ist es gelungen, dem Werk den ihm gebührenden Platz in der lehrhaften Dichtung und damit im Gesamtschrifttum der Zeit zuzuweisen. Doch man wird ihm nicht völlig gerecht, wenn man es bloß als Literaturdenkmal betrachtet. Es muß auch als Sprachdenkmal gewertet werden, das uns einen umfänglichen Prosatext aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, also der Periode der Entstehung und Ausbreitung der Schriftsprache, zugänglich macht. In sprachlicher Hinsicht gewinnt es dadurch noch eine besondere Note, daß es mit der Übertragung des Earl Rivers zu vergleichen ist, auf die Schofield selbstverständlich mehrmals zu sprechen kommt (S. 30f., in den Anmerkungen passim). So stellt die Ausgabe einen willkommenen, wertvollen Beitrag für die Erkenntnis der Geistes-

strömungen und für die Kenntnis der Sprache der Zeit dar, der vor allem vom Berichterstatter dankbar begrüßt wird, da er, wie schon anderwärts erwähnt, eine Ausgabe der Werke des Earl Rivers, in erster Linie der *Weisheitssprüche der Philosophen* vorbereitet.

Innsbruck.

Rudolf Hittmair.

P. Meißner, *Englische Literaturgeschichte II. Von der Renaissance bis zur Aufklärung* (Sammlung Goschen 1116). Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1937. 139 S. Pr. Geb. RM. 1,62.

Der erste Band einer kurzgefaßten englischen Literaturgeschichte erregt begreifliche Aufmerksamkeit, nicht zuletzt beim akademischen Lehrer, der ein brauchbares Lehrbuch zur Einführung seiner Studenten in die Literaturgeschichte sucht. Es sei gleich vorweggenommen, daß der vorliegende erste Band des neuen Werkes von Prof. Meißner solchen Anforderungen vollauf entspricht. Frei von einem für eine erste Einführung unnötigen Ballast bringt es in erster Linie eine geistesgeschichtliche Einführung in das Renaissance-, Barock- und Aufklärungszeitalter. Daher werden die Einzelercheinungen der »schönen Literatur« begreiflicherweise verhältnismäßig kurz behandelt und geistesgeschichtlich bedeutsame Werke und Persönlichkeiten, die in den bisher üblichen Literaturgeschichten kaum oder gar nicht erwähnt werden, in ihrer Bedeutung um so mehr gekennzeichnet. Allgemeine, den Stand der heutigen Forschung darstellende einleitende Kapitel gehen voraus, die oftmals völlig neue, vom Verfasser selbst erarbeitete Ansichten bringen. Darin liegt der Persönlichkeitswert des Büchleins gegenüber ähnlichen kurzen Darstellungen, die leider in der Regel nur ein Auszug aus längeren Büchern anderer Verfasser sind. Vielleicht werden manche anderer Ansicht sein als der Verf., das tut natürlich dem Wert seines Werkes keinen Abbruch, im Gegenteil, sie werden sich mit ihm auseinandersetzen müssen.

Daraus ergibt sich, daß man den Inhalt des ganzen Buches wiederholen mußte, wenn man etwas als besonders gut gelungen hervorheben wollte. Sicher ist aber, daß dem Verfasser die Schilderung des Renaissance- und Barockzeitalters besonders gut gelungen ist, was ja um so weniger zu verwundern ist, als es sein eigenes Arbeitsgebiet ist. Es fällt allerdings auf, daß das für das Zeitalter doch so bezeichnende Puritanertum verhältnismäßig kurz weggommt. Gerade bei der Erwähnung alten Brauchtums (S. 11) hätte der zerstörende Einfluß der Puritaner — wie später der aufklärerischen staatskirchlichen schottischen Geistlichkeit in den Hochlanden — deutlicher gemacht werden können. Die rauschenden Hoffestlichkeiten unter den späteren Tudors sind wohl zum Teil Fortsetzung burgundischen Hofbrauchs, der in England durch die Rosenkriege

unterbrochen worden war, nicht nur Einfluß des Renaissancegeistes (S. 13). Auf die klare und treffende Herausarbeitung der Unterschiede zwischen der Auffassung des Menschenschicksals bei Marlow und Shakespeare (S. 34 u. 35) mochte ich besonders hinweisen. Shakespeare selbst soll ja ein eigener Band gewidmet sein, auf den man mit Spannung warten kann. S. 48 unten konnte ein junger Student durch den etwas unklaren Satzbau vermuten, Marlows *Dido* sei ein Maskenspiel. Donne kommt etwas kurz weg; daß ihm der Zugang zum religiösen Erlebnis versperrt war, mochte ich doch nicht ganz glauben (S. 85), seine Predigten und deren Wirkung auf die Zuhörer sprechen eigentlich dagegen, und er hat doch anscheinend zeit lebens mit der Frage der Berechtigung der anglikanischen Staatskirche gerungen. Auch Miltons Abrücken vom Trinitätsglauben ist nicht erwähnt, sie ist aber doch für seine Geisteshaltung ebenso bezeichnend wie sein Ringen um Verbindung der Antike mit dem Christentum und um das Problem der Weltschöpfung, das scharf herausgearbeitet ist (S. 88 u. 89). Hingegen halte ich seine zweideutige Stellung zum ptolomaischen und kopernikanischen Weltssystem für weniger wichtig, da er sich hierin doch nur der Ansicht anderer Denker seiner Zeit anschließt, die sich auch nicht recht entscheiden konnten. Die Staatstheorien der Barock- und Aufklärungszeit finden ihre berechnigte Würdigung, sie sind geistesgeschichtlich wichtig und werden von Anglisten gewöhnlich zu wenig beachtet. Ob Jeremy Colliers Angriff gegen das Theater wirklich so bedeutungsvoll für das Entstehen der sentimental Komodie war (S. 114), kann zweifelhaft sein, wichtiger scheinen die von einflußreichen Kreisen bei der Königin erwirkten Gesetze gegen laszive Theaterstücke gewesen zu sein, denen sich die Theaterleiter und Dichter unterwarfen, um mit den Behörden nicht in Konflikt zu kommen.

Innsbruck.

Karl Brunner.

Hans Galinsky, *Die Familie im Drama von Thomas Heywood* (Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker. A. Anglistische Reihe. Bd. 22). Priebatsch, Breslau 1936. XVII u. 134 S. 8°. RM. 4,—.

Diese Arbeit aus der Schule Wilhelm Horns überragt den Durchschnitt durch ihre vertieftere Auffassung des Begriffs »Familie«. Den größten Raum beansprucht in der Darstellung des Verfassers die Ehe, die als Grundlage alles Familienlebens in der Tat der geeignete Ausgangspunkt für die Schilderung der Familienverhältnisse im einzelnen ist. Sie wird von G. allseitig beleuchtet.

Der biologische Zweck der Ehe macht sich am ehesten geltend, wenn z. B. ein Herrscher wie Eduard IV. schon am Hochzeitstage



von seiner Hoffnung auf Nachkommenschaft redet. Diesem Zug begegnen wir vorwiegend in den adligen Kreisen. Nach dem Grundsatz des Erstgeburtsrechts war es eben unter der Feudalverfassung ein Hauptzweck der Ehe, durch Nachkommenschaft dem Geschlecht die Krone oder den Landbesitz zu erhalten.

Eine Fülle von Zeugnissen ist dafür vorhanden, daß H.s Menschen im übrigen die Ehe hauptsächlich als Mittel zur Befriedigung des Geschlechtstriebes aufgefaßt haben. Die Derbheit, mit der dieser Zweck besprochen wird, hängt von dem Bildungsgrad des Sprechers ab; bei den Bauern ist sie natürlich am größten. Ein Erbe aus dem Mittelalter ist es, daß auch noch H. dem Weibe eine übermäßige Sinnlichkeit zutraut, und es daher eher für sittlich gefährdet halt als den Mann. H.s Ehedramen weisen in adliger Umwelt eine kraftigere, in bürgerlicher eine schwächere sinnliche Tonung auf. Hier setzt sich allmählich die sinnenfeindliche Eheauffassung der Puritaner durch.

Die Ehe bedeutet ferner eine wirtschaftliche Einheit, mit Arbeitsteilung der beiden Gatten. Diese Gesichtspunkte sind vorwiegend beim Bürgerstande maßgebend. Auch hier zeigen sich puritanische Einflüsse: Die Ethik des frühen Puritanismus verlangte von jedem Arbeit im Dienste Gottes, vom Manne im Berufsleben, von der Frau im Haushalt.

In rechtlicher Hinsicht ist bei der Ehe die Befehlsgewalt des Gatten die Hauptsache. Das entspricht dem noch patriarchalischen Zuschnitt der ganzen Hausverfassung. Die Sittlichkeit der beiden Geschlechter wurde mit ungleichem Maßstab gemessen: der Ehebruch der Frau war ein schlimmeres Vergehen als der des Mannes.

Auch die religiöse Seite der Ehe spiegelt sich in H.s Dramen wider. Gott, der die Paare zusammengefügt hat, gilt als Zeuge der Eheschließung. Ein Sakrament war aber die Ehe in des Dichters Augen nicht; das trennt ihn von der katholischen Eheanschauung.

Eine Entwicklung über Shakespeare hinaus offenbart sich bei H., indem er zuerst in zweien seiner Dramen: in *Edward IV.* und *A Woman Killed with Kindness*, den betrogenen Gatten seiner Frau verzeihen läßt. Diese Frau wird als reuige Sünderin vorgeführt. So fortschrittlich aber auch H. in seiner Eheauffassung ist, so ist diese doch darin begrenzt, daß er zwar dem Gemahl zumutet, der gefallenen Frau zu verzeihen, das weitere Zusammenleben der Gatten ihm aber anscheinend doch nicht denkbar erscheint; er läßt daher in beiden Stücken die Frau an gebrochenem Herzen sterben.

Die patriarchalische Hausverfassung der Zeit tritt auch in der überragenden Stellung des Vaters im Verhältnis zu seinen Kindern hervor; sein Ansehen im Familienkreise ist weit größer als das der Mutter. Daher hat auch bei der Wahl einer passenden Gattin für

den Sohn der Vater eher mitzusprechen als die Mutter. In *Fortune by Land and Sea* emport sich der Sohn gegen den Vater: er heiratet gegen dessen Willen eine junge Dame ohne Vermögen. H. selbst ist offensichtlich mit seiner Neigung auf der Seite des Sohnes; er verteidigt die Rechte des Herzens gegen das Übermaß der väterlichen Gewalt und entfernt sich in diesem Falle von der im Frühpuritanismus vorherrschenden Meinung.

Verglichen mit der Fürsorge des Vaters für den Sohn tritt die für die Tochter stark in den Hintergrund. Die väterliche Befehlsgewalt macht sich hier noch starker geltend. Die Tochter nimmt überhaupt in der Hausverfassung eine gedrücktere Stellung ein als der Sohn; aber auch hier sind individualistische Gegenkräfte vorhanden, die sich gegen die patriarchalische Ordnung auflehnen. Dies geschieht besonders in den oberen Ständen.

Nur in sieben Fällen wird bei H. eine Mutter neben dem Sohne vorgeführt. Der Vater ist oft ein Witwer. G. fuhr dies auf eine bühnentechnische Ursache zurück: ein Schauspieler wurde dadurch gespart; der eine Teil der Eltern genügt, um deren Standpunkt gegen den der Kinder zu vertreten. Das ist aber doch auch zugleich ein weiteres Beispiel für die nebensächliche Rolle der Mutter neben dem Vater im Familienkreise. Die Annäherung zwischen Mutter und Sohn wird mehrfach dadurch gehemmt, daß der Sohn der ehelichen Treue seiner eigenen Mutter mißtraut und fürchtet, unehelich geboren zu sein, ein uns sehr fremdartig berührender Zug.

Innerhalb des Kreises der Geschwister hat der älteste Sohn den Vorrang vor allen übrigen, was H. durchaus billigt.

Diese Angaben mögen darlegen, wieviel G. aus seinem Gegenstande herauszuholen verstanden hat. Der Gefahr, aus Einzelheiten allzu weitgehende Schlüsse zu ziehen und unberechtigte Verallgemeinerungen vorzunehmen, ist er dadurch entgangen, daß er seine Betrachtung nicht auf H. allein beschränkt hat. Beständig verbindet er sie mit Ausblicken in die allgemeinen Anschauungen der Zeit über alles, was mit der Familie zusammenhängt. Eine umfangreiche Belesenheit in der theologischen und moralphilosophischen Literatur der Zeit kommt ihm dabei sehr zustatten.

In Verfasserfragen bestehen große Meinungsverschiedenheiten darüber, welche Stücke als echte Dramen H.s zu gelten haben. G. rechnet dazu, im Anschluß an A. M. Clark, *Thomas Heywood* (Oxford 1931) auch *Appius and Virginia*, offenbar wegen der stofflichen Verwandtschaft mit H.s echtem Drama *The Rape of Lucrece*. Ich glaube, daß gerade die Ähnlichkeit des Stoffes gegen H.s Verfasserschaft spricht, und daß Webster sein wirklicher Verfasser ist.

Nicht als Tadel, sondern nur als Kennzeichnung der stilistischen Eigenart des Verfassers sei noch die Neigung erwähnt, Gedanken, die auf einfache Weise ausgedrückt werden konnten, in einer sehr gewählten, anspruchsvoll klingenden Form auszudrücken, die mitunter etwas geschwollen und gespreizt klingt. So heißt es z. B. (S. 93): »Die Außenfront des Vater-Sohn-Problems, die damit in zwei Abschnitten skizziert ist, sei jetzt in ihrer Gesamtlänge abgeschnitten.«

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Arbeit eine wertvolle Bereicherung der Literatur über H. darstellt und geeignet ist, andern Werken mit ähnlichem Vorwurf als Muster zu dienen.

Freiburg i. Br.

Eduard Eckhardt.

*Five Elizabethan Tragedies*, ed. A. K. McIlwraith. London, Oxford University Press: Milford 1938. (The World's Classics 452). 398 S. RM. 2,—.

Die Bibliothek der *World's Classics* hat eine neue, wertvolle Bereicherung erfahren: zu den Bänden 418 *Five Pre-Shakespearean Comedies* und 422 *Five Elizabethan Comedies* ist diese Ausgabe der *Five Elizabethan Tragedies* getreten. Der Herausgeber ist derselbe der *Comedies*; er bringt auch diesmal wieder in einer kurzen Einleitung die wichtigsten, zum Verständnis der Dramen notwendigen Tatsachen.

Die fünf Tragödien sind: Jasper Heywoods Übersetzung von Seneca, *Thyestes*, Norton und Sackvilles *Gorboduc*, Kyds *Spanish Tragedy*, der anonyme *Arden of Feversham* und Thomas Heywoods *A Woman Killed with Kindness*. Daß in einer so knappen Sammlung Shakespeare nicht auch vertreten sein kann, war von vornherein anzunehmen. Die weite Verbreitung seiner Werke hatte dies auch nicht gerechtfertigt, denn es kommt hier ja gerade darauf an, möglichst viele Dramen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Als Mangel macht sich dagegen das Fehlen eines Dramas von Marlowe bemerkbar; wie jedoch der Herausgeber in der Einleitung mitteilt, ist ein besonderer Band für die Werke Marlowes in den *World's Classics* vorgesehen.

Der Hauptwert dieser Ausgabe liegt darin, daß sie Tragödien aus der Shakespearezeit, die sonst nicht alle leicht zugänglich sind, nicht nur neu abdruckt, sondern gleichzeitig auch durch den niederen Preis des Bändchens in die Reichweite jedes Studenten rückt. Der Text wird nach den neusten Ausgaben genau wiedergegeben; für sprachliche Untersuchungen ist er zwar kaum brauchbar, da die Orthographie modernisiert wurde. Dadurch wird andererseits aber die Lesbarkeit der Dramen für den Studenten nicht unwesentlich erhöht.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

Philip Henderson, *And Morning in His Eyes a book about Christopher Marlowe*. London, Boriswood, 1937. 352 S. 8°. 12'6.

Der merkwürdige Titel dieses Buches ist eine Entlehnung aus Swinburnes Versen auf Marlowe:

"The star that Marlowe sang into our skies,  
With mouth of gold, and morning in his eyes".

Der Verfasser ist kein zünftiger Literaturhistoriker, er gibt selbst im Vorwort zu, daß sein Buch den Fachgelehrten nicht viel Neues bieten werde. Er hat es offenbar für weitere Kreise bestimmt: seine Darstellung wirkt anziehend durch ihre geschmackvolle Form, die sich von der Trockenheit der Schrift von Boas über Marlowe<sup>1)</sup> vorteilhaft unterscheidet.

Bekanntlich ist der Dichter am 30. Mai 1593 in einem Wirtshaus zu Deptford ermordet worden. Nach dem Urteil des Geschworenengerichts war dies nach einem Streit wegen Bezahlung der Zeche in Notwehr geschehen; der Mörder wurde daher vom Gericht freigesprochen. Neuerdings ist die Ansicht aufgetaucht, M. sei mit Vorbedacht in eine Falle gelockt und von den Spähern der politischen Polizei ermordet worden. Gegen diese Meinung bringt H. beachtliche Einwände vor, in denen er am ehesten eine Selbständigkeit des Urteils offenbart. Wenn M., wie behauptet worden ist, auf Befehl des Privy Council selbst umgebracht wurde, so konnte dies doch leichter nach Verhaftung des Dichters auf völlig gesetzlichem Wege erreicht werden. Allerdings erfreuten sich seine Zechgenossen, deren Aussagen vor Gericht den Ausschlag gaben, nicht gerade eines guten Leumunds; aber bis das Gegenteil überzeugend bewiesen wird, besteht nach H. kein Grund, an der Aufrichtigkeit der 16 Geschworenen und an der Gründlichkeit des Gerichtsverfahrens bei der Untersuchung der Todesursache zu zweifeln. Dazu ist zu sagen, daß in der ganzen Sache doch noch allerlei dunkle Punkte vorhanden sind, über die aber vielleicht niemals Klarheit gewonnen werden kann.

Das Laienhafte im Buche H.s zeigt sich darin, daß er die Zeit M.s mitunter allzusehr vom Standpunkt der Gegenwart aus beurteilt, so z. B. wenn er London mit einer Einwohnerzahl von etwas über 100 000 eine kleine Stadt nennt (S. 13); im 16. Jahrhundert war eine solche Stadt eine der größten, die es überhaupt gab. Auch ist es verkehrt, zu behaupten, daß die Dramendichter damals durchweg den unteren Ständen angehörten; das trifft nur auf die Schauspieler zu. Auch Adlige beteiligten sich an der Abfassung von Dramen, z. B. Thomas Sackville (später der erste Graf von Dorset), Fulke Greville Lord Brooke und Sir William, Alexander Graf von Stirling.

<sup>1)</sup> Frederick S. Boas, *Marlowe and His Circle*. Oxford 1929.

Das Buch enthält manches, was kaum zum Gegenstande gehört, so z. B. die Verhandlungen zwischen dem Dramatiker Daborne und dem Theaterunternehmer Henslowe (S. 94 ff.), oder den Brief, den der Theaterleiter Alleyn von einem Händler mit Kampfstieren erhielt (S. 125).

M.'s drohnendes Pathos machte Schule; es ist natürlich, daß auch Shakespeare als dramatischer Anfänger von ihm stark beeinflußt worden ist. Spuren dieses Einflusses zeigen sich in den drei Teilen von *Heinrich IV.*, in *Titus Andronikus* und in *Richard III.* H. erklärt, es sei unmöglich, zu entscheiden, ob Shakespeare hier mit M. zusammengearbeitet oder ihn nachgeahmt habe (S. 100). Sehr richtig! Leider handelt der Verfasser in der Folge aber nicht nach diesem loblichen Grundsatz; denn an späteren Stellen bezeichnet er M. als Mitarbeiter an *Titus Andronikus* (S. 123), und *Richard III.* als das gemeinsame Werk von M., Greene und Kyd (S. 205); beim zweiten und dritten Teil von *Heinrich VI.* setzt er eine Mitarbeiterschaft M.'s voraus (S. 214).

Diese Neigung, manche unter Shakespeares Namen überlieferten Dramen ihm abzusprechen, trotz des ausdrücklichen Zeugnisses von Meres und trotz der Aufnahme jener Dramen in die erste Folioausgabe von Shakespeares Werken durch dessen vertraute Freunde Heminge und Condell, teilt der Verfasser mit anderen englischen Forschern. Ein Engländer wird allerdings für die stilistischen Feinheiten seiner Muttersprache ein empfindlicheres Ohr haben als jeder andere noch so gute Kenner der englischen Sprache. Die Unterscheidung mehrerer Verfasser in einem und demselben Stück an Verschiedenheiten der Stilart geht aber doch über die Möglichkeiten der wissenschaftlichen Forschung meist hinaus, da eine Ähnlichkeit des Stiles ja durchaus nicht immer auf einen bestimmten Dichter selbst hindeuten braucht, sondern auf bloßer Nachahmung dieses Dichters beruhen kann. Daß diese überkritische Methode der englischen Literaturgeschichtsforschung verfehlt ist, ergibt sich auch daraus, daß sie bisher kaum zu sicheren Ergebnissen geführt hat; denn diese Ergebnisse sind bei fast allen diesen Forschern verschieden.

Den zweiten und dritten Teil von *Heinrich VI.* betrachtet H. als Shakespeares Bearbeitung der beiden Teile des anonymen Dramas *The Contention*. Die von Peter Alexander aufgestellte, viel wahrscheinlichere Vermutung, *Contention* sei nur eine gekürzte, durch Schauspieler aus dem Gedächtnis niedergeschriebene mangelhafte Niederschrift des Textes von *Heinrich VI.*, Teil 2 und 3, bei Auführungen in der Provinz zu der Zeit, als in London die Pest wütete<sup>1)</sup>, ist also H. unbekannt geblieben.

<sup>1)</sup> Peter Alexander, *Shakespeare's Henry VI. and Richard III.* Cambridge 1929.

In der Besprechung eines wissenschaftlichen Werkes sollte die Politik ausgeschaltet sein. Der Verfasser zwingt mich leider dazu, von diesem Grundsatz abzuweichen, da er sich an drei Stellen erlaubt, unser heutiges Deutschland anzurempeln.

Daß er von Lorenzo von Medici sagt, er habe nach Methoden regiert, die eines Hitler und Mussolini würdig seien (S. 255), mag ihm noch am ehesten hingehen. Einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Mediceer und Hitler hat er allerdings übersehen: Lorenzo hat niemals auf Grund einer Volksbefragung regiert, und daß bei einer solchen 99%, für Hitler gestimmt haben, ist ein Erfolg unseres Reichskanzlers, wie er auch einem englischen Ministerkabinet noch niemals beschieden gewesen ist.

An einer anderen Stelle bespricht H. die Grausamkeit Timurs (S. 231); er sagt, um in der Geschichte Parallelen dazu zu finden, brauche man nicht bis ins Mittelalter zurückzugehen; das heutige Spanien und die Verfolgung der Juden in Deutschland seien ebenso grausam. Von den Roten sind in Spanien Priester und andere Personen lebendig verbrannt, gekreuzigt oder sonst schrecklich gemartert worden. Dagegen ist keinem einzigen Juden in Deutschland beim Umbruch seit 1933 auch nur ein Haar gekrümmt worden. Es ist den Juden weiter nichts geschehen, als ihre Stellung unter Fremdenrecht, nachdem sie das ihnen allzu voreilig zerteilte Bürgerrecht schmachlich mißbraucht hatten und zu einem Faktor der Zersetzung geworden waren.

Das Tollste leistet sich der Verfasser aber an einer Stelle (S. 270), wo er behauptet, die Bartholomäusnacht sei nichts gewesen (reads like nothing so much) im Vergleich zu der Schreckensnacht in Berlin im Jahre 1933, als die Nazis die Macht übernahmen. In der Bartholomäusnacht wurden in Paris 2000 Protestanten niedergemetzelt, in den Provinzen, wo das Morden einen ganzen Monat dauerte, 30 000. Dagegen darf sich die nationalsozialistische Revolution mit Recht rühmen, so unblutig gewesen zu sein, wie keine andere jemals zuvor. Verfasser ist hier offenbar ein Opfer der Verleumdungen Deutschlands durch die jüdische Emigrantenpresse geworden. Seine Leichtgläubigkeit und sein Mangel an kritischem Urteil wird durch obige ungeheuerliche Verunglimpfungen Deutschlands grell beleuchtet.

Wenn seine Meinung über unser Drittes Reich typisch sein sollte für den Durchschnittsengländer der Gegenwart, dann sind die Aussichten für eine wirkliche und nachhaltige Verständigung zwischen uns und unseren englischen Vettern in der Tat recht trübe.

Wie schon erwähnt, besitzt das Buch H.s mancherlei Vorzüge. Für uns Deutsche wird es aber durch derartige Auslassungen stark entwertet.

Freiburg i.Br.

\_\_\_\_\_ Eduard Eckhardt.

Kenneth Muir, Sean O'Loughlin, *The Voyage to Illyria. A new study of Shakespeare*. London, Methuen, 1937.

O'Loughlin hat uns ein geistreiches und lesenswertes Buch geschenkt; ob er damit aber die Wahrheit getroffen hat, ist eine ganz andere Frage. Der bestechende Titel soll offenbar andeuten, daß Shakespeare an seinem Lebensabend zu innerer Harmonie gelangt ist, daß sein Blick freundlich auf dem Leben ruht, und daß er bereit ist, in Frieden von dieser Erde zu scheiden. Der Untertitel: *A New Study of Shakespeare* weist auf den Weg hin, den O'Loughlin gewählt hat, um seine Idee zu erhärten.

Wir besitzen keine zeitgenössische Biographie über Shakespeare, keine Briefe von ihm, keine Memoiren über ihn; aber wir besitzen seine Werke, aus denen wir, so sagt O'L., seine geistige Entwicklung ablesen können. Shakespeare hat in seinen Werken zu gewissen, allen Gebildeten sich aufdrängenden Fragen Stellung genommen, und seine wechselnde Haltung zu diesen Problemen liefert die Bausteine für seine Gesinnung, seine Weltanschauung und sein Temperament.

Die auf Grund dieser Anhaltspunkte gewonnene Entwicklungslinie halt der Kritik aber nur stand, wenn die Chronologie von Shakespeares Werken unerschütterlich feststeht.

O'L. schreibt der von Sir Edmund Chambers aufgestellten dieses Merkmal zu. Die Untersuchung von Cairncross über die Entstehungszeit des Hamlet ist ihm entweder entgangen, oder sie hat keinen Eindruck auf ihn gemacht. Sie ist aber imstande, das ganze von ihm aufgerichtete Gebäude zum Einsturz zu bringen.

Die Entwicklung von Shakespeares Gesinnung muß aber auch als verzeichnet gelten, wenn sich immer wieder herausstellt, daß die Heranziehung von Shakespeares Erlebnissen, die ihrerseits aus seinen Werken stammen, zu ganz gezwungenen Auslegungen führt, oder sich die reifsten Ansichten des Dichters auch in Jugendwerken nachweisen lassen.

Welche Probleme haben ihn nun nach O'L. gefesselt und wie sehen ihre Lösungen aus?

Die Frage nach dem Tode hat ihn ebenso stark beschäftigt wie die nach seinem Erlebnis mit Southampton, die Frage nach dem Guten, Wahren und Schönen ebenso sehr wie die Möglichkeit, echte Liebe und sinnliche Begierde miteinander zu vereinigen. Der Sinn der Rache und die Bedeutung von Ordnung und Königtum sind Gegenstand seines Nachdenkens gewesen.

Nach O'L. hat Shakespeares Hörigkeit an die dunkle Frau deutliche Spuren in seinen ersten Werken hinterlassen. In *The rape of Lucrece* sagt er: die wahre Liebe ist zum Himmel entflohen, und nur die Wollust ist auf der Erde zurückgeblieben. *The*

*Two Gentlemen of Verona* bringt in Erinnerung an Southamptons Verrat die Enthüllung, daß Leidenschaft uns dazu führt, die Pflichten der Freundschaft zu vergessen

In den Jahren 1597 und 98 hat Shakespeares Pessimismus den Tiefpunkt erreicht. Der Glaube an reine Liebe ist restlos geschwunden. Widersprüche scheinen O'L. wenig zu kümmern, denn in *Much Ado About Nothing* war Sh. nach O'L. noch der Meinung, daß reine Liebe existiere und sich behaupten könne. Mit den Tragodien ging diese Überzeugung verloren, und sie feierte erst in den Romanzen ihre Auferstehung. Sh. hat seinen Glauben an Liebe und Leben verloren. Aus den drei ausgezeichneten Komodien dieser Zeit (*Twelfth Night*, *As You like it*, *Much Ado about Nothing*) möchte O'L. schließen, daß Sh. durch eine mystische Erfahrung seinen Glauben an das Leben zurückgewonnen habe. Er bringt dies Wunder mit Sh.s Sieg über den Tod und mit der Befestigung seines Glaubens an die Liebe in Zusammenhang.

Aufschlußreich sei in dieser Hinsicht, meint O'L., das ratselhafte Gedicht "The Phoenix and The Turtle". Das Gefühl von der Einheit des Geistes befähigte Sh., sich einen letzten Glauben an Liebe und Schönheit zu bewahren, sogar während des Infernos von 1598—1610. Dermal einst werde die Liebe über der Vernunft stehen.

Aus der chronologischen Folge einiger Stellen, die sich auf die Rebellion des Fleisches beziehen, und in *Much Ado About Nothing*, *Troilus und Cressida* usw. vorkommen, will O'L. schließen, daß um 1600 Sh.s geschlechtliches Begehren immer unerträglicher wurde, und daß die einfachste Erklärung eine verspätete Rückwirkung gegen Southamptons Verrat ist.

Sh.s tragische Periode wurde nach O'L. durch einen geschlechtlichen Aufruhr hervorgerufen; die Vision in "The Phoenix and the Turtle" von der Einheit des Geistes ist seinen Blicken aber nie ganz entschwunden. Weil Hamlet Ophelia und seine Mutter an seinem leidenschaftlichen Glauben an die Liebe mißt, findet er sie unwürdig und trennt sich von Ophelia. Diese Auffassung O'L.s wird aber durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt. Hamlet lehnt sich gegen die wirkliche Welt zugunsten einer moralischen Welt auf und alle, die die wirkliche Welt, d. h. das Tun und Lassen von Claudius und Gertrud bejahen, und dazu gehört auch Ophelia, werden von dem Prinzen gehaßt. Hamlet verkennt die anderen, wie er sich selbst verkennt. Er ahnt nur sehr dunkel die überragende Macht des Gefühls, das das Handeln der anderen bestimmt und seine Entschlußkraft lahmt: nämlich die Macht des Untertanengefühls (siehe Engl. Stud. 72, 14ff. »Das Hamletproblem«).

Während der Periode seines Infernos geht die reine Frau zugrunde, am Ende seiner Laufbahn dagegen überdauert sie die



Prüfung. Sh. ist jetzt überzeugt, daß Treue und Schönheit zusammengehen können. Er ist aber wie Prospero zufrieden, der Vater der reinen Frau zu sein.

Genau wie O'L. eine Hinaufentwicklung des Liebesgefühls in Sh.s Werken zu erkennen glaubt und sie in den Dichter hineinprojiziert, so schreibt er auch dem Schöpfer der Dramen die wechselnde Haltung der Helden zum Tode zu. Von der Schmähung des Todes in den ersten Werken gelangt er in *Cymbeline* und *Tempest* zu einer von Frieden und Schönheit erfüllten Anschauung.

Im *König Lear* äußert sich Edgar über den Tod wie folgt: men must endure their going hence even as their coming hither: ripeness is all. Nach O'L. beweist die Form dieses Ausspruches, daß Shakespeare eine abgeschlossene Phase in seiner Stellungnahme zum Tode erreicht hat. Er fühlt jetzt mit seinem Herzen, was er vorher nur mit dem Verstand erfaßt hat. Es scheint O'L. entgangen zu sein, daß Sh. schon einige Jahre früher genau denselben Gedanken, nur mit anderen Worten Hamlet in den Mund gelegt hat: "If it be now, 't is not to come; if it be not to come, it will be now, if it be not now, yet it will come: the readiness is all."

In der Begräbnisszene von Fidele in *Cymbeline* erblickt O'L. einen herrlichen Ausdruck dafür, daß Sh. die Tatsache des Todes in Frieden und Schönheit hinnimmt.

Das Lied, das Guiderius und Arviragus bei der Bestattung vortragen, ist aber die Erinnerung und Logik des Pessimismus und unterscheidet sich nur dadurch von der harten Anklage des Lebens durch Hamlet in seinem großen Monolog, daß einmal das Wort "joys" darin vorkommt, und zwar ohne Nachdruck.

Eine andere Grundidee, die in Shakespeares Werken immer wiederkehrt, ist die Heiligkeit der Ordnung und des Königtums. Hierin haben wir nach O'L. Shakespeares unerschütterliche Überzeugung zu sehen, die ihn auf seinem ganzen Lebenswege begleitete. Es ist aber nicht so, daß der Dichter und Heilige den guten König machen; es ist vielmehr der Durchschnittsmensch, der skrupellose und hartherzige. Der Gedanke von der Heiligkeit der Majestät und der korrelative Begriff des Untertanengefühls werden von O'L. so gut wie gar nicht ausgewertet. Für die Beurteilung von Hamlets Zaudern ist er ausschlaggebend, für Macbeth gewahrt er nur Seitenlicht.

*Macbeth* tritt aus dem Rahmen der von O'L. zur Erklärung herangezogenen Ideen heraus. Mit Recht verwirft er die von Miß Spurgeon gegebene Lösung: "Shakespeare conceives the protagonist as an insignificant man in a position too big for him." Er bleibt uns aber eine eigene Erklärung schuldig. Denn die dunklen Andeutungen über Wollust und Mord gehen weit an dem Thema

der Tragödie vorbei. Wenn er weiter sagt: "Most attempts to discover the theme of a play failed because they attempt to reduce to a formula the poet's elusive complexity," so ist das auch nicht richtig. *Macbeth* läßt sich auf einen einzigen Grundgedanken zurückführen, dessen knappe und eindrucksvolle Form unübertrefflich ist. Er steht gleich zu Anfang und lautet: "Fair is foul, and foul is fair." Die Beziehung auf *Macbeth* ist ganz unzweideutig. Das Thema der Tragödie ist also die Verwirrung, oder besser, die Umkehrung sittlicher Begriffe bei Macbeth. Gut ist böse und böse ist gut. Welches sind nun die sittlichen Begriffe, die Macbeth verwechselt, und wie kommt er dazu?

Macbeth verwechselt das Zurückweichen und Grauen vor einem Verbrechen mit moralischer Feigheit, und diese moralische Verwirrung vollzieht sich unter dem Einfluß seiner Frau.

In *Macbeth* haben wir nicht das Weltbild eines Pessimisten, sondern das eines Optimisten, der an den Sieg des Guten glaubt und das nicht nur unter den Geschöpfen seiner Phantasie.

Hiernach läßt sich O'L.s Ansicht, daß Shakespeares Tragödien im wahrsten Sinne des Wortes Shakespeares Tragödie seien, nicht aufrecht erhalten.

Das gilt auch von seiner Ansicht in bezug auf die Stimmung der drei letzten Werke, namentlich, daß Prosperos Abgeklärtheit die Shakespeares sei. O'L. sagt: Nachdem Shakespeare in seinen Werken seit *Timon of Athens* alle alten Probleme gelöst hatte, blieb ihm nichts weiter übrig, als sie einander nebeneinander und dann in Frieden zu scheiden. Prospero-Shakespeare ist auf dem Wege, im Sinne Blakes göttlich zu werden. Caliban ist in erster Linie eine Verkörperung der Undankbarkeit, die Sh. ins Inferno stürzte. Die 12jährige Gefangenschaft Ariels in dem gespaltenen Fichtenstamm ist das Inferno, das Shakespeares Genius von 1598—1610 erlitt. Der *Tempest* verdankt seine Abgeklärtheit der Tatsache, daß alle Probleme des Dichters gelöst sind, und O'L. zweifelt nicht daran, daß wir in Ariels Drang nach Freiheit und in Prosperos Lebewohl Sh.s Abschied von der Bühne haben.

In O'L.s Überzeugung, mit der er übrigens nicht allein steht, daß der abgeklärte Prospero aus dem *Tempest* Sh. sei, stecken zwei Vorurteile: zunächst der Irrtum, daß die geläuterten Ansichten des Prospero in roherer Form in den Jugendwerken des Dichters vorkommen, und dann, daß diese Ansichten die Meinungen des Dichters seien, die er, ob er wollte oder nicht, seinen Charakteren beilegte. Ist Prospero z. B. wirklich abgeklärter als der Duke Senior in *As You Like It*, mit dem er nicht nur sein Schicksal, sondern auch die Tatsache der Meisterung gemeinsam hat, nur mit dem Unterschied, daß der Herzog S. sich mit philosophischem Gleichmut

und weitherziger Menschenliebe über seine Verbannung erhebt (sweet are the uses of adversity), während Prospero sich durch erfolgreiche Beherrschung der Naturgesetze zum Herren über Natur und Menschen macht, über die Ungebildeten, die ihren Instinkten offen fröhnen und über die Gebildeten, die ihre bösen Absichten zu verbergen wissen. Die Bekehrung der Bösen vollzieht sich in *As You Like It* deshalb durch religiöse Weisheit und durch Liebe, im *Tempest* dagegen durch Erregung körperlicher Schmerzen, durch Selbstentfremdung und Willenslähmung. Letztere gründen sich auf die psychologische Erkenntnis des Prospero. Eine Gleichsetzung von Prospero und Shakespeare scheint mir deshalb völlig verfehlt zu sein. Er könnte weit eher einen Mann von dem Schlage Bacons vorstellen, oder besser, wie diesem der naturwissenschaftliche Mensch der Zukunft in *The New Atlantis* erschien, wo er auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Einstellung das Mikrophon, das Telephon, das U-Boot, das Flugzeug und die Herrschaft über die Winde in einer Vision erschaute. Shakespeare hat eine ähnliche Vision dramatisch gestaltet und dabei auch den beunruhigenden Gedanken des wissenschaftlichen Menschen über die Unsicherheit seiner Bestimmung erlebt. Prospero sagt: "we are such stuff as dreams are made on, and our little life is rounded with a sleep" IV 158). Das ist kein heiterer, kein illyrischer Gedanke. Er stört die optimistische Stimmung, die das ganze Stück durchwebt, und zwar auch dann, wenn ein Mord geplant wird, weil wir die Gewißheit nicht verlieren, daß der geistig und moralisch überlegene Prospero die Anschläge vereiteln und alles zum Guten führen wird. Diese Stimmung hängt nicht, wie O'L. meint, damit zusammen, daß Shakespeare alle Probleme gelöst hat. Denn seine Hypothese, daß des Dichters Ansichten über Tod, Liebe, Rache usw. im *Tempest* zur größten Reife gelangt sind, und daß es Shakespeares Ansichten waren, hat sich nicht bewahrheitet. Ebenso hat sich die Hypothese, daß Sh.s Tragödien Sh.s Tragödie waren, als Irrtum erwiesen. Dennoch mußte O'L.s Versuch, Shakespeares Persönlichkeit in allen seinen Werken aufzuspüren, unternommen werden, und wir sind ihm dankbar dafür. Wenn wir auf seinem Wege überhaupt weiterkommen wollen, so wird das nicht mit einem Sprung, sondern nur mit tausend Schritten geschehen

Hamburg.

Max Priess.

Alfred Harbage, *Cavalier Drama. An Historical and Critical Supplement to the Study of the Elizabethan and Restoration Stage*. New York, Modern Language Association of America. London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1936. 302 S. 11/6 net.

drizzle of sarcasm' auszugießen. Es ist seiner Darstellungskunst gelungen, sogar den zweiten Teil des Buches zu einer anregenden Lektüre zu machen.

Die Untersuchung beginnt mit einer Schilderung des Wandels, der unter Karl I. und seiner Gemahlin in der Haltung des Hofes zum Theater eingetreten ist. Elisabeth und Jakob hatten bei allem Interesse an der Schauspielkunst doch immer eine gehörige Distanz vom Bühnenvolk gewahrt. Ein Gentleman und Höfling, dem das Theater etwas bedeutete, konnte sich zu ihrer Zeit normalerweise nur als Protektor von Schauspielertruppen betätigen. Unter dem Einfluß der Königin Henriette ändert sich das. Die zwei höchsten Personen scheuten sich nicht — zum Entsetzen der Puritaner vom Schlage Prynnes, der 'Women-Actors' nicht ungestraft als 'notorious whores' bezeichnete — bei Hofaufführungen selbst Rollen zu übernehmen. Der König stand den Berufsdramatikern gelegentlich ratend zur Seite und lieferte sogar Dramenstoffe. Es ist wahrscheinlich, daß die Königin nichts dabei fand, hin und wieder in den öffentlichen Theatern als Zuschauerin zu erscheinen. Unter diesen Umständen wurde es Mode unter den Höflingen, sich als Konkurrenten der Volksdramatiker zu versuchen.

Da der literarische Geschmack des Hofes zu eben dieser Zeit eine ganz bestimmte Richtung nahm, wurden ihre Machwerke zu mehr als schlechten Nachahmungen der Stücke, welche die öffentlichen Bühnen beherrschten. Die von französischem Preziosentum und platonischem Liebeskultus mehr oder weniger faszinierten Damen und Herren des Hofes lasen mit Vorliebe die Vorgänger der 'romans de longue haleine', die Romane Montemayors, Sidneys, d'Urfées, Henri Vital d'Audigniers, John Barclays, François de Molières usw. und Übersetzungen von deren antiken Vorbildern, den Werken Heliodors, Tatius und Longus. Die abenteuerliche, unwirkliche Welt dieser Schöpfungen ist die der neu entstehenden Kavalierstücker. Auch sie wählen gern die Mittelmeerstaaten als Szene. Schöne, tugendhafte Frauen und tapfere, großmütige Männer treten auf. Der Vereinigung der passenden Paare stehen Hindernisse entgegen; aber weder schwere politische Verwicklungen, noch scheinbare Blutsverwandtschaft oder Ungleichheit des Ranges, noch die Machinationen von Bösewichtern vermögen gewöhnlich das happy end zu verhindern. Die Frau, welche als Knabe verkleidet ihrem Geliebten in allen Fahrnissen folgt, die Freunde, welche zu Rivalen in der Liebe werden, das verlorene und wiedergefundene Kind, das sind einige der beliebtesten Figuren, welche die Romane und die Kavalierstücke bevölkern. Von zielbewußter und straffer Führung der Handlung, von buhnergemäßigem Aufbau, von Charakterzeichnung sind diese Dramen vollständig frei; sie sind erfüllt von

Monologen und kasuistischen Debatten, in denen etwas verblichene ritterliche Ideale und spitzfindige Liebesfragen erörtert werden. Rhythmische Prosa, die als Blankvers auftritt, die Abwesenheit von Zoten und Zweideutigkeiten, das Vorherrschen der Frau auf der Szene und das Fehlen der komischen Nebenhandlung sind weitere Kennzeichen einer Gattung, die Harbage zusammenfassend definiert als 'a schematic dramatization of the action of Greek romance, peopled by Platonics who deliver themselves of undramatic essays, written in florid cadenced prose, feministic in tendency, grave and refined in tone,' . . . (S. 41).

Mit großer Sorgfalt nimmt der Verfasser die Abgrenzung dieser Gattung gegenüber anderen Schauspieltypen der Zeit vor. Das interessanteste Problem stellt natürlich die Frage nach dem Verhältnis des Kavalierstückes zum heroischen Drama der Restauration dar. Harbage vertritt den Standpunkt 'that the heroic plays of the Restoration represent a culmination of the Cavalier mode' (S. 48). Obwohl die meisten neueren Forscher von der auf Drydens *Essay of Heroick Playes* fußenden Meinung abgerückt sind, das heroische Drama sei eine unter französischem Einfluß entstandene, den Boden englischer Tradition verlassende Neuschöpfung Sir William Davenants und seiner Nachfolger, so haben sie doch den Kavalierstücken unter den heimischen Ursprüngen, die sie aufdeckten, keine oder nur wenig Bedeutung beigemessen. Das vorliegende Buch macht es nötig, die Akzente anders zu legen. Harbage vergleicht Handlungsführung, Charaktergestaltung, Ethos und Liebesauffassung der zwei Gattungen und findet eine so weitgehende Übereinstimmung, daß das Herauswachsen der einen aus der anderen nicht bezweifelt werden kann. Die Unterschiede, welche er beobachtet, bestehen hauptsächlich in der größeren Bühnengerechtigkeit des heroischen Dramas und in seiner Vorliebe für das heroic couplet. Er anerkennt, daß sie teilweise von den klassischen Dramen Frankreichs her verstanden werden müssen.

Auf dem Gebiet der Komodie haben die Kavalierdramatiker nichts historisch Bedeutsames geleistet. Die wenigen Lustspiele, die sie geschaffen haben, zeigen sie als Nachahmer der berufsmäßigen Bühnendichter, insbesondere Shirleys. Harbage bringt einleuchtende Erklärungen dafür vor, daß diese Kavaliers auf dem Weg gegen die comedy of manners noch nicht weiter vorzustößen vermochten als ihre Kollegen vom Berufstheater.

Es verbietet sich, auf den zweiten Teil des Buches näher einzugehen. Die einzelnen Vertreter des Kavalierdramas, Männer wie Walter Montague, Lodowick Carlell, Thomas Killigrew, Richard Lovelace, Sir John Suckling, Sir William Berkeley, Joseph Rutter, Abraham Cowley, Francis Quarles, und ihre Werke werden uns

vorgeführt, aber auch ihr Einfluß auf dem Hofe ferner stehende Amateure und auf die Berufsdramatiker. Kapitel über 'Plays on the Civil Wars', 'Caroline and Commonwealth Private Theatricals', 'Closet Drama of the Commonwealth', 'The Last of the Cavalier Playwrights', und eine Schauspielliste, welche die Produktion von 1626 bis 1669 umfaßt, ergänzen das volle Anerkennung verdienende Werk.

Basel.

Rudolf Stamm.

*Hymns Attributed to John Dryden*, edited with an Introduction and Notes by George Rapall Noyes and George Reuben Potter. Berkeley, University of California Press. In England, the Cambridge University Press, 11/6 net. 1937. 218 pp.

In the year 1706 was published a Roman Catholic hymn-book with the title *The Primer or Office of the B. Virgin Mary, Revis'd: With a New and Approv'd Version of the Church-Hymns Throughout the Year: To which are added the remaining hymns of the Roman Breviary*. It contained in all 112 hymns, translated from the Latin, amongst them Dryden's version of the *Veni, Creator Spiritus* which had appeared under the author's name some years earlier (in 1693, as a matter of fact), though now, like all the other pieces in this volume, it was printed anonymously. The book, apparently, continued in use amongst Catholics throughout the eighteenth century without any of those who used it for their devotions ever troubling once to question or discover the authorship of a single piece in it. At first this seems almost incredible, but when we remember that the eighteenth century was much more used to anonymity in publications than we are today, and therefore would feel less curious; when, moreover, we allow for the fact that the majority of worshippers would value the hymns solely for their religious and not for their literary associations<sup>1)</sup>; and thirdly, when we bear in mind that all the pieces were avowedly translations, and that the average person has never considered the identity of a translator, even of great literature, of much consequence, it is not nearly so surprising. Since 1808, however, certain students have urged that Dryden was the translator not only of the *Veni*,

<sup>1)</sup> I should say that it is doubtful whether the average churchgoer, even today, knows the authorship of many hymns with which he has been familiar all his life, though in most cases the writer's name is printed at the foot; and he almost certainly feels no curiosity about those which are anonymous. Familiar hymns are like popular songs: they are valued either because they are "old favourites" or because of the sentiments they express. The question of authorship does not enter in in the majority of cases.

*Creator Spiritus*, but of many other pieces in the Primer. Sir Walter Scott started this ascription by attributing a few additional hymns to the Restoration Laureate; later writers added others, and they found support from no less a critic than Saintsbury. Then in 1931 Miss Frieda Brunner of Freiburg investigated the whole problem and came to the conclusion that Dryden was responsible for the greater part of the Primer, if not, indeed, the whole of it. And there, for the last six years, the matter has rested.

Soon after its publication, however, Miss Brunner's book was read by Messrs Noyes and Potter, of California University, who were impressed by her arguments. They realised that here was an addition of some importance to the Dryden canon and felt that these hymns ought to be made available to the general public; so they had the whole of the British Museum copy reproduced by photostat, and the complete Primer, as it appeared in 1706, is now re-printed for the first time in the present book, carefully annotated. The whole 112 hymns are, therefore, available to the general student, who can now form his own opinion upon them without the necessity of a journey to the British Museum. The editors, as a result of some years of study and careful consideration, have already formed theirs, and summarised them in the introduction. It is a curious story. Having obtained their photostat copies, they began to study them in the light of Miss Brunner's thesis. The more they did so, the less justifiable did her deductions seem, until finally they were driven to differ from her in practically every particular. Their book, which was to have been published as a kind of tribute to Dryden and a supplement to the canon of his works, has, by a strange irony, turned out something quite different, for they have come to the conclusion that Dryden did not translate a single hymn in the primer except the *Veni, Creator Spiritus*.

And now for the means by which they have arrived at this conclusion. Their examination of the growth of the belief in Dryden's authorship provides an illuminating illustration of the way a seemingly strong case may be built upon very insecure foundations. In 1808 Scott included in his edition of Dryden two hymns which he said had been given him in MS. and which "Catholic tradition" ascribed to the author of *The Hind and the Panther*. On no better authority than this they were included also in later editions of Dryden's works. Then, in an article in the *Dublin Review* of January 1883, a Catholic hymnologist, Shipley by name, hazarded the suggestion that the translation of the *Dies Irae* usually ascribed to Roscommon and included in his *Works* of 1717, was also possibly by Dryden. At this time he did not know of the 1706 *Primer*, but when he discovered it a little later and found there this very trans-

lation, together with Dryden's *Veni, Creator Spiritus* and the two hymns attributed to Dryden by Sir Walter Scott, his hypothesis became a certainty, and he began assigning other hymns in the collection to the same author, citing as his only evidence "Roman Catholic tradition", which, of course, is so vague as to be of little value. Finally, in April 1884, he claimed "a large, perhaps the largest, part of these translations" to be by Dryden.

Strangely enough, Shipley seems never to have realised the slenderness and unreliability of his evidence. Succeeding critics did, but (what again seems peculiarly strange) instead of re-investigating the whole problem, they accepted his findings and then went to work to discover evidence to support them in the style, structure, diction etc. of the hymns. Now anyone practiced in research work will know how fatally easy it is, when one has a preconceived theory, to find proof of it in things which would not have the slightest weight with a more impartial investigator; and it is into this trap that both Saintsbury and Miss Brunner seem to have fallen. How unconvincing and fallacious many of their arguments are is shewn in detail by Messrs. Noyes and Potter.

In the first place the theory is ultimately based upon (a) a vague "Catholic tradition" concerning certain of the poems, and (b) Shipley's suspicion that the translation of the *Dies Irae* was not by Roscommon and *might* have been by Dryden. Concerning this latter, our editors have shewn, fairly conclusively, that it *was* by Roscommon, and in any case that it certainly could *not* have been by Dryden, since an earlier version which they have discovered puts him completely out of the question. As for the "Catholic tradition", nothing can be found to substantiate it, while it is rather discredited by the fact that, again, earlier versions have been found for one or two of the hymns concerned, and in the case of one of those printed so confidently by Scott, there is an older tradition which assigns it to Pope. It is doubtful whether much credence can be given to either.

So much for the external evidence. Our editors next proceed to examine the internal, and they do it in considerable detail, taking up Saintsbury and Miss Brunner on each of their tests in turn. In both cases the principal question is that of style and diction. The advocates of Dryden's case have compiled a long list of words, idioms, phrases etc. from the hymns and have pointed out parallels and resemblances to them in the known works of Dryden. By adopting the same tests Messrs. Noyes and Potter have shewn that just as strong a case could be made out for the authorship of Pope, Swift or Congreve; and the present writer may mention that for many of the phrases concerned he has found parallels also in other writers



of the late seventeenth and early eighteenth centuries — surely a warning to all research workers who are inclined to argue from style and diction. Of course, the truth is that most of the expressions in question are typical not of a particular author, but of a particular age and style of writing.

Our editors are usually very thorough, cautious and level-headed in their analyses; I must say, however, that in their treatment of some of Saintsbury's arguments they seem a little unfair. When he stated that certain turns of expression struck him as Drydenian he surely meant that they were the kind of thing Dryden might well have written, not that they were actually to be found in his works; so that when Messrs. Noyes and Potter declare that in the case of expressions like "the Ghostly God", "uncreated light" and "noon of night" they have been "unable to find the phrase in Dryden or in any other poet" their criticism is quite irrelevant and beside the mark. In any case, the last of the three *is* to be found — not in Dryden, it is true, but in Herrick's poem *The Hag*. Still, this objection does not invalidate the main trend of the argument, which is sound enough. There is, of course, also the additional fact that what we know of Dryden gives us scant grounds for connecting his name with such a work as that under discussion, for we have no evidence that he ever took his Catholicism so seriously as to devote himself to the translation of hymns and the composition of religious exercises. It was to the political rather than the spiritual side of his religion that he dedicated his talents.

Who, then, was the translator of these hymns? The editors admit that save in the case of two (*Veni, Creator Spiritus* and *Dies Irae*) they cannot say. They concede that certain of them seem to fall into groups and that those within each group were possibly from the same pen, but that is as far as they can go. Perhaps this is something of a disappointment, but having demolished Miss Brunner's theory so cleverly and thoroughly, they do well not to construct another of their own. The results of their researches, in a sense, then, are negative: but they have given us a well annotated and documented edition of the *Primer*, which is in itself a worth-while piece of work.

Sheffield.

Frederick T. Wood.

---

H. Teerink, *A Bibliography of the Writings in Prose and Verse of Jonathan Swift, D. D.* Den Haag, M. Nijhoff, 1937. XI u. 434 S. Pr. Fl. 20,—.

Wer die Swift-Literatur der letzten Jahre einigermaßen verfolgt hat, wird verschiedene Arten der Arbeitsrichtung und wissen-

schaftlichen Methode feststellen können, die in ihrer Gesamtheit ein Beweis für die neuerwachte Anteilnahme sind, die diesem rätselhaften Dean of St. Patrick's von Dublin seit etwa einem Jahrzehnt entgegengebracht wird. Nicht nur England und Amerika sind mit einer Reihe wichtiger Untersuchungen beteiligt, sondern auch Deutschland (Korn), Frankreich (Looten, Pons) und mit dem vorliegenden Buche die Niederlande haben wertvolle Beiträge zur Swiftforschung geliefert. Man ist zu der Einsicht gekommen, daß sich eben in Swift ein ganzes Zeitalter spiegelt, das man schon längst zu kennen glaubte, das aber in vielen Punkten auch heute noch Rätsel aufgibt, wenn man sich nicht damit begnügt, Epochen einfach mit Etiketten zu versehen.

Wenn die jüngere Swiftforschung nun aber trotz aller Bemühung nicht immer zu restlos befriedigenden Ergebnissen gekommen ist — wenn ohne Zweifel die Biographien der letzten Jahre und die Behandlung einzelner Probleme auch Teilfragen gelöst haben —, so liegt das im wesentlichen daran, daß die philologischen und literarwissenschaftlichen Grundvoraussetzungen noch nicht gegeben waren. Hier ist in letzter Zeit bisher Versäumtes gründlichst nachgeholt worden. Zu der sehr wichtigen *Correspondence*, die F. Elrington Bell im Jahre 1910 ff. in sechs Bänden veröffentlicht hat, sind noch eine ganze Reihe neuer Briefkunde gekommen, die von Dr. Nichol Smith jetzt herausgegeben worden sind (*The Letters of Jonathan Swift to Charles Ford*, Milford, 1934). Vor allen Dingen aber muß die dreibändige kritische Ausgabe der Gedichte genannt werden, die Harold Williams im Jahre 1937 für die Clarendon Press besorgt hat, eine Musterleistung moderner Editions-technik.

Die hier von Dr. H. Teerink vorgelegte Bibliographie unterstützt in überaus wertvoller Weise das Bemühen, die wissenschaftlichen Grundlagen für die Swiftforschung der Zukunft zu bieten. Der Verf. hat sich einen weiten Rahmen gesteckt. Es sind nicht nur alle bekannten Ausgaben der gesammelten und einzelnen Werke aufgezeichnet, sondern es wird auch eine vollständige Liste der biographischen und kritischen Untersuchungen gegeben. Das Ganze ist chronologisch angelegt und enthält über 1500 vollständige Titelangaben, nach Möglichkeit mit dem Vermerk, wo die betreffenden Werke zu finden sind. Der Band wird damit zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle Swiftforschung der Zukunft.

Die Bibliographie bietet aber mehr als eine bloße Aufzählung von Namen und Titeln. Man kann aus ihr die Geschichte des Nachlebens von Swifts Werk ablesen, das ständige Auf und Ab an Wertschätzung bzw. Ablehnung. Da auch das Ausland in weitem Um-

fange mit herangezogen worden ist, bekommt man einen Eindruck von der Reichweite der Swiftschen Gedankenwelt.

Als Ergänzung für das auch äußerlich schon ausgestattete Werk nenne ich noch: E. Martini, *Jonathan Swift*, Rimini 1933. Breslau. Paul Meißner.

*The Poems of Ambrose Philips*, edited by Mary G. Segar. Percy Reprints No. 14. Oxford, Basil Blackwell, 1937. 192 pp. 10/6 net.

The fact that this volume is included in the Percy Reprints should be enough to recommend it. Such a distinction is a guarantee of two things at least: scholarship on the part of the editor, and literary merit (if only a historical and an antiquarian one) on the part of the edited. But in the present case there is an additional merit: it is the first complete edition of Philips' poems to appear in print. That published by the poet himself in 1748, which has always been accepted as the standard collection, and has been reprinted several times, left out a good deal which Miss Segar has succeeded in recovering — in all sixteen poems and the early versions of the pastorals. These latter are of special interest to the student, for the editor; prints them alongside the later versions, and by comparison it is possible to see Philips' changing technique and changing attitude towards this type of poetry. On the whole I think I prefer the 1748 versions: but at the same time it was upon the earlier ones that his contemporary reputation rested, and it is as well to have the two side by side. Unfortunately a few errors of transcription appear to have crept into the reprint of these later versions, the long *s* having been confused with an *f*; or are these reproductions of mistakes in the original? If so, one is surely entitled to expect a note to that effect.

All that the average student of literature knows about Philips is probably that he was the Namby-Pamby of Henry Carey's burlesque. I say "Henry Carey's" advisedly, in spite of Miss Segar, for it has always been attributed to him, and I cannot feel that Miss Segar's assignation of it to Swift is in the least convincing. But that is by the way. Philips wrote other verses besides those by which he became notorious. There is, of course, much that is conventional about his work, and Miss Segar, with commendable modesty, makes no high claim for him. He was essentially of his age, but about much of his verse there is a subtlety, a tenderness, even sometimes an originality that gives him a difference. He was a pioneer in the collection of ballads, that work which was to culminate in the *Reliques* of Percy; something of the same sentimentalism which made his play *The Distrest Mother* so popular

appears in his poetry, while he evidently had a very real appreciation of nature, and was one of the earliest of the eighteenth century writers to revive the popularity of Spenser. A good edition of his poems has long been a *desideratum*. At length it has appeared.

Miss Segar has been at some pains to gather all the information she can upon Philips' life, and as a result has added considerably to our knowledge. She shows, for instance, that his family came from Warwickshire, and not Leicestershire, as has been commonly supposed, and that he went to school at Shrewsbury before entering St. John's College, Cambridge. She has been able to trace out his military career in fair detail, and has clarified considerably his later diplomatic and political connections, as well as his early friendship with, and later estrangement from, Swift. It may be added that an elaborate genealogical tree of Philips' family, compiled by that indefatigable researcher and Johnsonian student, Aleyn Lyell Reade, is appended; and of course, the book is carefully and artistically produced, like all the Percy Reprints.

Sheffield.

Frederick T. Wood.

John Lindsey, *The Ranting Dog. The Life of Robert Burns*.

London, Chapman & Hall, 1938. 402 pp. 15/- net.

From a purely literary and stylistic point of view this is a well written book, and it makes interesting reading. The central figure stands out clearly, the narrative moves with vivacity, and there is nothing either turgid or over-pedagogic about the style. There is no doubt that Mr. Lindsey knows how to hold his reader's attention, but the pity is that he seems to have made this his principal aim and to have sacrificed everything else to it, with the result that the merits of his work as a biography are very questionable. The publishers announce it as "the complete story of a great man's many-sided life, the journal of his head-long pilgrimage to the grave", but as a matter of fact it is nothing of the kind. It is just as incomplete and one-sided as most of the so-called "lives" against which the author protests, and consequently the picture of Burns that it gives is just as distorted. For this reason the literary merits referred to above are, from a biographical and scholarly point of view, demerits. The charm of the style tends to lull us into a rather uncritical attitude, where mere supposition may easily be taken for proved fact, and it is precisely against that that a student must be on his guard.

Mr. Lindsey's point of view is indicated fairly accurately by the title he has given his book. It is not Burns the poet that he draws for us, nor Burns the inspired ploughman — both of them familiar enough figures — but Burns the ranting dog of the taverns,

who drank and sang, who went "laughing, loving and raving his way through life", who despised the religiosity of those who looked askance at his wild, self-willed career, who loved ardently while the fit was on him but changed his mistress without the least compunction whenever it suited his purpose. Mr. Lindsey tries to apologise for this conduct, but not too successfully. "Giving was to him a necessity," he writes on page 89; yet it must be confessed that one finds little evidence of the fact in the rest of the book. And a few pages earlier, "there was something pathetic about Robert (in his early life), just as, if one looks for it, there was to be in all his life.' The present writer has looked for it but has failed to find it, except in Mr. Lindsey's account of the closing years, and there it is mainly the result of the author's art.

One cannot feel that worshippers of Burns will find much to approve of in this portrait. It shows their hero as too much of a devil-may-care Don Juan at one moment, and the next as the overpassionate lover. Not that Mr Lindsey is an iconoclast; on the contrary he also is a hero-worshipper, but it is a different kind of hero that he lionises. Burns the ranting dog appeals to him. In fact, the whole of his book is rather like a romantic tale, with Burns and his various mistresses as hero and heroines and the "unco-guids" (in which category the author is apt to include any level-headed, respectable neighbours who could not approve of the young fellow's wild goings-on) as the villains. This fact alone, of course, rather puts it out of court as a contribution to serious biography. But there is also another defect — the author's frequent habit of using his invention and imagination to supply vivid realistic details where original material is lacking. The description of how Burns and Mary Campbell plighted their troth in the running water of the Ayr, or how Burns, in a most humiliating manner, was forced to do penance before the congregation of the Kirk for his seduction of Jean Armour would do credit to any novelist; but what authority is there for them? Or what right has a biographer to assume that he knows precisely the thoughts that were passing in the minds of his characters at certain times in their lives? It is needless to labour the point further or to go into more detailed criticism of the book. Mr. Lindsey is more competent as a writer than as a biographer. His work is worth reading for its own merits, but not as a serious or authentic life of Burns.

Sheffield.

Frederick T. Wood.

*British Authors of the Nineteenth Century*, ed. Stanley J. Kunitz and Howard Haycraft. New York, The H. W. Wilson Co., 1936. 677 S. \$ 5.

Dies Werk stellt eine nützliche Ergänzung zu den vorhandenen Literaturgeschichten dar. Es ist ein reines Nachschlagewerk und bietet als solches den Vorteil, schnell die wichtigsten Tatsachen aus dem Leben eines Dichters aus dem 19. Jahrhundert zu vermitteln. Die in der Länge sehr verschiedenen biographischen Artikel sind alphabetisch nach dem Namen der Dichter angeordnet. Eine gewisse Schwierigkeit ergab sich für die Herausgeber in der Festlegung der Grenzen des 19. Jahrhunderts. Die Aufnahme eines Dichters wurde entschieden nicht nach seinem Geburts- oder Todesdatum, sondern danach, ob die Mehrzahl seiner Werke im 19. Jahrhundert erschienen oder nicht. Allgemein gesagt, wurden nur ganz wenige Autoren aufgenommen, die vor William Blake oder nach Aubrey Beardsley kommen.

Wichtig ist, daß sich das Werk nicht auf die englischen Autoren beschränkt, sondern das ganze britische Weltreich mit einschließt und daher auch Biographien von kanadischen, australischen, neuseeländischen und südafrikanischen Dichtern bringt.

Die einzelnen Artikel enthalten außer der Lebensbeschreibung eine kurze Liste der wichtigsten Werke und der biographischen oder kritischen Schriften. Bei letzteren wurden im allgemeinen nur die neusten Erscheinungen berücksichtigt. Bedauerlich ist, daß die deutschen Veröffentlichungen nur sehr spärlich Berücksichtigung gefunden haben. Außer Verfasser und Titel hätte auch zumindest noch das Erscheinungsjahr angeführt werden müssen. In vielen Fällen werden Zeitschriftenaufsätze aus jungster Zeit zitiert, die oft nur geringen Wert haben.

Die einzelnen Beiträge sind recht verschieden in ihrer Qualität; obgleich sie meist sehr lesbar sind, sind manche von ihnen etwas zu einfach gehalten. Das Werk appelliert vorwiegend an die breite Masse des Publikums.

Ein Nachteil eines solchen Werkes überhaupt, wie auch dieses im besonderen ist, daß durch die Zerreißung der Literaturgeschichte in einzelne Aufsätze der Zusammenhang verloren geht. Das Leben und Wirken des einzelnen Dichters bleibt zu sehr in der Luft hängen. Andererseits ist es ein Vorteil dieses Werks, daß neben den bedeutenden auch zahllose minderbedeutende, sogar ganz unwichtige Namen aufgeführt werden, über die aber in den Literaturgeschichten nur sehr schwer Näheres zu ermitteln ist. Der Forscher wird daher das Buch vor allem aus diesem Grunde mit Vorteil benutzen können.

Das Buch ist nach amerikanischen Prinzipien angeordnet: so erscheint de Quincey unter D.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

Margaret Farrand Thorp, *Charles Kingsley 1819–1875*. Princeton University Press, London, Milford, 1937. 212 S. \$ 3,— (10 —).

Die Grundlage unserer Kenntnis von Kingsleys Leben war bisher das 1877 von seiner Witwe herausgegebene Buch *Charles Kingsley: His Letters und Memories of His Life*, das später mehrfach in verkürzter Form aufgelegt wurde und z. B. auch in der Tauchnitz-Sammlung erschien. Kegan Pauls Kingsley-Monographie und verschiedene in der CHEL verzeichnete englische Darstellungen bauen darauf auf, ebenso wie deutsche Einzeluntersuchungen von Groth, Dicke, Merker, Kohler, Meyer, Jacobson, Brunner, Juhnke, die literarische, religions- und sozialpolitische Fragen in den Mittelpunkt stellen. Miss Thorp hat sich in ihrer neuen Kingsley-Biographie, die wieder auf die Briefe und andere Originalurkunden zurückgreift, um die deutsche Forschung und um einen Teil der englischen Forschung nicht gekümmert, aber im Ganzen eine dankenswerte und sehr brauchbare, geschickt angeordnete, moderne Lebensdarstellung und Lebensdeutung eines Schriftstellers geschrieben, dessen Wesen sie mit den Worten zu kennzeichnen versucht: 'Born in the same year as the Queen, Kingsley typifies the Victorian man as closely as she presents the Victorian woman.' Als Amerikanerin interessieren sie Kingsleys Beziehungen zu Amerika, und einmal kann sie es sich nicht versagen, der gegenwärtigen englischen Regierung Zusammengehen mit den Arbeitern zu empfehlen, um eine wahre Demokratie zu verwirklichen. Von seinen Sympathien für Deutschland, die Kingsley im Deutsch-Französischen Krieg bewies, und von seinem Eintreten für den Führergedanken eines Carlyle, wie ihn z. B. E. Juhnke in *Anglia* 49, 32ff. herausgearbeitet hat, hört man viel weniger als von seiner anglikanischen, antipapistischen Borniertheit, die in Newmans *Apologia* eine Abfuhr erhielt. Obwohl Kingsley der Vertreter einer Zeit ist, die uns in mancher Hinsicht als altmodisch erscheint, vermag Miss Thorp Wohlwollen für den Gegenstand ihrer Darstellung zu erwecken, ohne an seinen Schwächen wortlos vorüberzugehen. Ihr Buch bringt viel neues Material in gefälliger Ausstattung und enthält sechs Abbildungen: zwei stellen Kingsley dar nach Bildern der National Portrait Gallery, zwei sind alte Photographien des Pfarrhauses von Eversley und der Gattin des Dichters, zwei sind Skizzen von Kingsley selbst aus Briefen an seine Kinder.

Wien.

Friedrich Wild.

*Journal of a Cruise to the Pacific Ocean, 1842–1844, in the Frigate "United States", with Notes on Herman Melville; edited by Charles Roberts Anderson.* Durham, North Carolina, Duke University Press, 1937. 143 S. geb. \$ 2,50.

In *White-Jacket or The World in a Man-of-War* (1850) beschreibt Herman Melville die Erlebnisse, die er während seiner Rückkehr aus der Südsee nach den Vereinigten Staaten 1844 hatte, nachdem er 15 Monate vorher dem Walschiff, das in *Moby-Dick* als "Pequod" erscheint, entflohen war. Zwar sind dabei Personen und Dinge des *White-Jacket* romanhaft vertieft und verändert und dienen teilweise der Tendenz einer Verbesserung der Lebensverhältnisse in der amerikanischen Marine — über die biographische Bedeutung des Romans für Melvilles Persönlichkeit besteht aber trotzdem ebensowenig Zweifel wie über die seiner anderen großen Romane. Es ist deshalb zur Kenntnis der Melvilleschen Entwicklung besonders wichtig, wenn die vorliegende Veröffentlichung es unternimmt, jene Heimreise Melvilles von 1844 objektiv an Hand eines Tagebuchs zu beleuchten, das die Fahrt des Flaggschiffes "United States" — des "Neversink" bei Melville — von 1842/44 beschreibt, nachdem wir aus *White-Jacket* die persönliche Einstellung des Dichters zu jener Fahrt kennen. Von Melville, der im August 1843 in Honolulu das von Südamerika kommende und nach den Marquesas fahrende Schiff betrat, ist auf diesen Seiten unmittelbar allerdings nie die Rede. Der unbekannte Verfasser des Tagebuchs, der wahrscheinlich mit dem Lemsford des "White-Jacket" identisch ist, beginnt bereits mit der Abreise der "United States" von Hampton Roads, Virginia, schildert sodann ihre Fahrt nach Madeira, Rio de Janeiro, Valparaiso, Peru und Mexiko und führt den Bericht von Honolulu über die Marquesas, Tahiti und Juan Fernandez bis Boston ohne Beachtung des damals noch unbekannten Verfassers durch, der als Nr. 582 in die Schiffsliste eingetragen war. Aber die farbige, Geschichte und politische Zustände der besuchten Länder einbeziehende und humorvoll Episoden des Bord- und Landlebens streifende Schilderung ist auch ohne direkte Beziehung auf Melville reizvoll. Die einzelnen Häfen, die auch Melville anlief, Sitte und Art der Eingeborenen, die auch er kannte und besonders in *Omoo* (1847) und *Typee* (1846) schilderte, das Problem der Kolonisation, die damals von Amerika wie von Europa aus den Pazifischen Ozean zu umgreifen begann, werden mit guter Beobachtungsgabe geschildert. Zur amerikanischen Flottengeschichte besonders interessant ist dabei der Augenzeugenbericht über das Montereyabenteuer, die vorübergehende Eroberung Kaliforniens durch die amerikanische Marine 1842. Dilettantische, aber in ihrer Ursprünglichkeit bezeichnende Bilder aus dem *Journal* W. E. Mayers von 1841—44 beleben den Text. Das *Journal* stellt also ein Stück Melvillescher Welt dar — allerdings nur, was ihre Außenseite angeht. Der innerliche Blickpunkt, von dem aus die Dinge gesehen werden, ist bei dem harmlosen Verfasser des Tagebuchs weitaus



heller und unkomplizierter, aber auch weniger fesselnd, als bei dem grublerischen und pessimistischen Melville. Wo Melville selber z. B. stärkste Bedenken gegen die Zivilisierung der Insulaner und ihre angeblichen veredelnden Folgen äußerte ("civilization has scattered her vices and withheld her blessings"), ist der Verfasser der *Journal* bieder ergötzt beim Anblick der Missionslehrerin "animated by the noble idea that she is working for the advancement of the civilization and religious instruction of those who but a few years ago were steeped in Idolatry and Cannibalism and knew nothing of civilization and its blessings" (S. 55). Der Wert der Veröffentlichung, die von Ch. R. Anderson mit großer Gründlichkeit besorgt und mit einem erlauternden Anhang versehen worden ist, liegt also in seiner Brauchbarkeit für die äußere Biographie Melvilles.

Freiburg i. Br.

Ernst Theodor Sehr.

K. H. Sundermann, *Hermann Melvilles Gedankengut, eine kritische Untersuchung seiner weltanschaulichen Grundideen* (Diss. Berlin). Berlin, Collignon, 1937. 226 S.

Melville kannte kein philosophisches System. Aber das stets für Anregungen offene Interesse dieses Autodidakten ließ ihn ohne Zusammenhang doch eine ganze Reihe wesentlicher weltanschaulicher Fragen in seinem Werk diskutieren, ja er maß selber gerade diesen Abschnitten seiner Bücher einen besonderen Wert bei. Die Untersuchung Sundermanns stellt diese weltanschaulichen Auslassungen in den Gruppen Religion, Philosophie und Geschichte zusammen. Religiös war Melville gottgläubig, legte sich konfessionell aber nicht fest. Das Christentum war ihm — ganz anders als einem Emerson — nur eine Religion unter vielen, deren Demutsethik zudem dem frühen Melville und seinem Titanismus unsympathisch war und deren Missionsansprüche er scharf ablehnte, nachdem er den Nachteil der Mission in der Südsee genügend erlebt zu haben glaubte. Dieser Titanismus bestimmte Melvilles Gottesanschauung überhaupt. Gott wurde ihm immer mehr der dem selbstbewußten Menschen entgegengesetzte mächtigere Gegner, er war weniger der Ausdruck von Gnade und Gute als der eines unerbittlichen Schicksals, dessen düstere Erscheinung stark unter dem Einfluß des Alten Testaments stand, ein Aspekt, der erst später gemildert wurde. Dann (?) wurde Gott für Melville auch die zentrale Wahrheit, die dem Weltbösen dualistisch entgegenstand (ganz klar wird die Verbindung dieses Gedankens mit dem des Schicksalsgottes nicht . . .). Der Verfasser glaubt, hier auch Parallelen der Melvilleschen Gottvorstellung zu Voltaire's "Si dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer . . ." feststellen zu können (S. 57); meines Erachtens zu Unrecht, denn die Selbstverständlichkeit des Melvilleschen Gottes, der auch noch da wäre, wenn

der Beweis gegen ihn erbracht würde, hat in der letztlich puritanischen Verwurzelung dieses Begriffs nichts zu tun mit der ironischen Erkenntnis der Gottes- bzw. Gesetzbedürftigkeit des menschlichen Lebens bei Voltaire. (Überhaupt sind derartige Parallelen gerade bei einem Autodidakten wie Melville nur bei genauer Nachprüfung der geistesgeschichtlichen Gleichheit zu ziehen.) Einen ähnlichen Schicksalsbegriff, wie ihn der Gott Melvilles verkörpert, lernen wir auch in seinen nichtreligiösen Ideengängen kennen. Er verbindet sich hier eng mit dem bekannten Pessimismus Melvilles, der durch trübe Lebenserfahrungen und Lektüre (Altes Testament, Dante, Hamlet, die großen Skeptiker der Weltliteratur, möglicherweise auch Schopenhauer) unterstützt wurde und vornehmlich in der Zeit von 1849–57 in Erscheinung tritt. Der Kampf Ahabs gegen den Wal als Ausdruck dieses pessimistisch begriffenen Schicksals in *Moby-Dick* ist bekannt. Ein Abschnitt über Melvilles Kunstbegriff zeigt die enge Verbindung von Philosoph und Dichter, die bei Melville auftritt. Geschichtlich-politisch bekannte Melville sich zum Ideal der reinen Demokratie, teilte aber deshalb den Internationalismus dieses Ideals nicht, weil er die demokratische Idee in Amerika vorbildlich verwirklicht glaubte und von hier aus zu einer klaren nationalistischen Abgrenzung seines Landes von anderen Völkern kam. Aus ähnlichen Gründen war ihm, trotz seines theoretischen Pazifismus, in gewissen Fällen der nationale Krieg willkommen. Vom ausgesprochenen liberalen Wunschbild der Demokratie trennte ihn auch sein Mißtrauen gegen den Fortschrittsgedanken, das sich in seinen Gedanken über Kolonisation usw. klar kundgibt. Ein offenes Auge für die nationalen Schwächen Amerikas hat sich Melville schließlich auch bewahrt (Angriffe auf den amerikanischen Materialismus!). — Die Arbeit Sundermanns macht so an Hand manchmal etwas ausgedehnter Zitate und Ausführungen den Eklektizismus des Melvilleschen weltanschaulichen Denkens klar (Haupteinflüsse von Carlyle, Sir Thomas Browne, Emerson, Platon, Blake usw.) und enthält sich mit Recht einer gezwungenen Systematisierung. Die Melvilleschen Anschauungen werden gelegentlich vom nationalpolitischen Standpunkt aus gewertet, Parallelen aufgezeigt und Verschiedenheiten bedauernd angemerkt. Die Benutzung der Anmerkungen am Schluß ist etwas mühsam, da sie nicht durchlaufend, sondern nach Kapiteln geordnet gegeben werden.

Freiburg i.Br.

Ernst Theodor Sehrt.

---

Fritz van Briessen, *Stil und Form bei Lafcadio Hearn*.  
(Neue Deutsche Forschungen, Abt. Englische Philologie, Bd. 9.  
Berlin, Junker und Dunnhaupt, 1937. 160 S. RM. 7,—.

Diese Arbeit, die sich durch eine einführende, ihren Gegenstand warm umfassende Haltung auszeichnet, setzt sich das Ziel, das Formgesetz der Hearnischen Stilsprache aus der Betrachtung verschiedener Entwicklungsstufen und Ausdrucksformen des Dichters herzuleiten. Der Verfasser geht nicht ohne weiteres an seinen Stoff heran. Erst im Verlauf des sechsten der im ganzen elf Kapitel beginnt die eigentliche Stiluntersuchung (S. 58. »Einzelanalysen«). Die vorhergehenden Abschnitte handeln im wesentlichen von zwei Dingen: erstens vom Begriff der Stetigkeit innerhalb der mannigfaltigen Einzelzüge eines dichterischen Werks, und zweitens von Hearn eigenartigem Lebenslauf und dem Bild dieses Menschen im Spiegel der Biographie und Kritik. Dieser einleitende Teil dürfte noch konzentrierter sein. So wie er ist, liefert er eine Anzahl wichtiger Gesichtspunkte, die dann nicht weiter verfolgt werden. Mit etwas mehr Gründlichkeit wären verschiedene auseinanderliegende Teile der Arbeit zusammengedrückt worden: so müßten zum stiltheoretischen Teil die Ausführungen über Wilhelm Schneider (10. Kap.), zum 2. Kapitel, »Lafcadio Hearn's Welt«, müßten sinngemäß die biographischen Stücke aus dem 4., 5., 9. und 11. Kapitel herbeigezogen werden.

Der Grundsatz der Stetigkeit, den der Verfasser in seiner Stildeutung beobachten will, hängt zusammen mit der Vorstellung von der Ganzheit der Persönlichkeit. Es ist ein schöner Zug dieser Arbeit, daß das Einmalig-Menschliche unausgesprochen stets im Vordergrund der stilistischen Betrachtung liegt. Etwas tastend zuerst, an manchen Stellen den Hebel ansetzend, wird das Wesen dieses nicht leicht zu bestimmenden Charakters umkreist. Aus Abstammung, literarischen Einflüssen, Schicksal und Nachrichten über des Dichters Leben ergibt sich eine vorläufige Beschreibung durch die allgemeinen Bezeichnungen impressionistisch, romantisch, idealistisch und durch die Richtung vom ausgestatteten zum einfachen Stil hin. Die eigentliche und genaue Bestimmung von »Stil und Form« beginnt aber erst mit den Einzelanalysen. Die verschiedenen Stile Hearn's, die zuerst auf die satzbaulichen Mittel geprüft werden, sind die beschreibende, psychologische, politische, erzählende und essayistische Prosa. In allen Beispielen spürt der Verfasser demselben Formgesetz nach: die Überwindung der reinen Eindruckskunst durch Vertiefung des Symbolgehaltes und der zeitlosen Bedeutung. Noch näher zum Kern der Hearnischen Stilsprache führt die systematische Untersuchung von Vergleich, Metapher, Bild, Rhythmus, Alliteration, Assonanz und Wiederholung (Kap. 7 u. 8). Dies ist wohl der wertvollste Teil der Arbeit. Der für Hearn bezeichnende Zug zur Verinnerlichung wird an gut ausgewählten Belegen der reifen Werke dargetan. Es kommt dem Verfasser weniger

darauf an, diese Entwicklung in ihren biographischen und literar-geschichtlichen Ursachen zu begreifen, als vielmehr aus ihr das Wesensgesetz dieses Dichters überhaupt herauszulesen.

In dem Kapitel über »Das sinnliche Element in Hearn's Sprache« bemüht sich der Verfasser, die Meinung zu widerlegen, der Künstler sei in seinem Schauen und Schildern durch die Gebrechlichkeit seines Gesichts gehemmt worden. Über die Stichhaltigkeit der Beweisführung gegen den Augenarzt Dr. Gould kann man geteilter Ansicht sein; jedenfalls bedurfte es dieser Polemik nicht, um das allem Naturalismus Fremde der Hearn'schen Dichtung zu vertreten. Zur näheren Kennzeichnung der Ausdruckswerte werden W. Schneiders Gegensatzpaare benutzt. Sinnlichkeit, Andringlichkeit, Steigerung, Bewegtheit, Ausgestattetheit und Musikalität erscheinen so als die bevorzugten Qualitäten dieser Prosa. Das Gestaltungsprinzip, dem diese Werte entspringen, eben jener Zug zur Verinnerlichung, zum Mystischen wird in vier stilistischen Grundhaltungen gesehen: der offenen Form, dem parabolischen Bau, der Steigerung der Wirklichkeit und der Gleichnishaltigkeit.

Die Arbeit läßt etwas die kritische Distanz vermissen. Hearn ist tatsächlich als Dichter nicht so ernst zu nehmen, wie das der Verfasser in seiner von tiefem Mitgefühl getragenen Studie tut. Diese Überschätzung hätte vermieden werden können, wenn die literargeschichtliche Stellung Hearn's innerhalb der englischen exotischen Dichtung und Reiseliteratur beleuchtet worden wäre. Die Dissertation ist fließend und angenehm lesbar geschrieben; die abstrakten Partien sind manchmal etwas unklar. Ganz unverständlich — auch ungrammatikalisch — ist der lange Satz auf S. 10, der beginnt: »Die Weise, wie sich Sprache aufbaut«. Es fehlen die Anmerkungen 6 und 7 des zweiten und Anmerkung 52 des dritten Kapitels. Eine chronologische Tafel der wichtigsten Daten aus Hearn's Leben und ein sehr reichhaltiges Bücherverzeichnis erhöhen den Wert dieser besonders zur Methode der Stilforschung lehrreichen Untersuchung.

Burgdorf.

H. W. Häusermann.

Francis Thompson, *Poems*. (Oxford Editions of Standard Authors.) London, Oxford University Press, 1937. Pp. 368. 8°. 3/6 net.

The aim of this note is to set a stress on the glory of this wonderful singer, who, being now "princeps inter pares", is admitted, officially, to the English Pantheon, his lyrics being printed in the *Oxford Edition of Standard Authors*, thus receiving the recognition due to his genius.

Thompson's appeal is universal, since it deals with joys and

sorrows, and that means Life, but this human life of ours is, with him, the only leading power to the supreme Beginning and End of all created things: GOD.

His pathetic story is well known. It can be summarized by saying that Francis Thompson slept on the Thames Embankment but had his dreams in paradisaal gardens and palaces. When one would have thought him sinking deeper than ever in misery and human dereliction, he was taken out of dejection by the brotherly help of Wilfred Meynell, acting as Providence's merciful instrument. Franciscan poverty, nay, penury, was thus relieved, but deep-felt humility remained as the central attitude of a lofty soul. The original edition of *Sister Songs* contained, in the Proem, a note of acknowledgement, by Thompson himself, for an unconscious plagiarism from one of Patmore's lyrics. "Finding I could not disengage it without injury to the passage in which it is embedded, I have preferred to leave it, with this acknowledgement to a poet rich enough to lend to the poor." We do not find the passage in the successive editions, but the flavour of Thompson's words is still there, bearing witness to the touching humility of a great poet, who sang with thoughts "too deep for tears", bearing truth home to every heart, through visions of celestial loveliness, opening vistas of immortal peace to aspiring souls.

Poetry is Life, but life was sad with Thompson, yet, as I noted in my book on F. T.'s work "he leads us to understand the great bounty of human life", — a life created for heaven. Even in the pangs of ill-health and want, Thompson receives and sings the divine messages, harbingers of Eternity. Art was much with him, but God's perfect beauty was the entrancing longing of this exquisite poet "singing with doom upon himself" yet fully conscious of the pinions bearing him through the gateways of sorrow, straight towards everlasting Light.

F. T. is linked to the very best of English religious poets and thinkers. The whole of his lyrics breathes the very essence of religious thought in its immanent and universal sway. God is the kindling light of his genius, the heat

Of central love which fed the sweet  
And holy fire i' the frozen sod  
Roots that had ta'en hold on God.

*(Ode to the English Martyrs.)*

Love is with Thompson, as well as with Dante, the mystic ladder leading man to contemplative life and unerring peace. Thompson's poetry has a real comforting and sustaining power, since it was born and nursed through adversity and sickness: sorrow

is the giver of understanding to the sufferer, whose heart is pure. It is the triumph of the soul above human frailties.

Ethereal love of beauty warmed Thompson's soul and filled his dreamy eyes with joy, through the ever renewed charm of Nature. The magic of his poetry is enticing: it is life expressed in words; therefore, there is not a gap of separation with Thompson between poetry and life. The miracle of the universe is the miracle of the heart-beats of Nature's countless children, the awakening of bushes, shrubs and trees, the acrid and yet restoring smell of the sappy pine-forest, the springing of leaves in woods and fields, the tiniest blades of grass breaking out of the mould, the flowers of the wayside and riverside, the daisied fields of England, the "blushets" reddening as a girl's cheek, the primroses that little boys pluck with delight, the snowflakes, "so purely, so palely" "insculp'd and embossed" with "God's hammer of wind". In short, all living things become the touches of Thompson's harmonious Anthem of Earth sung to declare the infinite splendour of God's created world:

O world invisible, we view thee,  
O world intangible, we touch thee,  
O world unknowable, we know thee,  
Inapprehensible, we clutch thee! . . .

*(The Kingdom of God.)*

For a loving heart, seeing is understanding. Created beauty makes thus comprehensible the mystery of the overflowing power of God, stooping to reveal Himself to the mortal eye, through his ever renewed work. Our heart, perhaps, is never so moved to intenser prayer than when we bend on Thompson's lyrics to understand his lofty message. We hear the sound of "falling tears" and yet we know that the Poet "sees the IS beyond the SEEMS".

Thompson's lyrical inspiration "creates an imagery reflecting his own beautiful self, and real objects are exalted by his great imaginative power. In this iridescent twilight, between Reality and Vision, he discovers a quantity of hues, of opalescent shades, unknown to even the great colourists, such as Shelley and Keats, reaching truth through the everlasting life and beauty of the tangible world, and getting to the central glory of God enthroned."

The style of Thompson is original and passionate, yet strong, betraying his longing to reach perfection of form, through richness and novelty of words — woven in waves of intense melody echoing the unquenchable sorrow of the world, and being lifted by faith to the Gates of Heaven.

As a religious Poet, Thompson ranks with the best — as a Seer, he ranges with the mighty — as a poet of Nature, he is a Leader and a Master. He has faith, purity of love, understanding,

knowledge of sorrow, kindled by pity and by the sublime power of lifting himself above misery and human frailties. The revelation of his genius has nothing transitory. He has come to us through unaided and even unhappy circumstances, but his domain is steady and his appeal irresistible and universal. We are caught "fast for ever in a temple of sweet rhymes" and we are for ever bound with him to the certainty that

Life's but a means unto an end — and that End is God.

If for *Standard Poets* are meant not only "models and masters" but the embodiment of the universal appeal of great minds upon the world of thought, Francis Thompson is to be considered not only as a Master, but as the great throbbing heart of suffering humanity, bent in adoration and submission to the inscrutable will of the Maker.

Torino.

Federico Olivero.

Joseph Conrad, *Within the Tides*. Leipzig 1937. Tauchnitz 5305, 285 S. RM. 2.—.

Diese Sammlung von vier Kurzgeschichten, die zwischen 1910 und 1914 entstanden und 1915 erstmalig veröffentlicht wurden, kann kaum als der klarste Ausdruck Conradschen Wesens bezeichnet werden. Der Titel "Within the Tides" zwar ist für Conrad bezeichnend, aber er gibt nur den drei letzten Erzählungen Ausdruck; die erste und längste Geschichte, "The Planter of Malata", hängt trotz der symbolischen Bedeutung nur lose mit den übrigen zusammen und erreicht nicht deren Abrundung.

Der Pflanzler von Malata ist ein Pionier des Seidenbaues in den kolonialen Inseln, der auf einem seiner seltenen Besuche in die Hauptstadt des Gebietes in den Bann einer verwöhnten Professorentochter, Miß Moorsom, gerät, die, wie er erst später erfährt, aus England gekommen ist, um an ihrem früheren Geliebten ein Unrecht gutzumachen. Dieser war aus der Heimat verschwunden, da sein Name — zu Unrecht — befleckt wurde. Der Gesuchte wird schließlich in der Person des Assistenten des Pflanzers gefunden, doch verheimlicht letzterer weiterhin dessen Tod, um die Trennung noch hinauszuschieben. Nach geraumer Zeit enthüllt er auf seiner Insel die Wahrheit und zieht sich so nach einem Ausbruch seiner Leidenschaft die Verachtung der Miß Moorsom zu, die ihr hochtrabendes Ziel, ein Menschenleben zu gestalten, zerschellt sieht. — Man kann diese Studie des Innenlebens, wie sie Conrad unternommen hat, nicht als gelungen bezeichnen. Miß Moorsom bleibt völlig im Dunkel; weder ihr Suchen noch ihre Verachtung werden verständlich. Aber auch die Psyche des Pflanzers mutet künstlich an und leidet unter manchen Unwahrscheinlichkeiten (z. B. die Verheimlichung des Todes

seines Assistenten). Besser getroffen ist dann allerdings sein Sichgehenlassen, um die Trennung aufzuschieben. — Der Schluß ist dann feinste Poesie, die uns Conrad in bester Ausprägung enthüllt: als man Wochen später auf die sonst von allen verlassene Insel zurückkehrt, findet man nur des Pflanzers Kleider am Strand; er selbst ist »in die Unendlichkeit hinausgeschwommen«, einem Gefühl folgend, das er einst in einer Sternennacht überwunden hatte.

Die übrigen Erzählungen sind Abenteurergeschichten in Rahmenform, von denen "The Partner" die wertvollste ist. Der Erzählende ist ein früherer Verlademeister aus dem Londoner Hafen, dem in seiner rauhen und polternden, doch stets gespielten Wirklichkeit manch ein Zug des alten "buccaneer" aus Stevensons "Treasure Island" anhaftet. Conrad hat dieses sein Erlebnis mit dem Alten »roh« gelassen, und zumal der Rahmen hier stark betont ist, bleibt die ganze Erzählung hindurch der knurrige Bullenbeißer im Mittelpunkt des Interesses. Darin liegt auch das Hauptverdienst, denn damit hat der Verfasser eine Gestalt lebendig gemacht, die stets im Gedächtnis haften bleibt. Nicht die mindeste Art der Charakterisierung ist die Erzählungsweise, die hier — im Gegensatz zu den beiden folgenden Novellen — mit erstaunlicher Echtheit durchgeführt ist. — Die Erzählung selbst, die der alte Brummbär sich herabläßt, seinem Zuhörer hinzuschleudern, handelt von einem Amerikaner, der Partner einer kleinen Schiffsfirma wird, doch dann sein Geld in einem Apothekerunternehmen investieren will. Um die Versicherungssumme zu erhalten, dingt er — halb mit Zustimmung des einen Teilhabers — einen ehemaligen Seemann, der den Untergang des Schiffes verschuldet, doch dann um seinen Lohn gebracht werden soll. Doch dabei erschießt er den nichtsahnenden Kapitän (den dritten Teilhaber) und macht so die Plane des Amerikaners zunichte, ohne daß dieser wegen seiner eigenen Schuld ihn zur Verantwortung ziehen könnte, und so verbreitet sich das Gerücht, der Kapitän habe Selbstmord begangen. — Die unromantische Art der Darstellung gibt der Erzählung eine seltsame Wirklichkeit, die noch erhöht wird durch die abschließende Feststellung, daß man solche Geschehnisse eher in der Südsee als im Kanal erwarte.

Die zwei letzten Novellen haben nicht diesen hohen künstlerischen Wert, sondern bewegen sich mehr auf der tieferen Ebene eines Stevensons oder Poe. "The Inn of the Two Witches" hat das Hauptziel, panischen Schrecken einzujagen, ohne höheren Ansprüchen an Charakterzeichnung oder Innenstudie zu genügen. Auf der Suche nach einem Kameraden, um dessen Los er besorgt ist, gerät ein junger englischer Seeoffizier in Spanien in ein Wirtshaus, das ihm bald grauenhaft erscheint durch die zwei Hexen, die es leiten. In einer Schreckensnacht entdeckt er die Leiche seines Kameraden im



Schrank seines Zimmers und entgeht dem todbringenden Mechanismus am Bett.

Wenn hier der Schrecken des Offiziers durch die Wiedergabe seelischer Erregungen noch höheren Wert hat, so fehlt dieser künstlerische Gehalt dann in "Because of the Dollars", das eine unwirklich klingende, wenn auch spannende Erzählung aus dem Fernen Osten ist. Eine tiefgreifende Motivierung finden wir selten, in einem für Conrad ungewohnten Maße erleben wir nur eine Wiedergabe von Tatsachen. Die Umgebung allerdings ist für ihn typisch, doch leidet die Geschichte und ihre Einkleidung an zu viel Unwahrscheinlichkeiten, als daß sie recht faßbar werden konnte.

So ist der wertvollste Bestandteil dieses Bandchens die zuerst entstandene Erzählung "The Partner" mit ihrer ungebundenen Kraft. Dieses »Rohe« der zeitlich ersten Novelle ist in den späteren dann verschwunden, doch mit ihm zugleich viel von dem herben Saft.

Halle.

Kurt Wittig.

- Dr. Wilhelmine Schmitz, *Der Mensch und die Gesellschaft im Werke John Galsworthys*. Bochum-Langendreer, 1936. (Kolner Anglistische Arbeiten, hrsg. von Herbert Schöffler, Bd. 27.) Bochum-Langendreer, Pöppinghaus, 1936. 199 S. Pr. M. 6,—.
- Dr. Leopold Bodingbauer, *Zum Wesen des Klassenkampfes. Eine Untersuchung an John Galsworthy*. Wien, 1937. 80 S. Pr. M. 3,—.

Abgesehen von Darstellungen allgemeineren Charakters und von mehr ästhetischen Würdigungen hat bei Untersuchungen über das Werk John Galsworthys in Deutschland bisher die Frage nach dem von ihm dargestellten Engländerum im Vordergrund gestanden. Es untersuchten R. Kircher 1927 die Welt der Forsytes, E. Leimert 1930 den Viktorianismus bei G., W. Héraucourt 1933 die Darstellung des englischen Nationalcharakters in der Forsyte-Saga. Mit den beiden uns neu vorliegenden Arbeiten wird eine andere Frage aufgeworfen, die soziale. Sie ist bei G. selbst immer ein Brennpunkt des Interesses gewesen.

W. Schmitz untersucht an *Country House* und am *Patrician* die egozentrische, statische Haltung des englischen Adels mit seinem imperialistischen Expansionsdrang, seiner konventionellen Wohltätigkeit, seinem felsenfesten Glauben an sich selbst. Das Forsyte-Bürgertum lebt nach dem Wahlspruch *To have and to hold*. Im Mittelpunkt des Interesses steht hier natürlich Soames, dessen Seele eine Miniaturausgabe der Gemeinschaftsseele genannt werden kann, wie sie sich in der *Forsyte 'Change* offenbart. Den Forsyte-Bürger kennzeichnen vor allem aber Geschäftsgeist und Sicherheitsbedürfnis, denen Kirche und Staat zu frönen haben; weiter: unkriegerische

Haltung, konventionelle, nur dem Namen nach christliche Moral. In der Auseinandersetzung zwischen Wirklichkeitssinn und Phantasie, Persönlichkeitsdrang und einsichtsvoller Beschränkung, zwischen Leidenschaft und Form ist das tiefste Problem des Engländeriums wohl richtig erfaßt. In *Fraternity* finden wir das Bild des intellektuellen Bürgertums: gesicherte Lebensstellung, komplizierte, emotionale, ästhetisierende Naturen, Sinn für verfeinerte Lebensweise, Idiosynkrasie gegenüber Armut und Schmutz, *bone-deep decency, consideration for other people's feelings*, Verachtung des bürgerlichen Gesetzes und der bürgerlichen Moral, Betonung der persönlichen Freiheit, Lebenspessimismus und eine gewisse Dekadenz. Der Typus des Neureichen ist Hornblower in *The Skin Game* in seinem Streben nach materiellem Besitz und gesellschaftlicher Anerkennung, seinem *sense of property* als einem skrupellosen, naiven *moving spirit* eines radikalen wirtschaftlichen Egoismus: *God helps those who 'elp themselves*. Die Besitzlosen sieht G. als *waste products of a social process*, als Menschgewordene Anklage gegenüber einer sinnlosen Gesellschaftsordnung. Sie leben nur dem Gesetz ihrer Natur, verlangen nach Glück, Hingabe, Liebe oder Abenteuern, Erfolg und Unabhängigkeit, nach Vergnügen, Tanz und Lichtspielen. G.'s imaginative Sympathie sucht zu verstehen und erkennt in ihnen vor allem Menschen aus Fleisch und Blut mit den gleichen Trieben und Kräften, der gleichen Sehnsucht nach Glück wie bei den Besitzenden. Armut ist ihr einziges Verbrechen, und das macht sie rechtlos vor dem Gesetz.

Dieser psychologisch-realistischen Gesellschaftskritik steht gegenüber Galsworthys Vorstellung von einer neuen Gesellschaft, von einem neuen Menschen. Die Voraussetzungen hierzu: *imagination, the human touch, a sense of humour, loyalty and faith*, Glaube an das Gute in jedem Menschen, Mut zum Dulden, Sehnsucht nach Schönheit, Wahrhaftigkeit, Verantwortungsgefühl, Toleranz. *Kindness in another's trouble, Courage in your own!* Und der Weg hierzu: Erziehung des Menschen zur Schönheit: *... put beauty within the reach of all*.

Zu begrüßen ist W. Schmitz' erneuter Hinweis darauf, daß G. keinesfalls als Pessimist und Determinist angesehen werden darf, wofür er aber auf Grund einseitiger Kenntnis der Realistik seiner Romane und Dramen und unter Vernachlässigung seiner theoretischen Schriften fälschlicherweise leicht gehalten wird. Was wir an der Arbeit aussetzen haben, ist das Fehlen von Hinweisen auf historische und psychologische Zusammenhänge, die uns Galsworthy selbst nie schuldig bleibt; das Heranziehen meist nur je eines Werkes für die einzelnen Abschnitte, wodurch oft die schlagkräftigsten Stellen unbeachtet bleiben; in sich lassen die einzelnen Abschnitte jegliche

Spur von Anordnung und Übersicht vermissen. Das den oberen Klassen Gemeinsame in Haltung und Charakter ist fast ganz unberücksichtigt geblieben (Form, Tradition, Anerkennung nur des eigenen Standpunkts, Skandalfurcht, Denken an die Zukunft, *possessive instinct, gentleman-Ideal*). Eine Würdigung der künstlerischen Gestaltung des Sozialproblems fehlt ganz.

L. Bodingbauers Arbeit ist knapper, präziser, klarer und umfassender. Auch er betrachtet zunächst einzeln Aristokraten, Bürger, Neureiche, zeigt aber ihre gemeinsame Anlage und Herrschaft in Staat und Kirche, Rechtsprechung und Schule. Die *society* ist eine »Versammlung der Betriebsamen und Nichtstuer«. Die *lower class fellows* sind »ungebildet« und sollen es bleiben, es wäre sonst der Schade der *society*. Sehr interessant ist eine chronologische Anordnung von Stellen, die die Haltung der Gesellschaft gegenüber der *menace of socialism* im Wandel der Jahre zeigt: 1904 Aufhören, 1913 Zuspitzung, 1920 Zigaretten, Kinos, Fußball: es gibt doch keine Revolution, immerhin verzichtet Soames lieber auf das Zylindertragen; 1926, nach Beilegung des Generalstreiks setzt er ihn wieder auf. Man ist gegen Prinzipien und gegen abstrakte Ideen — sie beschränken nur die persönliche Freiheit —, gegen Kommunismus, Gewerkschaften und Arbeiterforderungen. Von einer einst unangefochtenen Herrschaft, die auch auf ideeller Überlegenheit beruhte, ist nur die rohe Gewalt übrig geblieben: Klassenjustiz; das »bürgerliche« Gesetzbuch ist eben doch nur ein bürgerliches. — Eigene schöpferische Versuche: die überlieferte Funktion »Wohltätigkeit«, Anti-Schwitzerarbeit-Dinners, Slum Conversion Committee, Foggartismus. — Das Bild bürgerlicher Hochkultur, wie G. es so oft gezeichnet hat, erklärt seine innerliche Begrenzung in der Behandlung des Sozialproblems. »Kritik einer Seite meines Ichs an der anderen«. »Gesellschaftskritiker durch Zufall« nennt er sich selbst, aber er hat das zarteste soziale Gewissen, das je einem Menschen verliehen wurde. Eine psychologische Untersuchung seines sozialen Mitleids zeigt Bevorzugung der Schwache des anderen und Beschränkung auf das Individuum. In einer graphischen Darstellung wird verdeutlicht: je geringer Vitalität und Individualität des Objekts, desto größer das Mitleid; es ist z. B. gegenüber Mrs. Jones größer als gegenüber dem Autokraten Roberts oder dem vitalen »kleinen Modell«. — Körperliche Arbeit wird nur als Pein empfunden, den Adel der Arbeit scheint G. nicht zu kennen; eine Beschränkung, die in seinem Wesen beschlossen liegt. — Wie seine »Geistigen« ist G. selbst gegen die Kampfideen des Sozialismus; Menschen wie G. können keine Revolutionäre sein — und doch versuchte die von ihm in ihrem »Naturschutzpark« beunruhigte Gesellschaft, ihn zum Sozialisten zu stempeln, um ihn unmöglich zu machen. Nicht Revolution, sondern

Reformen! Birth Control! Vermehrte Landwirtschaft und vermehrte Auswanderung in die leeren Räume des Empire, Abschaffung der Slums, Fünfjahresplan zur Hebung der Produktion des Mutterlandes und Stabilisierung der Handelsbilanz, Kontrolle der Wissenschaft zur Verhinderung, daß eine Erfindung zum Schaden der Allgemeinheit ausgebeutet werde. — Ein besonderes Kapitel untersucht die Wohltätigkeit, die vom Adel als eine vom Mittelalter her überkommene ethische Pflicht angesehen wird, vom Großbürgertum dagegen als punktliche Ratenzahlungen für den Eintritt in den Himmel — möglichst durch Schecks, die Berührung mit den Armen zu vermeiden. Nur die »Geistigen« erkennen, daß man nicht helfen kann, wenn man nicht liebt. — Ergebnisse: Anerkennung der Fuhrereigenschaften des englischen Adels, von dem G. noch am ehesten sein Ideal vom wahren Menschen verwirklicht sieht. Demokratie oder nicht: unter der Oberfläche ist England noch aristokratisch, wenn auch der neureiche Industriekönig den erbeingegesessenen Adligen aus seinem Familiensitz vertreibt. Puritanismus und Kapitalismus des Bürgertums sind nicht mehr lebendig und dem Ende ihrer Leistungsfähigkeit nahe (Aufgabe des Goldstandards). Der Geistige erkennt: Das große Schiff heißt Humanität, nicht Klasse. Keiner, der ein gentleman ist, schaut auf einen anderen herab, weil er zufällig eine Klasse über oder unter ihm steht. — Jeder, der Galsworthy gelesen hat, ist gefeilt gegen die Annahme, daß in der Demokratie Englands wirklich »jeder frei« sei, und sieht klar, daß diese »Freiheit« nicht dem Volke, sondern nur der »Gesellschaft« gehört, die sie verständlicherweise möglichst laut vertritt. Im Arbeiter-tum aber tritt nach G.'s Zeichnung eine unverbrauchte Volksschicht auf den Plan, die so jung und kräftig ist, wie das Bürgertum es einst war, als Chaucer die Canterbury Tales schrieb. Dazu entsteht als Folge des Kriegserlebnisses die Bevölkerungsschicht der Neuarmen. Eine neue Möglichkeit tut sich auf: die Front der besten aus den alten Lagern von »rechts« und »links«. Hier formiert sich das Volk, das eines Tages den Kampf gegen das System aufnehmen wird; denn das System besteht weiter, und die Frontsoldaten stehen betrogen beiseite.

Wie lange, fragt man sich, wird es dauern, bis man in England erkennt und zugibt, daß in anderen Staaten längst Wahrheit geworden ist, was Galsworthy als Wunschbild vorschwebt: *States must reorganize the spirit of education — in other words, must introduce religion; not the old formal creeds, but the humanistic religion of service for the common wealth, the religion of a social honour which puts the health and happiness of all first and the wealth of self second.*

Ruth Minning, *Der Heimatroman des 20. Jahrhunderts in Süd-England und Wales*. Carl Nieft, Bleicherode am Harz, 1937. 114 S.

Die Studie mochte einen Beweis liefern für die Fülle und Mannigfaltigkeit der englischen Heimatkunst, einen Ausschnitt von den verschiedenen und verschiedenartigen Zweigen dieser Kunst geben und die Hauptbestandteile und wichtigsten Elemente in der Heimatepik aufweisen. Am Schluß stehen wir vor der nicht (!) allzusehr erstaunlichen Tatsache, daß das Problem der Erde, das Ringen um Land, der Gedanke des Bluterbes und Ahnentums in der englischen Heimatepik nur schwache Wurzeln geschlagen hat. Der ohne weiteres einleuchtende Grund dafür, daß die deutsche Heimatdichtung aus einer erdhafteren Quelle schöpft als die englische und eine in keinem anderen Volkstum mögliche Blüte erlebt, ist folgender: Großgrundbesitz, Verstädterung, Industrialisierung haben in England die Blutsbindung an die Scholle verhindert. Der Unterschied zwischen keltischer und angelsächsischer Heimatdichtung wird wiederholt klargelegt: jene ist erfüllt von Magie und Mystik, diese wendet sich mehr der Erde mit ihren einfachen Landmenschen und Naturerscheinungen zu. Wales verdient wohl eine Sonderstudie, gewiß im Sinne der Waliser, in deren Augen ein »blutsechter Waliser« wie Rhys Davies nicht zu den modernen Heimatschriftstellern zählt, die wichtige Werte in der regionalen Epik geschaffen haben. Aber A. G. Street hatte einen Platz in dem Wiltshire-Kapitel verdient. Die Verfasserin weist später (S. 73 und 103) selbst darauf hin, daß seine Biographie *Farmer's Glory* von Bedeutung ist für das volkstümliche Gut der Grafschaft, und daß er wie Sheila Kaye-Smith hier ein rein landwirtschaftliches Problem behandelt; seine Romane erweisen ihn übrigens als ebenso bodenständig wie die Sussex-Dichterin. Die Bedeutung Hardys als des großen dichterischen Gestalters seiner Heimate Erde kann gewiß nicht bestritten werden; hat aber Vowinkel nicht recht, wenn er seine Wessex-Welt voll von Rissen und unheimlichen Abgründen sieht? Diese wenigen Beanstandungen können den Wert der Arbeit nicht mindern.

Bochum

Karl Arns.

Bhawani Shankar, *Studies in Modern English Poetry*. Allahabad, Students' Friends, 1936. XII u. 278 S. Pr. 6 s.

Im ersten Teil des Buches gibt uns der indische Universitätsprofessor einen Überblick über den Hintergrund, die Einflüsse und Tendenzen, welche die englische Poesie des letzten halben Jahrhunderts gestaltet haben. Er geht aus von der im Grunde »humanitären« viktorianischen Literatur, insbesondere untersucht er die beiden Seiten der Literatur der neunziger Jahre: *fin de siècle* und *Renascent*.

Den repräsentativen Charakter dieser Dekade sieht er in folgendem: Betonung der objektiven Tatsache, Fortsetzung der Romantik, Zerstörung der Auffassung von der Kunst als "a medium of truth and the social good", Vorliebe für das Mystische und Transzendente. Aus dem 2. Abschnitt "Formative Influences" heben wir nur einiges hervor. Die jungen Dichter von heute sind Donne eher verwandt als den späteren Metaphysikern; Wordsworths Einfluß scheint in der Nachkriegsdichtung zugenommen, derjenige Brownings zugenommen zu haben, der Einfluß Gautiers und Baudelaires auf die englische Dichtung ist schon in den 1860er Jahren spürbar. Noch mehr Bekanntes bringt der 3. Abschnitt "Tendencies", aber zu beachten ist: Als Mystiker im englischen Sinne (!) läßt der Verfasser gelten Ralph Hodgson, D. H. Lawrence, Walter de la Mare; der Dichtung von W. B. Yeats jedoch wird eine besondere Eindrucks-kraft auf die indische Seele zugeschrieben, nicht nur wegen der Beziehung zu Tagore. Der Grundzug der neuen englischen Dichtung ist "to lay stress upon the fact as against the ideal, and to discover in the microcosmic fact the most universal traits of human life". Die Auffassung des Modernen vom taglichen Leben ist tragisch, aber er predigt keine Philosophie der Verzweiflung. Die Grundlage der modernen Kunst ist die Aufrichtigkeit.

Der erste allgemeine Teil bringt also keineswegs nur Neues. Aber Altes wird außerordentlich klar und überzeugend dargelegt.

Die nun folgenden Skizzen gelten Dichtern, die nur in begrenztem Sinne als »modern« gelten können. Die Beurteilungen sind alle außerordentlich kritisch, ohne dabei übertrieben und ungerecht herabzusetzen. An Bridges wird zwar anerkannt "the stamp of deliberation and craftsmanship", aber die echte Vision wird ihm abgesprochen. G. M. Hopkins wird merkwürdigerweise zu den »obskuren Dichtern des späteren 19. Jahrhunderts« gerechnet! Als Inder kann der Verfasser Kipling das Eindringen in Geist, Kultur und Tradition Indiens nicht zugestehen, aber er fertigt ihn nicht herkömmlicherweise als "arrogant and jingoistic" ab. An Hardy wird eine »melioristische Auffassung des Universums« festgestellt, die Beziehung des »immanenten Willens« zu Schopenhauer (hier Schopenhauer geschrieben!) wird nur angedeutet. A. E. Housman wird mit Recht gerühmt wegen seines unvergleichlichen dichterischen Ausdruckes der "simple, sad strength"; seine mannliche Resignation hätte näher gedeutet werden können. Sehr schön ist die Würdigung John Masefields als eines durchaus englischen und humanen Dichters. Rupert Brooke wird treffend gekennzeichnet als "a Shelley, terrestrial but more human"; als echten Elegiker und Naturdichter läßt der Verfasser ihn nicht gelten, aber in seinem "Song" soll er seinem persönlichen Gefühl zur Natur Ausdruck gegeben haben: "with a

plangency and sweetness which one seldom finds in English poetry and of which Urdu poetry is so brimful"! Die Dichtung von W. H. Davies erscheint als "the tireless song of a bird now gay, now plaintive". Als Geburtsjahr wird das Jahr 1872 (S. 181) und 1871 (S. 265) angegeben! Andere nehmen das Jahr 1870 an! Walter de la Mare wird geruhmt als "the laureate of dreamland and creator of a fairy-land", als Furst unter den Kinderdichtern Englands; seine spätere Dichtung mag mannlicher und wirklichkeitsnaher sein, sie wird aber auch düsterer und tragischer! Wenn de la Mare als Mystiker ohne Ekstase gekennzeichnet, wenn ihm die Macht der Vision zugestanden, aber sein Symbolismus als künstlerische Schöpfung charakterisiert wird, so müssen wir auch der Richtigkeit dieses Urteils zustimmen. Die Urteile sind alle gut fundiert, immer wieder erkennen wir den feinfühligen indischen Kritiker, der hohe künstlerische Ansprüche stellt und doch stets zur Anerkennung auch des Andersdenkenden bereit ist.

In der "Select Bibliography" finden sich wohl eine ganze Reihe von jüdischen, sonst aber nur englische und amerikanische Namen. Der Verfasser ist doch Nichtengländer!!

Bochum

Karl Arns.

---

A. E., *The Living Torch*, hrsg. von Monk Gibbon, London, Macmillan, 1937. 382 S. Pr. 12/6.

John Eglinton, *A Memoir of A. E. (George William Russell)*. London, Macmillan, 1937. 291 S. Pr. 7/6.

Die neuesten Entwicklungen in der Geschichte Irlands, das am 31. Mai zum erstenmal einen Staatspräsidenten gewählt hat, sind geeignet, uns gerade auch in Deutschland den Blick wieder einmal bevorzugt nach der grünen Insel wenden zu lassen. Ist es bei uns heute nicht schon fast vergessen, daß der irische Osteraufstand 1916 mit deutschen Waffen unterstützt werden sollte und daß damit in der Geschichte des Selbstbestimmungsrechts der Völker von uns ein entscheidender Schritt getan wurde<sup>1)</sup>!

Einer der geistigen Führer im irischen Freiheitskampf ist G. W. Russell gewesen, von dessen verschiedenen Decknamen A. E. der bekannteste geworden ist. Nachdem A. E. seine Hauptwerke bei Macmillan hat erscheinen lassen, war es fast eine Selbstverständlichkeit, daß derselbe Verlag auch den Nachlaß und ebenso die erste Biographie des Dichters veröffentlichen würde. *The Living Torch* ist eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Gedanken des

---

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu den interessanten Aufsatz von Willem Jaspert, *Republik Eire — Der irische Osteraufstand 1916* (Geist der Zeit, 1938, Heft 2 f.).

Dichters, wie sie sich in seinen unzähligen Aufsätzen, besonders in *The Irish Statesman*, finden. Das Buch ist ein Spiegelbild des Denkers in seiner Reifezeit, gleich wichtig für den Philologen wie für den Politiker. Das unglaublich vielseitige Bild des Dichters, Theosophen, Mystikers, Politikers wird lebendig in diesen Aufsätzen über Dichtkunst und Malerei (Yeats, Blake, Dunne, Shakespeare, Keats, Joyce, Masfield, Shaw, Tagore, Leonardo, van Gogh, Tolstoi, George Sand u. a. m.); über Genie und Umgebung, über das Träumen, das Zeiterleben, die Präexistenz; über galische Literatur, Slang, Mythos und Volkserzählung; dann über Nation und Schönheit, die Schönheit Irlands, Zensur, den idealen Staat, Verstädterung, Stadtstaaten, wahren Frieden, über Amerika und die Amerikaner, die Vereinigten Staaten von Europa, Auswanderung, Weltkrieg, Landwirtschaft und unzähliges mehr. Es ist Monk Gibbon's Verdienst, eine Anordnung der einzelnen Stücke erreicht zu haben, die scheinbar den einen Gedanken aus dem anderen wachsen läßt. Das alles, wie oft schon der einzelne tiefgründige Gedanke, der einen tagelang gefangen halten kann, läßt uns ahnen, mit wieviel Berechtigung Gibbon von seinem Freunde singt: "I have known one great man . . . I have known one great soul", oder wenn Moore von ihm sagt: "While we strive after happiness he holds it in his hands."

In einem einleitenden Essay Gibbon's vervollständigt sich das Bild des Mannes, der zu den Landleuten spricht, Versammlungen abhält, Molkereien und Banken gründet, dessen Schriften über Landwirtschaft in eine ganze Reihe fremder Sprachen übersetzt worden sind, der von verschiedenen Regierungen über Fragen der Land- und Geldwirtschaft um Rat angegangen wurde, der wegen seiner edlen Menschlichkeit neben Tolstoi und Tagore gestellt werden kann, dessen bärtiger Kopf an den Zeus von Otricoli gemahnt, das Bild des Dichter-Malers in seinem Atelier und im Gespräch mit seinen Freunden, einer seiner liebsten Beschäftigungen; das Bild des einem Blake und Dunne verwandten Mystikers, dessen eidetische Visionen sich in seinen Gemälden und Gedichten spiegeln — eine Welt von Halbgöttern, Heroen, Dryaden in impressionistischer Wahrheitstreue; das Bild des tiefreligiösen Häretikers, der Gott findet in Erde und Luft: (Who is that goddess to whom men should pray . . . this so despised earth . . .), der alle heiligen Schriften der Welt gelesen hat; das Bild des Theosophen, der die keltische Mythologie innerlich neu erlebt und neu gestaltet, das Bild des Staatsphilosophen, der von Nationalisten und Unionisten gleich geachtet wurde, der sich im *Irish Statesman* das Organ schuf, das der Vielseitigkeit seiner Interessen und Fähigkeiten entsprach, des Kunstkritikers, der lange, bevor sie bekannt wurden, Dichter ermutigte wie Padraic Colum, Austin Clarke, Seumas O'Sullivan,



Frank O'Connor und viele andere; kurz, das Bild eines Mannes, von dem George Moore behauptete, er sei der bedeutendste im Irland seiner Zeit, eines Mannes, der in allem sich selbst erfüllt hat und von sich sagen konnte: "I have realised all my ambitions. I have had an astounding interest in life. I have great friends. What more can a man want?"

John Eglinton ist in zweifacher Hinsicht der berufene Biograph A. E.'s zu nennen: er ist der Verfasser der *Irish Literary Portraits*<sup>1)</sup> und ist ein Leben lang A. E.'s Freund gewesen. Spricht aus Gibbons Essay mehr der bewundernde Anhänger, so ist Eglintons Darstellung eher sachlich zu nennen. Er berichtet von dem Leben dieses erstaunlichen Mannes in einer schlichten, chronisierenden Form und läßt vor allem A. E.'s Briefe sprechen, daneben aber auch die verschiedensten Gewährsmänner aus dem Kreise A. E.'s. Hier zieht das Leben des Mannes vorüber mit besonderer Berücksichtigung des Zeitgeschehens, vor allem des irischen Freiheitskampfes: der frühreife Knabe, die Vision von AEon, auf die die Initialen A. E., zurückgehen; die literarische Wiedergeburt Irlands unter der Führung von Yeats und Russell; die Gründung von etwa 250 Raiffeisenbanken, die die Rettung von Tausenden von Bauern werden sollten, "rural civilisation", der Streik von 1913, die Frage der Aushebung irischer Truppen im Weltkriege, die Konvention von 1917, der freiwillige Hungertod MacSwineys — alles Ereignisse, die die allgemeine Aufmerksamkeit auf A. E. lenkten als auf die Verkörperung der irischen Meinung, obwohl er als Nichtkatholik eine Sonderstellung einnahm; 1918 der Sieg der Sinn Féin, 1920 A. E. beim Prime Minister, das Pamphlet *Ireland and the Empire at the Court of Conscience*, A. E.'s Utopien, sein Idealismus ("The Interpreters"), sein Einsatz für das Shannon-Projekt, für Erziehungsreform, Gründung der Irish Academy of Letters, seine achtmonatige Vortragsreise nach Amerika, Briefe von dort; seine Stellung zu De Valera, abermalige Amerikareise auf wiederholtes Drängen der dortigen landwirtschaftlichen Behörden hin; Krankheit, Heimfahrt und, 1935, Tod des Achtundsechzigjährigen.

"I have known one great man . . .

I have known one great soul",

ein edler Mensch, bei dessen Tode seine alte Dienerin sagte, sie hätte für ihn sterben mögen.

In Eglintons Buch steht A. E. lebhaftig vor uns, ja man hört ihn sprechen mit seinem eigenartig singenden Tonfall und seiner dialektischen Aussprache. Aber Eglinton gibt nicht nur ein sehr

<sup>1)</sup> London, Macmillan, enthaltend die Porträts von Yeats, Moore, Edward Dowden, A. E. und James Joyce.

fein ausgeführtes Portrat des äußeren Menschen, er wird bei aller Sachlichkeit auch durchaus dem Dichter und Denker gerecht. A. E.'s Mission, die Wiedergewinnung der Göttlichkeit des Menschen (»Homeward«), die Heiligkeit der Erde, insonderheit des irischen Bodens, Natursichtigkeit der Druiden; A. E.'s Pantheismus: I believe that most of what was said of God was in reality said of that spirit whose body is Earth — All our thoughts are throngs of living souls — Our brain is as full of living creatures as our body is thronged with tiny cells." — Gedanken über den Archityp und das Ancestral Self, die Oversoul, Glaube an gewisse magnetische Zentren des Erdenwesens, die in Irland lokalisiert seien, und an die Möglichkeit, gerade an diesen Stellen sich in die Erdenerinnerung zu versenken; Präexistenz, Postexistenz, kosmisches Bewußtsein.

In beiden Büchern wird hinter dem Menschen A. E. ganz Irland wach, das alte und das neue.

Marburg (Lahn).

W. Héraucourt.

Warwick Deeping, *The Woman at the Door*. London, Cassel, 1937. 377 S. 7/6. Albatross Nr. 372. 1938. 274 S. RM. 2,—. —, *Blind Man's Year*. Albatross Nr. 351. 1937. 278 S. RM. 2,—.

*The Woman at the Door* ist vorwiegend ein Detektivroman und als solcher ein recht mäßiger. Luce, ein Eigenbrödlerr mit sicherem Einkommen und ohne Beruf, kauft sich in einsamer Gegend einen alten Signalturm. »Die Frau an der Tür«, Mrs. Ballard, ist die Frau eines in der Nahe wohnenden Farmers, die von diesem jahrelang mißhandelt worden war und ihn eines Abends erschoss; nach der Tat flüchtete sie zu Luce, den sie als Nachbarn kannte. Dieser verbirgt sie. Es kommen spannende Szenen: Die Suche der Polizei im Wald, die Nacht, in der Luce den Hund von Mrs. Ballard vergrab, die Ankunft von Miß Ballard, der Schwester des Ermordeten, u. a. m. Mr. Temperley, der Besitzer des Turmes und Liebhaber römischer Altertümer, findet zufällig Luces Geheimnis heraus. Er hilft den beiden, und so gelingt es, Rachel Ballard vom Turm wegzuschaffen. Die drei gehen zunächst auf eine Tour mit einem Auto-Wohnwagen. Schließlich gelingt es Luce, Rachel sicher nach Belgien zu bringen. Endlich ist sie gerettet. Luce kehrt nochmals nach England zurück, um alle Spuren zu verwischen. Temperley, der den Turm anzündete, hatte ihm so dabei geholfen. Luce und Rachel führen endlich ein glückliches Leben in der Schweiz.

Das sind einige der wichtigsten Ereignisse in diesem Roman. Bis zum Verlassen des Turmes (etwa in der Mitte des Buches) ist er recht spannend. Von da an aber fällt er stark ab. Die Rettung ist eigentlich durchgeführt, und was noch folgt, sind nur einzelne, wenig interessante Spannungsmomente.

Eine Reihe von Dingen ist recht überflüssig: so der Besuch von Luce bei seiner Schwester und deren Mann; auch das zweimalige Auftreten der Miß Reubens ist etwas an den Haaren herbeigezogen. Ebenso kommen kleinere Regiefehler vor (wie etwa der Faden, der durch das Wohnzimmer des Turms gespannt wird, den aber die verschiedenen Besucher nicht bemerken). So ist der Roman ganz unterhaltend, aber weder als Literaturwerk, noch als Detektivroman bedeutend oder hervorragend.

Auch *Blind Man's Year* gehört keineswegs zu den besten Werken Deepings, wenn es auch über dem eben erwähnten Roman steht. Es behandelt das entscheidende Jahr aus dem Leben eines Piloten, der nach einem Flugzeugunglück von einer Schriftstellerin gerettet wird und, durch seine Verletzungen erblindet, unter ihrer Pflege sich langsam an sein Dasein als Blinder gewöhnt und in ihrer Liebe zu neuem Leben und neuem Hoffen erwacht, während die Frau, durch einen körperlichen Makel entstellt, ihrerseits in dem Blinden die Erfüllung ihres Lebens findet.

Die Leiden des Blindgewordenen sind teilweise mit großer Eindringlichkeit dargestellt. Aber im ganzen stehen sie doch zu sehr im Mittelpunkt, sind sie zu breit ausgeführt und verlieren dadurch an Eindringlichkeit. Außerdem ist der ganze Roman zu sehr idealisierend, in Clive, dem Blinden, wie auch in Rosamond, der Schriftstellerin.

Darüber hinaus kommen verschiedentlich Dinge vor, die nichts mit der Geschichte zu tun haben (am Anfang des Romans das Interview mit dem Journalisten; später die Freundschaft Clives mit dem Boxer Jack Bowker u. a. m.) und ferner auch hier zu viele Zufälligkeiten, die an den Haaren herbeigezogen werden, wie etwa der Besuch Dr. Hayles am gleichen Tag, an dem die beiden Schwestern Rosamonds kommen. Auch Sentimentalitäten fehlen nicht.

Es ist zu bedauern, daß weder *The Woman at the Door* noch *Blind Man's Year* auch nur annähernd auf der Höhe von *Sorrel and Son* stehen.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

D. H. Lawrence, *Kangaroo*. Leipzig, 1938, Albatros 354. 408 S. RM. 3,—.

In diesem Roman über das australische Leben haben wir D. H. Lawrences Philosophie in ihrer weitgehendsten Ausprägung. Von den Eingriffen in seine innerste Freiheit angeekelt fährt der Schriftsteller Somers mit seiner Frau zu dem jüngsten Kontinent. Dort aber fühlt er einen irrationalen Haß gegen alles, was australisch ist, und nur das Wogen des Meeres gibt ihm die Ruhe zurück. Die beständige Freundlichkeit und Offenheit der Australier

zwingt Somers wider seinen Willen in Kontakt mit den Menschen und ihren politischen Problemen. Zwar fesseln ihn diese, doch er ist innerlich zu eigensinnig gestimmt, als daß er völlig in einer Sache untertauchen könnte. Dennoch fühlt er seine erhabene Einsamkeit schwinden, und obwohl er jetzt das Land lieb gewinnt, treibt er sich hinaus, nach Amerika, da er diesen seinen Gefühlen nicht unterliegen will, ehe er nicht seine eigenen Ideale erkundet hat.

Dieser schwache und oft unwahrscheinliche Rahmen erschöpft jedoch bei weitem nicht das Geschehen, sondern dieses spielt sich gleichzeitig in mehreren Ebenen ab. Neben dieser reinen Darstellung von Ereignissen besteht die bewußte Unterhaltung zwischen Dichter und Leser, doch bei weitem das Hauptgewicht wird gelegt auf die geistigen Konflikte, die entweder bewußte Auseinandersetzungen sind oder auch lediglich im Unterbewußtsein liegen. Dabei gibt Lawrence allen seelischen Entwicklungen und Auseinandersetzungen die Plastik der körperlichen Welt, auch dann, wenn das Geschehen nirgends bewußt durchdacht wird. Durch diese Verkörperlichung weicht der Verfasser weit ab von andren Schriftstellern, die sich die Darstellung innerer Vorgänge zur Aufgabe setzten — z. B. James Joyce —, und zugleich verwischt er so die sonst strengen Grenzen zwischen der Welt des Seins und der Welt des Scheins. Schwer ist es oft zu entscheiden, ob eine Debatte oder dergleichen Realität oder Idee ist (der Wahrscheinlichkeit halber möchte man oft das letztere annehmen), doch so erreicht der Dichter die hohe Symbolik des Werkes, die über das Einzelgeschehen hinausstrebt zu allgemeinerer Geltung.

Die Entwicklung der philosophischen Ideen leidet jedoch stark an dem Außer-Acht-Lassen der zeitlichen Folge, denn bevor man Somers' Erfahrungen in dem »freien England« des Weltkrieges kennen lernt, bleiben seine späteren Gedankengänge vage und nebelhaft, und man sieht in ihm nur einen schwankenden Alleingänger "who doesn't want to commit himself", wie seine australischen Nachbarn vermuten. Erst nachdem der Leser gegen Schluß der Ereignisse die Vorgeschichte als Erinnerung erfahren hat, erhält das philosophische und politische Problem lebendige Wirklichkeit.

Die Lebensanschauung von Somers ist — wie allgemein bei Lawrence — rein pessimistisch unter starker Betonung der Isolierung des Individuums, doch sie entwickelt sich vor dem Konflikt zwischen Faschismus und Sozialismus im Hintergrund (zu beachten ist, daß das Werk bereits 1923 geschrieben wurde). Die zurückgekehrten Soldaten des Weltkriegs haben sich zusammengeschlossen zu einer halb geheimen Organisation, The Diggers' Club, deren Führer in Sidney »Kangaroo« ist, der so für den Namen des Romans genau so viel Bedeutung hat wie das Land selbst. Die Bewegung ist auf

unbedingtem Gehorsam aufgebaut und erklärt die Liebe zum alleinigen Gesetz, was Somers aber nicht anerkennen kann. So zieht er sich zurück, obwohl Kangaroo ihn stets um seine Liebe bittet, selbst noch auf dem Totenbett, als er von den Kugeln des Gegners getroffen ist.

Lawrences Roman ist beachtlich als technisches Experiment durch seine Stilisierung und Symbolik, die eine philosophische Weltanschauung vermitteln will, doch der Pessimismus der unmittelbaren Nachkriegszeit ist kräftigeren Idealen gewichen.

Halle.

Kurt Wittig

Martin Boyd, *The Picnic*. Leipzig, 1937. Tauchnitz Edition 5303. 223 S. RM. 2,—.

Daß dieser Gegenwartsroman in die blaue Serie der neuen Tauchnitzbände aufgenommen wurde, ist nur zum Teil gerechtfertigt, denn es ist wohl kaum ein Liebes- und Eheroman in engerem Sinne.

Das Buch führt uns in das Landleben eines abgelegenen Ortes — Plumbridge — in Sussex mit seiner gelangweilten, doch sensationslusternen Provinzgesellschaft, in deren ewiges Einerlei die Ankunft einer australischen Familie platzt, die das Herrenhaus Plumbridge Hall ankauft. Obwohl es bald bekannt wird, daß es sich um die rechtmäßigen Nachkommen der uralten Familie der Plumbridges handelt, haftet in den Augen der Engländer doch stets wie ein Makel der schlechte Ruf als »wilde Australier« an ihnen. Der jungen Generation gelingt es jedoch, in enge Berührung mit der englischen Gesellschaft zu kommen: zwischen dem älteren, Christopher, einem verschlossenen, an Hemmungsgefühlen leidenden, doch jähzornigen Neunzehnjährigen, und der Tochter der Woodfordes, Ursula, bahnt sich eine intime Freundschaft an, während der jüngere und vitalere Wilfred in den Kreis der intellektuellen Kommunisten hineingerät.

Bald aber fährt eine weitere Aufregung in die stille Umgebung: des Pfarrers Bruder, ein leichtsinniger Unruhestifter, 'the family skeleton', ist in Australien gestorben, und seine aufgeblasene Witwe sucht wie zur Strafe den kaum befreiten Bruder auf. Sie entspricht ganz dem Bild, das sich die Einwohner Plumbridges von den Australiern gemacht hatten. Dann aber wird die Erregung auf die Spitze getrieben durch die Ankunft der alten und ehrwürdigen Tante Plumbridge von Plumbridge mit ihrem wahren Kometenschweif australischer Magnaten, welche die biedereren Spießbürger zu der Überzeugung zwingen, daß in dem neuen Kontinent dort drüben die Gesellschaft genau so aussieht wie im alten England. Auf dem Picknick aber, das zu Ehren der Gäste nach echt australischem Vor-

bild abgehalten wird, beginnt die etwas kitschig wirkende Verwicklung: in einem ungerechtfertigten Anfall von Eifersucht schlägt Christopher seinen Bruder Wilfried mit einem Stockdegen nieder, und im Wahn, ihn getötet zu haben, rast er davon. Als man bei der Rückkehr ins Herrenhaus merkt, daß dort alle Zimmer ausgeplündert sind, richtet sich der Verdacht natürlich gegen ihn, doch man läßt ihn aus Standesrücksichten laufen. Doch das ganze Mißverständnis klärt sich bald auf, da des Pfarrers vermeintliche Schwägerin Teddy die Diebin war. Das 'happy end' darf dann natürlich nicht fehlen, denn der Pfarrer holt den Ausreißer mit symbolisch-moralischen Ermahnungen heim, und auch alle andern Verwicklungen lösen sich friedlich.

Es ist eine seltsam abgelebte Jugend, die wir in 'The Picnic' erleben, was am meisten in Ursula, von der man noch kindhafte Frische und Natürlichkeit erwarten sollte, zutage tritt. Altklug steht sie zwischen dem theatralischen Leid ihrer Mutter und ihrer phrasenhaften Liebe zu Christopher. Nicht das Gefühl spricht aus ihr, sondern ein Sich-besser-fühlen als die Alten. Sie vernünftelt über ihre 'Gefühle', die ihr revolutionär dünken.

Besser gelungen ist dem Verfasser die ältere Generation, doch tritt da zugleich der Einfluß der Psychoanalyse mehr hervor, wenn deren Sinnlosigkeit auch in dem hypermodernen Ehepaar Rounsefells verspottet wird. Doch auch Tchechovs und Gorkis Spuren finden wir in Lady Liza, die sich über ihren Mißerfolg in der Ehe zu theatralischem Leid quält. »Major« Hinde ist eine andere Tchechovsche Gestalt, der in dem geisttotenden Einerlei seiner Zurückgezogenheit von der Manie besessen ist, jedem seine neuen Tapeten und Blumendekorationen zu zeigen.

Die übrigen Gestalten muten ebenfalls an wie losgeloste Typen aus der Sittenkomödie. Als Frau, die ihr Leben nur schauspielert, stellt sich Matty Westlake der Lady Liza würdig zur Seite, die Mutter der beiden australischen Jungen. Sie war in Kew (Victoria) zu einer Art geistigem Mittelpunkt geworden, und jetzt fällt es ihr schwer, aus dieser ständigen Pose in ein anderes Leben hinüberzuwechseln. Wohl hat sie immer den Wunsch gehegt, mit ihren Söhnen Europa einmal mit seiner Kultur zu bereisen, aber in ihrer neuen Umgebung fühlt sie sich entwertet und verlangt egoistisch ihr altes Milieu zurück; doch brutal wirft ihr Lieblingssohn Wilfred ihr dies vor.

Die anderen Personen sind mehr schattenhaft gehalten, und eine ideelle Einheit all dieser verschiedenen Personen sucht der Dichter durch des Pfarrers symbolisches Dozieren über die Harmonie und Einheit aller Liebe zu erreichen, doch ist dies nur eine gezwungene Losung. Wie zur Parade marschieren da noch einmal alle Gestalten

des Romans vor uns auf, und der Verfasser sucht noch einmal einzuprägen, was von seinen Ideen im Vorhergehenden nicht erfaßt sein könnte.

In der Technik schwankt Martin Boyd — zum Nachteil des Werkes — zwischen einer naturalistisch-objektiven Beschreibung und der subjektiven Blickrichtung aus dem Denken eines Charakters heraus wie bei James Joyce oder den Russen. Seine Menschen charakterisieren sich selten selbst durch ihr Denken oder Handeln, sondern wir fühlen immer die Hand des Dichters, die uns seine Vorstellungen modelliert. Wohl versucht er gelegentlich — wie zu Beginn — dramatische Szenen einzulegen, doch stehen diese in seltsamem Widerspruch zu der sonstigen beschreibenden Art.

*The Picnic* ist in erster Linie zu werten als Sitten- oder Gesellschaftsroman nach dem Vorbild eines Wilde oder Dumas, in dem die abenteuerliche Verwicklung am Schluß gekünstelt und fehl am Platze ist. Hervorragend gelungen ist die Schilderung der Provinzgesellschaft mit ihrem Scheindasein, während wir da, wo naturhaftes Leben pulsen sollte, bei der Jugend, nur erstarrte Formen finden. Dabei tritt die ländliche Umgebung oder die Natur kaum hervor, da sie nicht zum Wesen eines Sittengemaldes passen.

Martin Boyds *The Picnic* ist eher als leichte Unterhaltungslektüre denn als höhere Literatur zu werten.

Halle.

Kurt Wittig.

*The Laughter Omnibus*. Taken from Punch by Anthony Armstrong. (•A. A.•) London, Faber & Faber, 1937. XVI and 667 S. 8/6 net.

Dieses neue Omnibus-Buch enthält eine Auswahl kurzer Geschichten aus dem *Punch* während der Jahre 1911—1936, und man muß Anthony Armstrong — der auch selbst einige der besten Teile beitrug — zugestehen, daß seine Auswahl hervorragend ist. Wohl wird man dem Werk keinen literarischen Wert beimessen, doch als Ausdruck echt englischen Wesens besitzt es kulturelle Bedeutung.

Es ist kaum der scharfe Humor oder gar die Satire eines Swift oder Shaw, auch nicht die Spitzfindigkeit eines Wilde, die den Ton angeben, sondern fast durchgehend beherrscht die überlegene Erhabenheit Butlers oder das feine Lächeln Fieldings den Geist der Komik. Aber am klarsten spürt man die Eigenart des Engländers in dem Thema: nicht der andere ist das Ziel des Spottes, sondern meist das eigene Ich mit seinen Steckenpferden und Idealen. Wohl kaum ein anderes Volk vertrüge mit demselben guten Humor ein Lachen über seine geheiligtesten Einrichtungen wie das Empire, 'Coronation Day', das Klubleben, ohne sich in seiner innersten Ehre angegriffen zu fühlen, aber noch häufiger ergießt sich der Spott

über den Verfasser selbst in seinem unglücklichen Kampf mit der Tücke des Objekts oder der eigenen Unzulänglichkeit, doch gerade da bewährt sich echt das 'Keep Smiling!'

Für uns Deutsche am fesselndsten sind wohl die Auszüge aus den Jahren 1914/18, die erfreulicherweise keinen bitteren oder gehässigen Geist atmen, sondern sich gegen die Halluzinationen des Engländer selbst richten. Wirkliche politische Schärfe findet man nur in einem Artikel vom Jahre 1919 vor (Max Drennan, *The Ballybun Soviet*), der aber bezeichnenderweise gegen Irland gerichtet ist. Wenn sonst die Eigenart eines fremden Volkes zum Gegenstand genommen wird, so dient auch hier die trockene und humoristische Darstellung nur dazu, die weltbekannte Einstellung des englischen Reisenden zu zeichnen. — Von diesem Gesichtspunkt aus wird es erklärlich, daß ein »Schottenwitz« im herkömmlichen Sinne sich nicht in dem Band findet.

Halle.

Kurt Wittig.

#### KULTUR- UND GEISTESGESCHICHTE.

Homer G. Pfander, *The Popular Sermon of the Medieval Friar in England*. New York, 1937. 66 S. \$ 1.

Diese Dissertation hat augenscheinlich mühsame Nachforschungen in zahlreichen Bibliotheken erfordert. Sie zerfällt in den Bericht über 'Conditions of Preaching and the Nature of the Sermon', 'the English Verse Sermon', 'the Popular Prose Sermon'.

Pf. zieht den Begriff 'Predigt' sehr weit. Jede Anrede an das Volk, ob in oder außerhalb der Kirche, gilt ihm als solche, wenn die Möglichkeit vorhanden, daß sie ein Prediger zur Erbauung des Volkes bestimmte, und auch das Wort 'Erbauung' möchte er noch stark einschränken. Infolgedessen nennt er 'Verspredigten' alle Arten von religiösen Gedichten, wenn sie nur mit einer Anrede an das Publikum beginnen und im weiteren Verlauf eine Ermahnung enthalten. Doch Anreden an die Hörer — vielleicht auch schon Leser — waren im Mittelalter gang und gäbe; z. B. Marie de Frances 'Laustic', sicher keine Predigt, beginnt: "Une aventure vus dirai". Unzählige Male heißt es 'or oyez, or escoutez', auch in nicht geistlichen Gedichten. Andererseits nimmt Pf. Anstoß an den Anfangsworten von 'A Lutil Soth Sermun': "Herkneþ alle gode men and styлле sitteþ adun" und meint it "indicates extremely informal surroundings . . . probably in the open air". Aber gewetzt und geschwätzt hat man in der Kirche auch noch in weit späterer Zeit, und die angeführten Worte sind wieder nur eine Redensart, vgl.: "Sitteþ stille wiþouten strif, | And I schal telle zou þe lif | Of an holy man (Laud Ms 108, *Vita S. Alexi*), ein vielleicht zum Vortrag bestimmtes Heiligenleben, doch keine Predigt.



andern abzuheben, darzutun, was jede vorgeführte Gestalt von den andern unterscheidet, aber auch wie und wie weit sie auf ihren Vorgängern fußt.

Der erste Hauptabschnitt beschäftigt sich mit der »Altertumsforschung«. Sie ist im 16. Jahrhundert noch nicht geschichtlich eingestellt, sondern beruht teils auf dem Sammeltrieb, teils sind der Antrieb dazu humanistische, nationale und religiös-kirchliche Tendenzen. Der kritische Sinn befindet sich noch in den Anfängen, doch ist es wichtig, daß der Landadel sprachkundige Gelehrte von den Universitäten heranzieht, um seine Bibliotheken und Archive zu durchforschen und zu ordnen. Die ersten dieser Forscher fühlten sich noch als Humanisten, Camden (1551–1623) schrieb seine *Britannia* noch lateinisch. Späterhin lösten sich die Beziehungen zum kontinentalen Schrifttum, man schrieb englisch. Mit der Erstarkung des nationalen Bewußtseins gründete man auch die Society of Antiquaries. A. faßt den Einfluß und die zu verschiedenen Zeiten sich wandelnden Bestrebungen dieser Gesellschaft kurz zusammen und geht dann auf die Grafschaftsbeschreibungen ein, die aus den Beziehungen wissenschaftlicher Dilettanten zur Umwelt ihren Anstoß erhielten. Er nennt da vor allem Carew's *Survey of Cornwall* und Dugdale's *Antiquities of Warwickshire*. Die grammatischen und sprachwissenschaftlichen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts werden nur gestreift. A. hat die Absicht, späterhin eine eingehendere Darstellung des ganzen Kapitels zu veröffentlichen.

Den breitesten Raum nimmt die 'Kirchengeschichtsschreibung' ein. In England verschob sich das ursprünglich von deutschen Theologen beeinflusste religiöse Problem auf eine rechtliche und politisch-soziale Ebene, und es wurde ihm eine eigene Note aufgeprägt. A. weist nun nach, wie sich die bedeutendsten Kirchenschriftsteller, besonders Foxe, Parker, Ussher, Fuller, Collier, zu den meist umstrittenen Fragen, die Katholiken, Anhänger der Staatskirche und Puritaner bewegten, stellten: Wer ursprünglich das Christentum in Britannien einfuhrte, wer im Streit zwischen Heinrich II. und Thomas Becket im Recht war, welches Unrecht die Kirche an den Albigensern, an Hus und Wyclif begangen hat. Denn diese Historiker wichen darin weitgehend voneinander ab, ebenso in den Erwägungen über die Epoche, wann das Episkopat in England eingesetzt worden war und ob es zweckmäßig, ja unerläßlich sei, dieses Kirchenamt beizubehalten. Die Kapitel über die 'Geschichtsauffassung der Latudinarier' und der 'Streit um die Verfassungsrechte des geistlichen Parlaments unter Wilhelm III.' erörtern außer den schon erwähnten Fragen noch die Probleme, die sich aus der Absetzung Jakobs II. und dem Regierungsantritt des

Oraniers ergaben, da man das 'divine right of kings' mit dem geistlichen Recht auf merkwürdige Weise verknüpfte. Die Kämpfe um ein Toleranzedikt spielen in dieser Zeit auch eine große Rolle im englischen Verfassungsleben. S. 186 ff. finden wir einige zum Nachdenken einladende Bemerkungen über die Eigenart der Engländer, nicht gern über »ihren eigenen Zustand . . . ihre nationale Wesensart ihre spezifische Art zu denken« — zu reflektieren. In der 'Englischen Rechtsgeschichte des 17. Jahrhunderts' wird zuerst auf den merkwürdigen Traditionalismus des Engländer hingewiesen, dem »in viel höherem Grade als anderen Völkern das jeweils Bestehende heilig« ist. Daher trägt alles Neue einen Makel und jeder Rechtsfall muß nach den altüberlieferten 'rules of the Common Law' entschieden werden. Dabei ist es eine Fiktion, daß das englische Recht sich nicht verändert habe. Es ist hauptsächlich eine Schöpfung der mittelalterlichen Könige, vor allem Heinrichs II. und Eduards I., die aber ebenso wie vorher Wilhelm I. vorgaben, nur das angelsächsische Recht fortzuführen. Auf dem Parlament zu Merton (1235) wurde von dem Adel auf einen Reformvorschlag des Klerus geantwortet: 'Nolumus Leges Angliæ mutari' und dieser Grundsatz wird auch späterhin hochgehalten, wenn auch oft nur dem Scheine nach. Zum Beispiel bei dem Widerstand gegen die Einführung des römischen Rechts. In Bractons *De Legibus et Consuetudinibus Angliæ* finden sich ungefähr ein Drittel Gesetze, die dem jus civile entnommen sind, und ebenso stammt die Terminologie aus diesem und trotzdem wird die Unwandelbarkeit des englischen Rechts verherrlicht (vgl. Fortescue's *De Laudibus Legum Angliæ*). Unter den von A. genannten Rechtsgelehrten der Folgezeit tritt vor allem die Persönlichkeit Edward Coke's hervor, der sich von einem Anhänger des Königtums unter Elisabeth zu einem Gegner unter den Stuarts wandelte. Das Common Law stellt er dar in seinen 'Institutes'. Seine Theorien sind häufig unhistorisch und seine Beweisführung artete in einen politischen Machtkampf aus. Er vermachte seinen Nachfolgern die "professional tradition of the historic development of the English law". Roger Twysden befand sich in der eigentümlichen Lage, mit jeder politischen Richtung in Konflikt zu kommen. Die Haft im Tower hatte aber für ihn den Vorteil, ihm die Muße zum Studium mittelalterlicher Urkunden zu gewähren, die die Grundlage zu seinen Schriften besonders zu den *Certain Considerations upon the Government of England* bildeten. Er definiert den Begriff des Königtums, von Seite der Krone und von Seite des Volkes aus gesehen. Doch weit über seine Vorgänger erhebt sich die Gestalt John Seldens, der unter Jakob I. und Karl I. tätig war und nicht mehr scholastisch-didaktisch, sondern realistisch-pragmatisch denkt und daher mit seiner *History of Tithes*

1617 einen Sturm der Entrüstung, besonders unter den Theologen, erregte. Sein Hauptwerk ist die *Dissertatio ad Fletam*. Leider vermochte er trotz besten Willens die Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit der mittelalterlichen Juristen nicht kritisch abzuwägen. Weit klarere Urteilskraft besaß Matthew Hale, die »beherrschende Figur der englischen Rechtswissenschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts«. In seiner *History of Common Law* und *The Amendment or Alteration of Lawes* erkennt er, daß das Recht sich mit dem Fortschritt der Zeit ändern müsse. Trotzdem verteidigt er das Common Law gegen Hobbes *Dialogue*, der eigentlich eine Kritik von Cokes mittelalterlichen Staatsanschauungen war, und von »nutzlosen juristischen Haarspaltereien«. Auf dem letzten Abschnitt von A.s Buch »Ausblick auf die Entwicklung und den Wandel der politischen Geschichtsschreibung« kann hier nicht eingegangen werden. Ein Auszug wurde diesem kurzen, aber inhaltreichen Kapitel nicht gerecht werden. Jeder, der an dem Gegenstand Anteil nimmt, wird ja die »Studie« selbst zur Hand nehmen.

Nur eine kritische Bemerkung möchte ich mir erlauben. Es ist zwar ein Literaturverzeichnis vorhanden und ein bibliographisches Verzeichnis der von 1550—1750 erschienenen Texte und Abhandlungen usw. Letzteres ist jedoch nicht alphabetisch, sondern nach Materien chronologisch geordnet. Sicher ist es mit großem Fleiß zusammengestellt. Dem Leser und Benützer des Buches ware jedoch ein alphabetischer Schlagwortkatalog, wie ihn englisch geschriebene Abhandlungen immer bieten, von großem Nutzen.

Wien.

Margarete Rösler.

Erich Thurmman, *Der Niederschlag der evangelischen Bewegung in der englischen Literatur*. Emsdetten, 1937. (Diss. Münster, 1936.) 127 S.

Eine klare und übersichtliche Darstellung der englischen evangelischen Bewegung im 18. und 19. Jahrhundert würde für jeden deutschen Leser, der sich mit dieser Zeit beschäftigt, von Wert sein. Denn oft finden sich in der Romanliteratur Anspielungen auf religiöse Probleme, die dem Ausländer manche Ratsel aufgeben. Nur bereitet die Dissertation eine kleine Enttäuschung. Der Verf. achtet so wenig auf seinen Stil, daß man geneigt ware, auf schulmeisterliche Weise zum Rotstift zu greifen und weniger schwulstige Sätze vorzuschlagen. Vgl. z. B. gleich im Vorwort: es wird... »die Bewegung in der Beurteilung des nichtevangelischen Schrifttums betrachtet werden müssen«, statt: die Beurteilung der Bewegung durch nichtevangelische Schriftsteller u. a. m.

Zu loben ist dagegen die Dreiteilung des Stoffes: 1. die Geschichte der evangelischen Bewegung, die sich hauptsächlich auf Balleine,

*A History of the Evangelical Party in the Church of England*, 1933, stützt; 2. die von ihren Bekennern verfaßten Werke und 3. die Kritik, die sie von außerhalb Stehenden erfahren hat. Th. macht einen scharfen Trennungsstrich zwischen den Evangelischen und den Methodisten, deren Grundsätze nicht bloß von solchen verwechselt werden, die religiösen Fragen fernstehen.

Die erfolgreichste Zeit der evangelischen Bewegung war das Ende des 18. und der Beginn des 19. Jahrhunderts, als einige der bedeutendsten Vertreter sich im Londoner Vorort Clapham zusammenfanden und sie, unterstützt von den Quäkern, den Kampf gegen den Sklavenhandel erfolgreich wiederaufnahmen. Eine andere Gruppe lebte damals in Olney in Buckinghamshire und Umgebung, und zu dieser gehörte der Dichter William Cooper, dessen religiöse Gedichte Th. eingehend bespricht.

Da die Anhänger der evangelischen Bewegung durch ihr äußeres Gehaben, das auch von Heuchlern häufig nachgeahmt wurde, leicht Anlaß zu Spott, ja sogar zu Entrüstung boten, ist die Anzahl ihrer Kritiker in der zeitgenössischen Literatur unendlich groß. Von deren Namen und Werken kann Th. natürlich nur eine Auswahl bieten, durch die er jedoch zum Wiederlesen mancher der zitierten Bücher anregt.

Am Schluß seiner Dissertation bespricht Th. noch die neuzeitliche Umbildung des evangelischen Bekenntnisses durch die Gründung des 'Anglican Evangelical Group Movement'. Es wäre wichtig gewesen, zu erfahren, wie sich dieses zu der 'Evangelical Alliance' gestellt hat, deren erste Versammlungen 1845 in Liverpool, 1846 in London waren, und die alle andern protestantischen Länder zur Teilnahme heranzog.

Von Vorteil für den Leser ist die ausführliche Bibliographie.

Wien.

Margarete Rösler.

---

*The Dictionary of National Biography, 1922—1930*, ed. by J. R. H. Weaver. London, Oxford University Press; H. Milford, 1937. 962 S. 28/—.

Das D.N.B. kann heute auf eine lange Geschichte zurückblicken. Es wurde begonnen 1882 von George M. Smith. In der Zeit von 1885 bis 1900, dem ersten Endpunkt des Nachschlagewerks, erschienen 63 Bände. Um diejenigen Personen zu erfassen, die während der Entstehungszeit bis 1901 gestorben waren, erschienen 1902 weitere drei Bände als Ergänzung. Das Werk mit nunmehr insgesamt 66 Bänden fand schnell großen Anklang, und 1909 konnte bereits eine Neuauflage erscheinen, die mit Korrekturen den Inhalt auf dünneres Papier genau abdruckte, und die daher nur noch

22 Bände umfaßte. Die Herausgeber des Hauptwerks waren Sir Leslie Stephen und Sidney Lee.

Im Anschluß an dies Hauptwerk erschienen in den Jahren 1912/13 die ersten drei Erweiterungsbände, die nicht mehr eine Ergänzung, sondern eine regelrechte Fortführung des bisherigen Werks darstellten. Sie wurden von Mrs. George M. Smith besorgt und von Sir Sidney Lee herausgegeben und umfassen die Periode von 1901—1911.

Nach dem Kriege ging das D.N.B. in die Hände der Oxford University Press über, die wiederum einen Neudruck anfertigen ließ (also die 3. Auflage des Gesamtwerks) und von der Fortsetzung ebenfalls eine neue (die zweite) Auflage, auf Dünndruckpapier in einem Bande (1920) herausbrachte. Gleichzeitig mußte der Preis des Werks, der früher 15/— pro Band betragen hatte, infolge der größeren Gestehungskosten der Nachkriegszeit um nicht ganz ein Drittel erhöht werden.

Die zweite Fortsetzung, die die Periode von 1912—1921 umfaßt, erschien 1927. Die Herausgeber waren nunmehr H. W. C. Davis und J. R. H. Weaver.

Ein *Index and Epitome* zu dem Werk und den Ergänzungsbänden war bereits 1903 erschienen. Er wurde 1913 neu zusammengestellt, um auch die erste Fortsetzung mit zu umfassen und wurde entsprechend für die zweite Fortsetzung 1930 wiederum neu herausgegeben. In 4. Auflage erschien er 1931. Er hatte inzwischen den Titel *Concise Dictionary of National Biography* erhalten und diente sowohl als selbständiges Nachschlagewerk, als auch als Index zu dem Gesamtwerk, von den Anfängen bis 1921.

Die für ein Werk von solchem Umfang zahlreichen Auflagen sprechen an sich genügend für den Erfolg desselben. Darüber hinaus aber steht der wissenschaftliche Wert des D.N.B. seit langem absolut fest; es wäre überflüssig, ihn neu zu begründen.

Man kann daher mit besonderer Genugtuung die neue Fortsetzung des D.N.B., die nunmehr vorliegt, begrüßen. Sie ist, nach dem Tode von H. W. C. Davis, von J. R. H. Weaver allein herausgegeben. Der neue Band ist weit umfangreicher als sein Vorgänger; die Anzahl der aufgenommenen Biographien ist groß. Er zeichnet sich auch aus durch die zahlreichen Biographien von Staatsmännern der Dominien und von Kolonialbeamten aus und gibt somit im wahren Sinne einen Querschnitt durch das gesamte öffentliche Leben Englands um die Jahrhundertwende; denn das ist die Periode, die wohl als der Höhepunkt im Leben jener Männer anzusehen ist, die zwischen 1922 und 1930 starben. Das geht schon aus der Tatsache hervor, daß unter ihnen Lord Birkenhead, Lord Haldane, Northcliffe und andere sind, darüber hinaus aber sogar Leute wie Professor Liveing,

der 1827, Sir Harry Poland, der 1829 und Admiral John Woresby, der 1830 geboren wurde, neben 29 anderen, die noch vor der Thronbesteigung der Königin Viktoria geboren wurden.

Dieser neueste Band des D.N.B., ebenso wie auch die beiden früheren Fortsetzungen seit 1900, zeigt gegenüber dem Hauptwerk einen wesentlichen Unterschied. Während bei jenem die Biographien in der Mehrzahl wesentlich nach dem Tode des Betreffenden geschrieben wurden, sind sie bei diesen zeitgenössisch. Daraus ergibt sich ein großer Vorteil: das dem Biographen vorliegende Material ist wesentlich größer und vor allem viel einfacher und sicherer zu erlangen und nachzuprüfen. Darüber hinaus kann der Biograph oft, fast sogar meistens, aus eigener Bekanntschaft mit dem Verstorbenen heraus schreiben und so ein lebhafteres Bild seiner Persönlichkeit entwerfen. Gleichzeitig aber ergibt sich daraus auch ein nicht zu übersehender Nachteil: der Abstand von der Zeit, in der der Betreffende gelebt hat, ist noch zu gering. Man schreibt über eigene Zeitgenossen, über die bekanntlich, vor allem, wenn sie noch keine zehn Jahre tot sind, häufig kein endgültiges Urteil zu fallen ist. Es wird sich in späterer Zeit herausstellen, daß hier manches falsche Urteil gefällt worden ist. Allerdings, der Hauptwert des Buches bleibt auch dann noch bestehen: es bietet jedem, der sie sucht, die Möglichkeit, schnell und richtig die Haupttatsachen aus dem Leben eines bedeutenden Mannes zu finden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Wert dieses Werks daher überzeitlich.

Mit dem vorliegenden Band schließt J. R. H. Weaver seine verdienstvolle Tätigkeit als Herausgeber ab.

Der Band enthält einen Sammelindex für alle Bande seit 1900; durch diesen wird das Auffinden jeder einzelnen Biographie sehr erleichtert.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

#### GESCHICHTE UND POLITIK.

J. E. Neale, *Königin Elisabeth*. Hamburg-Leipzig, H. Goverts Verlag, 1936. 477 S. Geb. RM. 9.80,

Der bekannte Historiker des Elisabethanismus, J. E. Neale, vom University College, London, hat dieses von Georg Goyert erfreulich flüssig ins Deutsche übertragene Werk zum 400. Geburtstag der Königin am 7. September 1933 geschrieben. Aus diesem Anlaß ergibt sich die Art des Werkes: es ist in erster Linie eine bei allem zeitlichen Abstand begeisterte Biographie, in der die auch heute noch wache Verehrung Englands für Elisabeth ihren Ausdruck findet. Das bedeutet freilich keinen Verzicht auf geschichtliche Sachlichkeit. Die historeographische Kunst Neales, die man um der Genauigkeit des Darstellens willen von Seite zu Seite mehr be-

wundern lernt, besteht gerade darin, die Tatsachen sprechen zu lassen (Briefe Elisabeths, Reden im Parlament, Flugschriften, Predigten, Gesandtenberichte u. a. m. werden häufig — leider ohne Quellenangabe — zitiert). Neale hat auch immer eine leichte Skepsis bereit, die zur Sachlichkeit des Ganzen wesentlich beiträgt. Aber diese biographische Natur des Buches bedeutet doch, daß Elisabeth nie bloßer, nüchtern betrachteter Gegenstand, sondern immer in erster Linie der Held dieser Schrift ist, dessen Verdienste auch um das England von heute ständig in Erinnerung bleiben — wenn dieser Held auch bisweilen mit einer (letztlich der familiären Verehrung entsprungenen) Ironie betrachtet wird, so tut das seiner Art keinen Abbruch. Demgegenüber tritt alles das, was wir Elisabethanisches Zeitalter nennen, mit seinen wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Begleiterscheinungen in den Hintergrund, wird zum Anlaß, an dem die Kraft der Persönlichkeit Elisabeths sich erweist, oder wird überhaupt weggelassen. In gleicher Weise tritt auch die ideengeschichtliche Betrachtungsweise zurück — die Königin erscheint nie als Exponent überpersonlicher Zusammenhänge, sondern immer als Gestalter dieser Tendenzen. Die meisterhafte Darstellung Neales macht dabei deutlich, daß der Grund zu der »Heldenverehrung« in diesem Buch in mehr als dem Jubiläum der Königin oder ihrem allgemeinen Ruhm liegt. In Elisabeths politischem Wesen und Verhalten schildert Neale letzten Endes unausgesprochen die Substanz englischer Politik überhaupt, und diese Sinn- und Vorbildlichkeit Elisabeths erhellt das Bild so stark, daß Neale für die Jetztzeit von ihr entwirft.

Die Gegensätze und Spannungen, auf die Elisabeth bei ihrem Regierungsantritt 1558 stieß, waren mannigfach, doppelt gefährlich für eine Frau, der man das Regierenkönnen fast bis zuletzt nicht zutraute, weil das Männersache sei. Sie traf auf den Konflikt zwischen Protestantismus und Katholizismus, der durch den dreimaligen kirchlichen Stellungswechsel des Landes unter Heinrich VIII., Eduard und Maria noch verschärft worden war und dessen rechtes Ausmaß dann ganz klar wird, wenn man den Kontinent dabei nicht vergißt, der mit seinen religiösen Parteien nach England hinübergriff. Sie stand also auch vor einer politischen Machtffrage: würde England sich vor den Gewalten des Festlandes, vornehmlich Habsburg und Frankreich, behaupten können? Sie fand weiterhin im Lande selber innenpolitische und soziale Unruhe. Überall stieß die Königin auf Parteien — nirgends auf eine nationale Solidarität des englischen Volkes. Und doch löste diese Tochter Heinrichs VIII. und Ann Boleyns, der zudem noch die Rechtmäßigkeit bestritten werden konnte und wurde, diese Fragen. Es kamen die vielen Heiratsanträge der europäischen Fürsten, eines Philipp von Spanien, Erich von Schweden, Ferdinand von Habsburg und anderer bis zu dem verspielten Franz

von Alençon, die England jene außenpolitische Ruhe sicherten, die es so nötig hatte und die durch die Erwartung der Bewerber erhalten wurde. Es kam das Jahr 1588 und die Weltherrschaft Englands. Es kam die Zeit, wo der englische Adel, der zunächst dieser Frau gegenüber an leichtes Spiel geglaubt hatte, ihrer so wenig sicher war und sich doch in seinen verschiedenen Vertretern immer so um sie bewarb, daß dieser Zustand sein Selbständigkeitsstreben lähmte, oder wo dieser Adel — wie 1600 im Falle Essex' — schroff in seine Grenzen gewiesen wurde, mochte das Volk auch noch lange Zeit Lieder auf das so entschwindende romantisch-selbständige Rittertum singen. Es kamen endlich die Tage, in denen die Gestalt Elisabeths im englischen Volke von so magischem Glanz umstrahlt erschien, daß selbst jener Puritaner Stubbs auf dem Schafott nach Vollstreckung eines Urteils, das Neale selber »unklug und grausam« nennt, noch rufen konnte: »Es lebe die Königin!« Solidarität und äußere Macht wurden in der Regierung dieser Frau trotz der entmutigenden Bedingungen, unter denen sie angetreten wurde, erreicht. All das aber verdankte die Königin ihrer instinktsicher verfolgten realistischen Politik, die sich ebenso fern von politischer Dogmatik hielt, wie sie dem Grundsatz verschrieben war, England und der eigenen Herrschaft mit allen Mitteln zu nützen. Mit allen Mitteln — das bedeutete in einem wenn auch nicht bewußten, so doch unbewußt ganz modernen Sinne Verzicht auf alle Geradlinigkeit und überweltliche Ethik in der Politik und Anspruch auf jeden Grad von diplomatischem Machtspiel und politischer Intrige. Aber dieser Verzicht und jener Anspruch, beides Sinnbilder einer säkularen, nationalistischen und realistischen Auffassung vom Staat und seinen Aufgaben, trugen ihre Früchte für Staat und Nation im England des 16. Jahrhunderts, wenn auch gegen dessen Ende schon politische Dogmatiker aufstanden wie jener Puritaner Peter Wentworth, der nicht nur ein stärkeres Parlament und die fehlende "liberty" forderte, sondern überhaupt in seiner Denkweise ein Bote kommender puritanisch-dogmatischer Politik war und der 1597 im Tower starb (S. 353/60). Die Sympathien des Buches stehen dabei — trotz jener leise mitklingenden Ironie — klar auf seiten Elisabeths und ihres politischen weltlichen Credo, wenn von einem solchen gesprochen werden kann (vgl. auch Neales Urteil über die "deus eos afflavit"-Inschrift der Medaille von 1588: »... eine durchaus irreführende Deutung Seines Anteils an der Schlacht und der Rolle, die der Flotte zugefallen war«, S. 339). Was als Tugend Elisabeths erscheint, ist dieser ihr Grundsatz des Zögerns und dann wieder jähnen Zupackens, des "wait and see". Er konnte als überlegenes Spiel mit den Gegebenheiten, als wahrhafte »Kunst des Möglichen«, oder als skrupellose Täuscherei und als kompromißfreudiger Zweifel aus-



gelegt werden. Er vermochte besonders den Zeitgenossen sowohl als menschliche Größe wie auch als allzumenschliche Kleinheit und Unentschlossenheit zu erscheinen. Neale laßt jedoch auf jeden Fall keinen Zweifel darüber zu, daß dieser Grundsatz realistischer Politik unlösbar mit der Person der Königin verbunden war — sei es bewußt, wie wohl immer bei ihrer »Heiratspolitik«, sei es unbewußt im Sinne einer fast dämonischen Verkettung von persönlicher Art und politischer Aufgabe. Und diese Verbindung macht die Bedeutsamkeit Elisabeths aus. Neale nennt sie wohl eine »große Täuscherin«, bemerkt ihre oft quälende, durch ihre euphuistische Stilistik unterstrichene Unklarheit, erkennt sie als »skrupellos«, aber gleichzeitig schildert er all das nur als Kulisse ihrer Größe und als Mittel ihrer politischen Souveränität. Gerade wenn ihr Verhalten menschlich bedingt war und ihrer weiblichen Art entsprang, schmiegte sich diese Art an ihre Aufgabe an oder trat vor ihr zurück — so kommt es, daß die Menschlichkeiten Elisabeths ihr politisches Profil nicht verzerren, sondern vertiefen, während das »große Herz« der Maria Stuart ihrer politischen Stellung meist schadete. Abgesehen von nationalenglischen Gründen, aus denen Neale die Schottenkönigin immer nur als die perfide Rebellin sieht, ist auch dieser fehlende Zusammenklang von Person und Aufgabe für ihn der Grund ihrer Unterordnung unter Elisabeth. — Von der Erziehung Elisabeths durch Ascham über die Regierungen ihrer Geschwister, wo sie abwartend im Dunkel bleibt, zu ihrem eigenen Regierungsantritt, der Krise der Ridolfiverschwörung und des Maria-Stuart-Konflikts, dem Jahre 1588, der Essextragödie und dem Ende der Königin schildert Neale so liebevoll diesen Charakter, von dem er sagen kann, er habe eine »magische Gewalt« über das englische Volk besessen und sei geliebt worden wie kaum ein anderer Fürst der neueren Geschichte, obwohl er ihn a. a. O. mit einem Schauspieler vergleicht. Das Grundsätzliche des Buches, das wir oben deutlich zu machen suchten, ist dabei umrankt von einer Fülle von liebevoll ausgemalten Einzelzügen (z. B. jenes Kapitel 13, in dem die Triumphzüge Elisabeths durch das Land geschildert werden). Zur Verlebendigung wesentlich tragen auch die dem Buch beigegebenen 11 Bilder bei — von jenem bezaubernden Portrait der Dreizehnjährigen aus Windsor Castle an bis zu dem erschütternden Bild der gealterten Elisabeth aus Longford Castle (Wiltshire), in dessen Augen sich die Müdigkeit jenes letzten Augenblicks schon ankündigt, in dem »die strahlende Sonne zuletzt in einer westlichen Wolke untergeht«. Stammtafeln der Häuser Tudor, Habsburg und Valois für die Jahre von 1533—1603, eine Tabelle der geschichtlichen Ereignisse desselben Zeitraums sowie eine kleine Anzahl von Anmerkungen beschließen das Buch. Eine Bibliographie fehlt —

Neale verweist statt ihrer auf Conyer Reads "Bibliography of British History Tudor Period".

Persönliche Ergriffenheit durch den Stoff, aus der heraus der Verfasser mit immer von neuem spürbarer Freude den Leser in das Leben Elisabeths einführt und die dem Buch seine Volkstümlichkeit sichert, und andererseits grundsätzliche Erkenntnis der tiefen Bedeutsamkeit dieser Frau für das Ganze englischer Geschichte und politischer Haltung zeichnen das Werk aus. Gerade die letztere Erkenntnis, deretwegen man das Buch Neales eine nationalpolitische Biographie nennen könnte, wird jedoch nie in pathetischer Deklamation ausgesprochen — sie ist überall spürbar, aber sie bleibt unaufdringlich. Dafür zeugt auch der Humor, der sich mit Begeisterung und Sachlichkeit in diesem Werk in schöner Weise verbindet.

Freiburg i. Br.

Ernst Theodor Sehart.

Wolfgang Mailahn, *Napoleon in der englischen Geschichtsschreibung von den Zeitgenossen bis zur Gegenwart*. (Schriften der kriegsgeschichtlichen Abteilung im historischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, herausg. von Walter Elze, Heft 21). Berlin, Junker und Dünhaupt, 1937. 156 S. Pr. M. 7.—.

Die Arbeit füllt in der Tat eine fühlbare Lücke aus; sie ist die erste ihrer Art. Bis in die letzten Konsequenzen durchgedacht, ist das Thema unerschöpflich, daher werden nur die Hauptvertreter der englischen Napoleon-Literatur herausgestellt. Im ersten Teil: »Napoleon in der zeitgenössischen englischen Geschichtsschreibung« sehen wir, wie infolge parteipolitischer und patriotischer Erwägungen keine einheitliche Auffassung und Darstellung zustande kommt, die uns ein klares Gesamtbild Napoleons vermitteln könnte. Der zweite Hauptteil gilt dem »Kampf um das Napoleonbild in der Zeit nach seinem Tode bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts«. Auch den älteren englischen Napoleon-Biographien gelingt die Lösung des Napoleon-Problems noch nicht; es folgen die Vorläufer der wissenschaftlichen Darstellung Napoleons; den Abschluß bildet Seeley, dessen Buch eine kritisch-historische Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit und den Taten Napoleons ist. Im zweiten Teil ist eine im großen und ganzen ablehnende Haltung der englischen Geschichtsschreibung gegenüber Napoleon festzustellen. Bei den modernen wissenschaftlichen Darstellungen vom Jahre 1890 ab ändert sich die Auffassung in einem mehr positiven Sinne. In diesem dritten Hauptteil wird die chronologische Anordnung aufgegeben, wird Napoleon in drei Kapiteln als Staatsmann, Feldherr und Mensch vom Gesichtspunkt der englischen Geschichtsschreibung aus behandelt; der Mensch tritt gegenüber dem Feldherrn und Staatsmann zurück; einheitlich ist die Anerkennung der überragenden Größe

des Helden; gegenüber den vorhergehenden Zeitabschnitten erscheint Napoleon in der Steigerung zum Einmaligen, Großen und Überragenden der menschlichen Erscheinungswelt.

Das wäre in großen Zügen der Inhalt der sehr ertragreichen Arbeit; vielleicht interessieren die Napoleon-Urteile einiger Autoren, die nicht nur Historiker oder keine zünftigen Historiker sind. Wordworth sieht in Napoleon die größte Gefahr für England und Europa und ahnt schon im zukünftigen Erwachen des Nationalitätenprinzips den größten Gegner Napoleons; Scott beurteilt Napoleon vom moralischen und psychologischen Gesichtspunkt, greift aber weniger in ihm den Menschen als vielmehr den Politiker an; Hazlitt versucht Napoleon als den Verteidiger und Märtyrer der großen Sache der Freiheit darzustellen; Carlyle bezeichnet ihn trotz moralischer Verurteilung als "our last Great Man!"; Belloc anerkennt die staatsmännischen Leistungen des Ersten Konsuls und stellt die Tat von Austerlitz an die Spitze der "High Victories".

Die Arbeit ist abgeschlossen im Mai 1937, wohl spät genug zur Berücksichtigung von Robert MacNair Wilson *Napoleon, The Portrait of a King* (Eyre and Spottiswode 1937). Die Napoleon-Bücher des Juden Philip Guedalla sind mit Recht nicht in das Literaturverzeichnis aufgenommen. Ob inzwischen die Biographie von Winston Churchill, dem Besitzer einer immer mehr wachsenden Napoleon-Bucherei, erschienen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Napoleon ist ein "eternal theme" in der englischen Geschichtsschreibung wie auch in der »Literatur«; wir erwähnen nur den Roman *The Road to Glory* von F. Britten Austin und das Drama *St. Helena* von R. C. Sherriff und Jeanne de Casalis. Ein wichtiger Beitrag zur Napoleon-Literatur ist auch Duff Coopers Talleyrand-Biographie.

Bochum.

Karl Arns.

Friedrich Plümer, *Das britische Weltreich*. Dortmund, Critwell, 1938. 124 S.

Der Titel dieser Schrift ist leicht irreführend: Derjenige, der eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und der gegenwärtigen Lage des britischen Weltreichs, vor allem mit Bezug auf die Dominien, erwartet, wird enttäuscht sein. Das Weltreich als solches wird kaum erwähnt, die einzelnen Teile stehen vollkommen im Hintergrund.

Trotzdem hat der Titel seine Berechtigung, denn das, was der Verf. hier versucht, ist eine Darstellung der englischen Politik und politischen Idee, d. h. also gerade dessen, was das Weltreich zuwege gebracht hat und auch heute noch erhält. Aus diesem Grunde ist

diese Schrift nicht einfach eine weitere Veröffentlichung unter den vielen über das britische Weltreich. Als Geopolitiker geht Plümer von einem andern Gesichtspunkt an sein Thema heran als viele andere, die über das britische Weltreich geschrieben haben, und so kommt er auch zu manchen neuen, wichtigen Resultaten.

Der Anfang des Buchs ist zweifellos sein schwächster Teil. Die Darstellung der rassischen Grundlagen ist von einer selbstverständlichen Bestimmtheit getragen, die den für England noch recht unklaren rassischen Verhältnissen keineswegs gerecht wird. Darüber hinaus ist die Darstellung hier auch unklar: nachdem zunächst nur von »Vorläufern der fälischen Rasse«, von »Angehörigen der Mittelmeerrasse« und von »Dinariern« die Rede war, werden kurz darauf »Pikten« und »Britten« eingeführt, ohne daß gesagt wurde, wie diese sich zu den drei angeblichen Urrassen Englands verhalten. Ähnlich plötzlich und unerklärt treten die Kelten auf. Auch sonst ist dieser erste Teil etwas oberflächlich und flüchtig geschrieben und enthält eine Reihe von Platteheiten, während gleichzeitig manches zu sehr vereinfacht erscheint.

Erst mit der Behandlung des Elisabethanischen Zeitalters und nachher kommt die Darstellung richtig in Schwung. Man hat den Eindruck, daß der Verf. erst jetzt sich richtig in seinem Gebiet zu Hause fühlt. So nimmt denn auch der Wert der Schrift mit der fortschreitenden Zeit zu. Einige sehr interessante Quellen werden zitiert, wie etwa das englische Flugblatt aus dem Jahre 1694.

Der eigentliche Wert des Buchs liegt in seiner zweiten Hälfte, beginnend etwa mit der Behandlung des siebenjährigen Kriegs. Hier werden die Dinge klar und eindringlich dargelegt, und wenn auch zunächst noch nicht viel Neues gebracht wird, so erscheinen manche Linien doch klarer als oft zuvor. Von der Behandlung des zweiten englischen Weltreichs an treten jedoch neue Gesichtspunkte des Verf.s häufiger in den Vordergrund. Er zeigt, wie die englische Politik stets eine einheitliche Linie verfolgt, wenn diese auch nach außen hin oft als unklar erscheinen mag. Dies trifft erst recht zu auf die Ereignisse des ausgehenden 19. Jahrhunderts und auf die vor und nach dem Weltkrieg. Hier werden Dinge zur Sprache gebracht, von denen man wünschen mag, daß sie jeder Deutsche lesen und beherzigen möge.

Die klare Sicht und die wichtigen Darlegungen des zweiten Teils überwiegen bei weitem die Schwächen des ersten. Als Ganzes gesehen hat der Leser — und die Schrift richtet sich an das breiteste Publikum — ein in seiner gedrängten Form harmonisches Gebilde vor sich. So ist diese Schrift an sich eine gute Rechtfertigung für die Brauchbarkeit und den Wert der Geopolitik,

und die häufigen Hinweise auf diese durch den Verf. wirken nur störend.

Ein etwas peinlicher Druckfehler liegt auf S. 25 vor, wo der Name des Berliner Historikers Marcks als Marx erscheint.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

Otto Graf, *Imperium Britannicum* — Vom Inselstaat zum Weltreich. Leipzig, Wilhelm Goldmann, 1937. 325 S. Geb. RM. 7,50.

Das englische Weltreich und seine geschichtlichen Bedingungen sind besonders in Deutschland seit längerer Zeit immer wieder Gegenstand eingehender und kenntnisreicher Forschung und Darstellung gewesen. Forschung will das vorliegende Buch des auf geopolitischem und aktuell-geschichtlichem Gebiet verdienstvollen Goldmann-Verlags wohl kaum sein, trotz seines vom Verfasser etwas zu absichtlich-nachlässig bemerkten Zurückgreifens auf Quellen erster Hand: »Urkunden, Stadtchroniken, Regesten, Berichte, Denkschriften, Tagebücher, Reiseberichte, Volkslieder, Zeitdichtungen, Landes-, Orts- und Familiengeschichten wie Bistums-, Kloster- und Schulgeschichten« (S. 303). Aber auch die bloße, das schon Gesagte nochmals zusammenfassende Darstellung eines so wichtigen Stoffes muß heute anders und verantwortlicher aussehen als dieses augenscheinlich rasch hingeschriebene und mit unnötigen Journalismen und Schnoddrigkeiten erfüllte Buch, doppelt wenn sie bestimmt ist, in breitere Schichten der Leserschaft zu gelangen, wie dies ja wohl sonst der Sinn der Goldmann-Bücher ist (man vergleiche im Gegensatz zu Graf etwa das anspruchslose, aber sauber und verständlich verfaßte Werkchen von H. Siemers bei der Deutschen Buchgemeinschaft 1933). In schoner Bescheidenheit bemerkt der Verfasser zu Beginn: »Englische Geschichte, das Wie und Warum der englischen Entwicklung, die bewegenden und neuformenden Kräfte des Imperiums, das ist das Thema des Buches . . . Geschichte schreiben heißt immer auswählen . . . Was sich nicht organisch darstellen läßt, mag draußen bleiben. Es hemmt den Fluß der Sprache« (S. 5). Dieser Fluß der Sprache, den man allerdings auf jeder Seite des Buches vernehmlich plätschern hört, zusammen mit einem starken Bedürfnis nach geistreich sein sollenden Parallelen und »Wesensdeutungen« scheint weit mehr als das Gebot der Sachlichkeit und Bescheidenheit vor der britischen geschichtlichen Leistung das Gesicht des Grafen Buches bestimmt zu haben. Wie flott hort es sich doch an, wenn die Helden der isländischen Sagas als »fossile Tiere wie die Saurier« bezeichnet werden (S. 18) oder wenn es von der Landnahme der Normannen in England heißt: »Wie gut das (das mildere Klima) ihren alten Seeräuberknocken tat . . . Hier wollten sie sich ihre von Ischias und Rheumatismus knackenden

Gebeine gründlich ausheilen\* (S. 10/11). Wo bleibt bei solchen vertraulichen Scherzen aber die Achtung vor der staatenbildenden Kraft dieser Stämme, die doch eigentlich heute eine Selbstverständlichkeit sein sollte? Welch gute Kapitelüberschrift kommt doch heraus, wenn man — historische Zusammenschau der Jahrhunderte! — Elisabeth und Kleopatra in Parallele setzt. Tiefsinnig hören sich auch Wesensdeutungen an wie jene, die eine enge Verbindung sieht zwischen dem englischen Sinn für die "Balance of powers" und dem schwankenden und balanzierenden Seemannsgang des Englanders zu Schiff (S. 191). Man könnte noch viele Beispiele dieser Art geben. Daß in dem Buch auch manches Richtige steht, sei nicht geleugnet — es ist wohl mehr noch als dem eingangs erwähnten »Quellenstudium« den immer wieder deutlichen Anlehnungen an bekannte Vorläufer auf dem Gebiete des Buches zu verdanken. Es ist aber weder so neuartig noch gedanklich so selbständig, daß es den grundsätzlich peinlichen Eindruck des Grafschen Werkes zu verändern vermöchte.

Freiburg i. Br.

Ernst Theodor Sehrt.

Lord Dunsany, *My Ireland*. Leipzig, 1938, Tauchnitz Edition Nr. 5309. 251 S. RM. 2,—.

Der Dichter erzählt uns von 'green fields, castles, politics, old stones, sport, poetry, history', von dem Irland, das er am besten kennt; der Standpunkt, von dem er das meiste von Irland sehen kann, ist: "a field that stands in the centre of Irish history, and it is but a few hundred yards from the edge of my own land. It is Tara. So there I will go . . . Tara, whiter all the races came that conquered Ireland, and where their kings ruled, dynasty after dynasty, until they were driven thence by a strange thing." Das wirkliche Irland ist für ihn »ein Land der Träume«, der Mythen und der Fabeln, die es sich von keiner Nation rauben läßt. Den größten Raum nehmen in dem Buche die Jagdskizzen ein, denn der »Sport« ist ebenso sehr ein Teil Irlands wie die Politik. Dunsanys Lieblingssport ist die Schnepfenjagd, denn die Schnepfe ist der »irischste Vogel«; als Sportsmann ist er jedoch letzten Endes nur »Liebhaber«. Ferner plaudert er über die Cottages, die natürlich aus dem Boden gewachsen sind und einen Teil der Landschaft bilden, das Wetter, das mehr als anderswo Land und Volk gestaltet hat, die irische Folklore und die irische Magie. Die beiden besten dichterischen Deuter Irlands sollen A. E. und James Stephens sein, denn "in A. E. we see the Irish races looking back over their shoulders eastwards, and in James Stephens we find qualities not amiss in those spirits that dance over Irish bogs, whom Puck would cheerfully recognize as his own". Über Politik spricht sich Dunsany scheinbar widerstrebend und nicht unmittelbar aus; er weiß, daß alle, die

heute in Irland wohnen, vom Eroberer wie vom Besiegten abstammen, seine politische Prognose hat sich als wahr erwiesen. Er schreibt für Iren wie für Engländer. Sein reizvolles, persönliches und doch echt irisches Irlandbuch ist "a joy for ever".

Bochum.

Karl Arns.

Oskar Karstedt, *Der weiße Kampf um Afrika*. Bd. 1: *Englands Afrikanisches Imperium*. Berlin, Stollberg, 1937. 523 S. RM. 15,—.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich als Afrikaner bereits einen Namen gemacht in dem in Zusammenarbeit mit Otto Martens verfaßten Buch: *Afrika. Ein Handbuch für Wirtschaft und Reise* (3. Aufl., 1936). Aber während jenes Buch mehr praktischen Zwecken dienen will, ist dies neue Werk, wenn auch für jedermann verständlich geschrieben, als wissenschaftliche Arbeit zu werten.

Nach einer allgemeinen Einleitung werden die einzelnen britischen Besitzteile in Afrika behandelt, angefangen mit den an der Peripherie des Kontinents liegenden Inseln und aufhörend mit der Südafrikanischen Union. Jedem Besitzteil ist ein Kapitel gewidmet, und dadurch wird das Buch gleichzeitig zum Nachschlagewerk: Es bietet dem Leser ohne Schwierigkeiten die Möglichkeit, sich über ein bestimmtes Land genau zu informieren, ohne ihn zu zwingen, das ganze Buch zu lesen. Daß trotzdem eine Gesamtlektüre auf jeden Fall vorzuziehen ist, ist selbstverständlich; daß aber bei Karstedt die Einheit des afrikanischen Erdteils nie aus dem Gesichtskreis schwindet, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Die Einleitung befaßt sich mit den Fragen, die sich auf Afrika als Ganzes, wie auch auf Kolonialpolitik im allgemeinen beziehen. An verschiedenen Stellen äußert der Verfasser die Ansicht, daß er viel weniger als allgemein üblich bereit ist, von Kolonialpolitik zu sprechen. Für Afrika möchte er diesen Begriff nicht auf die Zeit vor 1870 anwenden, und für England lehnt er eine planvolle Kolonialpolitik überhaupt in weitgehendem Maße ab (S. 15). Er ist hier geneigt, der englischen Behauptung des "muddling through" recht zu geben (mit Ausnahme von Cecil Rhodes). Und es besteht auch kein Zweifel, daß man in Deutschland oft den Engländern eine größere politische Planung und überhaupt Fähigkeit zuspricht, als sie tatsächlich haben. Trotzdem scheint es uns, daß Karfeld in seiner Behauptung hier zu weit geht. Als Gegenstück möchten wir nur auf die Ausführungen des in derselben Nummer dieser Zeitschrift besprochenen Buches von Plumer hinweisen. Jedenfalls aber ist der Hinweis von Karfeld wertvoll, daß die koloniale Verwaltung draußen der Schlüssel für das Gelingen oder Versagen aller Kolonialpolitik ist.

Von diesen Gesichtspunkten aus geht der Verfasser als langjähriger Kenner aller afrikanischen Verhältnisse an die Arbeit heran. Immer wieder, auf jeder Seite, erkennt man, daß hier der Kenner spricht, und so manches, was von Europa aus gesehen als gut oder schlecht beurteilt wird, erscheint hier in einem anderen, neuen Licht.

Das Buch gewinnt außerdem durch die kühle Objektivität des Verfassers, er läßt sich nicht durch Vorurteile hinreißen und ist auch in seinem Stil sachlich, einfach und treffend. Gerade hierauf sei besonders hingewiesen, denn bei dem starken Umfang des Buches könnte man leicht vermuten, daß dieser durch allzugroße Umschweife hervorgerufen sei.

Bedauerlich ist, daß die Südafrikanische Union nur so kurz gestreift wird, während die Mandatsgebiete völlig ausgelassen sind. Letztere sollen mit Recht in dem zweiten Band, der *Deutschland in Afrika* behandeln soll, erscheinen. Ersterem dagegen hätte trotz aller Einwendungen auch in diesem Rahmen ein größerer Raum gebührt.

In der Literaturangabe fehlt das sehr wertvolle Buch von K. H. Dietzel, *Die Südafrikanische Union* (Berlin, 1934). Das Inhaltsverzeichnis wäre praktischer an den Anfang des Buches gesetzt worden.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

Peter Nielsen, *The Colour Bar*. Juta & Co., Kapstadt & Johannesburg, o. J. (1937). 148 S. 7/6. Verkauf für Europa: Messrs. Walker Bros., Ltd., 3 London Wall Buildings, London E. C. 2.

Dies Buch enthält nicht, wie man wohl vermuten könnte, eine Darlegung der Rassenpolitik der Südafrikanischen Union, sondern ist ausschließlich ein Angriff auf alle Rassenunterscheidung überhaupt, ausgehend von den Verhältnissen in der Union.

Im ersten Kapitel, "The Origin of Colour Prejudice", behauptet der Verf., daß die von den Weißen angenommenen Rassenunterschiede auf nichts anderem als Furcht vor den Schwarzen begründet seien. Er geht also von rein psychologischen Gesichtspunkten aus, aber selbst hier nur von sehr einfachen Gedankengängen, wie etwa: "The men of the superior race have everywhere been quick to apprehend the danger of losing their women to the men of the race below" (S. 1, ähnlich wieder auf S. 5). Nachdem auf diese Weise die Rasseninstinkte als Angstzustände abgetan worden sind, wird im nächsten Kapitel, "Physical Differences", auf Grund ähnlicher Argumentationen behauptet, daß diese Unterschiede eigentlich keine seien, oder doch ganz unwichtige. So wird vor allem der Körpergeruch der Schwarzen angeführt, der die Europäer besonders ab-



stoße, der aber nicht stark genug sei, um Europäer davon abzuhalten, mit Negerfrauen geschlechtlich zu verkehren: "sexual impulse overrides olfactory antipathy" (S. 12). Auch die Unterschiede des Gesichts seien nicht besonders wichtig, und die Haut des Negers sei zarter als die des Weißen. Die Behauptung, daß die Schwarzen intellektuell minderwertiger seien als die Weißen, wird im nächsten Kapitel abgelehnt: "the African Natives are in no way different from members of the great Nordic race to which I happen to belong" (S. 27). Als hervorragender Beweis für die geistige Gleichwertigkeit zwischen Schwarzen und Weißen wird angeführt, daß die Schwarzen als Diebe und Verbrecher sich besonders hervortäten und, wenn sie in dasselbe Milieu gestellt würden, sogar noch bessere Verbrecher abgeben würden; daraus leite sich die hohe geistige Qualität der Farbigen ab, denn "fraudulent and theftuous dealings, however reprehensible in the eyes of the good citizen, require for their successful issue good intelligence" (S. 32).

Und so geht es fort durch die nächsten Kapitel hindurch. Die angeführten Proben werden zur Genüge gezeigt haben, daß es sich bei dem vorliegenden Buch zwar um eine Propagandaschrift zur Erringung der Gleichstellung für die Schwarzen handelt, daß der Verf. aber in der modernen Rassenforschung kaum bewandert ist. Darüber hinaus sind seine Argumentationen von großer Einfachheit. Dem Buch kommt somit kein wissenschaftlicher Wert zu, und auch als Propagandaschrift dürfte es aus den dargelegten Gründen kaum jemanden überzeugen.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

#### BIBLIOGRAPHIE.

*The Year's Work in English Studies*, Bd. 17 (1936), hrsg. von F. S. Boas und Mary S. Serjeanston. Oxford University Press 1938. 311 S. 10/6.

Der neuste Band dieser bereits unentbehrlich gewordenen Bibliographie ist dünner geworden als seine Vorgänger. Wie die Herausgeber mitteilen, war das Jahr 1936 auf dem Gebiet der Anglistik ein besonders mageres, vor allem was die Kapitel "Old English", "Chaucer" und "The Restauration" angeht.

Im Mitarbeiterstab sind einige Änderungen eingetreten. Dr. H. V. Routh verfaßt nur noch das zweite der beiden Kapitel über "The Nineteenth Century and After", während das erste jetzt von Professor B. Ifor Evans bearbeitet wird. Das Kapitel "Old English" und das zweite mittenglische wurden ausnahmsweise von der Mitherausgeberin der Bibliographie, Mary S. Serjeanston, geschrieben.

*The Year's Work in Modern Language Studies.* By a Number of Scholars. Edited for the Modern Humanities Research Association by L. W. Tancock and A. Gilles. Vol. 8: Year ending 30 June 1937. Cambridge University Press, 1938. 280 S. 8/6.

Auch diese Bibliographie, die nur, von England aus gesehen, die Fremdsprachen umfaßt und daher zur obigen die Ergänzung bildet, ist heute schon eine allgemein bekannte und anerkannte Veröffentlichung geworden. Sie geht aus vom mittelalterlichen Latein und widmet dann ihren Hauptteil den romanischen Sprachen: Italienisch, Französisch und Provençalisch, Spanisch und Rumänisch. Anschließend daran kommen, etwas geringer an Umfang, die germanischen Sprachen: Deutsch, Holländisch, Friesisch, Skandinavisch.

Für den Anglisten ist dies Buch besonders dadurch von Wert, daß es nicht eine einfache Aufzählung von Büchern gibt, sondern eine von Fachleuten zusammengestellte beschreibende Bibliographie darstellt, die es auch dem Außenseiter ermöglicht, sich über die Neuerscheinungen auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu halten.

Freiburg i. Br.

Reinold Hoops.

#### ZEITSCHRIFTENSCHAU.

*Dialect Notes*, 6, 11—15. Hans Kurath setzt den in Heft 9 begonnenen Bericht über den Sprachatlas fort und macht Mitteilungen über den Stand der Arbeiten an den Teilen "New England" und "The South Atlantic States", über die Schallplattensammlung, sowie über den 2. Internationalen Phonetikerkongreß, der am 22. Juli 1935 in London abgehalten wurde, und der den Hauptzweck verfolgte, den Sprachatlas in Europa bekannter zu machen. — Miles L. Hanly berichtet über die Arbeit in seinem sprachwissenschaftlichen Seminar an der University of Wisconsin. — C. M. Simpson, Jr. untersucht eine Reihe von Worten aus Urkunden des Stadtarchivs von Rhode Island aus dem 17. Jahrhundert. Es handelt sich um Wörter, die in einem Sinn gebraucht werden, der nicht im N. E. D. angegeben ist, und um solche, die in diesen Urkunden früher oder später vorkommen, als das N. E. D. angibt. — Haldeen Braddy schreibt über "Cowboy Lingo of the Big Bend".

*Studies in English Literature*, herausgegeben von der English Literary Society of Japan. Bd. 17 (1937). Wie üblich bringen die ersten drei Hefte des Bandes ausschließlich Aufsätze in japanischer Sprache. Nur das vierte Heft enthält englische Beiträge. Von diesen seien erwähnt: E. V. Gatenby, *The Sermon in English Literature*. — G. S. I. Kishimoto, *On Pandarus in "Troilus and Criseyde"*. — M. Fukuyo, *Milton and Liberty*. — T. Saito, *Robert Anderson and William Wordsworth: their Lucy Poems*. — Z. Ogawa, *Wordsworth and the French Revolution*. — K. Sato, *A Study on "The Testament of Beauty"*. — E. S. Miller, *Hardy's Venerable*

Drama. — S. Nishimura, *Inspiration — a Key to Emerson's Thought*. — Neben diesen Aufsätzen bringt das Heft eine Reihe von Besprechungen, bei denen leider deutsche Neuerscheinungen nicht berücksichtigt werden. Erwähnt sei noch das Verzeichnis aller Vorlesungen über englische Sprache und Literatur an sämtlichen japanischen Universitäten und Colleges und schließlich besonders die Liste der Examensarbeiten ("Graduation Theses") für 1937, die einen interessanten Einblick in die Tätigkeit der japanischen Anglistik gewährt.

*English. The Magazine of the English Association.* Bd. 1 (1936/37) Oxford University Press. Alleinvertrieb für Deutschland: Buchhandlung Paul Hempel, Leipzig O 5, Wallwitzer Str. 8. Mit dem Erscheinen dieser Zeitschrift haben die Veröffentlichungen der English Association einen neuen, wertvollen Zuwachs erhalten. Die Zeitschrift stellt eine Mischung zwischen einer schonggeistigen und einer wissenschaftlichen Publikation dar; jede Nummer bringt kritische Aufsätze, Kurzgeschichten, Gedichte; außerdem noch Rezensionen, Theater-Notizen, Mitteilungen der English Association u. ä. m. Sie wendet sich auch ausdrücklich an die Lehrerschaft. Der erste Band der Zeitschrift enthält u. a.: Heft 1. Sir Evelyn Wrench, *English as a Bond of Union*. — Dorothy L. Sayers, *Aristotle on Detective Fiction*. — Edmund Blunden, *Keats's Friend Mathew*. — Edwar Lyttelton, *Charlotte Mason and English Teaching*. — A. Lloyd James, *The Spoken Word*. — Heft 2. F. S. Boas, *England and America: Some Recent Contacts and Contrasts*. — Bernard Darwin, *Mr. Pickwick's Birthday*. — Dorothy Margaret Stuart, Roscommon of "The Unspotted Bays". — Mona Wilson, Swift's "Polite Conversation". — Heft 3. A. G. Gardiner, G. K. Chesterton. — Guy Boas, *The Poetry of A. E. Housman*. — Heft 4. Lord Ponsonby, *Letitia Pilkington (1712—50). A Curiosity of Literature*. — J. E. Barton, *Culture and Architecture*. — M. Alderton Pink, *The English School Theatre*. — Heft 5. Lascelles Abercrombie, *John Drinkwater*. — Dorothy Margaret Stuart, *Horace Walpole in Kensington*. — Edith M. Bancroft, *The Salvage of Shakespeare*. — Heft 6. Geoffrey Tillotson, *The Publication of A. E. Housman's Comic Poems*. — William Matthews, *Polite Speech in the 18<sup>th</sup> Century*. — Donald Cowie, *The Literature of New Zealand*. — Guy Boas, Dr. Johnson on Schools and Schoolmasters. — J. E. Hales, *English Teaching in the Classroom*. Die Herausgeber der Zeitschrift sind George Cookson und Guy Boas.

Wir wünschen der Zeitschrift, die einen schönen Anfang gemacht hat und von der Oxford University Press in angenehmer Aufmachung herausgebracht wird, einen guten Erfolg.

Freiburg i. Br.

Reinald Hoops.

## MISZELLEN.



### ZU DEN REIM- UND ABLAUTBILDUNGEN IM ENGLISCHEN.

In seiner Untersuchung über »Reim und Stabreim im Dienste der neuenglischen Wortbildung« (Est. 72, S. 161 ff.) nennt E. Eckhardt in der Anmerkung auf S. 161 Gustav Krüger und Philipp Aronstein als die einzigen, die seines Wissens diese Art der Wortbildung behandelt haben. Tatsächlich gibt es aber über diese Bildungsart schon eine ganze Reihe von Untersuchungen. Ich nenne hier nur Henry B. Wheatley, *A Dictionary of Reduplicated Words in the English Language* (Transactions of the Phil. Society for 1865), London 1866, und verweise auf die weiteren Literaturangaben in meinem *Handbuch der englischen Wortbildungslehre*, Heidelberg 1937, § 641 Anmerkung.

Daß diese Bildungen »meist der niederen Sprache der unteren Volksschichten« entstammen (S. 161), möchte ich bezweifeln. Gewiß gibt es auch in der Vulgärsprache Reimbildungen, aber die meisten der von Eckhardt angeführten Bildungen dürften der Umgangssprache und nicht der Vulgärsprache entstammen. Diese beiden Sprachtypen sind doch wohl auseinanderzuhalten. Das Schicksal, »daß sie in der gehobenen feierlichen Sprache, besonders der ernstesten Dichtung durchaus unüblich sind und fast nur in der Prosa begegnen« (S. 161), teilen die Reim- und Ablautbildungen mit vielen anderen Wörtern, die der Umgangssprache angehören. Ein Beweis für ihre Herkunft aus der niederen Sprache der unteren Volksschichten ist darin nicht zu erblicken. Die Bezeichnung »sprachliche Parias« ist daher auch kaum gerechtfertigt.

Nicht ihre Herkunft, sondern ihr Gefühlsgehalt ist für die Beschränkung des Gebrauches entscheidend. Diese Reim- und Ablautkomposita gehören fast immer einem sehr deutlich begrenzten Gefühlskreis (Spott, Zärtlichkeit) an, und es ist daher gar nicht zu erwarten, daß sie in gehobener Sprache gebraucht werden, und zwar auch nicht in gehobener oder gepflegter Prosa. In Kinderreimen und Scherzgedichten dagegen sind sie nicht selten — dieser

Atmosphäre entstammen sie eben. Außerdem sind sie vor allem in umgangssprachlich gefärbter Prosa zu finden.

Dem Ausdruck »Stabreimbildungen« ist die bisher übliche Bezeichnung »Ablautbildungen« trotz der Bedenken Eckhardts (S. 175) m. E. doch vorzuziehen, denn das Wesentliche in ihrem Klangbild ist eben — wie ja auch Eckhardt S. 176 betont — nicht der Gleichklang des Anlautes, sondern die Veränderung des Vokals. Die Bezeichnung »Stabreimbildung« ist also irreführend.

Zu den Bildungen mit dem ursprünglichen Wechsel [i—a] (S. 176 ff.) wäre noch zu bemerken, daß der zweite Teil den Lautwandel me. *a* > ne. *æ* mitgemacht hat, so daß heute im Englischen der Wechsel von [i—æ] vorliegt (gegenüber deutsch und französisch [i—a]). Diese Veränderung darf bei einer Ausdeutung des Klangbildes, wie sie Eckhardt S. 184 ff. gibt, nicht übersehen werden.

Da es bei diesen Bildungen doch vor allem auf den Klang ankommt, wäre auch die Bezeichnung [i—ʌ] statt »i—u« (S. 180) vorzuziehen und entsprechend auch auf S. 181 [i—ɔ] und [ju—ɔ] statt »ee—aw« und »ew—aw«.

Zu den Ausführungen Eckhardts über die lautmalende Wirkung der Reim- und Ablautbildungen wäre auch auf die in der Anmerkung zu § 28 meiner »Wortbildungslehre« angeführte Literatur zu verweisen.

Innsbruck, im Mai 1938.

Herbert Koziol.

#### KLEINE MITTEILUNGEN.

Berichtigung: Durch ein Versehen ist im letzten Heft ein Druckfehler unterlaufen. Die Überschrift zu dem Aufsatz von A. E. H. Swaen (S. 343) muß heißen »Greenery-Yallery« (nicht Gallery).

Die Dozenten Dr. Hermann Heuer in Münster i. W. und Dr. Reinald Hoops in Freiburg i. Br. wurden zum außerordentlichen Professor ernannt.

Als Nachfolger von Prof. Hastings wurde Prof. Dr. R. W. Zandvoort auf den Lehrstuhl nach Groningen berufen.

In Basel habilitierte sich Dr. Rudolf Stamm als Privatdozent für englische Philologie.

Am 23. Mai 1938 starb in Chicago Miss Edith Rickert im Alter von 66 Jahren. Miss Rickert war Emeritus Professor an der University of Chicago. Sie ist bekannt vor allem durch die in Zusammenarbeit mit Prof. Manly herausgegebenen Bande über die zeitgenössische englische und amerikanische Literatur.

Anfang Juli 1938 starb in London der Schriftsteller und Vorstand des Verlags Methuen, E. V. Lucas im Alter von 70 Jahren;

und Anfang August der Schriftsteller M. B. Maxwell im Alter von 68 Jahren. Ferner am 30. Oktober James Harrap, der Vorstand des gleichnamigen Verlags.

Der Hanseatische Shakespeare-Preis für 1937 wurde dem englischen Musiker und Komponisten R. Vaughan Williams zugesprochen. Der Hawthornden Prize für 1938 wurde David Jones (geb. 1895) für sein Erstlingswerk *In Parenthesis* (1937) verliehen. Richard Church erhielt für seinen Roman *The Porch* (1937) den Femina-Vie Heureuse-Preis in Paris. Die Pulitzer-Preise für amerikanische Schriftsteller wurden wie folgt verteilt: Der Romanpreis an John P. Marquand für *The Late George Apley* (1937); der Dramenpreis an Thornton Wilder für *Our Town*; der Geschichtspreis an Herman Buck für *The Road to Reunion*. Der Preis für Dichtkunst wurde Miss Mary A. Baturenska zugesprochen, während der Preis für die beste amerikanische Biographie geteilt wurde und je zur Hälfte Odell Shepard für *Pedlar's Progress — the Life of Bronson Olcott* und Mr. Marquis James für seine Biographie von Andrew Jackson zugesprochen wurde.

Der Bucheraustausch zwischen englischen und ausländischen Bibliotheken hat stark zugenommen. In London wird der Verleih über die National Central Library geleitet. Aus 15 Ländern wurden Bücher geliehen und nach 20 Ländern Bücher verliehen. Über die Hälfte der von England geliehenen Bücher kamen aus Deutschland.

Die Bücherproduktion in Australien hat im letzten Jahr stark abgenommen. Während nach den Angaben des *Annual Catalogue of Australian Publications* im Jahre 1936 noch 520 Bücher in Australien erschienen, waren es 1937 nur noch 375. Unter diesen waren 23 Romane; 80 beschäftigten sich mit volkswirtschaftlichen Themen, 56 befaßten sich mit Geschichte, Reisen und Biographie, 27 mit Kunst und 23 mit Religion.

## DIE VOKALISCHE DISSIMILATION IM ALTENGLISCHEN.



1. Der in Jahrgang 1938 der »Anglia« von mir dargestellten konsonantischen Dissimilation gleicht die vokalische nur in einem einzigen Falle: in der dissimilatorischen Verdrängung eines ersten *u* durch ein zweites in Fernstellung bei den Namensformen *Agustus* < l. *Augustus* und *Agustin* < l. *Augustinus*<sup>1)</sup> (daneben als gelehrte Formen ae. auch *Augustus* und *Augustinus*). Diese Art der Dissimilation entspricht der von ne. *smother* < frühme. *smorder*<sup>2)</sup>).

2. Im übrigen beruht die vokalische Dissimilation auf völlig andern Ursachen als die konsonantische. Während letztere sich aus der Schwierigkeit ergibt, den gleichen Konsonanten mehrere Male bald nacheinander zu sprechen, würde eine Anhäufung des gleichen Vokals beim Sprechen keinerlei Schwierigkeit bereiten. Wenn trotzdem eine solche Anhäufung in bestimmten Fällen vermieden wird, so liegt dem eher ein unbewußtes Streben nach Deutlichkeit oder nach Wohlklang, nach lautlicher Abwechslung, nach Vermeidung von Eintönigkeit zugrunde.

3. Bei der konsonantischen Dissimilation bildet jeder Konsonant für sich eine besondere Gruppe; höchstens *m* und *n* stellen gelegentlich gegenüber den andern Konsonanten eine Art Einheit dar<sup>3)</sup>. Dagegen erscheinen bei der vokalischen

---

<sup>1)</sup> Um Raum zu sparen, unterlasse ich es, Belegstellen für die einzelnen Beispiele anzuführen, wenn diese Belegstellen in den Wörterbüchern von Bosworth-Toller und von Grein-Köhler angegeben sind.

<sup>2)</sup> Vgl. KDE. § 43. Die Form *Agustus* stammt schon aus dem Vulgärlatein (s. Brugmann § 348 II).

<sup>3)</sup> KDE. § 30.

Dissimilation die Vokale in zwei einander gegenüberstehenden Gruppen: zur einen gehören die velaren (dunklen) Vokale *a*, *o* und *u*, zur andern die palatalen (hellen) *e* und *i*. Eine gewisse Abwechslung zwischen hellen und dunklen Vokalen wird beliebt. »Namentlich besteht eine Neigung, das *a*, *u* einer Schlußsilbe in *e* (noch früher in *i*) zu verwandeln, wenn das Wort um eine nebetonige Silbe mit *a*, *o*, *u* wächst. So heißt es gewöhnlich *rodor*, *heorot*, *staðol*, auch Gen. Dat. Sg. *rodores*, *heorotes*, *staðoles*,  $\sim e$ , aber im Plural meist *roderas*, *heoretas*, *staðelas*,  $\sim a$ ,  $\sim um$  <sup>1)</sup>. Hierher gehört auch der Wechsel des Vokals im Praet. der II. schwachen Verbalklasse <sup>2)</sup>, wie *lufode*, Pl. *lufedon*, u. a. m.

4. Das Alter dieser Dissimilation wird von den Forschern verschieden angesetzt. Sievers <sup>3)</sup> gibt kein Alter an und redet nur allgemein von einem »jüngeren Vokalwechsel« (gegenüber dem schon aus dem Idg. stammenden Suffixablaute in der Flexion). Luick läßt diesen Vokalwechsel ungefähr nach 750 beginnen <sup>4)</sup>. Seine ältesten Spuren reichen aber, wie wir sehen werden, noch in das 7. Jahrhundert zurück <sup>4)</sup>; vielleicht hat sogar schon das Urags. bei einer bestimmten Art von Wortbildung diese Dissimilation aufzuweisen <sup>5)</sup>. Daß der erwähnte Lautwechsel eine vokalische Dissimilation darstelle, hat Wright zuerst ausdrücklich betont <sup>6)</sup>.

5. Die vokalische Dissimilation beruht ebensowenig auf einem Lautgesetz wie die konsonantische. »Auch wo alle Voraussetzungen für eine Dissimilation vorhanden sind, braucht

---

<sup>1)</sup> Dieser Lautwechsel ist gerade entgegengesetzt dem Wechsel von *æ* und *a* in Formen wie Sg. *dæges*, *dæge*, Pl. *dagas*, *daga*, *dagum*. In letzterem Wechsel liegt eine Lautangleichung (Assimilation) vor: Das *æ* der Tonsilbe entspricht dem palatalen Vokal der Endungen  $\sim es$ ,  $\sim e$ , das *a* im Plur. den velaren Vokalen der Endungen  $\sim as$ ,  $\sim a$ ,  $\sim um$ .

<sup>2)</sup> Sievers § 129.

<sup>3)</sup> Luick § 347. Bülbring (§ 417) leugnet anscheinend das Vorhandensein einer Dissimilation in obigen Fällen überhaupt und erblickt in dem *e* der Mittelsilbe nur eine schon im Früh-Ags. eingetretene Abschwächung des unbetonten Mittelvokals.

<sup>4)</sup> Vgl. § 8.

<sup>5)</sup> Vgl. § 32.

<sup>6)</sup> § 222, auch 528 und 532.



sie keineswegs einzutreten; es besteht dann nur die Möglichkeit eines solchen Eintretens<sup>1)</sup>. Wir haben daher neben den dissimilierten Formen im Pl. auch *rodora*, *rodorum*, *heorotas*, *stadolas*, beim Zeitwort auch *lufodon*, usw., offenbar jüngere Analogiebildungen nach den Formen mit bewahrtem Velarvokal in der Mittelsilbe.

6. »Andererseits wird *e* auch über sein ursprüngliches Gebiet ausgedehnt<sup>2)</sup>: Gen. Sg. *roderes*, *heoretēs*, Dat. Sg. *rodere*, *stadele*, ja sogar Nom. Sg. *stadel*, beim Zeitwort im Praet. Sg. *ƿunede* statt *ƿunode*, beim Part. Praet. *geƿined* statt *geƿinod*. Dadurch werden die Lautverhältnisse undurchsichtig; die vorhin behauptete Dissimilation bei *roderas* usw. scheint nun in Frage gestellt zu sein. Man könnte derartige Formen ja allenfalls auch als Analogiebildungen nach solchen Sing.-Formen auffassen. Jene Ausdehnung des *e* über sein ursprüngliches Gebiet stellt aber nur eine Ausnahme dar gegenüber den älteren regelmäßigen Bildungen *rodore*, *ore*, usw.; daher sind wir doch berechtigt, in dem *e* von *roderas* usw. eine vokalische Dissimilation zu erblicken.

7. Die Möglichkeit einer Dissimilation wird noch eingeeengt dadurch, daß gemäß einem ae. Lautgesetz nach langer Tonsilbe jeder nicht durch Position geschützte ursprünglich kurze einzelne Mittelvokal synkopiert wird, während nach kurzer Tonsilbe diese Synkope nicht eintritt, also zu *engel* m., *heafod* n.: Gen. Sg. *engles*, *heafdes*, Pl. *englas*, *a*, *um*; *heafdu*, *da*, *dum*. Der Mittelvokal beim Pl. Praet. der II. schwachen Konjugation kommt für diese Synkope nicht in Betracht, auch wenn die Tonsilbe lang ist, weil das *o* der Endung *ode* auf *ō* zurückgeht; daher *lode*. Bei den Nomina ist die Dissimilation also überhaupt nur bei kurzer Tonsilbe möglich; aber auch bei einer solchen begegnet mitunter jene Synkope: *oroð* n., Gen. Sg. *orðes*, Dat. *orðe*<sup>3)</sup>. Besonders in den jüngeren Denkmälern wird aber das alte System der Synkopierungen oft durch Analogiebildungen gestört, also *deofoles* nach *deofol* mn., dagegen im Plur. nur *deoflu*, *a*, *um*, nicht etwa *deofelu*, usw.

1) KDE. § 5.

2) Siehe Fußnote 2. der vorhergehenden Seite.

3) Sievers § 144, a—c und Anm. 1.

# 1. Die vokalische Dissimilation in der Flexion.

8. In den ältesten ae. Denkmälern stoßen wir noch auf *i* als dissimilatorischen Vokal der Mittelsilbe, statt des später allein vorherrschenden *e*<sup>1)</sup>. Beispiele:

Erfurter Glossen (7. Jahrh.): Pl. *metticas* (Nr. 878); die Epinaler Gl. (7. Jahrh.) haben *mettocas*, die Corpus-Gl. (8. Jahrh.) *meottucas* (Nr. 1211), zu (*mettoc*, *mattoc*)<sup>2)</sup>. Corpus-Gl.: Dat. Pl. *þæctigulum* (Nr. 1043), zu *tigule* (Nr. 1992), später *tigele* < l. *tīgula*.

9. In allen späteren ae. Sprachdenkmälern kommt nur *e* statt dieses *i* vor. Beispiele: *weorod* n., Pl. *~edu*, *~eda*, *~edum*; entsprechend *wēofod* n.<sup>3)</sup>.

*staðol* m., Pl. *~elas*, *~elum*; ferner *e(o)sol*, *fugol*, *hagol* (neben *hægol*), *sc(e)amol*, *stapol*, *teosol*. — *gafol* n., Pl. *~elu*.

*heofon* m., Pl. *~enas*, *~ena*, *~enum*.

*rodor* m., Pl. *~eras*, *~era*, *~erum*; entsprechend *ceafor*, *eodor*, *fefor*<sup>4)</sup>, *hamor* *homor*, *nicor*, *sumor* (Dat. Sg. *~era*), *tafor*, *þunor*, *we(o)lor*. — *gedwimor* n., npl. *~eru*<sup>5)</sup>. Ein besonderer Fall liegt vor bei *fealefor*<sup>6)</sup> neben *felofor* m., nach

<sup>1)</sup> Vgl. § 3.

<sup>2)</sup> Sweet, OET S 527. Die Klammer bedeutet hier und später, daß die angeführte Form in dem betreffenden Denkmal zufällig nicht belegt, sonst aber die übliche ist.

<sup>3)</sup> Zu *wēofod* sind von einschlägigen Formen nur belegt: Akk. Pl. *~edu* (Blickl. Hom. 205, 15) und Dat. Pl. *~edan* (Liebermann I 472, 26). Die fehlenden Kasus lassen sich aber aus den vorhandenen in diesem und in allen ähnlichen Fällen mit Sicherheit ergänzen. Der Mittelvokal ist (trotz § 7) nicht synkopiert, weil er auf einen Diphthong zurückgeht (*wēofod* < *wihbēod*).

<sup>4)</sup> Nach Luick (§ 347, 3) tritt anscheinend der Wandel *o* > *e* bei hellem Vokal in der Tonsilbe nicht ein; als Beispiel nennt er *nigōða* neunter. Solche Fälle seien aber nicht zahlreich, da helle Vokale in solcher Stellung zumeist durch Velarumlaut in Diphthonge verwandelt würden, die mit dunklen Vokalen auf einer Stufe ständen; also *esolas*, dagegen *eoselas*. Dieser Vermutung Luicks widersprechen aber zahlreiche Formen wie *feferas*, *~erum*, *weleras*, *gedwimeru*, *migeðan*, sogar *nigeðan*, in: ðy *nigeðan* dæge in Alfreds Beda-Übers. Grein-Köhler verzeichnet gerade umgekehrt *weleras*, dagegen *weoloras*.

<sup>5)</sup> *feter* f., Dat. Pl. *~erum* gehört wohl kaum hierher.

<sup>6)</sup> In einem Glossar des 11. Jahrhunderts bei Wright-Wülker 459, 26.

Holthausen<sup>1)</sup> < l. *porphyrio*, also zugleich mit konsonantischer und vokalischer Dissimilation<sup>2)</sup>).

*ganot* m., Pl. *-etas*, *sweofot* n., Pl. *etu*.

*darod* m., Pl. *-edas*, *-edum*; ferner *ig(e)od* (Gen. Pl. *igetla*!), *innod*, *langod*<sup>3)</sup>, *siolod seolod*, *warod*. — *fracod* n., Pl. *-edu*, *-eda*, *-edum*, ebenso *eafod*, *earfod*<sup>4)</sup>).

*ofost* f., Pl. *-estum*.

*munuc* m., Pl. *-ecas*, *-eca*, *-ecum* (*-ecan*). — *butericas* Nom. Pl. gehört kaum unmittelbar zu *buteruc* m. (doch vgl. § 8), sondern ist eher Ableitung aus der Nebenform *buteric* (vgl. ahd. *butirih*).

*wadum* m., Pl. *-ema* (vgl. *waduma* > *wadema* § 10.)

Zu *mancus* m. kommt als Gen. Pl. gelegentlich *mancessa* vor (neben *mancussa*).

*dugud* f., Pl. *-eda*, *-edum*.

10. Bei den Hauptwörtern der schwachen Deklination ist Dissimilation in folgenden Fällen anzunehmen: *hafela* m. < *hafola*, mit *e* als Mittelvokal in allen Kasus; entsprechend *nafela*; ferner *stapola*, Dat. Sg. *-elan*. Die Koseform *Onela* gehört nicht hierher; die Endung ist aus *-ila* entstanden<sup>5)</sup>.

*esole* f., Gen. Sg. *eoselan*.

*wadema* < *waduma* m., *-eman* (vgl. *wadum* § 9); *smedema* neben *smeoduma*, dazu *smedeman* in den obliquen Kasus<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Ae. etymolog. Wörterbuch.

<sup>2)</sup> Das Wort wäre also KDE § 13 zu ergänzen.

<sup>3)</sup> Nom. Pl. *innedas*, *langedas* widersprechen nur scheinbar der § 7 erwähnten Regel von der Synkope des Mittelvokals nach langer Tonsilbe. Bei *innod* ist das *o* der Endung ursprünglich lang (vgl. Holthausen und ahd. *innodi*). Bei *langod* geht die Endung *-od* auf urg. *-ōpu-*, *-ōdu-* zurück. Der Gen. Pl. *igetla* setzt eigentlich als Nom. Sg. nicht *ig(e)od*, sondern *\*ig(e)ot(t)* voraus, mit einem urg. Deminutivsuffix *-atja* (vgl. ahd. *agazza* Elster < *\*agatja* und Kluge, Stammbildungslehre § 60, Anm. 1. 2). Das *e* der Endung *-etta* könnte dann auch auf *i*-Umlaut beruhen. Die Form *igetla* ist vor Synkope geschützt durch die Stellung des *e* vor Position (wie auch in *mancessa*).

<sup>4)</sup> Bei *earfod* beruht das *o* der Endung auf einem Diphthong (vgl. got. *arbaiþs*).

<sup>5)</sup> Siehe Eckhardt, die ags. Deminutivbildungen § 25. Auch in *Sifeca* liegt keine Dissimilation vor: < *Sifica* (ahd. *Sibicho*); vgl. Eckhardt § 28.

<sup>6)</sup> Auch die Form *smedeman* paßt nicht zu Luicks Annahme (siehe Anm. 4, S. 164).

Daß auch in *Hagen* m. Dissimilation anzunehmen ist, erweist die Vergleichung mit dem entsprechenden ahd. *Hagano*.

*heofone* f. als Nebenform zu *heofon* m., mit der Endung *-enan* in den obliquen Kasus.

*anc(e)ra mamera* m., als Nebenformen zu *ancor mamor* m. — *eafora* > *eafera*, *-eran*. Auch *higera* m. darf wohl als dissimilierte Form neben *higora* gelten, das offenbar die ursprünglichere Wortgestalt darstellt (dunkler Mittelvokal wie auch bei as. *higara*, ahd. *hehara* f.).

Ob *adesa* mit Luick<sup>1)</sup> hierher zu rechnen sei, scheint bei der dunklen Herkunft des Wortes unsicher.

*nigōða* m., Pl. *-ēdan*<sup>2)</sup>; ebenso *sogōða*. Dagegen ist *sifēða* m. neben *seofōða* Pl. f. Kleie anscheinend nur Analogiebildung nach dem Grundwort *sife* n. Die Ordinalzahlen von 7 bis 10 gehören ebenfalls hierher: *seofōða*, *-ēdan*; entsprechend *eahtōða*, *nigōða*<sup>3)</sup>, *teogōða*.

11. Fraglich ist die Zugehörigkeit zu den dissimilierten Wörtern bei folgenden schwachen Femininen: *fæcele*, Gen. Sg. *-an*<sup>4)</sup>; *ferēle*, *fifele*. Es liegen hier allerdings lat. Wörter auf *-ula* zugrunde; aber das *e* der Mittelsilbe findet sich schon vor dem Endungs-*e* des Nom. Sg., so daß die übrigen Kasus wohl eher als Analogiebildungen nach diesem zu betrachten sind. Ebenso ist offenbar auch *alewe* < *aluwe* < l. *aloë*, Pl. *-ewan* zu beurteilen; als Nom. Sg. ist *alewe* gebräuchlicher als *aluwe*. Ähnliche Verhältnisse liegen wohl auch vor bei den einheimischen Wörtern *hacole hæcele*, *hamule hamele*, *widurwe widewe*. Dagegen erkennen wir deutlich eine Dissimilation in *tabelan* Akk. Sg., *-elum*, zu *tabule*.

12. Dissimilation erblickt Luick<sup>5)</sup> mit Recht auch in der Endung des Gen. Pl. der schwachen Deklination, z. B. in *gumena*, *tungena*, *vāgena*, für älteres *-ana*<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Siehe Fußnote 4 auf S. 164.

<sup>2)</sup> Glossen zu Aldhelm 17, 28 bei Napier; vgl. auch Anm. 4 auf S. 164.

<sup>3)</sup> Über *nigēdan* als Instr. Sg. s. Anm. 4 auf S. 164.

<sup>4)</sup> Sievers § 128, Anm.: *fæcele* weist auf älteres \**fakila*, Ablautbildung zu lat. *facula* zurück. *þæcele* ist nach Holthausen nur eine Umbildung von *fæcele*. Über *tigēle* < *tigule* s. § 8.

<sup>5)</sup> Siehe Fußnote 4 auf S. 164.

<sup>6)</sup> Vgl. Sievers § 276, Anm. 2, 3c.

13. Die entsprechende Dissimilation zeigt sich auch in der Deklination der Eigenschaftswörter. Beispiele:

*nacod*, Dat. Pl. *~edum*.

*gamol*, Dat. Sg. *~elum*, Gen. Pl. *~elra*, auch in der schwachen Deklination: se *gomela*, Dat. Akk. Sg. *~elan*; entsprechend *atol*, *flugol*, (*fæst*-)*hafol*, *hetol*, (*lēas*-)*sagol*, (*lig*-)*spriwol*, (*wīd*-)*scritol*, (*ofer*-)*sprecol*, *sticol*, *sweotol*, *swicol*<sup>1)</sup>, *wacol*.

*snot(t)or*, Gen. Pl. *~era*, schwach se *snotera*, Akk. Sg. m. *~eran*; Superl. *~erost*, þone *snoterestan*, þam *snoterestum*<sup>2)</sup>. Ebenso *hlāt(t)or*.

14. Etymologisch betrachtet ist *me(o)duma* eigentlich selbst ein Superlativ (got. *miduma*); dazu Akk. Sg. *~eman*, Gen. Pl. *~emra*, Dat. Pl. *~emum* (*~eman*), mit neuem Superl.: *~emesta*, Gen. Sg. *medemestan*. — Ebenso *hindema* (got. *hindumnists*).

15. Weitere Beispiele von Dissimilation bei der Steigerung der Eigenschaftswörter: *arod*, Kompar. *~edra*; *neowol*, Superl. *~elestan*; *utor* (ahd. *ūzar*), Gen. Pl. *~errena*.

Bei *neodera* und *ufera* (Adv. *neodor*, *ufor*) liegt keine Dissimilation vor: *neodera* hat eine Komparativendung, die griech. *~τερος* entspricht; zu *ufor* vgl. griech. *ὕψος*.

16. Zahlreiche einschlägige Beispiele bietet die Deklination des Part. Praet. der II. schwachen Konjugation. Die unflektierte Form endet ws. auf *~od*, außerws. meist auf *~ad*, die Mehrzahl auf *~edan*, *~eda*, *~edum*. Beispiele:

Cynewulfs Juliana (nach 750): *witod* (357): Gen. Pl. *witedra* (686).

Charter vom Jahre 832<sup>3)</sup>: to *gefultumedan* eþce gere (40, 4).

Vespasian Psalter (vor 850)<sup>4)</sup>: (*gegearwad*<sup>5)</sup>: of ðæm *gegearwedan* eardunghuse (32, 14). — *geeadmodad* is (43, 25):

<sup>1)</sup> Die Formen *hetelum*, *ligspiwelum*, *ofersprecelum*, *sticelan*, *swicelum* widersprechen auch wieder Luicks Annahme (s. Anm. 4, S. 164).

<sup>2)</sup> Formen wie *snoterestan*, *~estum* enthalten scheinbar eine doppelte Dissimilation: gegenüber *snot(t)or*, und gegenüber *snoterost*. Genau genommen beruht aber das erste *e* in *snoterestan* usw. auf der Analogie von *snoterost*, und nur das zweite *e* der Endung *~estan* usw. auf Dissimilation gegenüber der unflektierten Form *snoterost*.

<sup>3)</sup> OET S. 446.

<sup>4)</sup> OET S. 184.

<sup>5)</sup> Vespasian Hymns (ebenfalls vor 850) 4, 8: earun *gegearwad*.

ban ða *geedmodedan* (50, 10). — *gehalgade* werun (105, 28): ða *gehalgedan* (104, 15).

Northumbrische Interlinearversion der Evangelien<sup>1)</sup> (um 850): Inf. *getemesiga*, Part. *~eda* (Matth. 12, 4). — Part. *geondspyrnad* (Matth. 26, 33): *~edo* (Nom. Pl., Matth. 13, 57). — Inf. *gedegla*, Part. *~edo* (Nom. Pl. n., Luk. 19, 42).

17. In der späteren ags. Zeit sind die Beispiele so zahlreich, daß es zwecklos wäre, sie vollständig aufzuzählen; ich greife daher nur einige aus der Menge heraus:

Gesetze Alfreds (nach 890?—901)<sup>2)</sup>: *beweddod*: *weddedu* fæmne.

Lat. und ags. Glossen (11. Jahrh.)<sup>3)</sup>: *ahlutrod* (386, 27): þa *ahlutredan* (395, 37).

Glossen zu Aldhelms *De laudibus virginis* (gegen 1100)<sup>4)</sup>: *beweddod* (I 3618): *beweddodum* wærvum (= werum) (I 1398). — *gegödod* (I 126): *~edum* (Dat. Sg. 'm.) (I 911, 4133).

18. Die größte Menge von Beispielen für vokalische Dissimilation bietet der Plural des Praet. der II. schwachen Konjugation. Eine sorgfältige Durcharbeitung der ags. Wörterbücher und der Glossare zu den einzelnen ags. Literaturdenkmälern erweist beim Plur. des Praet. dieser Klasse das Vorhandensein von Formen auf *~edon* (*~edan*, *~edun*), also mit Dissimilation gegenüber dem Sing., bei der überwiegenden Mehrzahl aller Zeitwörter. Sämtliche einschlägige Formen aufzuzählen, wäre daher noch überflüssiger als bei den dissimilierten Formen des Part. Praet. Es bestand offenbar bei allen Zeitwörtern der II. schwachen Konjugation die Möglichkeit solcher Bildungen, und wenn bei einigen von ihnen bisher keine Belege für Dissimilation im Pl. Praet. vorliegen, so beruht das entweder auf dem zufälligen Umstand, daß solche Belege in der ags. Literatur wohl irgendwo vorhanden sind, aber bisher in den Wörterbüchern noch keine Unterkunft gefunden haben, oder darauf, daß die betr. Zeitwörter so vereinzelt vorkommen, daß für den dissimilierten Pl. Praet. keine Beispiele zur Verfügung stehen.

<sup>1)</sup> Cook, Glossary.

<sup>2)</sup> Liebermann I S. 58, 18, 1.

<sup>3)</sup> Wright-Wülker, Vocabularies.

<sup>4)</sup> Napier, Glosses.

19. Belege für vokalische Dissimilation beim Pl. Praet. fehlen in Bosworth-Toller völlig u. a. bei folgenden häufiger vorkommenden einschlägigen Zeitwörtern: *āscian āxian; segnian; arēdian; teohkian; irsian, miltsian, widerian; ricsian, wūtnan; droht(n)ian, notian; wōrian; tucian; mynegian*.<sup>1</sup> Unter diesen Zeitwörtern sind alle Arten von Stammvokalen vertreten; selbst wenn wir annehmen, daß ein Pl. Praet. auf *~edon* bei ihnen durchaus fehlt, können lautliche Gründe für ein solches Fehlen unmöglich vorliegen.

20. Bei den nun vorzuführenden Beispielen für vokalische Dissimilation im Praet. der II. schwachen Konjugation beschränke ich mich auch wieder darauf, aus der Fülle nur einige besonders beweiskräftige Fälle herauszugreifen, nämlich solche, bei denen der Mehrzahl auf *~edon* (*~edan, ~edun*) innerhalb desselben Denkmals eine Einzahl auf *~ode* (*~ade, ~ude*) gegenübersteht. Beispiele aus den Dichtungen:

Beowulf: *cunnode* (1500): *~edon* (508). Entsprechend *eahtedon* (172), *folgedon* (1102), *swiġedon* (1699), *þancedon* (227).

Genesis: *andswarode* (827): *~edon* (2525). Ferner *bryttade* (1236): *~edon* (1602); *þolode* (2030): *~edon* (760); *wunode* (1931): *~edon* (1890).

Christ und Satan: *staðelode* (276): *~edon* (25).

Cynewulfs Elene: *wicode* (65): *~edon* (35).

Cynewulfs Christ: *earnode* (1052): *~edon* (1350).

Guthlac: *lufade* (109): *~edon* (132); *swetrade* (Konj., 323): *~edon* (1262); *þrōwade* (379): *~edon* (175).

Andreas: *þrōwode* (Konj., 1612): *~edon* (414. 1073); *wilnode* (920): *~edon* (448).

Menologium: *þrōwade* (25): *~edon* (123).

Ælfrics Homilien (rhythmische Prosa)<sup>1</sup>: *losode* (I 303): *~edon* (V 110).

21. Beispiele aus den Prosadenkmälern:

Vespasian Psalter (vor 850): *lufade* (25, 8 u. 6.), *~ude* (77, 68. 118, 47. 113): *~edun* (77, 36).

Northumbrische Interlinearversion der Evangelien (um 850). Matthäus: *ondsuarade* (26, 23): *~edon* (26, 66); *gewitgade* (15, 7): *~edon* (11, 13). — Markus: *wordade* (5, 6): *~edun* (2, 12). — Lukas: *geondsuarade* (22, 51): *~edon* (20, 7).

<sup>1</sup>) Hrsg. von Bruno Aßmann.

Martyrology (nach 850)<sup>1)</sup>: *wunode* (33): *~edon* (21).

Alfreds Boethius-Übersetzung (vor 901): *lufode* (124, 14): *~edon* (67, 21); *onscunode* (102, 6): *~edon* (101, 30); *wilnode* (40, 9): *~edon* (67, 4); *wunode* (116, 4): *~edon* (Metra 20, 243).

Blickling-Homilien (um 970): *andswarode* (147, 9): *~edon* (233, 3), *~edan* (155, 21); *bodode* (9, 16): *~edon* (11, 12); *lufode* (5, 36), *~ade* (57, 36): *~edan* (185, 23); *þegnode* (Konj. 67, 29. 73, 10): *~edon* (33, 34); *wunode* (9, 35): *~edon* (133, 26).

Gesetze der Angelsachsen<sup>2)</sup>: *lufode* (Gesetz von 924): *~edan* (Gesetz von 1008); *fundode*: *~edon* (beides in einem Gesetz von 1020).

Brief Alexanders des Großen an Aristoteles (11. Jahrh.)<sup>3)</sup>: *[ond]swarode* (117 b 4): *~edon* (123, 2); *wundrode* (109 b 11): *~edon* (121 b 7).

Glossen zu Aldhelm (gegen 1100<sup>4)</sup>: *gegladode* (II 137): *~edon* (II 374); *witnode* (17, 3): *~edan* (17, 33).

22. Es war schon die Rede davon<sup>5)</sup>, daß das *e* der Mittelsilbe gelegentlich über sein ursprüngliches Gebiet ausgedehnt wird, also Praet. Sg. *þunede* statt *þunode*. Eine Hauptursache dafür liegt darin, daß in einigen Fällen die I. und die II. schwache Konjugation sich bei der Bildung der Präteritalformen vermischt haben.

23. Ursprünglich hatte zwischen beiden eine klare Scheidung bestanden. I: *fremman*, Praet. *fremede*, *~edon*, Part. *fremed*; *dēman*: *dēnde* *dēmdon* *dēmed*; *nerian*: *nerede*, *neredon* *nered*, dagegen II: *lufian*: *lufode* *lufodon* > *lufedon*, *lufod*. Zur II. schwachen Konjugation gehören viele Ableitungen von Haupt- oder von Eigenschaftswörtern. Mitunter wird von dem gleichen Wort ein Zeitwort nach der I. und ein anderes nach der II. Konjugation abgeleitet, z. B. von *læt*: *lettan* < urg. \**latjan* hindern, eigentlich »verlangsamen« (I), und *latian* zögern, eigentlich »langsam sein« (II), von *hāt*: *hætian* < urg. \**haitjan* heiß machen, heizen (I), und *hātian* heiß

<sup>1)</sup> OET. S. 178.

<sup>2)</sup> Hrsg. von F. Liebermann.

<sup>3)</sup> Hrsg. von Stanley Rypins.

<sup>4)</sup> Hrsg. von Napier.

<sup>5)</sup> Vgl. § 6.



werden (II). In solchen Fällen ist das Zeitwort in I eigentlich ein Kausativum; das in II drückt das Bestehen oder das Eintreten eines Zustandes aus. Die Zeitwörter der I. Klasse haben *i*-Umlaut in allen Fällen, wo der Vokal der Stammsilbe dessen fähig ist; in II fehlt dieser Umlaut, außer wenn das betr. Zeitwort Ableitung eines schon selbst umgelauteten Grundworts ist, z. B. *dysegian* zu *dysig*.

24. Die Vermischung der beiden Klassen wurde durch verschiedene Umstände begünstigt:

1. Wenn der Vokal der Stammsilbe gar nicht umlautsfähig war, fehlte ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Klasse I und II. Wir haben daher nebeneinander *stihtan*, Praet. *stihthe* (I), und *stihhtian*, Praet. *stihtode* (II), beide in der gleichen Bedeutung »ordnen«.

2. Die Endung *-ian* ist ein Kennzeichen für den Inf. in II und unterscheidet die Zeitwörter dieser Klasse von der Mehrzahl der Inff. in I. Eine Ausnahmestellung haben innerhalb I nur die Zeitwörter mit *r* im Stammauslaut, weil das *r* der Geminatōn widerstrebt und der Inf. bei diesen Wörtern ebenfalls auf *-ian* endet. Diese Gleichheit der Endung führte nun mitunter zu einem Übertritt des Zeitworts nach II: *werian* kleiden (got. *wasjan*) z. B. hat im Praet. neben dem regelmäßigen *werede weredon* (I) auch *werode weredon*, ebenso *ferian*, *styrian*.

3. Eine dritte Störungsquelle stellen die Zeitwörter in I dar, die im Praet. ursprünglich die Lautfolge Konsonant + *l*, *u*, *ŋ*, *ʀ* + *-de*, *-don* hatten; aus *-de*, *-don* entwickelte sich später *-ede*, *-edon*, und dann mit Übertritt in Klasse II *-ode*, *-edon*, und Inf. auf *-ian* statt *-an*. Beispiele:

*bytlan*: *bytlde* > *bytlede*, dann *bytlīan*: *-ode*, *-edon*. Ebenso *egl(i)an*, *segl(i)an*, *symbl(i)an*, *wriscl(i)an*; *diēgl(i)cn* *dāgl(i)an*. *cwelman* *cwylman* *cwylmian*, *þrysm(i)an*. — *ræfnan*, aber *ūræfn(i)an*, *brecnan* neben *bēcnian*. — *forglendran*, aber Part. auf *-ad* nach Klasse II neben *-ed*, *hyngr(i)an*, *timbr(i)an*, *frōfr(i)an*. Die umgelauteten Formen aus Klasse I sind also auch nach II eingedrungen.

4. Die Verwirrung erstreckte sich schließlich auch noch auf andere Fälle. Neben *fremman*, Praet. *fremede*, Part. *fremed* kommt *fremian*, *-ode*, *-od* vor. Daß die Zugehörigkeit zu Klasse II hier nicht ursprünglich sein kann, ergibt sich

schon aus dem Umlaut des Stammvokals (vgl. oben *hyngrian*, *frēfrian*).

5. Wir haben vorhin bei *stihtan stihtian* gesehen, daß hier die Unterscheidung der beiden Klassen durch die Bedeutung<sup>1)</sup> verloren gegangen ist. Das geschah zuweilen auch sonst: *gierwan* (I) und *gearwian* (II) bedeuten beide »bereiten«. Die II. Klasse übernahm von der I. in einigen Fällen auch die kausale Bedeutung: *hefigian* z. B. bedeutet nicht nur »schwer werden«, sondern auch »schwer machen«.

25. Die eben geschilderte Vermischung der beiden Konjugationsklassen steht mit der Frage der vokalischen Dissimilation in nahem Zusammenhang. Bei den aus Klasse I nach II übergetretenen Wörtern läßt sich nicht entscheiden, ob z. B. der Pl. Praet. *weredon* zum Sing. *werede* gehört, also die regelmäßige Form von Klasse I darstellt, oder zu *werode*, also zu Klasse II<sup>2)</sup>. Dissimilation liegt natürlich nur in letzterem Falle vor.

26. Im Wörterbuch von Bosworth-Toller wird oft ein Sg. Praet. auf *-ede* bei Zeitwörtern angesetzt, die unzweifelhaft zur II. Klasse gehören, z. B. bei *batian*, *dwohian*, *hatiau* u. a. Belege für *batede*, *dwolede*, *hatede*, usw. fehlen; dagegen sind solche für den Plur. auf *-edon* vorhanden. Man wird daher den Verdacht nicht los, daß den Herausgebern dieses Wörterbuchs die Dissimilation bei der Bildung des Pl. Praet. der II. Klasse unbekannt war, und daß sie in solchen und ähnlichen Fällen aus dem Pl. auf *-edon* fälschlich auf einen Sing. auf *-ede* geschlossen haben, den es bei den genannten Zeitwörter wohl kaum gibt. In andern Fällen kommt allerdings, wie wir gesehen haben<sup>3)</sup>, auch in Klasse II ein Sing. Praet. auf *-ede* neben *-ode* tatsächlich vor, entsprechend auch ein Part. Praet. auf *-ed* neben *-od*.

27. Einen weiteren Zuwachs erfuhr die II. schwache Zeitwortklasse durch Vermischung mit der III. Im Ae. war letztere schon von vornherein so verkümmert, daß von einer besonderen Konjugation nur noch wenig übrig geblieben ist, und die Mehrzahl ihrer Formen sich teils an die I., teils an die

<sup>1)</sup> Vgl. § 23.

<sup>2)</sup> Die unter 24, 1 behandelten Zeitwörter sind natürlich ausgenommen; *gestihtedon* z. B. kann nur zu *gestihtian*, nicht zu *gestihtan* gehören.

<sup>3)</sup> Vgl. § 6.

II. Klasse anlehnt, z. B. Inf. *secg(e)an* < \**sagjan*, Praes. Ind. Pl. *secg(e)að*, Part. Praes. *secgende* (I), dagegen Praes. Ind. Sg. *sagast* (neben *sægst*), *sagað* (neben *sægð*), Imp. *saga* (II). Manche der zur III. Klasse gehörigen Zeitwörter sind ganz in die II. Klasse übergetreten, so daß Doppelformen entstanden sind: neben *hycg(e)m*, Praet. *hogde* (III) auch *hogian*, Praet. *hogode*, ~*edon*, Part. *hogod* (II). *fylg(e)an* (III) und *folgian* (II) stehen bereits altws. gleichberechtigt nebeneinander<sup>1)</sup>. Ausgangspunkt für diesen Übertritt war nach Flasdiecks grundlegender Untersuchung, die ich den folgenden Ausführungen zugrunde lege, der Imp. Sing.<sup>2)</sup>. Einige dieser Zeitwörter gehören im Ae. schon so ganz zu Klasse II, daß ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zu III nur durch Vergleichung mit den andern germanischen Sprachen erschlossen werden kann, so *cunnian*, *earnian*, *þrōwian*, *bewitian*<sup>3)</sup>. Bei einer andern Gruppe ist der Übertritt nach II zwar auch im allgemeinen durchgeführt; aber daneben sind noch, besonders in der nordengl. Mundart, Spuren vorhanden, die nach III weisen, so bei *bifian*, *spurnian* *spyrnian*, *swīgian*, *þolian*, *wunian*<sup>4)</sup>. Ein engerer Zusammenhang mit III besteht noch bei *fecc(e)an*, *losian*, *plagian* *plegian*. Die Zugehörigkeit zu III ist unsicher bei *onscunian*, und ganz fraglich bei *andswarian* und *luftan*. Die übrigen Zeitwörter der III. Klasse kommen für die Zwecke dieser Arbeit nicht in Betracht.

28. Wenn bei einem dieser Zeitwörter ein Pl. Praet. auf ~*edon* vorliegt, so dürfen wir darin ohne weiteres eine dissimilierte Form nach der II. schwachen Konjugation erblicken, denn die entsprechenden Formen der III. Klasse haben Synkope des Mittelvokals: *hogdon* zu *hycg(e)an* (III), dagegen *hogedon* zu *hogian* (II).

Weitere Beispiele: *bifedon* in Alfreds Boethius-Übers. (102, 6) neben (*bifode*)<sup>5)</sup>. — *gefetedon* in Alfreds Beda-Übers.

<sup>1)</sup> Sievers § 416, Anm. 9

<sup>2)</sup> Flasdieck § 48 c.

<sup>3)</sup> Dazu gehört als Part. *witod*, s. § 16.

<sup>4)</sup> Es lag kein Grund vor, die aus Klasse III nach II übergetretenen Zeitwörter den schon von vornherein zu II gehörenden nicht völlig gleichzustellen; daher sind wie echte Formen von II behandelt worden die Partt. *gegnðspyrnað* und *witod* § 16, die Zeitwörter *cunnian*, *earnian*, *olgian*, *losian*, *swīgian*, *þolian*, *þrōwian* § 20, *wunian* § 20. 21.

<sup>5)</sup> Über *bifgedon* s. Flasdieck § 29, 1.

(nach dem Suppl. zu Bosworth-Toller), daneben *gefetton* (Aßmann 183, 61). — *plegedon* (Alfreds Orosius 154, 2) zu *plegode* (Andreas 370), daneben *plægde*<sup>1)</sup>, *plegdon* (Wærferth 119, 14). — *swīgedon* (Beow. 1699. Vespasian Psalter 106, 29), zu *swīgade* (Vesp. Ps. 31, 3), *swīgode* (Beow. 2897) neben *swīgde*<sup>1)</sup>.

## 2. Die vokalische Dissimilation in der Wortbildung.

29. Ihr Hauptverbreitungsgebiet stellen anscheinend die Adverbia auf *~inga* neben *~unga* dar. Sie sind ursprünglich Gen. Plur. von abstrakten Femininen auf *~ung*, die daneben, allerdings seltener, auch auf *~ing* endigen. Dissimilation kann bei diesen Adverbien nur vorausgesetzt werden, wenn die Endung *~inga* aus *~unga* entstanden, *~unga* also die ältere Endung ist<sup>2)</sup>; dies ist nicht unwahrscheinlich. Einen dissimilatorischen Wechsel von *u* > *i* haben wir, freilich nur als vereinzelte Erscheinung, schon aus der Flexion einiger Hauptwörter in den ältesten ae. Denkmälern kennen gelernt: *metticas* neben *meottucas*, *þæctigilum* zu *tigule*<sup>3)</sup>. Zwischen *u* und *i* scheinen besonders enge Wechselbeziehungen zu bestehen, wie auch, und zwar in der Mehrzahl der Fälle vokalischer Dissimilation im Ae., zwischen *o* und *e*.

30. Der Wechsel *~unga* : *~inga* läßt allerdings auch noch eine andere Deutung zu. Man könnte ihn auch als Suffixablaut erklären, der ja schon beim Grundwort im Wechsel von *~ung* : *~ing* vorhanden ist. Dann wären die Formen auf *~unga* : *~inga* weiter nichts als Ableitungen von Wörtern auf *~ung* : *~ing*, die den Wechsel von *u* : *i* schon aus dem Grundwort übernommen haben, ohne daß das auslautende *~a* die Veranlassung des Wechsels ist. Bei dieser Annahme kann natürlich von einer Dissimilation der Endung *~unga* > *~inga* überhaupt keine Rede sein<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. Sievers § 416, 17.

<sup>2)</sup> Kluge, Stammbildungslehre, scheint (nach § 159) die Formen mit *i* für die älteren zu halten.

<sup>3)</sup> Siehe § 8.

<sup>4)</sup> Luick (§ 328, Anm.) verweist auf die Beobachtung H. Weyhes (PBB 30, 87), daß beim Wechsel von *~ung* und *~ing* *~ing* vorgezogen werde, wenn auf die Endung eine gewichtigere Silbe folge: *leornung*, aber *leorningcniht*. Er verwirft aber auch die andere Möglichkeit nicht,

31. Mitunter wechseln die Endungen *-unga* und *-inga* innerhalb desselben Denkmals miteinander ab, so *dearnunga* (Genesis 450. 602): *-inga* (629). Weitere Beispiele: *ānunga* *āninga* *æninga*. Entsprechend mit Nebenform auf *-unga*: *færinga* *gegninga*, *hwæthweganinga*, *nīwinga*, *sæmninga* *semninga*, *weninga*. Eine jüngere Endung neben *-inga* ist das daraus entstandene *-enga*. Nebeneinander kommen vor *eallunga*, *-inga*, *-enga*, ebenso *hōlinga*, *-inga*; *nēadinga*, *nīdinga*, *-enga*. *hæbbenga* führt Bosworth-Toller als einzige Form an. Ebenso wie die Endung der Maskulina auf *-ing* oft zu *-ling* erweitert wird, so auch *-inga* zu *-linga*<sup>1)</sup>. Beispiele: (*grundlunga*), *-linga* (daneben *grundinga*); entsprechend *handlinga*, *midlinga*, *unmyndlinga*, (*nēadlunga*) *nīdlinga* (vgl. oben *nēadinga*, *-inga*, *-enga*), *samlīnga* (vgl. oben *sæmninga* *semninga*). Zu *un-  
cēapunga*, *ēawunga*, *longunga*<sup>2)</sup> fehlen Belege für die Nebenformen auf *-inga*; umgekehrt fehlen sie für *-unga* bei *brād-  
linga*, *ec(g)linga*, *ierringa* *irringa* (auch *-enga*) *yrringa*, *nēowlinga* *nīwlinga* (doch daneben *nēowunga*, *-inga*), *or-  
sceattinga*, *stīrninga*.

32. Vielleicht ist auch beim Inf. einer Reihe von Zeitwörtern der II. schwachen Klasse Dissimilation gegenüber dem Grundwort, so bei *fultemian* < *-unian* zu *fultum*; entsprechend *medemian* zu *me(o)duma*, *stadelian* zu *stadol*, *swutelian* zu *sweotol*, *gaderian* zu *geador*<sup>3)</sup>. Wenn hier wirklich Dissimilation vorliegt, so müßte sie noch in die vorags. Zeit zurückreichen, da nur in der urags. Lautgestalt dieser Wörter die Voraussetzung für eine Dissimilation gegeben ist, als die II. Klasse noch die Endung *\*-ōjan* hatte: *gaderian* < *\*gatur-  
ōjan*. Wahrscheinlicher ist aber in allen diesen Fällen gar keine Dissimilation zu erblicken, sondern Ausdehnung des *e* in unbetonten Silben über sein ursprüngliches Gebiet hinaus, von der schon die Rede war<sup>4)</sup>.

daß beim Wechsel *-unga* < *-inga* Dissimilation vorliege (§ 347, Anm. 2). Allerdings nennt er diesen Lautwechsel nicht ausdrücklich »Dissimilation«; er meint aber dasselbe, was ich »vokalische Dissimilation« genannt habe.

<sup>1)</sup> Kluge, Stammbildungslehre § 22. 159 b.

<sup>2)</sup> bei Cook.

<sup>3)</sup> *maðelian* hat das *e* der zweiten Silbe schon aus dem Grundwort (*ge*)*maðel* übernommen.

<sup>4)</sup> § 6, vgl. auch Bülbring § 417.

## Wortverzeichnis.

- adesa 10. Anm. 3, S. 162.  
 æninga, s. æninga.  
 Agustin Agustus 1.  
     Anm. 2, S. 161.  
 æhlattrian 17.  
 alewe aluwe 11.  
 anc(e)ra 10.  
 andswarian 20. 21.  
 æninga (æninga) 31.  
 æræfnian 24, 3.  
 arod 15.  
 atol 173.  
 badian 26.  
 bæacnian 24, 3.  
 beweddian 17.  
 bewitian 27.  
 bifian 27. 28. Anm. 5,  
     S. 173.  
 bodian 21.  
 brādlinga 31.  
 bryttian 20.  
 buteric buteruc 9.  
 bythian 24, 3.  
 ceafor 9.  
 cunnian 20. 27. Anm. 4,  
     S. 173.  
 cwyllmian 24, 3.  
 daroð 9.  
 dearninga 31.  
 di(e)glian 16. 24. 3.  
 duguð 9.  
 dwolian 26.  
 dysegian 23.  
 eafoð 9.  
 ēagena Gen. Pl. 12.  
     Anm. 6, S. 166.  
 eahtian 20.  
 eahtoda 10.  
 eallenga eallunga 31.  
 earfoð 9. Anm. 4, S. 165.  
 earnian 20. 27. Anm. 4,  
     S. 173.  
 ēadmōdian 16.  
 ēawunga 31.  
 ec(g)linga 31.  
 eglian 24, 3.  
 eodor 9.  
 eofor 9.  
 eosol esol 9. Anm. 4,  
     S. 164.  
 esole 10.  
 fæcele 11. Anm. 4, S. 166.  
 færinga 31.  
 fæst-hafol 13.  
 fealefor 9. Anm. 6, S. 164.  
     — 1. 2, S. 165.  
 fecc(e)an 27. 28.  
 fefor 9. Anm. 4, S. 164.  
 ferele 11.  
 ferian 24. 2.  
 feter Anm. 5, S. 164.  
 fetian, s. fecc(e)an.  
 fifele 11.  
 flugol 13.  
 folgian 20. 27. Anm.  
     1. 4, S. 173.  
 forglendran 24, 3.  
 fracod als Hauptwort 9.  
 frēfrian 24, 3. 4.  
 fremian 24, 4.  
 fugol 9.  
 fultemian fultumian 16.  
     32.  
 fundian 21.  
 gaderian 32.  
 gadulīng gædelīng 33.  
 gafol 9.  
 gamol 13.  
 ganot 9.  
 gearwian 16. 24, 5.  
     Anm. 5, S. 167.  
 gedwimor 9. Anm. 4,  
     S. 164.  
 gegninga 31.  
 geondspyrian 16.  
     Anm. 4, S. 173.  
 gestihtian, s. stihhtian.  
 gladian 21.  
 gōdian 17.  
 grund(l)inga 31.  
 gumena Gen. Pl. 12.  
     Anm. 6, S. 166.  
 hacole (hæcele) 11.  
 hæbbenga 31.  
 hæcele, s. hacole.  
 hafela 10.  
 hafol, s. fæst-hafol.  
 Hagen 10.  
 hagol 9.  
 hālgian 16.  
 hamele, s. hamule.  
 hamor (homor) 9.  
 hamule (hamele) 11.  
 handlinga 31.  
 hatian 26.  
 hātian 23.  
 hefigian 24, 5.  
 heofon 9.  
 heofone 10.  
 heorot 3. 5. 6.  
 hetol 13. Anm. 1, S. 167.  
 higera 10.  
 hindema 14.  
 hlut(t)or 13.  
 hogian 27. 28.  
 hōlenga hōlinga 31.  
 homor, s. hamor.  
 hwæthweganinga 31.  
 hyngrian 24, 3. 4.  
 ierringa (irrenga ir-  
     ringa yrringa) 31.  
 īg(e)oð 9. Anm. 3, S. 165.  
 innod 9. Anm. 3, S. 165.  
 irrenga irringa, s. ier-  
     ringa.  
 langod 9. Anm. 3, S. 165.  
 latian 23.  
 lēas-sagol 13.  
 lig-spiwol 13. Anm. 1,  
     S. 167.  
 longunga 31.  
 losian 20. Anm. 4,  
     S. 173.  
 lufian 3. 5. 20. 21. 23.

- mamera 10.  
 mancus 9. Anm. 3, S. 165.  
 mattoc 8. 29. Anm. 2.  
     S. 174.  
 madelian Anm. 3, S. 175.  
 medemian 32.  
 meduma meoduma 14.  
     32.  
 mettoc, s. mattoc.  
 midlinga 31.  
 migoda 10. Anm. 4,  
     S. 164. — 2, S. 166.  
 munuc 9.  
  
 nacod 9.  
 nafela 10.  
 nēad(l)inga (nīd(l)inga,  
     ~enga) 31.  
 neōdera 15.  
 neōw(l)inga (nīw(l)inga)  
     31.  
 neowol 15.  
 nicor 9.  
 nīd(l)inga (~enga), s.  
     nēad(l)inga.  
 nīgoda 10. Anm. 4.  
     S. 164. — 3, S. 166.  
 nīw(l)inga,  
     s. nēow(l)inga.  
  
 ofer-sprecol 13. Anm. 1,  
     S. 167.  
 ofost 10.  
 ondsvarian, s. and-  
     swarian.  
 Onela 10. Anm. 5, S. 165.  
 onscunian 21. 27.  
  
 pīnian 6.  
 plagian plegian 27. 82.  
     Anm. 1, S. 174.  
  
 rodor 3. 5. 6. 9.  
  
 sāmninga (semninga)  
     31.  
 sagol, s. lēas-sagol.  
 samlinga 31.  
  
 sc(e)amol 9.  
 scridol, s. wīd-scrīdol  
 seglian 24, 3.  
 semninga, s. sāmninga.  
 seofoda siebenter 10.  
 seofoda Kleie, s. sīfeða.  
 seolod (siolod) 9.  
 Sīfeca. Anm. 5, S. 165.  
 sīfeða (seofoda), Kleie  
     10.  
 smeduma smeoduma 10.  
     Anm. 6, S. 165.  
 snot(t)or 13. 33. Anm.  
     2, S. 167.  
 sogoda 10.  
 spiwol, s. līg-spiwol.  
 sprecol, s. ofer-sprecol.  
 spurnian spyrnian 27.  
 stapol 9.  
 stapola 10.  
 stadol 3. 5. 6. 9. 32.  
 stadolian (staðelian) 20.  
     32.  
 sticol 13. Anm. 1, S. 167.  
 stihtian 24, 1. 5. Anm.  
     2, S. 172.  
 styrian 24, 2.  
 sumor 9.  
 sweofod 9.  
 sweotol 13. 32. 33.  
 swedrian 20.  
 swicol 13. Anm. 1,  
     S. 167.  
 swīgian 20. 27. 28.  
     Anm. 4, S. 173. — 1,  
     S. 174.  
 swutelian 32.  
 swutelung 33.  
 symblian 24, 3.  
  
 tabule 11.  
 tapor 9.  
 temesian 16.  
 teogoda 10.  
 teosol 9.  
 tīgule (tīgele) (in: pæc-  
     tīgulum) 8. 29. Anm.  
     4, S. 166. — 3, S. 174.  
  
 timbrian 24, 3.  
 tīteling 33.  
 tungena Gen. Pl. 12.  
     Anm. 6, S. 166.  
  
 þæcele Anm. 4, S. 166.  
 þæctīgulum, s. tīgule  
 þancian 20.  
 þegnian 21.  
 þolian 20. 27. Anm. 4,  
     S. 173.  
 þrōwian 20. 27. Anm. 4,  
     S. 173.  
 þrysmian 24, 3.  
 þunian 6. 22.  
 þunor 9.  
  
 ufera 15.  
 uncēapunga 31.  
 unmyndlinga 31.  
 uxor 15.  
  
 wacol 13.  
 warod 9.  
 wadema wadum 9. 10.  
 weddian 17.  
 welor (weolor) 9. Anm.  
     4, S. 164.  
 wēninga 31.  
 wēofod 9. Anm. 3, S. 164.  
 weolor, s. welor.  
 weorod 9.  
 werian kleiden 24, 2. 25.  
 wīcian 20.  
 widewe, s. wīduwe.  
 wīd-scrīdol 173.  
 wīduwe (wīdewe) 11.  
 wīlnian 20.  
 wītgian 21.  
 wītnian 21.  
 wītod Part. 16. Anm.  
     3. 4, S. 173.  
 wordsnoterung 33.  
 wordian 21.  
 wundrian 21.  
 wunian 20. 21. Anm. 4,  
     S. 173.  
 yrringa, s. ierringa.

**Abkürzungen.**

KDE = Eckhardt, Die konsonantische Dissimilation im Engl. (in. Angha Jg. 1938)

l. = lateinisch.

OET = The Oldest English Texts ed. by Sweet.

**Verzeichnis der benutzten Werke und Aufsätze.**

- King Alfred: Old English Version of Boethius' De consolatione philosophiae ed. by W. J. Sedgfield. Oxford 1899.
- King Alfred: Orosius. Ed. by Henry Sweet (= EETS. Orig. Ser. 79). London 1883.
- Assmann = Bruno Assmann, Ags. Homilien u. Heiligenleben [= Bibliothek der ags. Prosa. Bd. 3]. Kassel 1889.
- The Blickling Homilies of the 10<sup>th</sup> Century. Ed. by R. Morris [= EETS. Orig. Ser. 58. 63. 73]. London 1880.
- Bosworth, Joseph. An Anglo-Saxon Dictionary. Ed. and enlarged by T. N. Toller. Oxford 1882 ff. + Suppl. 1921 ff.
- Brugmann, Karl: Kurze vergleichende Grammatik der idg. Sprachen. Straßburg 1904.
- Bülbring, Karl: Altengl. Elementarbuch, I. Lautlehre. Heidelberg 1902.
- Cook, Albert S.: A Glossary of the Old Northumbrian Gospels (Lindisfarne Gospels or Durham Book). Halle 1894.
- Flasdieck, Herm. M.: Untersuchungen über die germ. schwachen Verben III. Klasse. In: Anglia, Bd. 59 (N. F. 47), 1935, S. 1—192
- Grein, C. W. M.: Sprachschatz der ags. Dichter neu hg. von J. J. Köhler. Heidelberg 1912.
- Holthausen, F.: Altengl. etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1934.
- Kluge, Friedrich: Nominale Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte<sup>2</sup>. Halle a. S. 1899.
- Liebermann, F.: Die Gesetze der Angelsachsen. Bd. 1. 2. Halle a. S. 1903.
- Napier, Arthur S.: Old English Glosses [= Anecdota Oxoniensia IV Part XI]. Oxford 1900.
- Rypins, Stanley: Three Old English Prose Texts [= EETS. Orig. Ser. No. 161]. London 1924.
- Sievers, Eduard: Angelsächsische Grammatik.<sup>3</sup> Halle 1898.
- Sievers, Eduard: Grundzüge der Phonetik.<sup>4</sup> Leipzig 1893.
- Sweet, Henry: The Oldest English Texts [= EETS. Orig. Ser. 83]. London 1885.
- Bischof Wærferth von Worcester: Übersetzung der Dialoge Gregors des Großen, hg. von Hans Hecht. Leipzig 1900.
- Wright, Joseph & Elizabeth Mary: Old English Grammar<sup>2</sup>. London & c. 1914.
- Wright, Thomas Anglo-Saxon and Old English Vocabularies<sup>2</sup>. Ed. by Rich. Paul Wülcker. Vol. 1. 2. London 1884.

Die ags. Versdichtungen haben in allen Ausgaben dieselbe oder ungefähr dieselbe Zeilenanzahl; daher habe ich es unterlassen, die von mir benutzten Ausgaben hier anzugeben.

Freiburg i. Br.

Eduard Eckhardt.



## BECCA AND SEAFOLA.

~~~~~

The Seafola of *Widsith* 115 was long ago identified (by Karl Mullenhoff) with Sabene, the wicked retainer of Hugdietrich, and this identification still stands<sup>1</sup>). Does this character, the villain of the Wolddietrich story, go back to any historical person? In my edition of *Widsith* (pp. 184f.), I did not raise the point, and in my paper for the *Studia Germanica tillagnade E. A. Kock* (hereafter referred to as KSG), I was equally remiss. In truth, I took it for granted that Sabene was a creature of fiction pure and simple. Gudmund Schütte, however, in his *Gotthiod und Utgard* II (1936), 140f., derives Sabene from a historical person, namely, the Roman general Sabinianus Magnus, who in the course of a campaign against the Ostrogoths succeeded in capturing the mother of Theodoric the Great. It is possible enough that some account of this warfare survived in Ostrogothic tradition, was eventually transmitted to the *Oberdeutschen*, and among these, say, in the twelfth century, was combined (by some story-teller) with the Frankish tale of Wolddietrich. If all this actually happened, we have a source for the *n* of *Sabene* and, perhaps, for certain features of a battle-episode in *Wolddietrich A*. But Sabinianus could hardly at any time have had a place in Frankish tradition, and it would be hazardous indeed to derive the Seafola of *Widsith* from the Roman general. On the contrary, we must presume that Seafola belonged to the Frankish version of the tale, and that it was the likeness between his name (MHG \**Sabele*) and the general's which inspired the twelfth-century story-teller to combine the two. If Seafola was truly a

---

<sup>1</sup>) The weakness of the alternative identification (that with the Sabene of *Dietrichs Flucht*) was shown once for all by O. L. Jiriczek, in *Englische Studien* LIV (1920), 15 ff.

historical person, he must be sought among the retainers of sixth-century Frankish kings, particularly kings named Theodric.

From the *Historiae* of Theophylactus Simocatta (VI, iii, 6; ed. de Boor, p. 225), we learn that two legates of King Theodric of the Franks (the second of the name; he lived A. D. 587—613) came to the Byzantine court at some time in the 590's, to arrange for common measures against the Avars, who at that time were a source of danger to the Austrasian kings and the Emperor alike. These legates were named Βόσος and Βέρτος. The first is doubtless identical with the Frankish *dux* Boso mentioned by John the Abbot<sup>1</sup>), and by Gregory of Tours (IX 31); this same *dux* was perhaps the Boso named by Fredegar (III 89 and IV 2) as the slayer of Gundowald; cf. Gregory VII 38. On the other hand, the legate of Theodric cannot be identified with the treacherous Guntram Boso (who was put to death in 587 by the father of Theodric II; see Gregory IX 10), although this Boso had himself gone on a diplomatic mission to Constantinople a decade earlier (Gregory VII 36) and in Frankish tradition may well have early been confused or fused with his namesake.

The name *Boso* has been connected with the German adjective *böse* (OHG *bôsz*) by several etymologists<sup>2</sup>). M. Schönfeld, in his *Wörterbuch* of 1911, p. 52f., favored this connexion, but on p. 283 he gave preference to another etymology, proposed by F. Holthausen in *IF* XXV 150, according to which the name is to be connected with OE *baso*, *beaso* 'purple, scarlet' and its congeners; this etymology is also mentioned by Redin, *loc. cit.*, but only as a possibility. Whatever the etymological meaning of the name (or nickname, if it was truly a nickname in origin), it seems reasonable to think that, in virtue of its phonetic form, *Boso* was associated with *bôsz* not only by modern etymologists but also by the Franks of the

<sup>1</sup>) *Johannis Abbatis Biclarenensis Chronica* (annal for A. D. 589), in *Chron. Min. Saec. IV, V, VI, VII*, ed. Th. Mommsen, vol. II, p. 218 (*Mon. Germ. Hist., Auct. Ant.*, Tom. XI).

<sup>2</sup>) Thus, by F. Kluge, *Ety. Wb. der deutsch. Sprache*, 10th ed., 1924, p. 68; Th. Forssner, *Continental-Germanic Personal Names in England*, p. 52, note 2, Mats Redin, *Studies on Uncompounded Personal Names in Old English* (Uppsala Univ. Årsskrift, 1919), p. 86; Max Forster, *Anglia* LXII (1938), 56.

sixth century. The association would be particularly easy if the bearer of the name was the kind of man of whom the adjective *bōsi* was more or less descriptive. The *Boso* of the name *Guntram Boso* is pretty clearly used as a nickname, and we happen to know that this nickname, if interpreted as equivalent to *bōsi*, would fit the character of the man to whom it was applied. Supporting ourselves on this reasonably clear case, we may plausibly infer that the case of the legate of Theodric was parallel: his true name has not come down to us and *Boso* was his nickname, a nickname that sheds light on his character.

Of the other legate, history says nothing further, but the name *Betto* occurs in Latin inscriptions (see Schonfeld, *op. cit.*, p. 51), and if *Boso* answers to Βόσος, then *Betto* presumably answers to Βέττος. Schönfeld explains as follows the name-form *Betto*:

Er ist eine Koseform mit hypokoristischer Assimilation . . . zu einem mit *Berte-* zusammengesetzten Namen . . .

Of the name-element *Berte-* he says (p. 50):

*Berte-* gehört zu got. *bairhts*, an. *bjartr*, ags. *beorht*, as. *berht*, *beraht*, ahd. *beraht* 'glänzend' . . . ; es erscheint in vielen Eigennamen, . . . In jüngerer Zeit schrieb man das *h* nicht mehr.

The second legate of King Theodric, then, bore a name which may be brought into connexion with that of Berchtung, the faithful retainer of Hugdietrich and Wolddietrich. The Becca of *Widsith* 115 also belongs here; his name may well have been formed by adding to *Betto* the hypocoristic *k*-suffix; an earlier *\*Betica* would inevitably, by phonetic processes, become the *Becca* of the English records<sup>1</sup>).

The historical sequence of events out of which grew the Wolddietrich story has been preserved to us, I think, in the narrative of Gregory of Tours (III 13, 16, 23, 24). It may be summarized as follows (I take this summary from my ed. of *Widsith*, p. 43; see also KSG, pp. 194f.):

King Theodric, eldest son of Clovis, had a kinsman named Sigiwald who served as viceroy in Clermont. Sigiwald proved an evil governor,

<sup>1</sup>) Or we may derive *Becca* from an earlier *\*Berhtca*, as I did in KSG, p. 194, and in my ed. of *Widsith*, p. 127; so also O. von Feilitzen, *The Pre-Conquest Personal Names of Domesday Book* (1937), p. 202, note 1. It all comes to the same thing.

and Theodric put him to death. The king then sent word to his son Theodberht to put to death Sigiwald's son (also named Sigiwald); instead of doing this, however, Theodberht warned young Sigiwald, who fled to Italy. Upon Theodric's death, the exile came back to Gaul and was welcomed by Theodberht, who gave back to him the estate of the elder Sigiwald (which Theodric had confiscated).

In my opinion, line 115 of *Widsith* constitutes a reference to this story. The hero of the tale, the younger Sigiwald, is named first; his name appears as *Secca*, a hypocoristic form based on the first element *Sig-* of his full name. His faithful friend and helper, prince Theodberht, comes next; he is called *Becca*, a hypocoristic name-form based on the second element *-berht* of his full name<sup>1</sup>). The other two characters named in the line are Seafola and King Theodric himself. No such character as Seafola appears in Gregory's narrative; to this extent, then, at least, the tale as the English poet knew it had departed from the historical facts. To quote from KSG, p. 195:

The function of Seafola was presumably that of taking upon himself the blame which in Gregory's narrative attaches to Theodric alone for the slaying of the elder Sigiwald and the exile of the younger Sigiwald. In other words, the Theodric of *Widsith* probably acted much as he acts in the *Historia Francorum*, but his measures were motivated, not by the evil deeds of Sigiwald but by the evil counsel of Seafola. . . . The character of the hero's father was cleared by turning his crimes into slanderous accusations, made by an evil counsellor of the king.

How did the faithless counsellor Seafola get into the tale? Was he simply an invention of some Frankish story-teller? I once thought so, but now I am inclined to think otherwise. A characteristic feature of the Wolddietrich tale is its two retainers, one good, the other bad. Now such a pair of retainers seems to have existed at the court of the boy king, Theodric II. Certainly one of this king's henchmen, Boso, went by a name indicative of evil (or, at any rate, of worthlessness), and he had, as fellow legate, another retainer, Betto, who, in virtue of his name, might well become identified (as history became story) with young Sigiwald's faithful friend and helper Theodberht. I conceive, then, that at an early stage in the growth of the Wolddietrich story the two sixth-

<sup>1</sup>) For a discussion of these formations with the *k*-suffix, see KSG, pp. 192ff., and cf. my ed. of *Widsith*, pp. 127f. and 185f.

century Austrasian kings named Theodric came to be thought of as father and son, a development which made the two retainers of the boy king Theodric II into retainers of Theodric I as well. One of these retainers, Betto, was identified with Theodberht, thereby lowering Theodberht's status from prince to henchman; the other, Boso, was seized upon to provide the tale with a villain. By these departures from history the story was greatly bettered, of course. The next stage (likewise a great artistic improvement) was to be the shift of the part of exile-and-return hero from the younger Sigiwald (Secca) to the younger Theodric (Wolfdietrich). This stage had already been reached by the time of the *Deor* poet<sup>1</sup>). In *Widsith*, however, the hero is still the younger Sigiwald (Secca), although the faithless retainer is already present. Whether *Seafola* was Boso's true name, or only another nickname, indicative of the man's cunning, we cannot tell.

If I have rightly set forth the early history of the Wolfdietrich tale, it follows that line 115 of *Widsith* can hardly have been composed before the seventh century; the middle of the century or thereabouts would seem a suitable date. Line 116, too (with which line 115 is coupled), is more plausibly dated in the seventh than in the sixth century. Line 117, on the other hand, was surely composed by A. D. 565 or thereabouts; see my ed. of *Widsith*, p. 135. It would seem, then, that the Third Thula of *Widsith* underwent at least one expansion (by a couplet) between the time when it was composed and the time when it was taken in hand by the *Widsith* poet. Alternatively, the *Widsith* poet himself may be the author of the couplet 115—116; but this strikes me as less likely.

Baltimore, USA.

Kemp Malone.

---

<sup>1</sup>) That the Theodric of *Deor* is Wolfdietrich seems reasonably clear; see *English Studies* XIX (1937), 199, note 7, and the earlier papers there referred to.

## BEOWULF 769 UND ANDREAS 1526 ff.

~~~~~

Werden die folgenden Bemerkungen von vornherein als ein *abusus patientiae* verdammt werden? Freilich, die sozusagen in Verruf erklärte Frage ("a joke") nach dem Sinn von *ealu-*, *meodu-scerwen* hat bisher keine allgemein überzeugende Antwort gefunden<sup>1)</sup> und reizt daher stets von neuem zu einem Deutungsversuch. So wird vielleicht selbst zu später Stunde ein erneuter Vorstoß auf einige Nachsicht rechnen dürfen.

Der vorliegende Tatbestand scheint mir kurz folgender zu sein.

1. Die sprachliche Erklärung ist nicht eindeutig. Sowohl -'Bescherung' wie -'Beraubung' kann befürwortet werden (wie denn Hoops auf denselben doppelten Sinn von ahd. *giskerian* aufmerksam gemacht hat). Bei der letzteren Bedeutung wäre möglicherweise mit Verkürzung aus *bescerwen* zu rechnen<sup>2)</sup>.

2. Unbedingt sicher ist m. E. die Bedeutung 'Metbescherung' für die Andreas-Stelle: *meoduscerwen wearð* — die Jungen ertrinken, *fæge swulton*; sodann *þæt wæs sorgbryþen* (Hs. -*byrþen*, vgl. ESt. 67. 340), *biter*<sup>3)</sup> *beorþegu*, rückblickend, zusammenfassend und zugleich überleitend zur Fortsetzung: nun sollen auch die Alten an die Reihe kommen, darum wird eifrig nachgefüllt. Der Sinn der Andreas-Stelle, die man als Ganzes zu betrachten hat, läßt keinen Zweifel zu. Die gegenteilige Deutung des Wortsinnes würde auf die Un-

<sup>1)</sup> Man vergleiche die ausgezeichnete, sachliche Zusammenfassung durch Hoops, *Beowulfstudien* 41 ff., *Kommentar* 97 f.

<sup>2)</sup> Ob altengl. *wyrðan* 'verderben' aus *ā-*, *for-wyrðan* verkürzt ist? Vgl. Angl. 50. 122 a. 3, ESt. 63. 157. Steht *māngenga* Beda 36. 5 für \**mānbegenga*? (36. 21 *þone soðan God . . . ic bigange*.)

<sup>3)</sup> Imelmann (ESt. 66. 335) erwähnt hierzu die *aqua salsa* der von Blatt herausgegebenen lat. Fassung der *Acta Andreae et Matthiae*. Vgl. auch A. S. Cook, 'Bitter Beer-Drinking', MLN. 40. 285—88.

gereimtheit hinauslaufen, *meoduscerwen* als das genaue Gegenteil von *beorþegu* zu erklären.

3. Einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat der Ansatz 'Bierberaubung' in der Beowulf-Stelle, für den der sehr wichtige Hinweis von Hoops auf Beow. 4 ff. entscheidend ins Gewicht fällt. 4 *sceaþena þreatum*, | *monegum mægþum meodosetla ofteah*, | *egsode eorl[as]* : 767 *Denum eallum weard*, | *ceasterbuendum*, *cenra gehwylcum*, | *eorlum ealuscerwen*. (784 *atelic egesa*.) Selbst die ohne rechten Grund gehäuften Variationen in der zweiten Stelle klingen an die Eingangsverse an. Nun können wir sogar noch einen Schritt weiter gehen. Der einzigartige, höchst erstaunliche Ausdruck *ealuscerwen* (etwa als \**ealu-heal-scerwen* gemeint, ESt. 67. 25) sieht ganz so aus, als sei er eigens mit Anspielung auf die Anfangsverse geprägt, die den Zuhörern oder Lesern besonders stark im Gedächtnis haften mußten; eine Art Kenning für die Eingeweihten. Andernfalls würde sein Sinn an dieser Stelle schwerlich verstanden worden sein.

\*                      \*                      \*

So hatten wir denn auf der einen Seite ganz sicher eine 'Bescherung', auf der anderen wahrscheinlich eine 'Beraubung'. Wie läßt sich das zusammenreimen? Ein Zusammenhang zwischen beiden Stellen muß doch bestehen. Es wird wohl allgemein, nicht ohne guten Grund, angenommen, daß der Dichter des Andreas beim Beowulfdichter — der kleinere beim größeren — reichliche Anleihen gemacht hat. Somit hätten wir von *ealuscerwen* auszugehen. Der Dichter des Andreas, so könnte man sich denken, erschloß aus der Beowulfstelle den allgemeinen Sinn 'tödlicher Schrecken', zergliederte aber die einmalige (und durch den Zusammenhang nicht eindeutig geklärte) Bildung als 'Bierbescherung' <sup>1)</sup>, und ließ es sich nicht nehmen, das kostbare neue Wort an der Spitze einer höchst spannenden Szene anzubringen.

(Wer etwa an die Priorität des Andreas glaubt, mußte annehmen, daß der Beowulfdichter den Ausdruck, dessen wört-

<sup>1)</sup> Er mochte an das Bild eines Tod oder Verderben bringenden Trankes gedacht haben, vgl. Gudl. 840 ff., 953 ff., usw.; Beibl. 22. 372 f. — Man beachte übrigens auch, daß er von den heidnischen Wächtern, die tot da lagen, *deadþwang rudon*, sagt *hæðene swæfon* | *dreore druncne* 1002 ff.

licher Sinn nach dem Zusammenhang nicht zweifelhaft sein konnte, bewußt umgebogen und gänzlich neu interpretiert habe — ein schwer verständlicher Vorgang.)

\*                      \*                      \*

Prof. Imelmann hat das Verdienst, die Wichtigkeit der Quellenbefragung für den Andreas betont zu haben. (Est. 66. 333 ff.)<sup>1)</sup> Wie wird nun in den vergleichbaren Versionen die Bestrafung der Mermedonier durch die Wasserflut dargestellt? In dem griechischen Text der *Πράξεις Ἀνδρέου καὶ Ματθαίου* ed. Bonnet, S. 110 f. (Blatt, S. 86, 88) heißt es: εὐθὺς ἀπέβαλεν ὁ λίθινος ἀνδριὰς ἐκ τοῦ στόματος αὐτοῦ ὕδωρ πολὺ ὥσπερ ἐκ διώρυγός τινος, καὶ ὑψώθη τὸ ὕδωρ ἐπὶ τὴν γῆν, καὶ ἦν ἀλμυρὸν σφόδρα κατασθίων σάρκας ἀνθρώπων . . . καὶ ἀπέκτεινεν τὸ ὕδωρ τὰ κτήνη αὐτῶν καὶ τὰ τέκνα αὐτῶν . . . καὶ ἦν κατασθίων αὐτοὺς σφόδρα. In der lat. Version des Cod. Casanatensis ed. Fr. Blatt (Beiheft 12 zur Zs. f. d. neutestamentl. Wissenschaft, 1930), S. 87: que et statim illa misit aquas immensas per os suum tanquam fluvius torrens, et ascendit aqua usque ad summum. Et aqua ipsa salsa erat ad conmedendum carnes humanas, uti et ipsi prius fuerant conmedentes, et ex ipsa aqua interfecti sunt, plurimos populos, et iumentas. Und in der altengl. Prosafassung: *hrafæ sio stænene onlicnes sendde mycel wæter furl heore muþ swa sealt, and hit æt manna lichaman, and hit acwealde heora bearn and hyra nytemu . . . þæt wæter weox oþ mannes swuron, and swiþe hit æt hyra lichaman*. Also die salzige Wirkung verzehrte

<sup>1)</sup> Ein Blick auf die griechische Version hatte z. B. genügt, die mißverstandenen Verse 569 ff. richtigzustellen. Zwar wird allgemein eine Negation eingeschoben (am besten *nā* mit Holthausen), aber man hat stets übersehen, daß ein (überdies durch den Zusammenhang erforderter) Fragesatz vorliegt: *ah he þara wundra na, / domagende dæl ænigne / frætre feode beforan cyððe?* Vgl. τῶς οὖν οὐκ ἐπίστευσαν αὐτῶν οἱ Ἰουδαῖοι, τίχα οὐκ ἐποίησεν σημεῖα ἐνώπιον αὐτῶν; (ed. Bonnet, S. 76; Blatt, S. 52.) Auch die lat. Fassung hat zum mindesten leise fragenden Sinn. quomodo ergo hoc non crediderunt iudei? forsitan signa et mirabilia non fecit coram eis [?] (Blatt, S. 53) Über Frage einleitendes *ac, ah (ne)* s. Napier, *Angl.* 10. 138. Merkwürdig ist, daß Krapp den griech. Text anführt, aber in seinen beiden Ausgaben das Altenglische als Aussagesatz druckt. Übrigens die (nur) scheinbare Unstimmigkeit zwischen V. 564 und 569 ff. (606 ff., 619 f.) wird völlig geklärt durch die bestimmteren Ausdrücke in dem griech. und lat. Text ἐνώπιον τοῦ λαοῦ — ἐνώπιον τῶν ἀρχιερέων, coram plebe — coram principibus sacerdotum.



die Leiber<sup>1)</sup>. In der Andreas-Dichtung wird der Vorgang gewissermaßen in einen heroischen Umkreis gerückt: *mycledē mereflod, þæs flodes fæder, fealone stream, flod yðum weoll, flod wæs on luste, brim weallende, geonge on geofene guðræs fornam / þurh sealtas (?) weg, þa ær geofon cwealde*. Wenn man nicht an die 'Quelle' denkt, möchte man glauben, daß es sich um ein richtiges Ertrinken in salziger Meeresflut handelt. Übrigens erinnert das wohlbekannte Spenden des Mets ohne weiteres an die Heldendichtung.

Noch sei eine merkwürdige Illustration zur verhängnisvollen Metbescherung erwähnt. Die Ynglinga Saga (k. 11) bringt — woran mich eine Bemerkung des weitbelesenen Forschers A. H. Krappe erinnert (ZfdA. 72. 168, vgl. MLR. 19. 332) — einen seltsamen Bericht über Fjölfnirs Tod. (Der Einfachheit halber führen wir nur die Übersetzung Niedners, Thule Bd. 14, S. 37 an.) Als Fjölfnir [Herrscher über Schweden] zu Frodi nach Seeland kam, wurde dort ein prächtiges Gelage veranstaltet, und man lud weit und breit im Lande dazu ein. Frodi hatte dort ein mächtiges Haus. In ihm war ein großes Faß gebaut, viele Ellen hoch und aus starken Balken gefügt. Das stand in einem Untergemach, darüber aber war ein Obergemach, und in dem Fußboden war eine Öffnung, durch die die Flüssigkeit hinabgeschüttet werden konnte, so daß das Faß voll gebrauten Metes ward. Das war ein überaus starker Trank. Am Abend erhielten Fjölfnir und sein Gefolge ihre Herberge in einem benachbarten Obergemach. In der Nacht ging der König heraus auf den Söllergang, um ein Geschäft abzutun. Er war schlaftrunken und völlig berauscht. Und als er zu seinem Wohnraum zurückwollte, da ging er den Söllergang zu weit nach der Tur des andern Obergemaches und dort hinein. Er trat fehl, stürzte hinab in das Metfaß (*fell i mjadarkerit*) und kam darin um. (Worüber Thjodolf Verse gedichtet hat.)

Hier finden wir verschiedene Elemente beisammen, welche die Andreasstelle kennzeichnen: ein höchst verderblicher Trank, der plötzliche Schrecken, das Aufstören aus dem Schlafe (*slæpe tobrugdon*). Auch *æfter symbeldæge*, das nicht recht motiviert erscheint, würde, von obiger Erzählung her gesehen, in helle Beleuchtung rücken. (Imelmann bot hierzu den wertvollen

<sup>1)</sup> Dieser besondere Zug findet sich nicht in der recensio Vaticana, Blatt S. 118.

Hinweis auf den lat. Text: *uti et ipsi prius fuerant conmedentes*. Jedenfalls dürfte dabei die allbekannte Formel 'Auf Freude folgt Leid' hineingespielt haben<sup>1)</sup>.)

Ähnliches berichtet Saxo von Hunding, (I) 36. (Zur Interpretation vgl. Herrmann II 96; Neckel, Beitr. z. Eddaforschung 400 a.) Krappe ist geneigt, die Erzählung aus einer vorderasiatischen Sage herzuleiten. In der Tat ist ja nach den Forschungen von Olrik, Neckel, F. R. Schröder, Krappe, u. a. nicht wohl zu bezweifeln, daß eine Wanderung antiken und morgenländischen Erzählgutes nach dem germanischen Norden mehrfach stattgefunden hat<sup>2)</sup>).

Ob den Angelsachsen eine solche Erzählung — auf welchem Wege auch immer — bekannt geworden war? Vielleicht eine abwegige Frage? Wußte aber der Dichter des Andreas wirklich darum, so mußte ihm dies ein verstärkter Anreiz sein, den jäh hereinbrechenden Wassertod mit grimmiger Ironie als Metgeschenk einzuführen.

Berlin-Zehlendorf.

Fr. Klaeber.

---

<sup>1)</sup> Sogar die auffällige Erwähnung der Schenken *byrlas ne gældon*, etc.) könnte erinnern an einen (wenn auch anders gewendeten) Zug der Erzählung, wie sie uns Saxo bietet (*ipse ministri partibus assumptis pincernam agere cunctatus non est*).

<sup>2)</sup> Für stoffliche Beeinflussung germanischer Heldensagen durch die Antike, zum Teil auf schriftlichem Wege, setzte sich Brandl ein, Arch. 162. 191 ff., vgl. 171 161 ff.; auch Baesecke, Beitr. 61. 368 ff.

---

## DAS HENDIADYGIN ALS MITTEL ZUR HERVORHEBUNG DES WERTHAFTEN BEI CHAUCER.



Wenn auch die Welt der Erscheinungen mit ihren Farben und Formen, ihren Geräuschen und Tönen<sup>1)</sup> und was sonst die Sinne eines künstlerisch empfindsamen und aufgeschlossenen Menschen in dieser Welt ansprechen muß, in Chaucers Bewußtsein mit zunehmender Reife einen immer breiteren Raum einnimmt, die Welt der Werte bleibt bei ihm bis ins letzte Alter das die Hauptrichtung gebende innere Erlebnis. Schon Lydgate rühmt von ihm<sup>2)</sup>, »er verstehe auch den moralischen Kern einer Sache herauszuschälen und verliere sich nicht im Artistischen«<sup>3)</sup>.

Wie stark die Wertwelt Vorstellung und Phantasie des Dichters beschäftigt hat, spiegelt sich deutlich in den sprachlich-stilistischen Intensivierungen, besonders dem Hendiadyoin, durch die er gerade die Welt der Werte hervorhebt, während diese Intensivierungen sich auf anderen Gebieten bei ihm nur ganz vereinzelt finden.

Die variierende Doppelung oder das Hendiadyoin ist die kopulative Verbindung zweier Wörter, welche dieselbe Sache nur von verschiedenen Seiten betrachtet<sup>4)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Es wäre eine lohnende Aufgabe, die schier unendlich scheinende Reihe sprachlichen Ausdrucks für die verschiedensten und nuanciertesten Geräusche und Töne bei Chaucer zu untersuchen.

<sup>2)</sup> *Siege of Thebes* 51 ff.

<sup>3)</sup> Elfriede Tilgner, *The Aureate Terms als Stilelement bei Lydgate*, Berlin, 1936, Germ.St. 182, S. 4, zitiert aus einer unveröffentlichten Preisarbeit von H. Koch.

<sup>4)</sup> Stolz-Schmalz, *Lateinische Grammatik*, 4. Aufl., 1910, p. 609.

Wir unterscheiden im Englischen:

- a) das qualitative H., eine Verbindung von zwei bedeutungsverschiedenen Wörtern, vom Typus *sanity and reason* = *sound reason*,
- b) das quantitative H., die Verbindung zweier bedeutungsverwandter Begriffe, vom Typus *dead and gone* = tot, tot,
- c) das duale H., die Zerlegung eines Oberbegriffs in seine zwei Unterbegriffe, vom Typus *hide and seek* = Spiel, zu dem ein Sich-verstecken und ein Suchen gehören<sup>1)</sup>.

Das Hendiadyoin ist eine schon dem Ae. und dem Afrz. eigene stilistische Erscheinung<sup>2)</sup>.

König Alfred gebraucht in seiner Übersetzungsprosa häufig das Hendiadyoin, z. B.

*geþencean and smeagan, ongytan and gecnarwan,  
sibb and frið, gefeoht and gewinn,  
toþræc and towearf, mislic and monig*<sup>3)</sup>.

Im Me. wird die Neigung zum quantitativen Hendiadyoin verstärkt durch die Übernahme des französischen Wortschatzes, wobei das Bedürfnis des Dolmetschens<sup>4)</sup> wohl bestimmt zunächst die ausschlaggebende Rolle gespielt hat. In *Ancrene Riwe* (etwa 1225) z. B. liegt das Bedürfnis des Dolmetschens auf der Hand: *cherite þet is luve* (p. 8); *in desperaunce, þet is, in unhoþe* (p. 8); *understondeð þet two manere temptaciuns — two kunne vondunges — beoð* (p. 180); *pacience, þet is þolemodnesse* (p. 180); *lecherie, þet is, golnesse* (p. 198); *ignoraunce, þet is unwisdom & unwitenesse* (p. 278)<sup>5)</sup>.

Zunächst wird man wohl den »vornehmeren« Ausdruck mit dem landläufigen erklärt haben. Daneben aber liegt wohl bald ein Schwelgen vor in dem nun zu Gebote stehenden Wortreichtum, eine poetisch-rhetorische Absicht. Es bot sich das Hendiadyoin, oder ganz allgemein die Koppelung von Syno-

<sup>1)</sup> Vgl. Deutschbein, *Neuenglische Stilistik*. Leipzig (1932).

<sup>2)</sup> Vgl. Behrens, *Franz. Studien*, V 2; vgl. O. Jespersen, *Growth and Structure of the English Language*, Leipzig, 8. Aufl. 1935, § 98.

<sup>3)</sup> Vgl. Deutschbein, *Neuenglische Stilistik*, Leipzig (1932) § 92; vgl. Borinski, *Der Stil König Alfreds*, Diss. Leipzig, 1931, S. 58.

<sup>4)</sup> F. Karpf, *Studien zur Syntax in den Werken G. Chaucers*, Wien, 1930.

<sup>5)</sup> Vgl. Behrens, *Franz. Studien* V 2, S. 8.

nymen, als stilistisches Mittel zur Emphase, zur Hervorhebung dessen, was einem auszudrücken besonders am Herzen lag.

Ekwall sagt im Kommentar zum *Siege of Thebes*:

The use of two synonymous words to enforce an idea is a frequent and quite legitimate stylistic feature in ancient as well as in modern literature. It is not rare in Chaucer, but Lydgate carries it to excess . . . It has become a mannerism and a prominently characteristic feature of his poetry<sup>1)</sup>.

Bei Lydgate liegt dem häufigen Gebrauch der Tautologie eine hauptsächlich rhetorisch-stilistische Absicht zugrunde. Er kann sich nicht genug tun in der Nacheiferung dessen, was ihm als ein gewisses Präziosentum erscheint, auch in bezug auf die alltäglichsten Dinge:

*to debarre or to lete* (*Troy*, I, 1591),

*vexed and travailled* (*Troy*, I, 1967),

*examplayr and orygynall* (*Minor Poems*, II 62, 5),

*hunte nor foster* (*Pilgrimage of the Life of Man*, 8143),

*wyndowe and . . . fenestral* (*Troy*, II, 269),

*Men can not maken it plicable,*

*Nor forge yt to be Malliable* (*Reson and Sensuallyte*, 6813)<sup>2)</sup>.

Auch bei Caxton finden wir dem üblichen Sprachgebrauch gemäß häufiges Nebeneinander von englischen Wörtern und von gebräuchlichen französischen und lateinischen Lehnwörtern, daneben aber auch das englische Wort neben dem von ihm selbst neueingeführten Lehnwort, meistens Lehnwörter, die er auf Grund seiner Übersetzertätigkeit übernimmt<sup>3)</sup>. Charakteristisch für Caxton als Übersetzer ist es, daß er fast nie allgemein gebräuchliche englische Wörter nebeneinander verwendet<sup>4)</sup>.

Wir sehen also, daß die Vorliebe des Mittelenglischen für Tautologie, für das Hendiadyoin zwar an sich eine allgemeine Erscheinung ist, bei den einzelnen Schriftstellern und Dichtern aber auf sehr verschiedenartige Absicht zurückgehen kann, Bedürfnis zu dolmetschen, poetisch-rhetorische Emphase, Manierismus.

Wir glauben nun nachweisen zu können, daß bei Chaucer neben der Erscheinung des Dolmetschens, des Schwelgens im

<sup>1)</sup> Zitiert bei E. Tilgner, a. a. O. S. 19.

<sup>2)</sup> Vgl. E. Tilgner, a. a. O. S. 19 f.

<sup>3)</sup> Vgl. Johannes Hammerschlag, *Dialekteinflüsse im frühne. Wortschatz*, Bonn, 1937 = Bonner Studien z. engl. Phil. XXXI, S. 67.

<sup>4)</sup> Hammerschlag, a. a. O. ebenda.

Wortreichtum, der poetisch-rhetorischen Absicht, ganz besonders die Absicht vorliegt, mit dem Hendiadyoin einen ethischen Gedanken zu unterstreichen. Nichtssagende Kopplungen wie etwa bei Lydgate finden sich bei Chaucer kaum.

In Chaucers Boethius-Übersetzung finden wir wohl Beispiele, bei denen es sich teilweise auch um ein Dolmetschen handeln wird, etwa:

*strengthe and vigor* (= vigor) (IV m 3, 1320—25),  
*open thing and manifest* (= manifestum) (IV p 2, 1255—60),  
*verray and sooth* (= verum) (IV p 2, 1260—65),  
*open and cleer* (= perspicuum) (IV p 2, 1190—95).

Aber es scheint mir auch hier mehr die Absicht des Unterstreichens vorzuliegen als die des Übersetzens, zumal da als Bindewort »and« und nicht »or« erscheint: wenn Chaucer wirklich dolmetscht, gebraucht er als Bindewort »or« zwischen den beiden Ausdrücken, z. B.:

*humilitee or mekenesse* (B. Mel. 2875, I. Pars. 475),  
*spousaille or wedlock* (E. Cl. 115).

Auch kommen im Boethius häufig variierende Doppelungen zweier germanischer oder zweier romanischer Wörter für je ein lateinisches Wort vor, was auch entschieden gegen das Bedürfnis zu dolmetschen als Grundursache für den Gebrauch des Hendiadyoin bei Chaucer spricht<sup>1)</sup>.

So spricht auch dagegen der Umstand, daß auch außerhalb der Übersetzungen diese variierenden Doppelungen bei Chaucer äußerst häufig sind<sup>2)</sup>.

Das Auffallendste aber scheint mir, was bisher übersehen wurde und was sich auf Grund unserer Untersuchung ergeben hat, daß sowohl außerhalb des *Boethius* als auch im *Boethius* selbst fast alle Doppelungen die Welt der Werte betreffen, oder Stellen, an denen es sich um die Erkenntnis der Wertwelt oder um die Realisierung von Werthhaftem handelt. Dies

---

<sup>1)</sup> Dasselbe stellt E. Tilgner in bezug auf Lydgate fest, bei dem der Gebrauch des Hendiadyoin zur Manie geworden ist: »Oft sind beide Wörter, sowohl das alte wie das von Lydgate übernommene oder gebildete, romanischen Ursprungs« (a. a. O. S. 20). Bei Lydgate schlägt dieses Stilmittel seiner ursprünglich-poetisch-rhetorischen Wirkung beraubt geradezu ins Gegenteil um.

<sup>2)</sup> Beispiele s. bei Karpf, a. a. O. S. 103 ff

scheint mir ein neuer Beweis<sup>1)</sup> dafür zu sein, daß eine letzte durchdringende Behandlung der Syntax ohne eine stete und enge Verbindung mit Untersuchungen der Probleme vom Gesichtspunkte der Stilistik aus schlechterdings unmöglich ist.

Auch das Hendiadyoin ist, bevor es in die Syntax gehört, zunächst eine stilistische Erscheinung. »*Nihil est in syntaxi quod non fuerit in stylo*; Syntax, ja Grammatik sind nichts als gefrorene Stilistik<sup>2)</sup>.« Und es gilt vor allem, das Wesen der stilistischen Gebilde zu verstehen, und sie so als etwas innerlich Notwendiges anzusehen.

Gerade das Hendiadyoin hat einen großen stilistischen Wert und zwar als Mittel der Emphase. Wenn irgendwo in einer auffallenden sprachlichen Erscheinung, so offenbart sich im Hendiadyoin die seelische Erregung oder Anteilnahme des Sprachbrauchers. Das einfache Wort, »die Sprache« scheint nicht auszureichen gegenüber dem Auszudruckenden. Gerade in einem innerlich wie äußerlich bewegten Jahrhundert wie dem 14., — in dem die mittelalterliche Wertwelt zu wanken beginnt, in dem neue Wertvorstellungen zum Durchbruch kommen, insbesondere ein neuer Wahrheitsbegriff sich durchringt<sup>3)</sup>, ist es durchaus verständlich, wenn ein Meister des Wortes, wie es Chaucer war, um das richtige Wort — le mot juste — ringt, um die spezielle Nuance des Gemeinten zu bezeichnen. »*What is trouthe or soothfastnesse?*« übersetzt er das eindeutige lateinische »*Quid est veritas?*« der Bibel<sup>4)</sup>.

Wenn nun das Hendiadyoin von Chaucer, wie wir sagten, in so hervorragendem Maße in bezug auf die Wertwelt gebraucht wird, darf uns dies als Beweis gelten für die große Bedeutung, die die Welt der Werte in seinem Leben und Dichten gespielt hat. Denn das Gefühl gerade ist es, das am stärksten und eindeutigsten auf die Wertwelt reagiert, wie umgekehrt das Gefühl das Organ für die Wertwelt ist und so für die Existenz dieser zeugt.

<sup>1)</sup> Vgl. Deutschbein, *Neuenglische Stilistik*, Vorwort.

<sup>2)</sup> L. Spitzer, GRM., 1925, S. 179.

<sup>3)</sup> Vgl. Verfasser, *Die Wertwelt Chaucers, die Wertwelt einer Zeitwende*, Heidelberg, 1939.

<sup>4)</sup> Vgl. Verfasser: »*What is trouthe or soothfastnesse?*« in Festschrift für Max Deutschbein, Leipzig, 1936.

### Wertende Hendiadyoin in Chaucers Übersetzungen.

Betrachten wir zunächst die in Chaucers Übersetzungen vorkommenden Hendiadyoin. Wir legen hierbei die Einteilung der Werte zugrunde, wie wir sie in der »Persones Tale« (450 ff.) finden, und wie sie auch sonst bei Chaucer nachgewiesen werden kann<sup>1)</sup>:

1. *goodes of nature*:
  - a) *of body*,
  - b) *of soule*;
2. *goodes of fortune*;
3. *goodes of grace*.

Diese Dreiteilung der Wertvorstellungen wird hier nur angewandt, um das Material in der dem mittelalterlichen Denken entsprechenden Form zu gliedern<sup>2)</sup>:

#### 1. *Goodes of nature*.

Hier finden wir vor allem ablehnende, geringschätzige Werturteile in bezug auf die menschliche Unzulänglichkeit in der Form des Hendiadyoin.

##### a) *goodes of body*.

*the feeblesse and infirmitie of wikkede folk* (Bo IV p 2, 1220—25) (zwei romanische Wörter!),

*How grette defaute of power and how gret feblesse* (= *quanta impotentia*) (IV p 2, 1225—30) (zwei romanische Wörter; positiv und negativ ausgedrückt),

*lecherie and coveityse* (= *libido*) (IV p 2, 189) (wohl auch dolmetschend) (negativ wertend),

*might and strengthe* (B. Mel. 2675—80) (zwei germanische Wörter!).

##### b) *goodes of soule*.

*the filthe and ordure* verhindern die Erkenntnis (= *sordida*) (Bo Im 7, 9); mit metaphorischer Bedeutung = Unzulänglichkeit des Verstandes. Wohl auch dolmetschend.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Verfasser, *Die Wertwelt Chaucers, die Wertwelt einer Zeitwende*, Heidelberg, 1939.

<sup>2)</sup> Diese Dreiteilung entspricht dem *utile, honestum, summum bonum* in Ciceros *De Officiis* (Lib. I, cap. 2) und der mittelhochdeutschen Vorstellung von *guot, êre, gotes hulde*, wie es sich etwa in einer Strophe des Nibelungenliedes unübertrefflich und prägnant ausgedrückt findet, 37. Abenteuer, Str. 16:

*Daz ist âne lougen ich swuor in, edel wîp,  
daz ich durch iuch wâgte die êre und ouch den lîp;  
daz ich die sêle vliese des enhân ich niht gesworn*



*the errour and the folye of yow men* (= *error*) (II p 5, 179) (zwei romanische Ausdrücke!),  
*which folye and which ignoraunce* (= *ignorantia*) (II m 8, 2) (zwei romanische Wörter!),  
*the errour and folye of mankinde departeth and devydeth it* (nämlich *das verray and parfit good: to goodes that ben false and unparfit*)  
 (= *id error humanus separat*) (III p 9, 20) (beidemale zwei romanische Wörter!),  
*what thing is more feble and more caitif thanne is the blindnesse of ignoraunce* (= *quid enervatius*) (IV p 2, 185) (zwei romanische Wörter!),  
*the gessinge and the jugement* (= *existimatio*) *of moche folk ne looken no-thing to the desertes of thinges* (Ip 4, 315)

## 2. Goodes of fortune.

*straunge or foreine goodnesse* (= *aliena probitas*) (Bo II p 5, 108) (zwei romanische Wörter!),  
*precious kinde of any propinquitee or alysaunce* (der Wert der Freundschaft) (II p 3, 38) (zwei romanische Wörter!),  
*whiche is the manere or the gyse that richesse may dryve away nede* (III p 3, 84) (zwei romanische Wörter; *gyse* ist indirekt romanisches Lehnwort),  
*Yif that power of reaumes be auctour and maker of blisfulnesse* (III p 5, 11).

In den beiden letzten Fällen handelt es sich um den Weg, das Mittel zum Werte (*good*) irdischen Glückes.

*of might, of power . . .* (B. Mel. 2205—10),  
*thy might and thy power* (B. Mel. 2570—75),  
*the might and the power* (B. Mel. 3040).

Als besondere Art der Stellungnahme gegenüber den irdischen Glücksgütern — für das Mittelalter typisch — ist hier anzuführen: die Klage über die Unbeständigkeit der Fortuna und ihrer Gaben. Der Schmerz und sein Ausdruck wurde im Mittelalter in ästhetischer Stilisierung und pathetischer Aufmachung in strengen Formen ausgekostet und geradezu genossen<sup>1)</sup>. Aus dieser mittelalterlichen Stilisierung der Klage heraus möchte ich hier den häufigen Gebrauch von Ausdrücken für Leid und Schmerz in der Form des Hendiadyoin erklären: *compleyntes or quereles* (Bo III p 3, 67) (zwei romanische Ausdrücke!), *confoundede by the charge and by the burdene of my sorwe* (III p 12, 8), *the wepinge and the mourninge that was set in myn herte* (IV p 1, 6) (zwei germanische Ausdrücke!),

<sup>1)</sup> Vgl. Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, S. 66 ff.

*blamed greetly and compleyned* (Ip5, 62) (zwei romanische Wörter!),  
*Labour and travaille* (= *travaux*) (RR. 4994),  
*Sorwe and Wo* (= *Douleur*) (RR. 4995) (zwei germanische Wörter!).

In *Bo II m 5* singt Boethius: »*Felix nimium prior etas*«. An zwei Stellen finden sich in diesem hohen Lied auf das Goldene Zeitalter bei Chaucer das Hendiadyoin: und zwar ablehnend in bezug auf die Ursachen, durch die der Wert natürlicher Unschuld zerstört wurde, den Handelsverkehr und das Graben nach Gold:

*Ne no gest ne straungere ne carf yit the heye see with ores or with shippes* (= *Non dum maris alta secabat, Nec mercibus undique lectis Nova litora viderat hospes*). (*Bo II m 5*, 20 f.) (zwei germanische Wörter!);

*Allas! what was he that first dalf up the gobetes or the weightes of gold* (= *auri pondera*).

Auch hier handelt es sich augenscheinlich um »wertende« (ablehnend wertende) Hendiadyoin:

Die Vorstellung des »*Felix prior etas*«, des Goldenen Zeitalters, hat in Chaucers Gedicht »*Former Age*« ihren Niederschlag gefunden. Es spiegelt bei aller literarischen Abhängigkeit von Boethius wohl auch gerade den Zeitgeist wider, der in England in den Ereignissen von 1381 gipfelte, insofern als in den Bauernaufständen letzten Endes für den Gemeinschaftsgeist der Alvordern gekämpft wurde, der in Stadt und Land durch die kapitalistische Entwicklung aufgelöst war.

### 3. *Goodes of grace.*

In unseren Herzen ist *y-hid the strengthe and vigor of men* (und dazu noch eine wiederholende Glosse) (*Bo IV m 3*, 43),  
*this charitee and this love* (*III p 11*, 191),  
*bountee and prowesse* (= *probitas*) (*IV p 3*, 71, 107, 139), und außerdem noch dreimal im *Bo.*; vgl. Konkordanz) (zwei romanische Wörter!).

Hier wird ganz deutlich, daß bei der immer wiederkehrenden Übersetzung von *probitas* mit *bountee and prowesse* es sich nicht um ein Dolmetschen des allgemein bekannten Wortes *prowesse* handeln kann, sondern um die Wiedergabe der in *probitas* empfundenen Sinnfülle durch ein quantitatives, emphatisches Hendiadyoin zur Hervorhebung des Werthaften.

*right so most thou nedes demen him for right mighty that geteth and atteyneth to the ende of alle thinges that ben to desire.* (*IV p 2*, 175 ff.)

*lat the unfoldinge of temporel ordinaunce, assembled and ooned in the lokinge of the divyne thought, be cleped purviaunce; and thilke same assemblinge and ooninge divyded and unfolden by tymes lat that been called destinee (= adunata, adunatio) (IV p 6, 79 ff.).*

Bei folgendem handelt es sich um den Wert wahrer Erkenntnis, die zu ihr führende richtige Beweisführung und das »absolut« wahre Urteil antiker Autoritäten:

*I have gaddered and proeved that yvel is naught (IV p 2, 231), proeveth and graunteth that God . . . is good (III p 10, 890—95) (zwei romanische Ausdrücke!),*

*Many folk mesuren and gessen that sovereyn good be joye and gladnesse (III p 2, 46),*

*Epicurus juged and established that delyt is the sovereyn good (III p 2, 89) (zwei romanische Wörter),*

*Open thing and manifest (IV p 2, 255), verray and sooth (IV p 2, 276), open and cleer (IV p 2, 38), declared and shewed (IV p 2, 13),*

*hath my studie and my conninge deserved thus (I p 4, 146),*

*the Muse and the doctrine of Plato singeth sooth (III m 11, 48).*

Von all den vielen Hendiadyoin, die Karpf aus dem Boethius anführt und die hier sämtlich behandelt wurden, bezieht sich nur ein einziges nicht auf die Wertwelt in dem hier gefaßten Chaucerschen Sinne:

*Orpheus hat Eurydike wel y-bought by his song and his ditee (III m 12, 1135—40), vgl. endyte and make a thing (A. Prol. 325),*

aber die stilistische Erklärung für dieses Hendiadyoin als ebenfalls wertendes (wert zu etwas) liegt auf der Hand: es spricht der Dichter hier über den Wert, die Macht des Gesanges (vgl. A. Prol. 95, 325).

Wir haben es hier also durchweg bevorzugt mit emphatischen, wertenden, quantitativen Hendiadyoin zu tun und nicht eigentlich nur mit einem Dolmetschen, zumal es sich in der Mehrzahl der Fälle um je zwei romanische oder germanische Wörter handelt. Der eigentliche Charakter dieses Hendiadyoin ist ein rhetorisch-emphatischer, und immer handelt es sich um Hervorhebung von Werthafem oder Unwerthafem. Die Zahl der Beispiele könnte beliebig vermehrt werden: das Bild würde das gleiche bleiben.

## Wertende Hendiadyoin außerhalb von Chaucers Übersetzungen.

Ganz genau so verhält es sich auch außerhalb der Übersetzungen Chaucers, nur daß hier diese wertenden Doppelungen etwas seltener sind, da die Wertwelt nicht so ganz im Mittelpunkt steht.

Auch hier bedienen wir uns der Wert-Dreiteilung wie oben:

### 1. *goodes of nature:*

#### a) *goodes of body:*

*in my power and my might* (B. Sh. 1456),  
*by strengthe and by his might* (LGW. 2326) (zwei germanische Wörter!),

#### b) *goodes of soul:*

*subtiltee and heigh wit* (D. Sum. 2290),  
*thy wit and thy discrecioun* (H. Mcp. 282),  
*conning or wit* (Anel. 164) (zwei germanische Wörter!) (Vgl. PF. 167. TC. I. 83),  
*corage and hardinesse* (B. ML. 939, vgl. RR. 1791, 2366),  
*unwit and folye* (G. CY. 1085) (dasselbe negativ und positiv ausgedrückt)

### 2. *goodes of fortune:*

*hap and fortune* (B. Sh. 1428),  
*ful riche was his tresor and his hord* (B. Sh. 1274)  
Über Leid und Klage vgl. das oben Gesagte;  
*harm and wo* (H. Mcp. 202) (zwei germanische Wörter!),  
*my wailing and my pleynte* (TC. I. 408, vgl. A. Kn. 1365f.).  
Als Gegenpol des Leids, die Freude  
*His mirthe and his gladnesse* (G. CY. 1287) (zwei germanische Wörter!),  
*Delyt and gladnesse* (G. CY. 1070),  
*joye and gladnesse* (B. ML. 1102).

Beispiele für Hendiadyoin zum Ausdruck von Freude und Leid könnten noch beliebig vermehrt werden

### 3. *goodes of grace:*

*faith and ful credence* (LGW. 31),  
*inly fair and goodly* (TC. III. 1606) (zwei germanische Wörter),  
*I shal even jure been and trewe* (A. Kn. 1864) (zwei germanische Wörter!),  
*end and conclusioun* (der über das Wohl und Wehe entscheidende Rechtspruch) (A. Kn. 1869),  
*fulfilled is my sentence and my decree* (I. Pars. Prol. 17) (zwei romanische Wörter) (formelhafte Wendung aus der Rechtssprache),  
*meed of loving and guerdon* (LGW. 1662),  
*science and conning* (G. CY. 1446),  
*trewe and stable* (Mars. 281) (zwei germanische Wörter!),

*stedfast and trewe* (BD. 1226) (zwei germanische Wörter!),  
*ferme and stable* (E. Cl. 663, E. Mch. 1499),  
*trewe and hool* (TC. III. 1001) (zwei germanische Wörter!),  
*so gentil and so tendre* (TC. III. 409),  
*lief and dere herte* (TC. III. 774) (zwei germanische Wörter!),  
*lord and sire* (A. Prol. 355).

Bis hierher handelt es sich durchgehend um quantitative Hendiadyoin, im folgenden um qualitative:

*lowly and servisable* (A. Prol. 99) (vgl. A. Prol. 250),  
*bountee and gentillesse* (E. Mch. 1917, TC. III. 882),  
*vertu and gentillesse* (C. Doc. 54),  
*goodnesse . . . bountee and curtesye* (LGW. 1473 f.),  
*wifhood and stedfastnesse* (LGW. 1687),  
*worthy and wys* (häufig, zweipoliges Totalitätshendiadyoin; die beiden Vorstellungen, die einander oft ausschließen, bilden sozusagen ein totales Ideal) (zwei germanische Wörter!),  
*war and wys* (A. Prol. 309, B. Sh. 1555) (zwei germanische Wörter!),  
*wyly and wys* (B. Mk. 3130) (zwei germanische Wörter!).

Mit den drei letzten Hendiadyoin werden der Ritter, der Kaufmann und der Schurke fast formelhaft charakterisiert.

Es fällt auf, daß Chaucer außerhalb der Übersetzungen sehr viel mehr Hendiadyoin gebraucht, von denen beide Teile germanische Wörter sind mit echter poetischer Wirkung. In den mehr didaktischen Übersetzungen überwiegt das zweiteilig romanische Hendiadyoin; es hat neben dem emphatischen wohl auch besonders rhetorischen Charakter.

Außerhalb der Übersetzungen läßt sich das eine oder andere Hendiadyoin finden, das nicht wertenden Sinn hat, z. B.:

*poynaunt and sharp* (sauce) (A. Prol. 352),  
*his firste springing and his sours* (E. Cl. 49),  
*he spak and seyde* (G. CY. 1350) hier wohl Beeinflussung durch die Sprache der Bibel),

doch sind das ganz wenige Ausnahmen.

Ein Beweis dafür, daß es sich wirklich um Hendiadyoin, zwei Ausdrücke für einen Gegenstand, d. h. zwei Aspekte desselben Gegenstandes handelt, ist: das Verb steht danach fast regelmäßig im Singular; im Boethius ist das Verhältnis Singular: Plural etwa = 6 : 1<sup>1)</sup>.

Der bevorzugte, ja fast ausschließliche Gebrauch des Hendiadyoin zur Hervorhebung des Werthhaften zeigt, wie sehr

<sup>1)</sup> Vgl. Karpf, a. a. O. S. 106.

die Wertvorstellungen Chaucer innerlich beschäftigt haben, und zwar ohne daß sie als didaktischer Gegenstand an sich in den Vordergrund gerückt wären. Bei aller Freude am Dinglich-Konkreten sind ihm die ethischen Belange auch in den realistischsten Erzählungen immer von besonderem Interesse gewesen. Nur von dieser Seite Chaucers her sind seine Spätgedichte Truth, Lak of Stedfastnesse usw. richtig zu würdigen.

Marburg (Lahn).

Héraucourt.

---

## “IS THIS THE PROMIS'D END?”



When Shakespeare determined to give the ancient story of King Lear a tragic ending, and filled out the body of the play with apparently gratuitous tragic incident and development, his solution of one dramatic problem created another that has agitated critics who remain strangely unmindful of the original difficulty. In the Lear story as Shakespeare received it from Holinshed, Higgins, Spenser, and *King Leir*, Cordelia and the Gallian king put Goneril and Regan to flight and restore the old king who, after reigning two or three years, dies peacefully. He is succeeded by Cordelia who occupies the throne for five years when she is deposed by her nephews and in her despair and her prison kills herself, according to Spenser by hanging<sup>1</sup>). In the history of King Lear, the old king who indulges in the test of his daughters' affections and who suffers through filial ingratitude is the central figure, and the story properly concludes, as fairy tales should, with his happy restoration. The subsequent account of Cordelia is no more than a pendant fictionally, and historically another reign, and so it is ignored by the author of *King Leir* and is related in brief, chronicle fashion by Holinshed and by Spenser. Most explanations of Shakespeare's tragic treatment of the Lear story assume either that the material itself, ignoring its two-fold character and what Shakespeare did to it, governed the dramatist, or that his extreme pessimism at the time changed and shaped the material. Critics attempt to prove a tragic

---

<sup>1</sup>) See Wilfred Perrett, *The Story of King Lear from Geoffrey of Monmouth to Shakespeare*, Palaestra, XXXV (Berlin, 1904), Especially applicable here are the sections on "The Tragic Sequel," pp. 25—28, and on "Cordelia's Death," pp. 240—247. The "unhappy sequel," Perrett complains (p. 243), commentators have ignored.

necessity in the familiar story, or fall back upon Shakespeare's *Weltschmerz*. For some there exists an ethical<sup>1)</sup> or an artistic mandate in the fairy-tale beginning which explains Shakespeare's extension of the story into tragedy; for others, the more romantic critics, the tragedy is simply one of *The Mythical Sorrows of Shakespeare*<sup>2)</sup>. The old king of the legend is pathetic, ergo in the poet's jaundiced eye he is tragic and so must be broken beneath a relentless burden of tragic incident. A recent and an astute critic merely restates the compulsion thesis, but in general terms, and then relapses into the not altogether compatible romantic viewpoint. Thus Professor Schücking:

The various versions and arrangements of this theme in existence before Shakespeare's time had not attempted to render the subsequent course of the action psychologically consistent with the initial situation. . . The strangeness of the introductory action compelled the dramatist either to provide different motives for the issue of the conflict, or to adjust the subsequent course of the action to the first part of it. The author of the older play of *King Leir*, which was hardly used by Shakespeare, adopted the former alternative, Shakespeare the latter<sup>3)</sup>.

After this neat disposition of the problem, Professor Schücking falls back upon the romantic idea of a pessimistic mood. First of all, when he pleads "psychological" consistency Professor Schücking apparently forgets that the earlier versions did not include Cordelia's reign and fate as an integral part or as subsequent action: the tragic sequel, in the source and in the play, it not a necessary outcome of the initial action. This problem was created by Shakespeare when he determined to write a tragedy by joining the two stories. It is difficult to see how Shakespeare experienced the dilemma posited for him. The first of Professor Schücking's alternatives is suggested

---

<sup>1)</sup> For some, like Ulrici, Cordelia's "most small fault" (I, iv, 288) becomes an Aristotelian tragic flaw; for others, like Gervinus, however, her fault is her use of a French army; see *King Lear*, New Variorum, pp. 456—457; 459.

<sup>2)</sup> See Professor C. J. Sisson's British Academy lecture (London, 1934) with that title. Compare J. S. H. Bransom, *The Tragedy of King Lear*, Oxford, 1934, pp. 1, 4.

<sup>3)</sup> L. L. Schücking, *Character Problems in Shakespeare's Plays*, London, [1922], p. 177.



by the additional motivation for Cordelia's attitude in *King Lear*, and, perhaps, though he does not say so, by Tate's version of the tragedy. If Shakespeare felt that the initial action called for unusual motivation, he could have supplied it, as some feel he should have; but this would have been contrary to his custom to respect and to follow the even improbable course of a well-known story<sup>1</sup>).

But to maintain that the "introductory action," which Shakespeare treats as a prologue, as the other alternative compelled on Shakespeare's artistic or "psychological" basis an intensely tragic development, again wrenches the sequence of the dramatist's procedure, implies something about the situation which is hardly there, and likewise fails to account for the tragedy. The concept of the play as a tragedy, or the telescoping of the Cordelia episode into the Lear story, came first. Tragedy is less inherent in the initial action than in the beginning of many of Shakespeare's comedies, particularly the "problem comedies" of this period. The Lear of Shakespeare's sources does not have to die merely because he is pathetic. The tragic necessity, which Professor Schücking finds so compelling, seems to escape the ordinary reader of the play, as it did Tate, and Bradley is at some pains explaining why Lear and Cordelia die<sup>2</sup>).

In the case of *King Lear*, Shakespeare first had deliberately to determine to write a tragedy. During this period of his technical maturity he was very naturally interested in the greatest and most difficult of dramatic forms, and he found in the Lear story the opportunity for a tragedy, but only with deviation from chronicle and from story. Why he decided on the risk is distinctly another matter<sup>3</sup>). His choice and his treatment are hardly indications of a mood which delighted in the destructive forces of nature, in this instance cruelly

<sup>1</sup>) On Shakespeare's opening scene, see Coleridge, *Lectures and Notes on Shakespeare*, Bohn Library (London, 1914), p. 330; G. L. Kittredge, *The Complete Works of Shakespeare*, Boston [1936], p. 1196.

<sup>2</sup>) A. C. Bradley, *Shakespearean Tragedy*, London, 1932, pp. 251 ff.; 322 ff.

<sup>3</sup>) As Professor Thaler and others point out, this is an example of Shakespeare's independent judgment, even of flying in the face of things, but Shakespeare did not fly with impunity; Alwin Thaler, *Shakespeare's Silences*, Cambridge, Mass., 1929, p. 67.

buffeting an old man, but result from his desire to produce a tragedy; his decision, with the material he adopted, raised a particular and a difficult problem.

When Shakespeare determined to modify the ancient and familiar story of King Lear into one of the bitterest of tragedies, there were two considerations which probably gave him pause: the presence of his material in Holinshed, or its quasi-historical character, and the popularity and wide distribution of the Lear narrative. The title page of the 1608 quarto, like that of the anonymous *King Leir*, describes the drama as a *True Chronicle History*. The story of King Lear could very properly be referred to as a true and as a chronicle history, for as such it had appeared in Geoffrey, Holinshed, and Spenser. Baker has pointed out that, although tragic in treatment, Shakespeare's material called for some consideration as chronicle history, and the structure of the play indicates this approach: the audience naturally would to some degree regard the story as an historical one<sup>1</sup>). Shakespeare perhaps did not feel he was rewriting British history, but he must have recognized that he was altering respected and quasi-historical British legend.

Baker's concept of the contemporary attitude toward the authenticity of the Lear story is at variance with that of Professor Creizenach, but the evidence the latter instances refers rather to the introduction of episodes, like the Gloucester subplot which Shakespeare's title distinguishes from the Lear story, not to a startling change in the quasi-historical and well known narrative itself<sup>2</sup>). The addition of episodes to fill out and to enlarge or to secure contrast or emphasis was not unusual. But a new conclusion to a story which had received some historical sanction, which was well known as chronicle and as literature, and which was never greatly modified, raises another problem.

<sup>1</sup>) G. P. Baker, *The Development of Shakespeare as a Dramatist*, New York, 1929, pp. 260ff. See also Sir Sidney Lee, "Lear and the Elizabethan historians," pp. xxv—xxvi of his introduction to *King Leir* in The Shakespeare Library; and Chapter I of Edwin Greenlaw's *Studies in Spenser's Historical Allegory*, Baltimore [1932].

<sup>2</sup>) W. Creizenach, *The English Drama in the Age of Shakespeare*, Philadelphia [1916], p. 175; see also A. H. Thorndike, *Tragedy*, Boston, 1908, p. 166.

Looked at only as a story, Shakespeare customarily was affected by popular notions and by familiarity, as Professor Lawrence has so ably shown<sup>1</sup>). Shakespeare does not normally do violence to the material with which his audience was familiar. Now the Lear story had been retold with only slight variations by some fifty-five writers before 1605, as Dr. Perrett has discovered<sup>2</sup>). They either respected it as quasi-history, or were satisfied with it as a popular story which they would not risk altering. In 1605, probably just antecedent to the composition of Shakespeare's play, the earlier and anonymous *True Chronicle History of King Leir . . . As it hath been divers and sundry times lately acted*, was printed, and the old narrative was carefully enough preserved<sup>3</sup>). When Shakespeare, contrary to his practice, decided to revise the familiar Lear story into a tragedy sufficiently intense in bare outline, the expectations of the audience must have occurred to him as a problem in his rehandling of the facts. How he solves his problem is an interesting commentary on the methods of the dramatist and on the character of the play.

Briefly, his rehandling involves a telescoping of the pendant, the tragic story of Cordelia, into the story of Lear as it stood in his sources. Reason for this probably lies in the attraction of the feminine character of Cordelia whose fate had been separated from and subordinated to the story of her father<sup>4</sup>).

---

<sup>1</sup>) W. W. Lawrence, *Shakespeare's Problem Comedies*, New York, 1931.

<sup>2</sup>) *The Story of King Lear*, Chapter II. D. F. Atkinson adds a fifty-sixth, "*King Lear* — Another Contemporary Account," *ELH*, III (1936), 63—6. Mr. Lawrence, in his note (*op. cit.*, p. 236), seems to overlook this established tradition. Shakespeare's radical alteration of "the old play which formed his source, a play which must have been known to many in his audience," was in the face of established tradition, and his handling of his source can be explained neither by his custom, which was, as Mr. Lawrence demonstrates, to respect immediate sources, nor by the tradition, in which the Cordelia story existed separately from the Lear story, as the author of *King Leir* recognized. *King Lear* must be accepted as a special case which called for special treatment by Shakespeare.

<sup>3</sup>) It was presumably on the stage in 1594; see E. K. Chambers, *William Shakespeare*, Oxford, 1930, I 469—70.

<sup>4</sup>) This attraction was not confined to an imaginative grasp of the legend; Cordelia was charmingly developed in *King Leir*. Why Shakespeare decided to telescope the stories with the resulting difficulty, further

From one viewpoint, Shakespeare decided to write the tragedy of Cordelia in the terms of the Lear story. Certainly for Shakespeare the fate of Cordelia was of more significance than the form of the traditional and well known Lear narrative. The telescoping causes a direct connection, contrary to the facts, of Cordelia's tragic but relatively minor fate with the traditionally peaceful death of her father. Shakespeare does not hasten a logical outcome; he adds no new elements, but draws together those already in the two narratives and prefers to alter the more important story, or to write a tragedy.

Shakespeare's acute evaluation of the appeal of the Lear story informed him how he could do this without giving his play a preface, as Tate did, explaining his rehandling. He recognized that much of the appeal of the story lay in the figure of the sinned-against old king, and in his own version, which relegates the fairy tale of the test to the introductory first scene, Lear is at great length acted against. But the rôle's extreme pathos, culminating in the distraction of grief, is the result of Shakespeare's deliberate over emphasis: Lear's madness is not in the sources. Nor does the problem of artistic necessity exist in the original material: the king does not have to die. Shakespeare's interest in the fate of Cordelia, which he determined to telescope into the more important Lear story, came first, and the rehandling of the Lear story and the emphasis followed. The material had therefore first to become a tragedy before it could be tragically treated. Dr. Perrett observes:

It is the pitiable fate of the historical Cordeilla that determines the tragedy, and no safe conclusion can be drawn as to the poet's frame of mind at the shaping of *King Lear*, if that premiss is neglected<sup>1</sup>).

---

than this no one can determine. The original Lear story is pathetic and perhaps it attracted, as it readily served as a basis for, the Cordelia story; see Perrett, *The Story of King Lear*, pp. 26—7; 243—4; and E. K. Chambers, *William Shakespeare*, I 469, on the entry of *King Lear* as a "tragecall historie." It is difficult to say whether Geoffrey of Monmouth attached the Cordelia story because of an artistic or an historical motive, and to what extent either was the basis for subsequent touches.

<sup>1</sup>) *Op. cit.*, p. 244. Perrett, strangely enough, does not pursue the point, but relapses into disguised romantic channels (p. 245) he thinks Shakespeare's abandonment of the fable's homelitical character for a

Shakespeare indicates this in the play itself when he has Lear say:

This feather stirs; she lives! If it be so,  
It is a chance which does redeem all sorrows  
That ever I have felt. (V, iii, 265—7.)

Shakespeare is not concerned with a rationalization, "psychological" or artistic, of the old Lear story, but of the Lear story as he reshaped it for a particular audience who knew the sources in various places and in quite a different form. The effect on the play of Shakespeare's rehandling of his material, therefore, was not slight. At this mature stage of his career Shakespeare hardly let anything so pathetic run away with him to find himself forced into a new conclusion. Just how much of the intensity of the more than sufficiently tragic in Shakespeare's version is the result of his handling of the problem created by his novel and deliberate revision of the old story, it is difficult to determine; that early and frequent emphasis on the tragic was involved, is difficult to deny. Mr. Chambers thinks that the chronicle *King Leir* is tragic in its "action"<sup>1</sup>); this, however, hardly goes beyond the natural pathos of the source, although as drama it must seem to. But the play ends happily, and it was probably remembered, and Shakespeare was faced with the difficulty of making an acceptable tragedy out of this same material. Shakespeare in tragedy makes everything clear, takes his audience into his confidence, and serves up no tricks; the necessity for heightening the pathetic action and mildly tragic treatment of the chronicle *King Leir* was almost forced on him. Because of the popular knowledge of the old story, Shakespeare had to foreshadow as early and as thoroughly as possible his new conclusion. He had to indicate to the audience that his stage was hung with black so that at the

---

"higher ethic" led to a realistic view of life on which he quotes Huxley, though Dr. Johnson might also be apropos; *Johnson on Shakespeare*, ed. Walter Raleigh, London [1929], p. 161. But the realistic "view of life" in *King Lear* is decidedly pessimistic, and Perrett unknowingly comes near the romantic explanation. Johnson probably felt the identity of realism and pessimism, and his melancholy and moral temper on this account preferred homelitical poetic justice and Tate.

<sup>1</sup>) *William Shakespeare*, I 469.

dénouement no groundling could ask with Kent, but with different emotions, "Is this the promis'd end<sup>1)</sup>?"

It may be safe to say, therefore, that whatever inevitability the conclusion possesses is the result of Shakespeare's art and of his determination to make acceptable to his audience the linking of the fates of Cordelia and Lear. It was the figure of the old king that probably commanded much of the interest in the story, and this Shakespeare has greatly developed and emphasized so that his modification of the conclusion would seem natural to his audience<sup>2)</sup>. But he is not trying to indicate that Lear deserves to die, only that he is going to die. To place further emphasis on this pathetic aspect of the story which he was utilizing, Shakespeare introduces the parallel Gloucester subplot which he found in Sidney's *Arcadia*. Thorndike thinks that the subplot is "childish," and that its elaboration "dislocates the structure<sup>3)</sup>," but Shakespeare did not introduce it at this cost merely for the sake of balance. To some extent, the lines which have suggested fatalism might also be attributed to Shakespeare's technical handling of the problem his new conclusion raised. Since the catastrophe, even in *King Lear*, is not the logical outcome of the initial action, the fatalism might well be a dramatic device to tie in the tragic sequence. Lear's madness, which does not exist in the sources, but which is a conventional characteristic of Elizabethan tragedy, seems likewise intended to persuade the audience to his new and tragic end.

Tate, to make his own happy conclusion plausible, and probabilities were a concern of his, tones down considerably the tragic intensity, but not enough<sup>4)</sup>. If Shakespeare's audience felt like Dr. Johnson, who was shocked by the catastrophe, then he must have failed<sup>5)</sup>. But Johnson's shock proceeded, not from a change in the story which he was only aware of,

<sup>1)</sup> V, iii, 263.

<sup>2)</sup> The emphasis and development occurs very early in the play, before the end of the first act, particularly by the means of the Fool, who is Shakespeare's creation and here his technical instrument.

<sup>3)</sup> *Tragedy*, p. 167.

<sup>4)</sup> See Hazelton Spencer, *Shakespeare Improved*, Cambridge, Mass., 1927, pp. 242 ff.; and Lamb, quoted below.

<sup>5)</sup> *Johnson on Shakespeare*, pp. 161—2.

but from matters Shakespeare did not have to consider; his audience had stronger nerves and could well endure the new tragic intensity. From Charles Lamb, recollecting contemporary performances of Tate's version which ends in the traditional happy manner, like *King Lear*, came the reaction which Shakespeare wanted to draw from his audience:

If he [Lear] is to live and be happy after, if he could sustain this world's burden after, why all this pudder and preparation — why torment us with all this unnecessary sympathy<sup>1)</sup>?

But Lamb, unaware of the practical difficulty Shakespeare faced, afterwards seems to confuse the dramatist's technique here with his intention — which was not to make Lear artistically deserve to die.

Finally, although a parallel might be no stronger than its most glaring difference, Shakespeare does offer a counterpart in problem and in solution. His slighter departure from Greene's *Pandosto* in the conclusion of *A Winter's Tale*, enabling Hermione to be reunited with Leontes when Florizel and Perdita are paired off, as they are in the source, bears out this relationship between treatment and final resolution in *King Lear*. In *Pandosto*, the queen really dies, and Pandosto is a suicide. Shakespeare heralds his new conclusion with his new Leontes, who is not the melancholy, half-mad Pandosto, but especially with the fantastic and romantic spirit that takes hold of the play in the third act<sup>2)</sup>. He foreshadows his own

<sup>1)</sup> *The Works of Charles and Mary Lamb*, ed. E. V. Lucas, New York, 1903, I 107. I can not agree with Professor A. C. Sprague's implied opinion of Shakespeare's methods in his comment on the use of surprise, "the entrance of Lear carrying Cordelia's body takes us unawares. To the first audience, with their recollections of the happy ending of the old *King Lear*, it must have been as terrifying as it was unforeseen." *Shakespeare and the Audience*, Cambridge, Mass., 1935, p. 156. The entrance is surprising only as the dramatic conclusion of an extended period of semi-final suspense; Bradley comments on this scene and on this "false hope" technique, *Shakespearean Tragedy*, pp. 63—4. See also E. E. Stoll, *Art and Artifice in Shakespeare*, Cambridge, 1934, pp. 142—3. The shock Mr. Sprague implies is hardly Shakespearean, and Lamb testifies on the basis of Tate's mutilated version that the tragedy does not depend on this one scene and that the catastrophe was not unexpected.

<sup>2)</sup> See W. W. Lawrence, *Shakespeare's Problem Comedies*, pp. 174 ff.

completely happy ending, and when it occurs, a substitution of Greene's would be as incongruous as Tate's was to Lamb. Shakespeare determined to write a dramatic romance and his decision governs the change and the treatment; but he was probably assisted more by the spirit and the form of his source than in *King Lear*<sup>1</sup>).

Shakespeare's "pudder and preparation", therefore, the apparently gratuitous "pessimism" and the more than tragic intensity of *King Lear*, is to a degree worthy of consideration the result of his technical solution of an immediate problem. The Lear story promised a play and an ending which he intended to disregard when he telescoped the Cordelia story into the chronicle history of King Lear. He was forced to promise something else from the very beginning and to keep this promise before his audience throughout the play. No one was to be permitted to expect the triumph and the happy restoration of the old king of historians and poets and of *King Lear*.

Fordham University. Richard H. Perkinson.

---

<sup>1</sup>) Shakespeare brings the Leontes-Hermione half of Greene's conclusion into harmony with the Florizel-Perdita which, perhaps partially for this technical reason, becomes the play after the third act. The 1636 edition of *Pandosto* calls the story *Dorastus and Fawnia*, after the romantic, young lovers. The problem is less difficult here, under these romantic circumstances, because a deviation from the tragic to the happy involves no unpleasant shock.

---



## FORD'S TRAGEDY OF LOVE-MELANCHOLY.

~~~~~

So thoroughly was Ford saturated with seventeenth-century psychology, especially with the psychology of Burton's *Anatomy of Melancholy*, that his plays are, in great measure, dramatizations of melancholic humors. Nowhere is Burton's influence more evident than in Ford's first independent play, *The Lover's Melancholy*, in which he used Burton's medical terminology, created characters from Burton's abstract descriptions, and based the whole structure of the play upon the causes, symptoms, prognostics, and cures of melancholy<sup>1</sup>). Although Burton's influence weakened as Ford continued his dramatic writing, nevertheless it may be clearly seen in *Loues Sacrifice*; in fact, a close analysis of the play will show that Ford leaned heavily upon Burton, — that in this play, too, Ford used Burton's pseudo-medical formula. In *The Lover's Melancholy* he afflicted his characters with melancholy and cured them; in *Loues Sacrifice* he afflicts his characters, erects barriers to prevent lawful cures, and brings his patients to dire, tragic ends. Before we analyze the play, however, let us briefly recount Burton's method and formula<sup>2</sup>).

We may best see this formula in Burton's treatment of love-melancholy. First, Burton states that he wishes to anatomize this disease so that its victims may know how to amend it<sup>3</sup>). He then begins listing its causes, which are many;

---

<sup>1</sup>) See my article, "Burton's Influence on Ford's *The Lover's Melancholy*", *SP*, XXXIII (1936), 545—571

<sup>2</sup>) In "Burton's Influence on Ford's *The Lover's Melancholy*", I worked out this formula in detail; consequently I shall give only a brief outline of it here.

<sup>3</sup>) *Anatomy of Melancholy* (edited by A. R. Shilleto, London, 1896), III 8.

but perhaps one of the greatest causes is beauty which proceeds from women<sup>1)</sup>, and those most prone to the disease are young, idle people, living in courtly ease in hot, southern countries<sup>2)</sup>. Now those afflicted with love-melancholy present many symptoms: they become lean, pale, and hollow-eyed; they lose control over their passions; they rave and go into frenzies and fevers<sup>3)</sup>. And if this malady is not eased or amended, dire results are predicted: the victims will be led to commit rapes, incests, adulteries, suicides, and murders to satisfy their lust<sup>4)</sup>. Fortunately, however, there are remedies: the afflicted one may travel, exercise at sports, balance his passion with another, seek counsel, or ease his desire through marriage<sup>5)</sup>. This last remedy is nearly always safe and sure<sup>6)</sup>, but sometimes it cannot be applied; and if it cannot be applied, if parents or guardians will not give consent, or if laws, statutes, and customs hinder, then the poor lover will be crucified<sup>7)</sup>. The formula, then, is this: love-melancholy may be cured if the proper antidotes are applied, particularly if love can be lawfully consummated in marriage; love-melancholy, not eased or amended, may lead to tragic events, particularly if there are hindrances to the lawful fulfilling of desire. In *Loves Sacrifice*, Ford uses the latter part of the formula.

Since the "place itself makes much wherein we live"<sup>8)</sup>, Ford carefully puts the action of *Loves Sacrifice* in Italy, — that country whose inhabitants, according to Burton, are especially prone to succumb to the passion of love<sup>9)</sup>. The characters, too, are created to fit the formula: they are young and idle and live at ease within the court. The ease of the court is stressed, Roseilli lamenting that he has to leave the joys he has known:

Why then should I now, now, when glorious peace  
Triumphs in change of pleasures, be wip'd off,  
Like to a vseeless moth, from Courtly ease:<sup>10)</sup>

<sup>1)</sup> *Ibid.*, III 43.      <sup>2)</sup> *Ibid.*, III 62; 67; 69; 119.

<sup>3)</sup> *Ibid.*, III 153 ff.      <sup>4)</sup> *Ibid.*, III 213—214.

<sup>5)</sup> *Ibid.*, III 222; 229; 231; 235—236; 263—264.

<sup>6)</sup> *Ibid.*, III 263—264.      <sup>7)</sup> *Ibid.*, III 264; 270.

<sup>8)</sup> *Ibid.*, III 67.      <sup>9)</sup> *Ibid.*, III 67—68.

<sup>10)</sup> Lines 76—78. For this and for the following quotations from *Loves Sacrifice*, I have used Bang's *Materialien zur Kunde des älteren Englischen Dramas*, Band XXIII. Louvain, 1908.

I must resolute to checke this rage of blood,  
 And will; she is all ycie to my fires,  
 Yet euen that yce inflames in me desires<sup>1)</sup>.

But the best description of Fernando's disease is observed by D'auolos, who, seeing that Fernando is suffering from some kind of affliction, decides that it is love. He sees the familiar symptoms of love-melancholy:

Now is the time; alone; reading a letter; good; how now? striking his brest? what, in the name of policy, should this meane? tearing his haire? passion, by all the hopes of my life, *plaine passion*: now I perceiue it; if this bee not a fit of some violent affection, I am an asse in vnderstanding; why 'tis plaine, plainer and plainer. Loue in the extreamest:<sup>2)</sup>

The symptoms of love-melancholy could hardly be better described.

Love-melancholy also affects the Duke, but it strikes him in a different form: for the Duke is afflicted with jealousy. Now jealousy, according to Burton, is merely a "bastard-branch" of love-melancholy<sup>3)</sup>, — a melancholy that belongs to married men "in respect of their own wives". It is a "most violent passion", "an unspeakable torment", "a hellish torture", "*a continual fever, full of suspicion, fear and sorrow, a martyrdom, a mirth-marring monster*"<sup>4)</sup>. And one of the chief causes of jealousy is beauty in the wife<sup>5)</sup>. Inspired by the beauty of Biancha, the Duke soon finds his love turned to wormwood as he begins to suspect her of adultery with Fernando, and soon his malady is fanned into a burning rage. Fiormonda suggests that he has some "melancholly spleene", and further observes that he is the picture of jealousy as described by guaranteed authorities:

I neuer yet, out of report, or else  
 By warranted description, haue obseru'd  
 The nature of phantasticke Iealousie,  
 If not in him; . . .<sup>6)</sup>

But not only do other people recognize that the Duke is in a jealous rage; he himself knows that he is a sick man. First he threatens Biancha:

<sup>1)</sup> Lines 840—842.      <sup>2)</sup> Lines 877—883.

<sup>3)</sup> *Anatomy of Melancholy*, III 293.

<sup>4)</sup> *Ibid.*, III 302—303.      <sup>5)</sup> *Ibid.*, III 310—311.

<sup>6)</sup> Lines 2151—2154.

I haue a sword ('tis here) should make my way  
Through fire, through darknesse, death, and all  
To hew your lust ingendred flesh to shreds,  
Pound you to morter, cut your throats, and mince  
Your flesh to mites; . . .<sup>1)</sup>

Then, characteristic of the jealous man, immediately after this outburst he grows calm, admitting that he is mad, that he is afflicted with a disease:<sup>2)</sup>

I am mad. — — —

Forgiue me, good *Biancha*; still me thinkes  
I dreame, and dreame anew: now prethe chide me.  
Sicknesse, and these diuisions, so distract  
My senses. that I take things possible  
As if rhey [they] were:<sup>3)</sup>

Such actions and words should convince us that the Duke is "much distemper'd"<sup>4)</sup>, that he is a "j[e]alous mad man", who "in his fury" might offer "some violence"<sup>5)</sup>. He even indirectly speaks of himself as a jealous husband<sup>6)</sup>.

Now these sick characters develop in a plot based on the Burtonian formula: the main structure of the play is built upon the actions of *Biancha*, *Fernando*, and the Duke, and the plot reveals step by step the causes, symptoms, and results of their love-melancholy. Beauty is given *Biancha*, — a beauty that has made her famous<sup>7)</sup>; and this beauty ensnares both the Duke and *Fernando*. When *Fernando* first sees *Biancha*, he begins to lust for her, and would have private conversation with the "hartwounding beauty"<sup>8)</sup>. His lust<sup>9)</sup> grows swiftly upon him until the symptoms we have already seen appear. His "brutish burning lust", as Burton would have it, makes

<sup>1)</sup> Lines 2242—2246.

<sup>2)</sup> One of the traits of the jealous man is his rapid change from anger to joy, from violence to calmness:

. . . then eftsoons, impatient as he is, rave, roar, and lay about him like a mad man, thump her sides, drag her about perchance, drive her out of doors, send her home, he will be divorced forthwith, she is a whore, &c., by and by with all submiss compliment intreat her fair, and bring her in again, he loves her dearly, she is his sweet, most kind, and loving wife . . . (*Anatomy of Melancholy*, III 322.)

<sup>3)</sup> Lines 2262—2267.

<sup>4)</sup> Line 2285.

<sup>5)</sup> Lines 2567—2568.

<sup>6)</sup> Line 2837.

<sup>7)</sup> Lines 188—193.

<sup>8)</sup> Line 608.

<sup>9)</sup> Line 832. *Biancha* says his passion is lust.

him look upon Biancha with "wandering, wanton, adulterous eyes"<sup>1)</sup>; and almost in Burton's words D'auolos recognizes the progress of Fernando's disease as he describes it to Fiormonda:

But had your Grace seene the infinite appetite of  
lust in the piercing adultery of his eye, . . .<sup>2)</sup>

he remarks, as he interprets rightly Fernando's gleams. Fernando's malady rapidly gets worse, until he himself realizes that the only cure for him is the satisfaction of his desires:

. . . O *Madam*, still I find  
No Physicke strong to cure a tortur'd mind,  
But freedome from the torture it sustaines<sup>3)</sup>.

he says to Biancha, in pleading his love; but Biancha rejects his suit, saying that he has a "*disease in friendship*"<sup>4)</sup>. Biancha later gives in to his lust, but they both decide that they will not satisfy their desires physically, even though mentally they are in an adulterous state<sup>5)</sup>. Now Fiormonda, having discovered their love, warns Fernando of the danger of such a relationship:

*Fernando*, know  
Thou runst to thy confusion, if in time  
Thou dost not wisely shun that *Circe's* charme<sup>6)</sup>.

Fernando, however, does not heed the warning, and rapidly runs to his confusion. Such action, though, is characteristic of men affected with love-melancholy; they will hazard all to obtain their desires:

Now to this end and purpose, if there be any hope of obtaining his suit, to prosecute his cause, he will spend himself, goods, fortunes for her, and though he lose and alienate all his friends, be threatened, be cast off . . . though he be utterly undone by it, disgraced, go a begging, yet for her sweet sake, to enjoy her, he will willingly beg, hazard all he hath, goods, lands, shame, scandal, fame, and life itself<sup>7)</sup>.

Fernando has already debated with himself concerning the reasons why he should not love the Duchess: "shee's married", "she's the Dukes wife", "she's bosom'd to my friend", he

<sup>1)</sup> *Anatomy of Melancholy*, III 98.

<sup>2)</sup> Lines 1070—1071. — <sup>3)</sup> Lines 1198—1200.

<sup>4)</sup> Line 1217.

<sup>5)</sup> Lines 1268—1385. <sup>6)</sup> Lines 2172—2174.

<sup>7)</sup> *Anatomy of Melancholy*, III 175.

says; and he thinks for a while that these are reasons "enough to quench the flames of hell", were he not "beleapred" in his "soule" <sup>1)</sup>). But he cannot quench his flames and hazards all, even after being warned by Fiormonda: he meets Biancha clandestinely, is caught by the Duke, and is confined in his chamber <sup>2)</sup>). The Duke then kills Biancha <sup>3)</sup>), and Fernando, knowing now that he can never enjoy his love, becomes desperate and places himself in Biancha's coffin, saying, when discovered by the Duke, that had not his lust led him on, such dire happenings would not have ensued:

Here lyes the monument of all my hopes.  
Had eager Lust intrunk'd my conquered soule.  
I had not buried liuing ioyes in death <sup>4)</sup>).

Losing all hope, his passion still unsatisfied, Fernando then commits suicide by taking poison <sup>5)</sup>). Thus we see how lets and hindrances, preventing love from taking its natural course, have made that love break out into outrageous and prodigious events, ending in suicide and death.

The strand of plot held by the Duke ties up only the last part of the play, so far as the influence of the *Anatomy of Melancholy* is concerned. Led on by the beauty of Biancha, the Duke does not become the picture of jealousy until the innuendoes of D'auolos make him suspicious, but once the malady is well under way he presents, as we have seen, a picture of jealousy as painted by "warranted" authors. This jealousy leads to prodigious events because nothing is done to alleviate it; for, says Burton, if no cures for jealousy are tried, the results will be fatal:

Those which are jealous, most part, if they be not otherwise relieved, *proceed from suspicion to hatred, from hatred to frenzy, madness, injury, murder, and despair* <sup>6)</sup>.

But not only will jealousy lead to murder; it will lead to suicide as well, Burton citing the instance of a "Merchant that killed his wife in the same humour, and after precipitated himself: . . ." <sup>7)</sup> The Duke does both. After killing Biancha

<sup>1)</sup> Lines 860—871.

<sup>2)</sup> Line 2380ff.

<sup>3)</sup> Line 2545.

<sup>4)</sup> Lines 2772—2774.

<sup>5)</sup> Line 2796.

<sup>6)</sup> *Anatomy of Melancholy*, III 329.

<sup>7)</sup> *Ibid.*, III 331.

in a jealous rage<sup>1)</sup>, he commits suicide, blaming jealousy as the cause of it all:

Foolles, why could you dreame  
I would out-liue my out-rage sprightfull flood  
Run out in Riuers? oh that these thicke streames  
Could gather head, and make a standing poole,  
That jealous husbands here might bathe in blood<sup>2)</sup>.

Thus the whole frame-work of *Loues Sacrifice* depends upon the passion of love-melancholy: the lust of Fernando and the jealousy of the Duke; for Fernando's lust motivates the jealousy of the Duke, who causes the tragic murder and suicides. It is to be noted, too, that the characters themselves know that they are sick, know that they are struggling with powerful diseases. And the fact that both Fernando and the Duke understand the results of such diseases is even of greater significance. A psychological study of post-nuptial love, *Loues Sacrifice* shows us a picture of stark tragedy based upon the Burtonian conception of the causes, symptoms, and results of lust and jealousy not eased or amended, and suggests even a larger idea: that Ford based the structure of his plays upon a pseudo-medical foundation, upon the curability or incurability of his patients; that he found his theory of comedy and tragedy in the sprightly pages of Burton.

Stanford University.

G. F. Sensabaugh.

---

<sup>1)</sup> Line 2545

<sup>2)</sup> Lines 2833—2837.

## ÜBER DIE GENESIS DES *KUBLA KHAN*.



Man hat bekanntlich kein Manuskript vom *Kubla Khan*. Es steht nicht sicher fest, wann das Gedicht verfaßt worden ist. Herausgegeben wurde es erst im Jahre 1816. Die Zeitangabe Coleridges scheint nicht ganz zuverlässig zu sein. Er sagt zwar, daß er das Gedicht im Sommer 1797 verfaßt habe während eines Aufenthalts in der Nähe von Porlock. Dagegen behauptet sein Herausgeber E. H. Coleridge, daß er 'im Sommer 1798' hätte schreiben sollen<sup>1)</sup>, und führt als Beweisgrund eine handschriftliche Notiz Coleridges an. Im allgemeinen hält man an der Coleridge-schen Erzählung von der fatalen Abbrechung der Niederschrift des Gedichtes fest. Ein Besucher aus der benachbarten Stadt habe den Dichter in seiner Arbeit gestört. Der Besuch habe zur Folge gehabt, daß der Verfasser etwa drei Viertel des Gedichtes vergessen habe. Jeder unbefangene Leser fragt sich, kann es wirklich so gewesen sein, wie Coleridge es erzählt. Er war von Natur aus wirklichkeitsfremd, er lebte ganz in seinen eigenen Gedanken und Vorstellungen. Ich bin der Meinung, daß *Kubla Kahn*, so wie es vorliegt, ein abgeschlossenes Ganze bildet, und man sollte sich nicht an die Worte des Dichters klammern.

Es ist bezeichnend für sein Schaffen als Dichter, daß poetische Stimmungen bei ihm anhielten, auch in den Zwischenräumen seiner dichterischen Tätigkeit. Diese anhaltende Stimmung findet sich auch in dem berühmten Plane (der in *Biographia Literaria* skizziert ist) 'to write a work on the Productive

---

<sup>1)</sup> Zur Stütze der Annahme, daß *The Ancient Mariner Kubla Khan* vorausging, mag man auf den glücklicheren Gebrauch von 'honey-dew' in K. K. dem Alten Seefahrer gegenüber hinweisen: For he on honey-dew hath fed (vgl. Gylfaginning: Lif ok Likprasir hafa mörgindöggar fyrir mat), während es mit geringerer dichterischer Kraft im Alten Seefahrer heißt: a voice . . . as soft as honey-dew.



Logos, human and divine; with and as the introduction to a full commentary on the Gospel of St. John.' Und ein gleich hochfliegender Plan — richtiger Phantasiegebilde — schwebte ihm vor bei der Abfassung von *Christabel*. Wie in E. H. Coleridges *Christabel* nachgewiesen wurde, machte Coleridge sich selbst wie seinen Freunden vor, daß er ein Gedicht von 1400 Zeilen geschrieben habe. Am 6. Oktober 1800 war beschlossen worden, *Christabel* nicht in die neue Ausgabe der *Lyrical Ballads* aufzunehmen. Drei Tage später schreibt der Dichter an Davy: 'The Christabel was running up to 1300 lines.' Fünf Tage später heißt es in einem Brief an Tom Poole: 'Christabel has swelled into a poem of 1400 lines.' Von diesem ansehnlichen Zuwachs kennen wir weiter nichts. Bei solch einem phantasievollen Innenleben des Verfassers nimmt man die Bemerkung, daß er während seines Schlafes 'would not have composed less than two to three hundred lines', mit einigem Mißtrauen auf. Das ganze Gedicht zählt 54 Zeilen, also ein bedeutender Unterschied. Geht man daran, die innere Struktur des Gedichtes zu studieren, wird man den Gedanken nicht los: 'here is God's plenty', und nichts deutet darauf hin, daß etwas fehlt. Die innere Struktur des *Kubla Khan* läßt den Faden erkennen, der durch die Lowesschen Perlen gezogen ist.

Das Gedicht enthält drei Abschnitte von ungleicher Länge und wechselndem Reimschema. Der dritte Teil beginnt reimlos, hat aber Alliteration. Über dem Gedicht schweben Licht- und Schatteneffekte, die bekanntlich eine große Rolle in der Ausformung der Coleridgeschen Ästhetik spielen. Man vergleiche die Stelle im 14. Kapitel der *Biographia Literaria*: 'light and shade: diffused over a known and familiar landscape are the poetry of nature.' Dies war auch ein beliebtes Thema bei den Landschaftlern der damaligen Zeit: 'Rocks and woods take different shapes from the different directions of light. Nay we sometimes see a variation of light alter the whole disposition of a landscape (Wm. Gilpin, *Observations relative to Picturesque Beauty* <sup>1)</sup>). Auch die Architektur legte großen Wert auf Licht-

---

<sup>1)</sup> Wie Mr. James Ross, Bibliothekar an der Stadtbibliothek zu Bristol, mir mitteilt, kann man aus Kaufmanns Liste in *Modern Philology*, Bd. XXI, ersehen, daß Southey aus der genannten Bibliothek den ersten (in diesem Zusammenhang einzig einschlägigen) Band von Gilpins Buch vom 2. bis 9. Dezember 1793 geliehen hat.

und Schatteneffekte. Während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts trat eine große Veränderung in der englischen Gartenkunst ein. Addison (*Spectator* no. 414) hebt die Mängel der Gartenkunst seiner Zeit hervor: 'The beauties of the most stately Garden or Palace lie in a narrow compass, the Imagination immediately runs them over, and requires something else to gratify her, but in the wide Field of Nature the sight wanders up and down without Confinement.' Diesem Mangel wurde nun abgeholfen durch eine neue Richtung in der Gartenkunst. In seiner 'Treatise on Modern Gardening' (*Coll. Wks.* II. 535) beschreibt Horace Walpole die Genesis der neuen Richtung, die Mauern und Hecken beseitigte und einen weiten Ausblick auf die Umgebung freilegte: 'the capital stroke, the leading step to all that has followed, was the destruction of walls and boundaries and the invention of fosses'<sup>1</sup>). Der Garten wurde sozusagen verlängert. Man bekam nun eine Dreiteilung: Wohnung, Vordergrund und Hintergrund (oft 'distance' genannt). Der Vordergrund sollte 'pleasing' sein, der Hintergrund 'great'. Wie Gilpin näher ausführt, soll der Vordergrund schön sein, weil er ja alles schärfer hervortreten läßt. Der Hintergrund kann ruhig ungepflegt sein, da man die Einzelheiten wegen der Entfernung nicht sieht. Auf diese Weise bekommt man eine Verbindung von 'lovely' und 'great'. Der Vordergrund soll 'woody' sein, 'ancient oaks' werden bevorzugt (Gilpin passim); Hügel gehören mehr in den Hintergrund. Der Teich der früheren formalen Gartenkunst verschwindet, und man bekommt einen 'fosse' oder 'chasm' (ein Lieblingswort Gilpins). 'The wild and desolate scene' wird in der Beschreibung der Landschaft auf Kosten des bebauten Landes gepriesen: 'the wild country, at every step, loses some of the wild strokes of nature, and degenerates into cultivation' (ibid. II 80). Im Gegensatz hierzu heißt es von einer anderen Landschaft: 'these vast regions, whose parts are thus absorbed in the immensity of a whole, have the strongest effect on the imagination. They distend the mind.' Das Kunstwort 'romantic' findet sich sehr oft: romantic colour / a romantic stream / romantic country. 'Grandeur and horror, mingled together... produce an effervescence' (Gilpin I 130).

<sup>1</sup>) Er nennt die neue Einrichtung an enchantment (cf. enchantment Z. 14 in unserem Gedicht).

Wenn man die vorhergehenden Ausführungen bei der Beurteilung unseres Gedichtes zugrunde legt, sieht man, daß der erste Teil dem Vordergrund der damaligen Gartenkunst entspricht. Er enthält einen Fluß und fruchtbares Land, Gärten mit Bächen, die sich in schönen Windungen hinziehen. Vgl. Gilpin: 'one of the most beautiful objects in nature is a noble river, winding through a country' (cf. 'sinuous rills'). Die graden Linien der griechischen Baukunst waren von der neueren Baukunst aufgegeben worden. Herrliche, 'ancient' Bäume umgeben 'sunny spots of greenery'. Dies alles macht einen charakteristischen Vordergrund aus. Er ist durch einen 'deep romantic chasm' vom Hintergrund geschieden.

Eine orientalische Schilderung gab den Anstoß zur Abfassung des Gedichtes. Hogarth erwähnt in *Analysis of Beauty* (s. 45) die allgemeine Vorliebe für chinesische Bauwerke<sup>1)</sup>. Chinesische Gärten wurden gleichbedeutend mit englischen. Das fremdartige Gebäude wurde nicht als störend empfunden inmitten einer englischen Anlage. Im zweiten Teil begegnen wir dem 'chasm' (dem 'fosse' oder dem 'haha' entsprechend). Auf der anderen Seite haben wir den Hintergrund mit seinem 'hill'. Es war eine 'savage' Gegend. 'Holy' war sie auch, vgl. die Worte Grays unten. 'A mighty fountain momentarily was forced' aus dem 'chasm'. Ovids Tempeschilderung war ganz im Geiste romantischer Naturbetrachtung. Offensichtlich enthält dieser zweite Teil etwas, was Gilpin 'effervescence' nennt. Die stark bewegte Phantasie drückt sich in der Wahl des Pronomens aus: this chasm / this earth / these rocks / this tumult. Dies bildet einen starken Gegensatz zu der ruhigen, behaglichen Beschreibung des Vordergrundes. Der Mond gehört ganz ins Bild, er war ja ein beliebter Gegenstand romantischen Lebensgefühls. Weiterhin paßt der Mond ganz zum dämonischen Liebhaber; Dämonen scheuen das Licht der Sonne. Hier haben wir auch — in bestem Zusammenklang mit dem Gilpinschen Gedanken vom 'personal adornment': 'a romantic place seldom wants a romantic story to adorn it' (I. 195) — die wundervolle Zeile 'By woman wailing for her demon-lover'. Eine derartige romantische Ausschmückung war schon früher mit Erfolg an-

<sup>1)</sup> Er sagt: Es ist jetzt solch ein Durst nach Mannigfaltigkeit, daß sogar elende Nachahmungen chinesischer Gebäude im Gebrauch sind.

gewandt worden. In Ossian (Croma) besingen die drei Barden die wilde Nacht mit 'the meteor sparkling through the gloom'. Dies ist im Auszuge Ossians romantische Geschichte: 'Who is that in his shroud beneath the tree by the stream? The waves dark-tumble on the lake, and lash its rocky sides. The boat is brimful in the cove, the oars on the rocking tide . . . A maid sits sad beside the rock, and eyes the rolling stream. Her lover promised to come.'

Mit Zeile 36 ändert sich die Stimmung des Gedichtes völlig, Reflexion setzt ein. Äußerlich ist dies durch Reimlosigkeit angedeutet. Der Dichter ruft sich eine frühere Vision ins Gedächtnis zurück und reflektiert über sein dichterisches Vermögen, das Wunder der Vision wiederzugeben. 'Could I revive within me / Her symphony and song', ganz wie Shelley es tut in 'The Skylark': 'Teach me half the gladness . . . The world should listen then as I am listening now.' Auf den Dichter selbst beziehen sich die Worte:

And all should cry, Beware! Beware!  
His flashing eyes, his floating hair' . . .  
For he on honey-dew hath fed,  
And drunk the milk of Paradise.

Diese letzten vier Zeilen können die Überleitung zu einem andern einheimischen Einfluß bilden. Lowes hat sich hier geirrt, wenn er ausländische Parallelen sucht. Er zitiert die Beschreibung des Königs von Abessinien. Von ihm heißt es in der Reisebeschreibung, daß er 'was dressed in the habit of pace, his long hair floating all around his face . . . nothing but his eyes could be seen'. Ein englischer Dichter, den Coleridge herauszugeben geplant hatte, nämlich Gray, hat in sein Gedicht desselben Namens einen Barden eingeführt. Er apostrophiert König Edward, der soeben Wales erobert hat, mit flammenden Worten:

With haggard eyes the Poet stood;  
(Loose his beard, and hoary hair  
Streamed like a meteor, to the troubled air).

Gray, der Vorromantiker, hatte vieles mit Coleridge und Wordsworth gemeinsam, z. B. das 'romantische Interesse an der Cumberlandischen Landschaft und am Wye-Fluß. In seinem Briefe an Nicholls vom 19. November 1764 beschreibt er die Lichtphänomene eines anbrechenden Morgens, und zum Schluß

heißt es: 'I wonder whether any body ever saw it before?'  
Hier haben wir einen Vorboten von

The light that never was on land or sea (Wordsworth), und  
(Its) path was not upon the sea,  
In ripple or in shade (Coleridge).

Folgende Ausdrücke und Wörter finden sich bei beiden.  
'Holy' an einer Stelle in *Kubla Khan* entspricht 'holy ground'  
in Grays Ode 'For Music'. Ferner die Vorliebe für Wörter auf  
-less<sup>1)</sup>. *Kubla Khan* hat: measureless / sunless / ceaseless /  
lifeless / und Grays wenig umfangreiche Dichtung hat: endless /  
dauntless / boundless / thoughtless / relentless / comfortless /  
ruthless / speechless / guiltless / noiseless, und andre mehr.  
Weiterhin könnte man versucht sein, den sonderbaren Ausdruck  
'weave a circle' mit der häufigen Anwendung des Verbums  
'weave' bei Gray zu vergleichen, wo es z. B. von den  
mystischen Kräften heißt, daß sie 'weave a soldier's doom'.  
Noch ein Grayscher Zug kommt vor. *Kubla*, der soeben 'a  
pleasure dome' gebaut hat, hort.

Ancestral voices prophesying war.

Mitten in seiner friedlichen Arbeit hört er als Reflex-  
wirkung zu dem Toben des brausenden Stromes, als 'coming  
events throwing their shadows before', die Stimme des Fatums.  
Und der Anblick der Wellen ändert sich unheimlich:

The shadow of the dome of pleasure  
Floated midway on the waves<sup>2)</sup>.

Das 'bright' und 'sunny' kontrastiert scharf mit den  
dunklen Wellen. *Kubla Khans* stolzer Palast war nicht nur  
'sunny', sondern auch voller Eis, wie ja Coleridge auch  
sonst an verschiedenen Stellen einer inneren Disharmonie Aus-  
druck gibt, z. B. in den folgenden Zeilen aus dem Gedicht  
'Lines On A Friend':

To me hath Heaven with bounteous hand assigned  
Energic reason and a shaping mind . . .  
Sloth-jaundiced all!

<sup>1)</sup> Wörter auf -less finden sich auch sonst in Hülle und Fülle bei Coleridge.

<sup>2)</sup> Lowes wird dieser Stelle nicht gerecht. Er zitiert: an eremitage . . . doth miraculously float upon the water. Der Palast 'doth [not] float', noch ist es ein tanzender Schatten; es ist eine unheimliche Wirkung, die beabsichtigt worden ist; vgl. But where the ship's huge shadow lay (*Am. Mar.* 269).

Lowes erkennt den Charakter der Zeile von 'ancestral voices', indem er eine Parallele dazu in den folgenden Bemerkungen aus den Reisebüchern findet: 'no warres are begunne or made without their word' (sc. der Priester, die prophezeien können), und 'hermits and holy men that can prophesy have assured him he is to beat the rebels.' Von all dem ist hier gar nicht die Rede. Der Ausgang des Krieges ist überhaupt nicht erwähnt. Nur das Herannahen eines zukünftigen Krieges wird prophezeit. In Grays 'Bard' dagegen wird eine 'ancestral' Stimme vernommen, die mit 'Prophet's fire' innere und äußere Kriege vorhersagt. Dieses 'ancestral' Element wird von der Stimme selbst hervorgehoben:

Ye unborn ages, spare my aching sight.

Man muß also im Gedicht heimische Einflüsse als die ausschlaggebenden ansehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir fremde Elemente, wo sie vorkommen, leugnen.

Das Gedicht bildet eine Einheit. Nichts wird vermißt. Keine abgerissenen Gedankengänge wirken störend auf den Leser ein. Burke (Sublime and Beautiful) zählt drei 'natural powers' auf, die die Umwelt deuten: die Sinne, die Phantasie und die Urteilskraft. Alle drei kommen im *Kubla Khan* zur Geltung; die Sinne in den Naturbeschreibungen; die Phantasie in den machtvollen Zeilen 'By woman wailing for her demon-lover . . . beneath a waning moon,' und auch sonst; im letzten Teil urteilt der Dichter über seine schöpferische Kraft, Sinnesindrücke wiederzugeben.

In dieser Betrachtungsweise wird das Gedicht ein echtes Werk von Coleridge, d. h. es gibt sein persönliches, unmittelbares geistiges Erleben<sup>1)</sup>.

Birkerød (Dänemark).

N. Bøgholm.

---

<sup>1)</sup> Der Vordergrund im *Kubla Khan* entspricht Burkes Beautiful. beautiful objects should have a comparatively small dimension ('twice five miles'); beauty should be smooth and polished ('fertile ground'); a rotund form has a noble effect ('a pleasure dome'); unter den Farben ist light-green beautiful ('greenery'); the beautiful should not be obscure ('gardens bright'); the jasmine and the myrtle sind vegetable beauties ('incense-bearing tree'). Das Erhabene ought to be dark und im zweiten Abschnitte finden wir 'deep chasm', 'through wood and dale'; es sollte vast in its dimensions sein ('caverns measureless', 'a lifeless ocean'). The noise of vast cataracts and dark confused images gehören hierher ('turmoil', 'tountain', 'dancing rocks').

## SYNTAKTISCHE HOMONYMIE: DAS UMSCHREIBENDE *DO*.



Die Entstehung des sogenannten umschreibenden *do* ist sehr häufig Gegenstand der Untersuchung gewesen, doch scheint es mir, daß eine befriedigende Lösung der Frage noch nicht gefunden wurde. Die Erklärungsversuche vor Koziol (»Die Umschreibung mit *to do*«, GRM. XXIV, S. 460 ff.) bewegten sich in den nicht sehr einleuchtenden Bemühungen, jenes *do*, das seit dem 14. Jahrhundert so tüppig anfängt zu wuchern, aus dem kausativen *do* herzuleiten. Nachdem man die alte Erklärung Dietzes und Mätzners, die Umschreibung habe sich aus der proverbialen Verwendung von *do* entwickelt, fallen gelassen hatte (nebenbei nicht ganz, das NED. hält sie noch aufrecht), schloß man sich der von Zilling in seiner Dissertation (*Das Hilfsverb 'do' im Mittel-Englischen*, Halle 1918) scheinbar bewiesenen Ansicht an, altes kausatives *do* habe sich im ME. abgeschwächt und als letztes Stadium der Abschwächung das periphrastische *do* erzeugt. Zilling hat (hauptsächlich) den *Cursor Mundi* in den verschiedenen Hss. untersucht. Zwei stammen aus dem 14. Jahrhundert, zwei jüngere gehören dem 15. Jahrhundert an. Zilling unternahm es nun, die verschiedenen *do's* zu beschreiben, wobei er feststellte, daß es ein rein kausatives *do* gebe, was er daraus schloß, daß ein *do* der älteren Hss. in den jüngeren durch *make*, *let* etc. ersetzt wird. Dann gibt es nach Zilling ein »schwaches lassen«, was dadurch zum Ausdruck komme, daß die jüngeren Hss. für das *did* (in den meisten Fällen handelt es sich um Präterita) der älteren das einfache Verb setzten. Diese Unterscheidung Zillings von starkem und schwachem »lassen« ist unberechtigt, älteres *do* wird ebenso durch *made* wie durch die nichtumschriebene Form ausgedrückt, wie eine Durchsicht seiner Beispiele zeigt. Was heißt also

»schwaches lassen«? Entweder ist *do* kausativ oder ist es nicht. Wo älteres *do* nicht mehr durch *do*, sondern durch die nicht-umschriebene Form zum Ausdruck gebracht wird, wird es eben nicht mehr als kausativ gefühlt.

Schließlich gibt es das *do*, dessentwegen die Untersuchung Zillings gemacht wurde, und dessen Ursprung es zu erklären galt, unser umschreibendes *do*. Zilling hat die Kategorie »schwaches lassen« wohl aufgestellt, um das Bindeglied zum periphrastischen *do* zu haben, aber mir scheint die dreifache Unterscheidung nicht tragbar. Es gibt nur kausatives und periphrastisches *do*.

Der Erklärung von periphrastischem *do* aus dem kausativen *do* gegenüber weist Koziol (l. c.) auf verschiedene Schwierigkeiten und Sonderbarkeiten hin, von denen die wichtigsten die folgenden sind: die Unterscheidung tritt zunächst fast nur in affirmativen Behauptungssätzen und in Befehlen<sup>1)</sup>, später erst bei Frage und Verneinung auf. »Es ist nicht recht ersichtlich, wie diese Verteilung aus der früheren kausativen Verwendung erklärt werden könnte.« Dann weist Koziol darauf hin, daß Langenfelt (*Select Studies in Colloquial English of the Late Middle Ages*, Lund 1933) bereits aus dem 14. Jahrhundert Belege für *do* emphatischen Charakters erbracht habe, und stellt hieran anschließend die schlechthin nur mit »Nein« zu beantwortende Frage: »Ist es nun aber sehr wahrscheinlich, daß eine gerade zu dieser Zeit abgeschwächte und bedeutungslos gewordene Fügung gleich wieder emphatisch, bzw. intensivierend gebraucht wurde, noch dazu in einem Zeitpunkt, da auch noch die alte Bedeutung lebendig war?« (S. 462.) Das heißt mit anderen Worten: *do* könne nicht zu gleicher Zeit als bedeutungslose Umschreibung und als Mittel der Emphase gedient haben, ganz abgesehen von seiner noch lebenden kausativen Funktion. Er kommt nun zu der das Problem in ein gänzlich neues Fahrwasser bringenden Feststellung, daß das rein periphrastische *do* nichts mit dem kausativen *do* zu schaffen habe, sondern seinem Ursprung nach ein völlig heterogenes *do* sei, das aus der Umgangssprache stamme und emphatisierenden Charakter gehabt habe. Nach ihm vollzieht sich die Entwicklung wie folgt: der *do*-Komplex

<sup>1)</sup> Der zweite Teil der Behauptung stimmt nicht, wie wir später noch sehen werden.



ist nichts Einheitliches, und Koziol nimmt an, daß vor dem kausativen *do* unabhängig eine umgangssprachliche Verwendung bestanden habe, hierin auf der Arbeit von Langenfelt fußend. Koziol hat sehr recht, nur auf diese Weise kann man der Lösung der Frage näherkommen. Er argumentiert nun, die alte kausative *do*-Fügung sei im ME. verblaßt, parallel gehend sei die emphatisierende umgangssprachliche Umschreibung ebenfalls abgeschwächt worden und sei so in die Literatursprache eingedrungen. Dabei scheint mir jedoch Einiges unklar zu bleiben. Man müßte dann nämlich weiterhin folgern, daß im 16. Jahrhundert die aus dem heutigen Englisch geläufige emphatisierende Funktion von neuem belebt worden sei. Koziol selbst berührt diese Frage nicht, da ihn nur die Genese der U. interessiert, die jedoch von der weiteren Entwicklung nicht ganz zu trennen ist. Damit hätten wir eine Wiedergeburt der emphatisierenden Umschreibung auf literarischem Sprachgebiet, also dasselbe Phänomen, das sich einige Jahrhunderte früher auf umgangssprachlichem Gebiet vollzogen hätte? Und woher wäre dieses *do* gekommen? Nicht aus der Umgangssprache, denn dort war es ja nach Koziol verblaßt. Wir ständen dann wieder am Anfang des Problems.

Ich halte also Koziols Erklärung in der von ihm gegebenen Art nicht für richtig, bin jedoch mit ihm der Ansicht, daß das im Spätmittelenglischen plötzlich auftretende periphrastische *do* nichts mit dem kausativen zu tun hat, um es vorläufig nur negativ auszudrücken. Koziol hat, wie gesagt, das Problem auf ein Geleise gebracht, wo allein ein Vorwärtstommen zu einer befriedigenden Lösung hin möglich ist, indem er die Abtrennung des kausativen vom periphrastischen *do* fordert.

Die Erklärungen, die per. *do* aus kausativem herleiten, fußen alle mehr oder weniger auf der genannten Dissertation von Zilling. Zilling will beweisen, daß sich diese Entwicklung auf dem Wege langsamer Abschwächung vollzogen habe. Warum sich aber das kausative *do* abschwächte, das haben weder er noch irgend ein anderer versucht zu erklären. Da jedoch der Zerfall irgend eine Erklärung erfordert, so könnte man vielleicht annehmen, infolge der zunehmenden Demokratisierung des Geistes, wie sie sich in dem Aufblühen der Städte und des Bürgertums, der Lollardenbewegung etc. zeigt, wäre der Begriff der Kausativität als sozusagen undemokratisch

fragwürdig geworden. Ein solcher Gedanke wäre aber deswegen irrig, weil *do* nicht das einzige Mittel zur Wiedergabe des kausativen Sinnes darstellte, nebenher geht zu keiner Zeit geschwächtes *make*. Die zweite Schwierigkeit ist die, daß sich die U. in der me. Prosa nicht oder kaum nachweisen läßt, ein Faktum, das man bis jetzt trotz vieler Versuche nicht zu erklären vermocht hat. Wenn nun unsere vorherige Vermutung zu Recht bestehen sollte, so müßte sich der Zerfall nicht nur in der Poesie bemerkbar machen, m. a. W. ein in seinem semantischen Wert gesunkenes sich reiner Periphrase näherndes *do* müßte auch in der Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts zu beobachten gewesen sein. Das jedoch ist auffälligerweise nicht der Fall. Eine Erklärung des Zerfalls von kausativem *do* sozusagen als gesunkenem Kulturgut ist also nicht angängig.

Die, die die Umschreibung als aus dem kausativen *do* hervorgegangen erklären, vermögen doch nicht verständlich zu machen, wie ein kausativer Ausdruck plötzlich nichts Kausatives mehr bedeutet und gar in seinem Verwendungsumfang zunimmt. Ein Hinweis auf Fälle wie »er versammelte sein Heer — er ließ sein Heer versammeln,« oder »pontem fecit: er ließ eine Brücke bauen« (Deutschbein § 35, 3, *System der neuenglischen Syntax*) ist irreführend, weil gar keine Parallelität besteht. Das Subjekt 'er' versammelt das Heer bzw. baut die Brücke, insofern es die bewirkende Ursache ist, genau wie der Architekt das Haus baut. Dieser hat den Auftrag übernommen und baut es somit formell. Daß er nicht die tatsächlichen praktischen Bauhandlungen selbst ausführt, versteht sich von selbst. Der Denkvorgang ist aber gerade umgekehrt dem, den die Abschwächung von kausativem *do* voraussetzen würde. Das Bauen impliziert je nach den Umständen ohne weiteres die Möglichkeit, daß das Subjekt nicht einzelne dazugehörige Handlungen praktisch tätigt. Andererseits ist jedoch nicht zu verstehen, daß die Sprache umgekehrt vorgehen sollte, daß sie eine lebendige kausative Kategorie dazu bemühen sollte (und das in ausgebreitetem Maße), Nicht-Kausatives zum Ausdruck zu bringen. Wenn eine Funktion schwach und bedeutungslos wird, dann stirbt sie ab, wird nicht mehr verwandt, sie erhält jedoch nicht gleich einen wichtigen neuen Posten. Die Sprache kann Fülle, Übertreibung aufwenden, um Einfaches auszudrücken. Aber es ist sogleich zu bemerken, daß sich das einfache Verbum zum Faktitivum

nicht verhält wie ein Einfaches zu einem gesteigert Vielfachen (wie beispielsweise einfaches Verb: Frequentativ; diese Vertauschung ist möglich), sondern gänzlich andersartig ist, sich verhält wie Einfaches zu Zusammengesetztem. Daß *ich lasse schreiben* oder gar *ich lasse kommen* jemals die Bedeutung *ich schreibe, komme (selbst)* annehmen würde, scheint mir völlig ausgeschlossen. Im Türkischen, das die kausative Kategorie ausgeprägt entwickelt hat, kenne ich kein einziges Beispiel eines solchen Übergangs und auch keine Ansätze dazu. Und weiter: wenn es sich nur um das Aussterben von kausativem *do* handelte, wäre die Fragestellung noch anders. Was wir beobachten, ist aber nicht einfach ein Abnehmen der kausativen *do*-Konstruktion allein, sondern wir bemerken zu gleicher Zeit ein Zunehmen derselben Konstruktion, nur in einer anderen Bedeutung. Und das zeigt uns das Widersinnige an der Entwicklungstheorie.

James Finch Royster, ("The Do-Auxiliary 1400 — 1450", *Modern Philology* XII 449 ff.) behauptet, einen Übergang von kausativem *gar* zu per. *gar* festgestellt zu haben. Ich habe seine Belegstellen (wobei ich mich auf den Bruce, aus dem nebenbei auch bis auf einige wenige sämtliche Belege stammen, beschränken mußte) nachgesehen: keine der Stellen ist im geringsten stichhaltig, es liegen ausnahmslos Kausativfälle vor, die man nur dann anders interpretieren kann, wenn man von einer vorgefaßten Meinung beeinflußt eine Parallelerscheinung zu dem behaupteten Übergang von kausativem zu periphrastischem *do* beibringen will. John Samuel Kenyon (*The Syntax of the Infinitive in Chaucer*, S. 153 ff.) gibt Beispiele aus Chaucer für per. *let*: *Lat take another ounce* (G 1254), *Lat take a cat and fostre hym* (H 175), *Theseus anon Leet senden after gentil Palamon* (A 2975). Während man die beiden ersten Beispiele auch als Adhortative auffassen könnte, hat Kenyon mit dem letzten sicher recht. Aber diese »Abschwächung« von *leten* beweist nicht die allgemeine Möglichkeit des Übergangs von Kausativum zu Periphrase, sondern illustriert etwas ganz anderes: es zeigt m. E., wie sehr die Erschütterung von kausativem *do* durch per. *do* fortgeschritten war, so daß man oft ein Kausativum setzte, wo es nicht hinpaßte (vgl. das weiter unten Folgende). Es entstand aus einer vorübergehenden Verwirrung des Sprachgefühls ein formaler Hang zur Kausativität,

die aber keine Kausativität ist. Und diese Verwirrung wirkte so ansteckend, daß sie sogar, wenn auch nur in verschwindendem Maße, auf das kausative *leten* übergriff, das doch gar keinen periphrastischen Rivalen neben sich hatte. *Leten* ist in Kenyons Beispielen einfach angesteckt, wird periphrastisch verwandt, weil sein Nachbar, kausatives *do*, es scheinbar auch wurde. Wäre per. *leten* Symptom eines allgemeinen Übergangs, so müßte es häufiger auftreten und vor allem früher. Es ist doch auffällig, daß ein per. *leten* erst dann zaghaft auftritt, als per. *do* längst eingewurzelt war.

Nun hatte Langenfeldt bereits, was Koziol aufgreift und konsequent auswertet, das Vorkommen eines andersartigen *do* behauptet, das er allerdings nur mit dem einen folgenden Beispiel belegt, eines *do*, das die affektbetonte Tatsächlichkeit eines Geschehens ausdrückt. Das Beispiel stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Y-hereþ, my dereste frendes; ne ches noȝt God pore men in this worlde, & riche men in feiþ, heyres of þe kyngdom, þat God haþ byhoten to þilke þat loueþ hym? & ȝe haueþ unworchuped þe pore man, & ne doþ noȝt þese ryche men þoroȝ hure myȝt þruste ȝou adoun? & þei draweþ ȝou to domes. & ne doþ noȝd þei blasphemie þe goode name þat is y-cleped on ȝow? (James 2; 5—7.)

Außerdem hat Engblom (*On the Origin and Early Development of the Auxiliary Do*, Lund Studies in English VI, S. 50) wertvolle Prosabeispiele, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts allerdings, gebracht, die keinen Zweifel lassen über die frühe Existenz von emphatisierendem *do*. Es ist sicher nicht falsch zu vermuten, daß der schriftlichen Fixierung ein längerer mündlicher Brauch vorausgegangen sein dürfte. Das würde uns also ebenfalls ins 14. Jahrhundert führen.

Ich verwies vorhin auf die von Zilling vorgenommene Untersuchung der Hss. des *Cursor Mundi*. Er stellte drei Arten von *do* auf, kausatives, schwach kausatives und periphrastisches *do*. M. E. sehen die Resultate etwas anders aus: Es ergibt sich: 1. Kausatives *do* der älteren Hss. wird in den jüngeren durch *made*, *let*, *gert* wiedergegeben. (Zillings stark kausatives *do*.) Was bedeutet das? Doch wohl, wenn ich mich vorsichtig ausdrücke, dass man es vorzog, die Kausativität nicht durch *do* auszudrücken, sondern statt dessen ein anderes Verb zu benutzen.

Eine solche Abneigung gegen *do* hat aber nur dann Sinn, wenn man *do* nicht mehr als eigentlichen Träger der Kausativkategorie empfand, wenn es in seiner Bedeutung bereits angekränkt war (negatives Kriterium). Es ergibt sich: 2. In vielen Fällen wird älteres *do* durch die nichtumschriebene Form wiedergegeben, m. a. W. älteres *do* wird überhaupt nicht als kausativ aufgefaßt (positives Kriterium). 3. *did* dient sogar dazu, umschreibendes *gan* der älteren Hss. zu ersetzen. 4. Einfaches Verb der älteren Hss. wird durch *do*, *did* wiedergegeben. Das Resultat von all diesem ist zunächst die Feststellung der allmählichen Zerstörung von kausativem *do*. Wir können diesen Abbau noch weiter positiv verfolgen. Der Krankheitsprozeß beginnt bereits im 14. Jahrhundert in den älteren Hss., wie sich aus Zilling S. 14 ff. leicht ersehen läßt, *do* hat bereits den Wert einfacher Umschreibung und steht mit der nichtumschriebenen Verbform auf einer Stufe.

Parallel mit dem Krankheitsprozeß von kausativem *do* geht die Verbreitung von periphrastischem *do*. Woher aber kommt dieses? Es kommt nicht aus dem kausativen *do*, wie wir sahen. Also bleibt nur noch die Möglichkeit anzunehmen, daß es von einem anderen *do* stammt. Vergewissern wir uns nun, daß im heutigen Sprachgebrauch als einziges *do* in positiven Sätzen ein *do* existiert, das nicht kausativ ist, das man auch nicht als periphrastisch bezeichnen kann, das vielmehr dazu dient, die Tatsächlichkeit eines Geschehens gegenüber einem ausgesprochenen oder gedachten Zweifel zum Ausdruck zu bringen. Und das erinnert uns gleich an das von Langenfeld aus dem 14. Jahrhundert erbrachte und von uns eben vorhin zitierte Beispiel eines *do* mit demselben Charakter und läßt die Existenz von emphatisierendem *do* bereits im 14. Jahrhundert als nicht mehr so ganz ungesichert erscheinen. Damit gewinnt dann aber der ganze Komplex ein anderes Gesicht. Es läßt sich nämlich sagen, daß heute nur noch emphatisierendes *do* lebt, während das kausative und das periphrastische tot sind (*do* in negativen und Fragesätzen ist nicht einfach periphrastisches *do*, sondern verdankt seine Beibehaltung anderen Ursachen, wovon später noch die Rede sein wird). Sollte diese Entwicklung Zufall sein? Man wird sagen, emphat. *do* habe sich aus per. *do* entwickelt. Langenfeld erklärt emph. *do* auf diese Weise. Gegen ihn, der die Existenz von emph. *do* für das 14. Jahrhundert

als sicher annimmt, braucht man nur das bereits erwähnte Argument Koziols zu benutzen: »Ist es nun aber sehr wahrscheinlich, daß eine gerade... abgeschwächte und bedeutungslos gewordene Fügung gleich wieder emphatisch... gebraucht wurde?« Es wäre doch mehr als sonderbar, wenn zur selben Zeit das gleiche *do* kausative, periphrastische und emphatisierende Bedeutung gehabt hätte. Bliebe die Möglichkeit, die wir bereits verworfen haben, die frühe Existenz des *emph. do* zu leugnen und es als spätes Entwicklungsprodukt von *per. do* zu erklären. Indem man jedoch behauptete, die Emphase sei etwas zu der Umschreibung erst später Hinzukommendes (Deutschbein, § 35, 3), vergaß man zu erklären, unter welchen Umständen denn diese Entwicklung vor sich ging, wieso dieser toten Form denn plötzlich neues Leben eingehaucht wurde und dazu ein so andersartiges, daß es nie gehabt hatte. Langenfelt (128) bemüht sich, den Übergang verständlich zu machen. Nach ihm ergriff *per. do* den Imperativ, verdrängte dort die Konstruktion *do* + einem zweiten *þæt*-Satz (Typus: *Drihten, Drihten, do þu nu þa, þæt þu mines gebedes bene gehyre* = *exaudi vocem meam* Psalm 129, 1 zit. Dietze. *Das umschreibende 'do' in der neuenglischen Prosa*. Diss. Jena 1895. S. 8) und entwickelte aus dem imperativischen Gebrauch emphatisierenden Wert. Das klingt nicht sehr einleuchtend, zumal wenn man bedenkt, daß nach Langenfelt doch der ganze Vorgang bereits im 14. Jahrhundert als abgeschlossen anzusehen ist. Legen wir also die Ableitungstheorie definitiv beiseite, schließen wir uns aber darin Langenfelt an, daß wir die frühe Existenz von emphatisierendem *do* als gesichert annehmen.

Was ist nun aber der Sinn eines solchen *do*? Es drückt die affektische Betonung der Wirklichkeit eines Geschehens aus. Als Träger einer solchen Bedeutung wurde die Umschreibung geschaffen. Das nehmen Koziol an und Trnka, *On the Syntax of the English Verb from Caxton to Dryden*, Prag 1930, S. 53: "it was used primarily in expressing the effective actions or states as opposed to the negated and uncertain ones." Was bewog nun aber die Sprache, eine solche Ausdrucksweise zu schaffen, welches ist die psychologische Situation, aus der heraus die Entstehung der Umschreibung verständlich wird? Koziol gibt eine m. E. prinzipiell zu beanstandende Erklärung, ausgehend von einer Deutung Hoops'. Er sagt: »Diese analytischen

Ausdrucksweisen (Futur-, Präteritalbildung etc.) sind wohl einem gemeinsamen Bedürfnis entsprungen, auf das aus dem Ergebnis geschlossen werden kann: jede dieser neu entstandenen Fügungen bietet im Gegensatz zu der früheren komplexen Form die Möglichkeit, die eine oder andere Komponente besonders hervorzuheben. Hoops erklärt., daß durch die Umschreibung mit *to do* der Verbalbegriff verstärkt wird. Dagegen betonte ich... die sich aus der Verwendung der Umschreibung ergebende Möglichkeit, Tempus oder Modus allein hervorzuheben, ohne gleichzeitig auch den Bedeutungsinhalt des Verbums zu betonen. Ich glaube nun,... daß beides zusammen bei der Entstehung der Umschreibung ausschlaggebend war: daß also sowohl das Bedürfnis, einen Verbalbegriff oder den Gegensatz zweier Verbalbegriffe hervorzuheben, als auch das Bedürfnis, den Gegensatz zwischen tatsächlichem Geschehen und Möglichkeit bzw. Wunsch usw. zu betonen, die analytische Form entstehen ließ (463/64).« Die Sprache befriedigt bei der Schaffung einer neuen Ausdrucksweise nie mehrere Bedürfnisse, sondern immer nur eines, so wie die Natur ein Organ stets nur mit einer Funktion schafft. So wie Koziol den Vorgang darstellt, muß man den Eindruck gewinnen, als handle die Sprache nach Zwecken, was sie nie tut. Nicht Zwecke, sondern Gründe oder besser Triebkräfte<sup>1)</sup> sind dort maßgebend. Weil ein bestimmtes Bedürfnis da ist, entsteht dies oder das, aber nicht damit dieses oder jenes werde, wird etwas geschaffen. Wenn wir von Ökonomisierung und Rationalisierung in der Sprache reden, so dürfen wir uns diese Tendenzen nicht als ziehend, sondern rein als treibend, stoßend denken. Ein Zweckdenken wie beim Menschen gibt es in der Natur und in der Sprache nicht<sup>2)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Ich übernehme diesen Ausdruck von Havers: »Die Unterscheidung von Bedingungen und Triebkräften beim Studium der menschlichen Rede«. (GRM 16, S. 13 ff.)

<sup>2)</sup> Havers (l. c.) behandelt die Frage der Teleologie in der Sprache. Er weist bewußtes Zweckdenken gegenüber unbewußtem Zielstreben zurück, leugnet eine Absichtsteleologie, der er eine Anlageteleologie entgegenstellt. (Die Termini stammen erstmalig von William Stern.) Unsere eigentliche Frage, ob die Sprache zugleich zwei Zwecke (im Sinne von unbewußten Zwecken oder Zielen) im Auge haben kann, liegt außerhalb des Themas von Havers' Aufsatz. Im übrigen möchte ich zu Havers' Ausführungen Folgendes sagen. Das sprachliche Werden vollzieht sich zwar offenbar auf ein bestimmtes Ziel hin. Aber das, was wir

Auf unsere Umschreibung angewandt bedeutet das, daß sie, einem bestimmten Bedürfnis entsprechend, geschaffen wurde entweder um den Verbalinhalt des Verbums hervorzuheben oder um die Tatsächlichkeit einer Handlung zu betonen.

Wir nehmen also an, daß die Umschreibung mit *do* als Modus emphaticus geschaffen wurde, haben aber damit noch nicht beantwortet, wie die Sprache zu der Umschreibung gelangte, wie sich ein solches Emphasisierungsbedürfnis erklärt. Die Lösung ist m. E. sehr einfach, die Umschreibung lag sozusagen in der Luft als letzte konsequente Entwicklung der sogenannten »modalen Hilfsverben«. Diese geben die verschiedenen modalen Variationen einer Handlung an: *ich darf kommen, ich kann k., ich muß k., ich will k.* etc. Eine solche Reihe erzeugt einleuchtend ein: *ich (tue) wirklich kommen.* Man vergleiche ein modernes Beispiel, das diese Annahme illustriert: "Of course, in all the interests of family life — the sanctity of the home and all that — husbands and wives *must and do rank . . . as social equals.* (Rose Macaulay, *Orphan Island*, New York 1925, S. 101.)

Von diesen Voraussetzungen aus können wir nun an die Lösung einiger Schwierigkeiten herangehen. Tatsache ist, daß im 14. Jahrhundert der periphrastische Gebrauch anfängt zu wuchern. Ebenso Tatsache ist, daß die kausative Funktion um dieselbe Zeit anfängt, an Boden zu verlieren. Die dritte Tatsache ist das zur gleichen Zeit belegte Vorkommen der emphasierenden Umschreibung. Verfolgen wir nun die Entwicklung der verschiedenen *do*'s, so sehen wir, daß kausatives *do* allmählich abstirbt. Es ist lebendig bis um 1600. (Vgl. Franz, *Shakespeare-Grammatik*<sup>3</sup>, S. 476 und NED. s. v. *do*.) Diesem Prozeß parallel läuft das Aufkommen und Erstarken von per. *do*, während emph. *do* etwas später nachfolgt. Per. *do* stirbt im 17. Jahrhundert, von da an lebt nur noch emph. *do*. Diese Vorgänge müssen wohl in irgendeinem Zusammen-

---

unbewußten Zweck nennen, ist nichts anderes in Wirklichkeit als Trieb. Das schaffende, bewegende Prinzip ist dieser. Was uns als Zweck erscheint, ist nur der rationale innere Sinn, wie ich es nennen möchte, die logisch-gedankliche Seite dessen, was seinsmäßig wirkend Trieb ist. Bewirkende Ursache ist einzig und allein der Trieb. Zweckmäßigkeit ist die Wirkung von etwas auf uns, dessen Ursache Triebkraft ist.



hang stehen, sicherlich ist die Entwicklung keine zufällige. Den Sieg davon trägt also emph. *do*, das sich als das biologisch stärkste erweist.

Das Problem ist dasselbe wie das bei Homonymen, um es gleich vorwegzunehmen. Dort taucht ein neues Wort auf, das gleichlautend ist mit einem bereits vorhandenen, hier tritt eine syntaktische Konstruktion auf den Plan, die formal gleichlautend mit einer bereits existierenden ist. Das alte Wort wird nicht krank durch die reine Homophonie, sondern erst dann, wenn altes und neues Wort derselben oder einer nahe verwandten Sphäre angehören. Dann muß das eine von beiden weichen. Syntaktisch genügt ebenfalls nicht bloße Homophonie, um die Krankheit der Form zum Ausbruch zu bringen. Das wird an dem Beispiel von d. *lassen* klar, das »zulassen« und »veranlassen« bedeuten kann. Ich meine also, daß die Existenz von emph. *do* die von kausativem *do* fragwürdig machte, daß kausatives *do* infiziert wurde, erkrankte und schließlich abstarb. Nach dem eben Gesagten kann aber die Homonymie nicht der Grund sein für die Infizierung von kausativem *do*, es muß noch etwas anderes an dem neuen *do* sein, das dem alten die Existenz unterbindet. Dieses Moment ist m. E. in der umgangssprachlichen Herkunft des Wortes zu suchen, die Langenfeldt durch eine Reihe von Argumenten plausibel macht. Dieses umgangssprachliche *do* brachte es mit sich, daß der Gebrauch von kausativem *do* von nun an nicht mehr frei war von soziologischer Deklassierung. Es beginnt unsicher zu werden in dem Augenblick, wo emphatisierendes *do* auf den Plan tritt. Der Grund für die Erkrankung von kausativem *do* liegt also in der anstößigen Provenienz des neuen *do*.

Nun bietet sich aber eine große Schwierigkeit: emph. *do* taucht in der Schriftsprache erst im Neuenglischen auf und einfaches per. *do* in der Prosa ebenfalls. Wir haben also emph. *do* im ME. nur umgangssprachlich (so daß die Isoliertheit von Langenfeldts Beispiel nur um so natürlicher wirkt) und per. *do* nur in der Poesie. Die Frage nach der Entstehung der Umschreibung mit *do* muß demnach sehr präzise gestellt werden: wir müssen unterscheiden zwischen der Entstehung der Umschreibung überhaupt, wie wir sie vorhin gaben — die sich als umgangssprachliches Problem erweist — und der Entstehung der Umschreibung in der Schriftsprache.

Denn es ist offenbar, daß das umschreibende *do* der Schriftsprache einen ganz anderen Charakter hat als das oben von uns erklärte umgangssprachliche emph. *do*. Die literarische, auf die Poesie beschränkte *do*-Umschreibung ist völlig farblos und nichts als eine Dublette der nichtumschriebenen Formen. Wir haben uns also mit der Schwierigkeit auseinanderzusetzen, daß die Umschreibung in den ersten Jahrhunderten ihres Auftretens in der Schriftsprache ein ganz anderes Bild bietet, als wir es unserer Vermutung über ihre Herkunft entsprechend annehmen sollten.

Stoßen wir zunächst mit unserer Erklärung der Infizierung von kausativem *do* durch das umgangssprachliche *do* emphatisierenden Charakters nicht wieder auf dieselbe Schwierigkeit wie vorher, nämlich das Nichtvorkommen der Umschreibung auf prosasprachlichem Gebiet zu erklären? Gilt, was gegen die Ableitung aus kausativem *do* sprach, nicht auch für die Ableitung aus emph. *do*? Nein, hier ist die Schwierigkeit nicht dieselbe. Es handelt sich ja nicht, um es zu wiederholen, um den Verfall von kaus. *do*, nicht um das Absterben der *do*-Fügung allein — ein derartiges Phänomen könnte nur total in Erscheinung treten, wie wir versuchten darzutun —, sondern zu gleicher Zeit um ein Zunehmen derselben Form, nur in einer anderen Funktion. Bei unserer Annahme handelt es sich aber um das Eindringen von etwas Neuem, um Entlehnung, und dieses Eindringen kann sich sehr wohl nur von einer Seite aus vollziehen, braucht nicht notwendig frontal vor sich zu gehen, zumal, wie wir vermuten, gewichtige Gründe vorlagen, das *do* für die Prosa, die die Normalsprache ist, nicht zu akzeptieren.

Aus welchem Grund taucht nun aber die Umschreibung im ME. nur in der Dichtung auf? Vorerst, warum nicht in der Prosa? Langenfelt meint, die Prosa habe lediglich in den Händen der Geistlichen gelegen, die die Umschreibung offensichtlich nicht geliebt hätten. "Prose was only used for Bible translations or paraphrases, the lives of saints, chronicles and text-books, where a more orderly language was thought necessary" (S. 111). Seine Ansicht ist jedenfalls, daß die Umschreibung in der Prosa nicht gesellschaftsfähig war, und das halte ich für unbedingt richtig. War sie das denn in poetischer Sprache nicht? Langenfelt geht darauf nicht ein, Koziol meint,

»die Verssprache ist eher geneigt, alle bestehenden Ausdrucksmöglichkeiten aus metrisch-rhythmischen Gründen auszunützen, als eine konservative Prosa« (S. 465), was auch sehr vage ist. Ist die poetische Sprache weniger anspruchsvoll, kann sprachlich Anstößiges dort an sich leichter Unterschlupf finden als in der Prosa? Nun, *do* war nicht eigentlich anstößig, es war nur nicht vornehm. In der Dichtung verwandt, verliert etwas Umgangssprachliches jedoch leicht die vulgäre Note, die es in der guten Prosa unbedingt haben würde, und schlägt ins gerade Gegenteil um, wirkt gemütvoll, Volkshaftes evozierend, aber doch nur indirekt, distanziert, kunstmittelhaft. So verwandelt, hat es nichts Schockierendes mehr an sich, so wenig wie irgend etwas sonst nicht Feines, sobald es aus seinem Milieu herausgenommen und in ein besseres hineingestellt wird, um dort als etwas Für-sich-Seiendes genossen zu werden. Sein Herkommen und Charakter gestatten ihm aber anderseits auch nur das Auftreten in einer bestimmten, nicht zum Alltag gehörenden Sphäre, in der es geschätzt ist, außerhalb derer es aber als das gilt, was es ist. So wie der Misanthrope im 17. Jahrhundert in der Komödie eine ausgezeichnete Figur war, für die Tragödie jedoch nicht denkbar gewesen wäre. Nicht anders ist es mit unserem *do*, das die gesellschaftliche Norm der Sprache, die Prosa, als illegitim verleugnete, das die freiere Schicht, die Kunstsprache, natürlich und bereitwillig aufnahm. Also gerade der Umstand, daß die Poesie akzeptierte, was die Prosa zurückstieß, spricht nicht gegen, sondern für die Herkunft aus der Umgangssprache. Doch die Scheidelinie wußte man sehr wohl einzuhalten, es bestand keinerlei Irrtum über den Charakter der Umschreibung, im Sprachbewußtsein herrschte ungetrübte Klarheit über die Unverwischbarkeit der Grenzen, eine Vermischung der Sphären war, wenigstens lange Zeit hindurch, strikte unmöglich.

Nun wurde die Umschreibung nicht aus reinem Kaprice von der poetischen Sprache aufgenommen, ein Interesse daran hatte diese schon. Die Umschreibung kam verschiedenen Wünschen, Bestrebungen und Tendenzen der Sprache entgegen, lag im Zuge des inneren Rhythmus der sich neubildenden Sprache. Hoops (*Englische Sprachkunde*, S. 95) meint, die Umschreibung hätte dazu gedient, den Verbalinhalt zu verstärken und damit die Ausdrucksweise zu beleben. Warum

aber, fragt man erneut, hatte denn nur die Dichtung das Bedürfnis, die Ausdrucksweise zu beleben, was die Umschreibung mit *do* angeht, während in allen den anderen von Hoops in das Kapitel Ausdrucksbelebung gerechneten Formen (»Auch die Bezeichnung des Futuralbegriffes durch *shall* und *will*, die Ersetzung des flektierten Genitivs und Dativs durch präpositionale Bildungen mit *of* und *to*, die Komparation durch *more* und *most*, Wendungen wie *it is I* und andere Konstruktionen gehören in dasselbe Kapitel«) der Übergang in die Gemeinsprache erfolgte, was Hoops übersieht. Und dann, warum sollte die Ausdrucksweise den von Hoops angenommenen Bedeutungswert im ME. gehabt haben, wo sie ihn heute nicht hat und im Frühneuenglischen nicht gehabt hat (vgl. Franz, *Shakespeare-Grammatik*)? Ein Vergleich mit anderen Sprachen, wo die Umschreibung mit »tun« existiert, dem Altfranzösischen und Deutschen (in einigen Mundarten), den Hoops zieht, ist auch nicht angängig, jedenfalls nicht beweisend. Denn dieselbe Form kann zum Ausdruck verschiedener Dinge benutzt werden. Aber je nach den Bedingungen kommt es zu der einen oder der anderen Funktion. *I do come* ist etwas ganz anderes als *ich tu jetzt kommen*. Im ersten Falle ist das *do* wichtig, im zweiten Falle liegt der Akzent auf dem *kommen*.

Langenfelt meint (l. c. 103), die Umschreibung mit *do* habe dazu gedient, Lücken in der Zahl der Versfüße auszufüllen oder bei fehlenden Alliterationswörtern einzuspringen. Das klingt nicht überzeugend.

Lückenbüßer war die Umschreibung sicher nicht. Langenfelt vermutet auch selbst, die Umschreibung "may have had either a sense of 'action' or a shade of politeness" (103). Aber die 'Inchoative Aktionsart', die er in mehreren Beispielen durch *do* ausgedrückt sieht (100), existiert nicht, ist hineininterpretiert. Und "politeness" leuchtet mir ebenfalls nicht ein, Langenfelt versucht auch nicht, diese »Höflichkeit« irgendwo nachzuweisen. Aber natürlich muß die Umschreibung einen Sinn gehabt haben, es mußte ihr ein bestimmter Wert innewohnen. Der Übergang der Sprache vom synthetischen ins analytische Stadium spielt dabei eine gewisse Rolle, insofern er die sprachlichen Formen auflöst und in Teile auseinanderfallen läßt. Aus diesen Teilen werden Paare, woher sich ein

gewisses Gefühl für Polarität, für Zweierheit im Rhythmus entwickelt haben mag. Überall im Verbalsystem — und nicht nur dort — bestand dieser Zweierrhythmus, und irgendwie scheint er eine lebendige Kraft geworden zu sein: das Präsens war in seiner durativen Form in diesen Rhythmus eingespannt worden, das Futur war es, das Perfekt, kurz, der Rhythmus griff immer weiter. Die Umschreibung mit *gan* entspringt diesem rhythmischen Grund wohl zum Teil. Aber andererseits lag doch etwas zu Rhythmischen in der Umschreibung, als daß die Prosa sie angenommen hätte. Schließlich war der Grund zur Schaffung der analytischen Zweierformen kein ästhetischer gewesen, und wenn dichterische Sprache die Ästhetik eines Rhythmus darin entdeckte und aus dem Rhythmus ein Kunstmittel sozusagen machte, was ging es die Prosa an? Die Prosa übernahm auch nicht *gan*, dieses blieb Reservat der Dichtung. Zudem halte ich bei *do* den rhythmischen Grund für nebensächlich, auf den eigentlichen komme ich gleich.

Es wäre nun falsch anzunehmen, das in der Dichtung auftretende umschreibende *do* hätte denselben emphatisierenden Charakter gehabt oder haben müssen, den es von Hause aus besaß. Die Dichtung nahm sich von der Umschreibung, was sie brauchen konnte. Die Verwendung von *do* entsprach ja hier nicht dem gleichen Bedürfnis, das die Umgangssprache zur Schaffung der Umschreibung geführt hatte, sondern ästhetische, rhythmische Kräfte waren wegbahnend tätig gewesen, und das Wesentliche war — ein praktischer Grund. Denn die Umschreibung bot sehr viel Verlockendes, insofern sie die Beibehaltung des Infinitivs am Ende des Verses ermöglichte und so den Reim bedeutend erleichterte. Der Infinitiv war eine Hilfe, die viel häufiger einspringen konnte, während zu einer finiten Form nicht ohne weiteres der passende Reim da war. (Als ein Beispiel für viele: *þe kyng gaf hir giftes faire | And homwarde she dud repaire*, CM. 8971/72 bei Zilling S. 45.) Dieser reimtechnische Gesichtspunkt scheint mir die entscheidende Rolle gespielt zu haben. Es ist gewiß kein Zufall, daß unter den Beispielen Zillings für umschreibendes *do* mit geringen Ausnahmen nur solche Fälle erscheinen, wo *do* die Stellung des Infinitivs am Versende ermöglicht, so daß er mit einem anderen Wort reimt, und das-

selbe habe ich für *gan* bemerkt<sup>1)</sup>. Diese Verwendung ist um so weniger zufällig, als die Beobachtung für kausatives *do* bei weitem nicht in dem Umfange gilt. Von 39 Fällen Zillings, wo Kausativität sicher ist (einige Beispiele Zillings stimmen nicht), erscheint *do* mit Infinitiv am Versende 10 mal, während es in neutraler Stellung 19 mal begegnet. Beim kausativen *do* ist also von technischen Gesichtspunkten nicht die Rede. Es ist demnach offensichtlich, daß die Umschreibung mit *do* aus reimpraktischen Gründen in der Dichtung so beliebt war. Dafür spricht auch, daß die Umschreibung beim Imperativ in den älteren Hss., die keinerlei reimpraktischen Gründen entspringt, von den jüngeren Handschriften nicht aufrecht-erhalten wird<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> In dem bei Brandl-Zippel (*Mittelenglische Sprach- und Literaturproben*<sup>2</sup>, S. 27 ff.) abgedruckten ziemlich langen Stück aus King Horn sind alle Beispiele mit *gan* reimtechnisch zu werten. Und sämtliche Beispiele bei Zilling (S. 23 ff.), wo *do gan* ersetzt, sind ebenso geartet, ohne eine einzige Ausnahme, desgleichen alle Belege bei Funke (Die Fügung *ginnen* mit dem Infinitiv im Mittelenglischen, Engl. Stud. 56). Ich kann mich darum nicht den Textinterpretationen von Funke anschließen, wonach die Fügung perfektiven, deskriptiven, intensiven u. a. Wert gehabt hatte. Daß in dem Satz: *Horn sadelde his stede | and his armes he gan sprede* die erste Verbalhandlung weniger anschaulich sei als die zweite, ist schwer einzusehen. Jedenfalls aber sind alle Beispiele Funkes aus dem *King Horn* u. a. reimpraktisch. Diese Stellung ist auch Funke aufgefallen. Er bemerkt: »Eine eigenartige Verwendung zeigt sich nun beim Gawain-Dichter in seinem 'Gawain und der grüne Ritter' (EETS. 4). Das Gedicht zerfällt bekanntlich in kleinere Abschnitte, die ihrerseits aus einer Reihe alliterierender Verse ohne Endreim und einer funfzeihgen Cauda aus gereimten alliterierenden Kurzzeilen bestehen. Es ist nun sehr auffällig, zu sehen, daß unsere Fügung mit einer Ausnahme . . . nur in der gereimten Cauda erscheint, während in den Langzeilen das Pr.hist. üppig sprießt (nach Funke eine Rivalenkonstruktion der Umschreibung mit *do*).« (S. 24.) Aber Funke fällt diese seine eigene Feststellung nicht auf, sonst hätte seine Fragestellung sich wesentlich ändern müssen.

<sup>2)</sup> Auch die moderne englische Dichtung macht ja, nachdem die Umschreibung gesellschaftsfähig geworden war, ausgiebigen Gebrauch von der Umschreibung aus reimtechnischen Gründen: At first all deadly shapes were driven / Tumultuously across her sleep, / And o'er the vast cope of blending heaven / All ghastly-visaged clouds did sweep." (Shelley, "Marianne's Dream," Ed. *Shelley's Poems* I 195, Every Man's Library.) In dem einen Gedicht steht umschreibendes *do* aus Reimgründen 7 mal. Sollte die Handlichkeit der Umschreibung erst eine Entdeckung der modernen Sprache gewesen sein?

Bezüglich der Imperative ist vielleicht Einiges zu sagen. Zilling zählt (S. 18 ff.) 15 Fälle als Umschreibung, Koziol übernimmt die Angaben, ohne sie zu prüfen, um damit die Herkunft der Umschreibung aus dem emphatischen *do* zu stützen. Denn da nach Zilling umschreibendes *do* sich in den älteren Hss. nur beim Imperativ findet, ergreift Koziol diese Feststellung als Argument für seine Ansicht, sachlich mit Unrecht (denn die Aufstellung stimmt nicht) und theoretisch zu Unrecht (denn das emphatisierende *do* drückt nicht einfach Emphase der Aussage aus, wie wir sahen). Langenfelt bezweifelt den umschreibenden Charakter der imperativischen Beispiele Zillings mit Recht. Er nimmt drei als emphatisch, vier als rein kausativ, drei als adhortativ. Von dem Rest spricht er nicht. Meines Erachtens sind nur vier Fälle sicher umschreibend, zwei imperativisch, zwei adhortativ. Die übrigen sind teils sicher kausativ (1, 8, 10, 11, 14, 15), teils zweifelhafter Natur (6, 7, 9). Man kann also nicht behaupten, beim Imperativ finde sich *do* besonders häufig, die Verwendung überwiegt proportional nicht die in anderen Sätzen. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb beim Imperativ und Adhortativ die Umschreibung häufiger gewesen sein sollte als z. B. beim Indikativ. Vergewegenwärtigen wir uns, was denn diese »Emphase« war, der die Umschreibung ihre Entstehung verdankt. *Do* wollte die Tatsächlichkeit des Vollzugs einer Handlung zum Ausdruck bringen, und warum sollte ich, wenn ich beispielsweise ein »Komm« ausspreche, besonders ausdrücken wollen, daß der Betreffende tatsächlich kommen soll! So eine Situation ist doch nur dann gegeben, wenn ich berechtigte Zweifel habe, daß meiner Aufforderung Folge geleistet wird, was der Fall sein kann, wenn sie bereits mehrmals, aber vergeblich ausgesprochen wurde. *Dó come* ist nur bei Vorstellung solcher Zweifel verständlich, und Ähnliches gilt vom Adhortativ. Nur nach mehrmaligen erfolglosen Aufbruchsversuchen ist aus Ungeduldsgefühlen heraus ein me. *do we go* erklärlich. Es nehmen mithin der Imperativ und Adhortativ keine Sonderstellung ein, Koziol hat sich durch das Wort »emphatisch« täuschen lassen, das sich ihm unter den Händen proteusartig verwandelte. Die sicher umschreibenden vier älteren *do* bei Zilling in imperativischen bzw. adhortativen Sätzen sind nicht außerhalb der Reihe zu werten, die jüngeren Hss. unterlassen denn auch bei acht Möglichkeiten (wir haben zwei Manuskripte)

in fünf Fällen die Umschreibung, ein Beweis dafür, daß die literarische Verwendung der Umschreibung von reimtechnischen Gesichtspunkten abhing, und die vier *do*'s standen in neutraler Stellung. Die Umschreibung konnte also unterbleiben. Zu unserer Auffassung würde auch stimmen, daß in den ebenfalls von Zilling untersuchten Hss. des *Beues of Hantoun* die mit den ältesten Hss. *Cursor Mundi* gleichaltrige Hs. *A* kein imperativisches oder adhortatives *do* aufweist.

Das NED. führt (s. v. *do* 30 β) drei Beispiele für *do* bei bejahtem Imperativ an, wovon eins altenglisch ist: *Do ga and ne synga þu næfre ma* (Ags. Gsp. John VIII, 2), *Do swide sei me* (Juliana 39), *Do me æfter þinum wordum wel zecwician* = *vivifica me secundum verbum tuum* (Ags. Ps. [Th] 118, 25). Sweet (§ 2173) trennt in den beiden ersten Beispielen nach *do* ab, so dass wir zwei Imperative hätten: *do, ga* bzw. *do, sei*. Das erste jedoch, das Sweet nicht erwähnt, muß anders erklärt werden. Und zwar halte ich dieses *do* für kausativ, *gecwician* hat die Bedeutung 'zum Leben kommen, belebt werden' (s. Clark Hall, *A Concise Anglo-Saxon Dictionary*). Der Vers heißt demnach wörtlich übersetzt: »Laß mich nach deinen Worten zu neuem Leben gelangen!«

Von dem Gesichtspunkt der reimpraktischen Verwendung der Umschreibung aus fällt, wie mir scheint, auch einiges Licht auf die Tatsache, daß Chaucer, Occleve, Gower und Langland die Umschreibung nicht kennen. Langenfelt fuhr bereits (S. 111) dieses Fehlen auf den nicht gesellschaftsfähigen Charakter der Umschreibung zurück, während andere meinten, die Umschreibung sei der Londoner Gegend unbekannt gewesen, wozu Langenfelt richtig bemerkt, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Umschreibung in London fehle, wenn sie im N., im MiL. und S. auftrete. Koziol schließt sich Langenfelt an (S. 465), ebenso James Finch Royster. Vielleicht ist das Fehlen der Umschreibung bei den genannten Schriftstellern nicht so sehr darauf zurückzuführen, daß diese "conservative writers" waren (Langenfelt), als vielmehr auf den Umstand, daß dem *do* in der Dichtung ein schlechtes Odium anhaftete, weil es eben das bequeme Aushilfsmittel im Reim für unbegabte Dichter war<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Daran wird nichts geändert durch die Tatsache, daß Chaucer *gan* als reimtechnisches Mittel häufig verwendet (vgl. Beschorner, Verbale Reime bei Chaucer, Halle 1920). *Gan* war Erbgut der Sprache sozusagen,



Das änderte sich allmählich, und die Umschreibung wurde späterhin in der Dichtung durchaus gesellschaftsfähig, was ich nicht besonders zu erläutern brauche<sup>1)</sup>.

Es bleibt vorläufig die Frage offen, warum die Umschreibung nicht die negativen Sätze ergriff. Koziol erklärt im Prinzip richtig, daß die Negation emphatisch genug sei, um das Nichtsein einer Tatsache auszudrücken. Aber dieser Hinweis ist zu knapp. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die Umschreibung als *modus emphaticus* entstand: *he does come* = *doch, er kommt*. Vergegenwärtigen wir uns zweitens, was im mittellenglischen Zeitraum mit der Verneinung vor sich ging: die alte, vor dem Verbum stehende Negation *ne* wurde durch die vollere *not* zuerst ergänzt und dann verdrängt<sup>2)</sup>. Die Negation wurde also als zu schwach empfunden, das Bedürfnis nach einer starken Negation war vorhanden, der Sinnakzent verlegte sich damit auf die Negation, was notwendigerweise eine Verlagerung des Sprechakzentes auf diese bewirken mußte. Mithin war die *me*-Negation stark betont, so daß keine Möglichkeit für ein *did not come* bestand (Das *Me*. kennt nur sehr wenige Ausnahmen, s. Dietz und Langenfelt), die negierte Form *came not* lag ja negativ auf derselben emphatischen

hatte nur allmählich seinen Bedeutungsgehalt verloren und war Reimbildner geworden. Aber es konnte immerhin auf eine legitime Abkunft hinweisen, während *do* ein Eindringling war, eigens geschaffen als Zweckinstrument.

<sup>1)</sup> Ich kann mich nicht der Ansicht Hittmairs, Kenyons und Langenfelts anschließen, daß die Entstehung der Umschreibung begünstigt worden wäre durch den formalen Gleichklang von Substantiv und Verb in vielen Fällen (*doth it care, doth him cure* u. ä.), auf Grund dessen das Verb als Substantiv angesehen worden wäre, was dann allgemein den Eingang der Infinitive in die *do*-Konstruktion ermöglicht hatte. Die ausführliche Beispielsammlung Langenfelts (S. 116 ff.) zeigt klar, daß man in Zusammensetzungen mit *do* den zweiten Teil als Substantiv empfand. Das ergibt sich m. E. aus negierten Sätzen. Es heißt stets: *do non synne* oder *no synne*, nie aber steht *not*. Daß *no* an die Stelle von *not* treten könnte, wie Langenfelt (S. 118 Fußnote) meint, ist mir nicht bekannt. Langenfelt sieht auch selbst die Schwierigkeit, verweist aber auf eine Stelle bei Chaucer: *Irreverence is whan men do nat honour theas hem oghte to doon, and werten to be revered*, wo *nat* vor einem Substantiv stünde. Das ist jedoch nicht richtig, *nat* gehört zu *do*: »sie erweisen nicht Ehre, so wie sie es müßten«.

<sup>2)</sup> Vgl. Jespersen, *Negation in English and other languages*, Kopenhagen 1917, S. 9 ff. Die Entwicklung ist im 15. Jahrhundert abgeschlossen.

Ebene wie positives *did come*. Es ist also anzunehmen, daß die spätm. Umgangssprache die Umschreibung in negierten Sätzen als Typus nicht kannte und sie mithin auch nicht als Muster an die Schriftsprache abgeben konnte.

Wir hätten damit versucht darzustellen, was me. periphrastisches *do* ist: reine Umschreibung, ohne irgendwelche Mitbedeutung von Emphase oder Intensität, nur in der Dichtung verwandt, als reimtechnisches Mittel dienend. Aus der Umgangssprache stammend, wo es emphatisierenden Charakter hatte, wurde es von der Schriftsprache mit verändertem Charakter in die Dichtung geholt. Es stieß mit altem kausativem *do* zusammen und zwang es durch seine anstoßige Provenienz zum Rückzug, der schrittweise zu seinem Untergang führte: umschreibendes *do* behauptete allein das Feld. Soweit also der Stand am Ausgang der mittellenglischen Periode, das vorläufige Ergebnis des Kampfes zwischen emphatisierendem und kausativem *do*, ein Kompromiß. Emph. *do* muß sich mit der halben Position begnügen. Es hat aber den Kampf nur vorderhand aufgegeben, um ihn dann zu Beginn des NE., also um 1500, unter günstigeren Bedingungen wiederaufzunehmen. Zunächst bemächtigt sich *do* der schriftsprachlichen Prosa, hier auch vorerst in periphrastischer Funktion. Langenfeld (S. 121) weist darauf hin, daß es in Arithmetikbüchern des 16. Jahrhunderts von umschreibenden *do's* wimmelt, während der Gebrauch solchen des 15. Jahrhunderts gänzlich unbekannt ist. In der Dichtung verlor per. *do* den Charakter des Minderen und gewann aus den verschiedensten Gründen an Beliebtheit. Das Versmaß der Zeit war der jambische Blankvers. Ein einsilbiges Verb nun, deren das Englische so viele hat und bereits damals hatte, steht isoliert in einem zweifüßigen Metrum. Das Hinzutreten von *do* war naheliegend und natürlich. Heinz Friedrich (*Gibt es eine intensive Aktionsart im Neuenglischen?* Leipzig 1936, S. 57 ff.) stellt fest, daß die Umschreibung zur Vermeidung des Betonungshiatus verwendet wird bei einsilbigen oder anfangsbetonten Verben, welche unmittelbar nach einer Vershebung stehen würden (Bsp. *That they do know my son, come you more nearer*, Hamlet II, 1, 11). Die Umschreibung steht zweitens vor zwei- oder mehrsilbigen Verben mit dem Ton auf der zweiten Silbe (Bsp. *That does afflict our natures. I am sorry*, Hamlet II, 1, 106). Mit anderen Worten, *do*

wird verwandt, um den jambischen Rhythmus, den Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben herzustellen. In Fallen, wo *do* dazu nicht notwendig ist, unterbleibt die Umschreibung.

Welche Umstände das umschreibende *do* zu Beginn der neuenglischen Sprachperiode für die Prosa annehmbar machten, scheint einleuchtend zu sein: das Jahrhundert der Auflockerung des Lebensgefühls ist zugleich die Zeit, in der die Umschreibung sehr en vogue ist. So wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Momente, die bereits früher die Verwendung der Umschreibung in der Dichtung begünstigt hatten, zum zweiten Mal eine Rolle gespielt haben: der geschlossene Rhythmus der Zweierform mit seinem Auf- und Ausklingen verleiht der Form etwas Künstlerisches, Musikalisches, wobei auffällt, daß nach Dietze (S. 30), sobald der Ton umgangssprachlich wird, die Umschreibung selten ist<sup>1)</sup>. Ein Beweis

---

<sup>1)</sup> Trnka (S. 53) bestreitet Dietzes Behauptung, daß die Umschreibung im elisabethanischen England der Buchsprache angehört hätte, und verweist auf die Häufigkeit der Umschreibung in Pepys' *Diary* und Cromwells *Letters*, deren Stil der Umgangssprache näher stand als der classical style von Ben Jonson, Milton, Dryden, Locke, bei denen die Umschreibung seltener sei. Auch Shakespeare "makes his lower types use this construction, not as Dietze remarks, only the higher ones." Ebenso erklärt Langenfelt (S. 112), beobachtet zu haben, daß bei Shakespeare die höher gestellten Personen die Umschreibung vermeiden, während sie in den niederen Schichten häufig sei. Langenfelts Beispiele sind negative Behauptungssätze, bei denen sich die Umschreibung später durchsetzte (vgl. Franz, *Shakespeare-Grammatik* 594ff.), vermutlich, weil die Negation noch stark war und sich der Umschwung im sprachlichen Denken noch nicht vollzogen hatte, wonach die Negation in verneinten Sätzen sekundär wird, ihren Ton und ihre volle Lautung verliert, während das Hilfsverb Akzentträger wird, mit anderen Worten die Wortemphase (der Negation) der Satzempphase (der Tatsächlichkeit) weicht (cf. S. 250). Langenfelts Feststellung stützt mithin wieder die von ihm begründete Theorie der umgangssprachlichen Herkunft der Umschreibung. Trnkas Behauptung gegenüber Dietze wird jedoch nicht durch Langenfelt gestützt. Denn die *do's* bei L. sind emph., Trnka meint jedoch rein umschreibendes *do*. Er führt ein Beispiel an aus dem *Merchant of Venice*, das an sich schon nicht genügt, dem man jedoch eine Reihe weiterer hinzufügen konnte: *Two gentl.* I 1, 121; *Hy* IV B II 1, 96; *Much Ado* IV 2, 57 u. a. Aber Beispiele von *do* in affirmativen Sätzen im Munde gewöhnlicher Leute widerlegen Dietze trotzdem nicht. Die Schwierigkeit liegt ja doch darin, daß wir zu Beginn des NE. zwei verschiedene *do's* haben, das rein periphrastische und das emphatisierende. Wenn nun Dietze behauptet, die niederen Klassen hatten die Umschreibung an-

dafür, daß der Umschreibung der Wert stilisierten Sprechens eignete<sup>1)</sup>, ein Wert, den das lebens- und kunstfreundige 16. Jahrhundert zu schätzen wußte, der aber aus gerade diesem Grunde von dem puritanischen Geist, der nach der kurzen Gelöstheit des 16. Jahrhunderts nunmehr England beherrschen wird, ab-

scheinend nicht benutzt, so glaube ich, daß er recht hat, soweit per. *do* gemeint ist. Wenn Trnka dem entgegenhält, daß im nichtliterarischen Umgangston die Umschreibung ebenso zu Hause gewesen wäre, so löst sich der Widerspruch m. E., wenn man annimmt, daß es sich in solchen Fällen um emph. *do* handelt. Es ist nun heute unmöglich festzustellen, ob *do* einen Ton trug (dann war es emphatisierend) oder tonlos war (in diesem Falle hatte es rein umschreibenden Charakter ohne semantischen Wert). Dieser gesprochene Akzent würde den Ausschlag geben, aber den kennen wir nicht. Jedoch halte ich es für falsch, von unserem heutigen Sprachgebrauch ohne weiteres auf den des 17. Jahrhunderts zu schließen. Sicher wurde zu einer Zeit, wo sich der Kampf zwischen den beiden Funktionen entschied, manches emphatisch gesprochen, was wir heute als reine Umschreibung bezeichnen möchten. Es gibt ja auch in der heutigen Sprache Situationen, wo emph. *do* geschrieben wie ein periphrastisches aussieht, vor allem in affektischer Unterhaltung:

"I trundled out and went down to Charing Cross — how do you think?"

"By bus?"

"Not quite as bad as that. By Underground I did realise it wouldn't work to call a taxi." (Dorothy L. Sayers, *The unpleasantness at the Bellona Club*, Penguin Books S. 153.)

"Well, I should say you need have no doubt about the authenticity of that bit of paper, if that's what you are thinking of"

"Thanks. That's precisely what I do want to know." (Ibid. S. 95.)

"Did you know her well?"

"Yes, once, I was ten years older than she. An unofficial tutor. more or less, until her mother ran away to Holland."

"Really beautiful?"

Lewis hesitated. "I think of her as a child. She did come to England three years ago when her father was dying." (Charles Morgan, *The Fountain*, Albatross ed. S. 37.)

Emphase ist vorhanden, aber sie ist schwach und rein vom Geschriebenen ausgehend kaum zu fassen.

<sup>1)</sup> Auch Friedrich (a. a. O. S. 60ff.) sieht, anders als ich allerdings, in der Rhythmik der zusammengesetzten Form ein wesentliches Moment für ihre Beliebtheit und illustriert seine Ansicht gut und ausführlich mit Beispielen. Nach ihm verwendet Shakespeare die Umschreibung zur Herstellung eines gleichmäßigen Rhythmus in der Prosa, z. T. auch aus Gründen der Parallelität, wenn die andere Form mit einem Hilfsverb zusammengesetzt war (zu *cannot find* tritt ein *did hear* statt eines einfachen *heard*).

gelehnt werden mußte. Shakespeare ist der letzte große Vertreter jenes zum frühen Tode verurteilten künstlerischen Lebensgefühls. Mit dem Sieg des Puritanismus setzt sich die Strenge auch im grammatischen Denken durch. Die Umschreibung mit *do* ist auf Grund ihres »künstlerischen« Wertes dem Untergang geweiht (abgesehen von der Dichtung, wo *do* wegen der ihm anhaftenden rhythmischen und reimtechnischen Werte weiterlebte, wozu dann noch der besondere stilistische Wert poetischer Exklusivität kam).

Per. *do* ist aber längst nicht mehr allein auf dem Plan. Mindestens seit Shakespeares Zeit existiert emphasierendes *do* schriftsprachlich. Dietze (S. 41) zitiert das Zeugnis des Grammatikers John Wallis aus dessen *Grammatica Linguae Anglicanae* (1653): "Do et did indicant emphatice tempus praesens et imperfectum." Mithin muß der Sprachgebrauch bereits lange vor Abfassung der Grammatik sanktioniert gewesen sein. Es müssen also Ereignisse eingetreten sein, Änderungen soziologischer Art, die das umgangssprachliche, emph. *do* gesellschaftsfähig gemacht haben. Die großen gesellschaftlichen Wandlungen, die sich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts vollzogen hatten, der Zusammenbruch des Feudalismus, das Aufstreben des Bürger- und Bauerntums, die Entwicklung des kaufmännischen Geistes brachten es mit sich, daß das Sprachempfinden demokratischer, freier wurde. Der Einführung des *modus emphaticus* in die Schriftsprache stand somit der Weg offen<sup>1)</sup>. Per. und emph. *do* treten so im 16. Jahrhundert in Rivalität miteinander. Per. *do* wuchert am üppigsten im 16. Jahrhundert und flaut kurz nach 1550 plötzlich stark ab (so Engblom, S. 111 ff., wodurch Dietze S. 27 korrigiert wird). Der Puritanismus des Denkens brachte die erste Erschütterung in periphrastisches *do*, es erlitt einen Stoß, dessen Wirkung sich in dem plötzlichen Abnehmen der Periphrase äußerte. Dieser Stoß genügte nun nicht, um die Umschreibung mit

---

<sup>1)</sup> Überhaupt gewinnt im ganzen die Sprache gegen Ende des 16. Jahrhunderts allmählich ein anderes Gesicht und größere Bewegungsfreiheit. Es ist ja doch sicher kein Zufall, daß um dieselbe Zeit auch die *-ing*-Fügung beginnt, in ihrer heutigen Ausdehnung Verwendung zu finden (vgl. Aronstein, »Die periphrastische Form im Englischen«, *Anglia* 42, S. 1 ff.). Im einen Fall erwirbt die Sprache einen Modus, im anderen eine Aktionsart.

einem Schlage zum Aussterben zu bringen. Sie begegnet uns noch im 18. Jahrhundert, zum Teil recht häufig bei Berkeley und Burke (s. Dietze S. 29). Welche Gründe hier maßgebend gewesen sind, (bei Burke waren sie sicher rhetorischer Art), mußte im einzelnen nachgeprüft werden, sie sind aber auch für das Ergebnis, auf das es uns hier vor allem ankommt, nicht wesentlich. Ausschlaggebend ist die Tatsache, daß das Schicksal des umschreibenden *do* um 1600 im Prinzip endgültig entschieden ist. Die Entscheidung, die gegen per. *do* ausfiel, mußte sich notwendig positiv für emphatisierendes *do* auswirken. Die Antipathie, die per. *do*. zurückdrängte, brachte emphatisierendes *do* in die vorderen Reihen. Der Kampf fand damit sein Ende. Im zweiten Homonymienstreit hatte sich *emph. do*, durch die Umstände begünstigt, endgültig durchgesetzt. Es beherrscht nunmehr allein das Feld. Das moderne Englisch kennt die Umschreibung mit *do* in positiven Sätzen nur zum Ausdruck einer Tatsachlichkeit. Die Umschreibung steht ferner in Fragesätzen (außer bei Subjektsfragen) und in verneinten Sätzen. Nehmen wir zuerst diese. Wir haben uns bereits vorher die Frage gestellt, warum die Umschreibung nicht früher in die negierten Sätze eindrang und fanden, daß die Negation am Ausgang der mitttelenglischen Periode eine wichtige Rolle spielte und infolgedessen auf ihr der Akzent lag. Hierin trat eine langsame Veränderung ein, die um 1500 anhebt. Das Negationswort *not* verliert allmählich an Bedeutung, was sich in der Tatsache seiner enklitischen Stellung hinter dem Hilfsverb und seiner Entlautung zeigt. Deutlich läßt sich seit etwa 1550 bereits die Tendenz beobachten, isoliertes *not* hinter *do* zu stellen und damit eine Verbnegation zu schaffen. Die Sprache rückt von der Wortnegation ab und hin zu einer synthetischen negativen Verbform, zum Negativus<sup>1)</sup>. Es wirkt bei der weiteren Durchführung der Umschreibung wohl noch ein anderer Faktor mit, der Gesichtspunkt der Wortstellung nämlich, den Sweet (NEG § 2186) zurückweist, den andererseits Deutschbein (System der neuenglischen Syntax § 35, 2) überbewertet. In negativen Sätzen hat die Umschreibung bereits im 16. Jahrhundert festen Fuß gefaßt. Nach Engblom (S. 128ff.)

---

<sup>1)</sup> Vgl. dazu meinen Aufsatz "Remarks about English Negative Sentences", English Studies XX 198 ff.

wird sie in 50 % aller Fälle, in denen sie nach heutigem Gebrauch zu stehen hätte, schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts verwandt, also zu einer Zeit, wo von Wortstellungstendenzen noch keine Rede sein kann. Im 17. Jahrhundert trug aber dann wohl dieses Moment zur volligen Durchführung der Umschreibung bei, so daß gegen Ende des Jahrhunderts der heutige Stand erreicht und die Satzfolge SPO gesichert ist. Nachdem das alte Negationswort hinter das Hilfsverbum *do* gerückt ist, steht zwischen Prädikat und Objekt kein anderer Satzteil mehr.

Die Einführung der Umschreibung in die Fragesätze entschieden nach Sweet (§ 2181) und Deutschbein (System § 35, 2) ebenfalls Wortstellungsgesichtspunkte. Das ist sicher richtig. Denn wie ein Blick auf Engbloms ausgezeichnetes Material zeigt (S. 145 ff.), wird die Umschreibung erst eigentlich ab Lyly (ca. 1580) ausgiebig verwandt und dringt durch im 17. Jahrhundert, eben dann, als die Satzfolge entscheidend geregelt wurde. Deutschbein nimmt außerdem noch einen rhythmischen Grund an. »Vielfach wurde auch durch das umschreibende *do* ein besserer Satzrhythmus erzielt. Daher das umschreibende *do* in Fragesätzen: *Why ask you my parents?* > *Why do you ask my parents?*; *what said he?* > *what did he say?* aber *which teacher gives the English lessons?*« Diese Behauptung scheint mir schwerlich haltbar. Klingt »*Why ask you my parents?*« nicht vorzüglich? Solange wir keine Kenntnis der rhythmischen Struktur einer Sprache haben, können wir nicht mit Argumenten operieren, die sich auf Rhythmik stützen.

Um in Rechtfertigung unserer Überschrift den Gedanken-gang kurz noch einmal zusammenzufassen, so beobachteten wir zweimal einen Homonymienstreit: den ersten im Mittelenglischen zwischen altem kausativen und neuem rein periphrastischen *do*. Das Ergebnis ist, daß kausatives *do* zurückgedrängt wird, während periphrastisches bleibt. Der zweite Kampf entscheidet sich im Frühneuenglischen. Per. und emph. *do* stehen sich gegenüber. Die Rivalität endet mit dem Siege von emph. *do*. Dieses hat sich somit nach jahrhundertelangen Anstrengungen endgültig durchgesetzt. Im Spätmittelenglischen, als die Zeit noch nicht reif war, konnte es nur unter Verzicht auf seinen eigentlichen Charakter eine Stellung auf einem

## BESPRECHUNGEN.



### SPRACHE.

Bogislav v. Lindheim, *Studien zur Sprache des Manuskriptes Cotton Galba E. IX.* (Wiener Beiträge 59.) Wien, Braumüller, 1937. XIII u. 130 S. Geh. RM. 6,—.

Diese sehr sorgsame Untersuchung über den Lautstand der Abschriften des *Ywain und Gawain* (ed. G. Schleich, Berlin 1887), der *Seven Sages* (ed. Killis Campbell, Boston 1907) und des *Prick of Conscience* (ed. R. Morris, Berlin 1863 mit Kollationen von J. Lightbown, Leeds Studies 4, 1935) versucht in Fortsetzung ähnlicher früherer Arbeiten der Wiener Schule sprachliche Unterschiede zwischen Vorlage und Abschreiber me. Denkmaler festzustellen. Der Vorteil der Hs. Cotton Galba E IX lag hierbei noch darin, daß zwei verschiedene von demselben Schreiber abgeschriebene Denkmäler (*Ywain* und *Seven Sages*) und ein Werk eines anderen Schreibers (*Prick of Conscience*) untersucht werden konnten. Die Sprache des Originals aller drei Werke ist, soweit man dies aus den Reimen erschließen kann, etwas, wenn auch nicht sehr weitgehend, verschieden. *Ywain* und *Seven Sages* untereinander sind dabei weniger verschieden als *Prick of Conscience* von ihnen. Die beiden Abschreiber unterscheiden sich deutlicher, der erste hat aber in den Abschriften des *Ywain* und der *Seven Sages* seine Sprachformen ganz gleichmäßig durchgeführt. Die grundsätzliche Feststellung, daß me. Schreiber ihre Vorlagen in ihre Mundart — oder zumindest ihre Orthographie — übertragen und nicht nur gelegentlich die Vorlage abändern, ist damit neuerdings erhärtet. Von Schreibungen der Vorlage bleibt höchstens gelegentlich etwas stehen.

Zu den untersuchten Denkmälern selbst ergibt die Untersuchung, daß *Ywain und Gawain* ursprünglich in einer etwas südlicheren Mundart geschrieben war, als die des Abschreibers ist. Die schon seit Schleichs Ausgabe bekannten südlichen Züge gehören dem Original an. In den *Seven Sages* sind diese südlichen Züge geringer, der Abschreiber unterscheidet sich in seinen Formen von denen der Vorlage weniger. Hierzu wäre nun allerdings zu bedenken,



daß diese Fassung der *Seven Sages* doch allem Anscheine nach eine wenn auch sehr durchgreifende nördliche Umarbeitung einer ursprünglich südlichen Fassung ist (vgl. meine Ausgabe, E. E. T. S. 191, S. XXII). Dies konnte auch bei *Ywain und Gawain* der Fall sein. Dadurch ließen sich die südlichen Sprachformen leicht erklären. Dazu kommt, daß Y. u. G. und die nördliche Fassung der S. S. die einzigen nordenglischen weltlichen Erzählungen im kurzen Reimpaar sind.

*Prick of Conscience* ist hingegen, nach den Reimen der bisher bekannten Fassungen zu schließen, sicher nördlich. Für geistliche Dichtungen ist das kurze Reimpaar in Nordengland weit verbreitet, der größte Teil des *Cursor Mundi* und das nordenglische *Legendar* sind in ihm abgefaßt. Freilich, genaues wird man auch erst nach einer Untersuchung der zahlreichen erhaltenen Handschriften sagen können. Da könnten noch überraschende Ergebnisse zu Tage kommen, wenn man bedenkt, wie weitgehend me. Werke überarbeitet wurden.

Die Durchführung der Arbeit zeigt auf jeder Seite die genau abwägende, das Material in seiner ganzen Fülle beherrschende Art Karl Luicks, dessem Andenken das Buch gewidmet ist. Sie zeigt damit, wie sich seine Arbeitsweise seinen Schülern einprägte. Über ihren tatsächlichen Inhalt hinaus ist sie damit ein Denkmal für den dahingeschiedenen Meister.

Innsbruck.

Karl Brunner.

Axel Wijk, *The Orthography and Pronunciation of Henry Machyn, the London Diarist. A Study of the South-East Yorkshire Dialect in the Early 16<sup>th</sup> Century*. Diss. Uppsala, Appelbergs, 1937. XI u. 299 S. Zwei Tafeln. 8,— Kr.

Der Verfasser dieser mit großem Fleiß und philologischer Akribie geschriebenen Studie schenkt uns einen Beitrag zur Dialektgeschichte des südöstlichen Yorkshire. Die bisherigen Verwerter (L. Diehl, H. C. Wyld, Zachrisson, Ekwall)<sup>1)</sup> des Tagebuchs von Henry Machyn, der um 1498 geboren ist und von etwa 1550 bis 1563 in London lebte, gingen davon aus, daß Machyn Londoner und seine Sprache die des Londoner Mittelstandes sei. Wijk zeigt nun, daß Machyn im südöstlichen Yorkshire beheimatet ist (S. 12—15). Er legt seinen Untersuchungen die 1731 durch Brand beschädigte Handschrift des Tagebuchs zugrunde und nicht die fehlerhafte (s. Wijk S. 3ff., 222ff.), 1848 von J. G. Nichols für die Camden Society besorgte Druckausgabe. Wijk kann zeigen, indem er nach-

<sup>1)</sup> Zuletzt W. Matthews, "The Vulgar Speech of London in the XV—XVII Centuries", N&Q 1937 (erschien während der Drucklegung von Wijks Studie, s. Wijk p. 228) und derselbe, *Cockney Past and Present, A Short History of the Dialect of London*, London (Routledge) 1938.

einander orthographische, phonologische und grammatische Gesichtspunkte untersucht (S. 21—49), daß Machyn deutlich von nördlichen Schreibtraditionen beeinflusst war: We can hardly be wrong in assuming that he was taught the arts of reading and writing from northern MSS and by a teacher or teachers of northerly extraction (S. 47).

Im Hauptteil der Studie (S. 50—221) geht der Verf. vom me. Lautbestand aus und untersucht, wie die me. Vokale und Konsonanten von Machyn wiedergegeben werden. Der Index enthält über 2500 Wörter und etwa 1150 Eigennamen.

Man wird in Zukunft nicht umhin kommen, die Ergebnisse von Wijks umsichtiger und gründlicher Arbeit bei einer Darstellung des frühme. Lautstandes, besonders der Sprache Londons, zu berücksichtigen.

Berlin-Wilmersdorf.

Karl Thielke.

Immanuel Sommer, *Die frühneuenglische Orthographie und Lautlehre in Lord Bacons englischen Werken nach den wichtigsten Drucken und Handschriften*. (Anglistische Forschungen, herausgegeben von Johannes Hoops, Heft 85.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1937. XII u. 168 S. Mit einer Tabelle.

Nach einer Einleitung, in der allgemeine, die Drucke und Handschriften der Werke Bacons betreffende Fragen, Bacons Leben und sprachliche Umgebung und Bacons Ansichten über die Orthographie behandelt werden (S. 1—11), gibt Sommer eine Übersicht über Vokalismus (S. 11—103) und Konsonantismus (S. 103—125). Die allgemeinen Tatsachen, die sich aus dieser Untersuchung ergeben, faßt er in einem eigenen Kapitel zusammen (S. 126—144). Ein Anhang beschäftigt sich mit Wortspielen Bacons (S. 144—146). Das Quellenverzeichnis und ein Wortregister bilden den Abschluß.

Sommers Hauptziel war es, »die Schreibung und Aussprache in den bekanntesten Werken Bacons zu beleuchten, von denen je ein wichtiger Druck oder eine Hs. (bei den Essays beides) eingehend behandelt sind« (S. VI). Dabei mußte er sich vor allem auch mit der Frage beschäftigen, wie sich der Drucker zur Vorlage verhielt (S. III).

Bacon selbst war in bezug auf seine Orthographie ziemlich konservativ (S. 130), dagegen weisen die Drucke bereits viele jüngere Schreibungen auf (S. 133 ff.) Eine Mittelstellung nimmt der Druck von "Advancement of Learning" ein (S. 133), in dem noch zahlreiche Doppelformen zu finden sind. Auf Bacons eigene Schreibung und Aussprache können daher aus den Drucken nicht unmittelbar Schlüsse gezogen werden. Die wesentlichsten Unter-

schiede zwischen Bacon, den Schreibern und den Druckern werden in einer Tabelle zusammengestellt.

Eine Ansicht Sommers, die für die Deutung der Schreibungen sehr wesentlich wäre, kann nicht als auch nur halbwegs genügend begründet bezeichnet werden: die Ansicht nämlich, daß die »für die damalige Zeit charakteristische Variation der Schreibung« (S. III) beabsichtigt war, daß man beim Schreiben »in der Renaissancezeit Nebenformen im Sinne des alten Wortes 'variatio delectat' miteinander abwechseln ließ« (S. 127), und daß »mehr oder weniger planvoll variiert« wurde (S. 129). Und noch weniger begründet erscheint die Annahme, daß man »wohl auch in der Rede« eine solche Abwechslung bewußt verwendete und »das als Zierde« empfand (S. 128). »Variation der Schreibung« ist kein besonderes Kennzeichen der Renaissancezeit: in alt- und mittelenglischen Texten findet man sie bekanntlich in nicht geringerem Ausmaß. Von einer planvollen Variation kann aber zu keiner Zeit die Rede sein. Verschiedene Lautungen einzelner Wörter hat es ebenfalls — zum Teil bedingt durch die verschiedenen Betonungs- und Intonationsmöglichkeiten — jederzeit gegeben; nur dem Grundsatz 'variatio delectat' zu Liebe hat man sie aber niemals nebeneinander gebraucht. Wie vorsichtig und sorgfältig man bei der Deutung der Schreibungen (besonders der von Sommer S. V erwähnten 'occasional spellings') vorgehen muß, hat übrigens auch z. B. die vor kurzem erschienene Arbeit Axel Wijks über Orthographie und Aussprache Henry Machyns (Diss. Uppsala 1937) gezeigt.

Im einzelnen wäre ferner u. a. zu bemerken: Die Bezeichnung »hochtonige Vokale« (S. 11f.) im Gegensatz zu »schwachbetonten Vokalen« (S. 86ff.) ist unrichtig; die Paare »starktonig — schwachtonig« und »hochtonig — tieftönig« sollten streng auseinandergehalten werden. — Von einer »Bezeichnung« der Quantität kann man in einigen der angeführten Typen (S. 12ff.) wohl nicht sprechen. Zu der Frage, inwieweit die Quantität aus der Schreibung in frühneuenglischer Zeit zu erschließen ist, vgl. auch die schon erwähnte Arbeit A. Wijks. — Die Bezeichnungen »silbige Liquiden« (S. 100) und »Liquidien« (S. 103) sind jedenfalls nicht sehr üblich. — S. 102 werden unter c einige Beispiele für ebene Betonung angeführt; wir dürfen wohl annehmen, daß diese Belege tatsächlich mit ebener Betonung gesprochen wurden, aber warum werden gerade diese wenigen Beispiele angeführt? — Nicht sehr glücklich zu nennen ist die Erklärung (S. 105), daß in einem Worte wie *wholly* das *l* »zwischen beiden Silben« stehe, so daß »man die Illusion [habe], daß es das Ende der ersten und den Anfang der zweiten Silbe bildet.« — In ne. *seldom* gegenüber me. *selden* liegt kein Wandel von *n* zu *m* vor (S. 106), sondern ein Suffixtausch. — Statt »Schrift und

Sprache« (S. 127) sollte es »Schreibung und Aussprache« heißen. — Im Literaturverzeichnis vermißt man Sievers' *Angelsächsische Grammatik*. Außerdem wäre es der von H. Ch. Matthes besorgten Nachtrage wegen empfehlenswert gewesen, die zweite Auflage von Jordans *Handbuch der mittenglischen Grammatik* (1934) zu benutzen. — Die Luick-Festschrift 1925, in der der S. XI angeführte Aufsatz Zachrissons erschien, war das 6. (nicht 61.) Beiheft der »Neueren Sprachen«.

Wie aus einer Bemerkung (S. 165) hervorgeht, wurde der Verfasser bedauerlicherweise durch einen schweren Unfall verhindert, die letzte Ausarbeitung mit der entsprechenden Sorgfalt vorzunehmen. Leider zeigt sich dies nur allzu deutlich: so folgt auf drei Seiten »Berichtigungen und Nachträge« (S. 165 ff.) noch ein kurzes Druckfehlerverzeichnis, das aber ganz beträchtlich verlängert werden könnte; ferner empfindet man es als einen argen Mangel, daß in den Seitenüberschriften die Paragraphenzahlen fehlen, da sich die Verweise auf die Paragraphen beziehen; schließlich ist der Ausdruck an einer Reihe von Stellen sehr verbesserungsbedürftig, häufig ausgesprochen unklar. Als ein neuer Beitrag zur frühneuenglischen Lautlehre ist die Untersuchung aber trotz dieser Mängel jedenfalls willkommen.

Wien, August 1938.

Herbert Kozioł

Ole Reuter, *On Continuative Relative Clauses in English, Commentationes Humanorum*, IX, 3. Helsingfors, Leipzig, 1936. 61 pp.

It appears that Reuter's little book deals with the Continuative Relative Clause as defined by Jespersen in Vol. III, 4. 24 & 5 41 of his *Modern English Grammar*. However, as he does not state his problem very clearly, one is sometimes inclined to believe that a particular type is meant, in which the connection with the head-clause is specially loose.

Reuter was led to a study of the subject by the numerous examples he found in the 16th century popular author Thomas Deloney.

His method has been largely to study various authorities on the subject, comparing their material, and — to a certain extent — quoting it. In section II, p. 9 he says very clearly "For examples of this kind in OE. I have not searched the actual texts, but chiefly contented myself with giving instances collected from the works quoted above." It is only fair to add that, as regards subsequent stages of the language, he collected a very large amount of valuable material. However, the drawback of this method is, that, as regards OE. and the very important Transition Period between OE. and ME., the writer is perhaps induced to follow the grooves that many others

dug before him. Meanwhile the result is a clearer view of the development of the construction, better insight into its relative value, and a probable hypothesis of its origin.

Though as regards the latter no definite conclusion is arrived at, we may be grateful to the author for his defence of our construction as one that formed part and parcel of the language at an early date, arose from English sources (p. 16), in the earlier stages perhaps stimulated by Latin examples (later this is more probably the case), but certainly not engendered by them, and most certainly not an imitation of a French idiom, as Einkenkel (*Historische Syntax*, p. 120) hints (p. 28).

It is a pity that he found no earlier examples of adjectival which than those quoted on p. 18, as the construction in which it occurs, must be accounted of the utmost importance in studying the rise and development of the C. R. C. Moreover, if we are to arrive at a more definite opinion, it will be necessary to investigate earlier texts carefully and to study the relative construction from a wider point of view, including constructions like the following, which have not yet died out: *Peterbury Chronicle* 1086: Swylc code com on mannun. ꝥ full neah æfre ꝥe oðer man weard on þam wyrrestan yfele. ꝥet is on ðam drife. I ꝥet swa stranglice. ꝥ mænige menn swulton on ðam yfele.

Amsterdam.

A. Dekker.

B. L. K. Henderson, *A Dictionary of English Idioms, Part I. Verbal Idioms*. London, James Blackwood & Co., 1937. 352 S  
In Deutschland durch P. Hempel, Leipzig. RM. 4,30.

Der erste Teil dieses Wörterbuchs englischer idiomatischer Redewendungen sammelt die verbalen Ausdrücke. Der Verfasser sagt in der Einleitung (p. 5), er habe insbesondere solche Verben behandelt, 'which by the addition of adverbs and prepositions, undergo some subtle change of meaning'<sup>1)</sup>.

Eine solche Zusammenstellung von 'Phrasal Verbs' ist zweifellos besonders für Nichtengländer von großem praktischem Wert. Es fällt dem Referenten indessen auf, daß Hendersons Wörterbuch viele Verben in ihrer ursprünglichen Bedeutung enthält. Man fragt sich, wozu werden sie hier aufgeführt? Daß LEARN die Bedeutung 'to acquire a knowledge of' hat, oder KISS die Bedeutung 'to salute with the lips' — das wird noch mit Hilfe des Satzes 'She kissed him and wished him a safe journey' bekräftigt —, kann man auch von jedem anderen Wörterbuch erfahren. Dann finden sich Verben, die zwar Präpositionen oder Adverbien bei sich haben, deren Gegenwart aber durchaus kein 'subtle change of meaning' bedeutet, eben weil

<sup>1)</sup> Kursivsatz des Autors.

sie gar keine Beziehung zu den betreffenden Verben haben. So be-  
gehren Verben folgender Art:

**COST OVER.** — *To surpass in price.* 'That suit cost me over £6'

**COWER OVER.** — *To sit in bent position.* 'The man... sat  
cowering over the fire.'

Auch wenn Prapositionen als Konjunktionen gebraucht werden,  
die einen Nebensatz einleiten, findet man sie aufgeführt:

**FLEE BEFORE.** — *To escape in good time.* 'They fled before the  
police arrived.'

Es wäre wohl auch nicht nötig gewesen, Verben mit der Pra-  
position *by* in passivischer Verwendung [z. B. *frame by* in 'His  
temperament had been framed by his early life' oder *find by* in  
'The dog was found by its owner at Brighton'] anzuführen. Dem  
Referenten scheint, daß eine Beschränkung auf echte 'Verbal Idioms'  
dem Buch von Vorteil gewesen wäre. Dadurch wäre auch Platz ge-  
schaffen worden für eine ganze Fülle von 'Verbal Phrases' des Slang  
und der Umgangssprache, die keine Aufnahme gefunden haben.

Der Benutzer des Wörterbuchs würde eine feinere Unter-  
scheidung der stilistischen Verwendungsmöglichkeiten der Wen-  
dungen begrüßt haben. Henderson deutet wohl gelegentlich an, ob  
ein Wort der Umgangssprache oder dem Slang angehört; aber viele,  
wie mir scheint, notwendige Angaben werden nicht gemacht. So  
hätten m. E. etwa folgende Wendungen als dem Slang angehörig  
markiert werden sollen: *barge in* (to interrupt), *chip in* (to interject  
remarks), *cook* (to prepare false statements), *cut dead* (to ignore  
utterly), *cut no ice* (to have no effect), *dish* (to outwit), *do brown*  
(to dupe), *doll up* (to dress up smartly or showily), *fall for* (to take  
a liking), *fire* (to dismiss) u. a. Andere als 'colloquial' bezeichnete  
Wörter wären wohl besser als 'Slang' markiert worden. z. B.: *grub*  
(to eat), *go phut* (to fail), *get the wind up* (to grow nervous) u. a.

Manchmal sind die gegebenen Worterklärungen unklar oder  
falsch. Z. B. p. 104:

**GET.** — *To learn.* 'He got a knowledge of French abroad.'  
*Get* hat hier die Bedeutung 'to acquire'. Es besteht gar kein Unter-  
schied in der Bedeutung von *get* in 'He got experience abroad',  
wofür die Bedeutung 'to acquire' gegeben wird. Durch Streichung  
solcher außerdem überflüssiger Erklärungen könnte viel Raum ge-  
spart werden.

Von diesen Ausstellungen abgesehen, soll nicht verkannt werden,  
daß Hendersons Wörterbuch praktischen Wert besitzt. Bedeutungs-  
schattierungen verbaler Redewendungen sind in den Handwörter-  
büchern oft nicht leicht zugänglich. Dem Buch Hendersons wird  
mancher Lernende wertvolle Anregungen entnehmen.

Berlin-Wilmersdorf.

Karl Thielke.

## LITERATUR.

*Amis and Amiloun*, hrsg. von MacEdward Leach, veröff. für die E. E. T. S. von Humphrey Milford London, Oxford Univ. Press, 1937; CII u. 137 S. 12/—.

Zwei junge Ritter, die am gleichen Tage geboren sind und einander genau gleichen, schließen einen Freundschaftsbund. Als Amiloun in sein Land zurückkehren muß, tauschen sie Erkennungszeichen. Amis wird von der Tochter des Fürsten geworben und gewonnen. Der eifersüchtige Haushofmeister entdeckt dies und verrät es dem Fürsten. Amis soll seine Unschuld im Zweikampf beweisen. Er bittet Amiloun um Hilfe; Amiloun kämpft an des Freundes Statt, der von Amilouns Gattin für ihren Mann gehalten wird, ein trennendes Schwert liegt nachts zwischen ihnen. Amiloun besiegt und tötet den Haushofmeister. Die Tochter des Fürsten wird ihm zur Frau versprochen, als sei er Amis. Er kehrt heim, wird aussätzig und von seiner Frau vertrieben, kommt an Amis' Hof, der ihn am Erkennungszeichen erkennt und ihn, dem Freundschaftsbund getreu, mit dem Blut seiner eigenen Kinder heilt, die wieder lebendig werden.

Trotz der großen Beliebtheit dieser reizenden Romanze im Mittelalter gab es bisher von ihr keine vollwertige englische Ausgabe. Webers Ausgabe von 1810 und Kolbings deutsche Ausgabe von 1884 waren veraltet und in mancher Hinsicht fehlerhaft<sup>1)</sup>. Leach hat mit seiner neuen Ausgabe nicht nur einen einwandfreien Text nach der besten Hs., sondern auch eine eingehende Untersuchung über Ursprung und Entwicklung der Erzählung geliefert. Diese Untersuchung ist um so lohnender gewesen, als sich die Erzählung bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, immer wieder und in den verschiedensten Sprachen und Erzählungsformen erzählt worden ist, und wir daher gleichzeitig wertvolle Erkenntnis über Ursprung und Entwicklung der Romanzen im allgemeinen gewinnen.

Gerade im Hinblick auf den wissenschaftlichen Wert der Untersuchung und die Vorzüglichkeit der ganzen Ausgabe muß, so unerfreulich dies ist, darauf hingewiesen werden, daß sowohl die französischen als auch die deutschen Zitate von Druckfehlern strotzen, durch die diese gelegentlich fast unverständlich werden (p. XIX, p. XXXIII).

Leach untersucht zunächst die Versionen, die von der Erzählung in den verschiedenen Sprachen vorliegen: sie zerfallen in zwei Gruppen, Romanzen und Heiligenlegenden. Die Romanzen behandeln lehrhaft die Tugend der Freundschaft. Die *Vita Sanctorum Amici et Amelii* (12. Jahrh.) ist die unmittelbare oder letzte Quelle aller hagiographischen Versionen. In einer Zusammenfassung der Inhalte dieser Hagiographa zeigt Leach, wie stark sie von den

---

<sup>1)</sup> Weber, *Metrical Romances of the XIII, XIV and XV Centuries*, Edinburgh, 1810; Eugen Kölbing, *Altenglische Bibliothek II*, Heilbronn, 1884.

Romanzen abweichen. Und doch liegt beiden ein gemeinsamer Kern zugrunde. Welches ist die ursprüngliche Form? Leach stimmt Bédiers Ansicht zu, daß das Original eine französische *chanson de geste* sei. Aber während Bédier in dieser eine Mischung von feudalen und christlichen Elementen annahm, scheint Leach durchaus mit Recht zu betonen, daß die Erzählung von Amis und Amiloun ursprünglich die Erzählung von der Prüfung der Treue zweier Freunde gewesen ist, daß andere Elemente, wie die hagiographischen spätere Zutaten sind, und daß die Quelle der ursprünglichen *chanson de geste* nachgewiesen werden kann. — Radulfus Tortarius' Version ist heidnisch-klassisch, sie zeigt keineswegs christlichen, sondern den heroischen Geist der Verherrlichung unbedingter Freundestreue. Die Wiederbelebung der Kinder ist hier nicht ein Wunder, sondern ein Märchen. Übrigens auch die englische Version zeigt nicht das geringste Anzeichen eines göttlichen Wunders. Leach argumentiert sehr richtig. Wenn das Wunder ein ursprüngliches Element der Erzählung ist, warum fehlt es dann in allen Romanzen-Versionen. Alle späteren Versionen halten an dem Wunder fest; bei keiner fehlt es. Das Element des Wunders stellt eine Entwicklung dar, die erst vollendet war, als die Amis-Amiloun-Erzählung zur Heiligenlegende geworden war. Radulfus Tortarius war ein Mönch. Würde ein Mönch, ein mittelalterlicher Mönch, in einem Gedicht, welches er zusammenfassend erzählt, alle Hinweise auf Kirche, Papst, Gott, Maria und die Engel fortlassen? Radulfus hatte christliche und hagiographische Elemente niemals unterdrückt, wenn sie in seiner Vorlage enthalten gewesen wären. Und wiederum: das Kindesopfer in der anglo-normannischen und der englischen Version hat nicht die Funktion, der Jungfrau die Gelegenheit zu geben, die Kinder wieder zum Leben zu erwecken, vielmehr hat es die Funktion, die Treue des Freundes auf die Probe zu stellen — eine heidnische und primitive Tugend. Dieses Thema ist nicht christlich, sondern volksmärchenhaft. Die anglo-normannischen und englischen Erzählungen sind, wie die Erzählung des Radulfus durchaus unchristlich und unlegendenhaft. (Mit der *chanson* verhält es sich anders. Wäre sie die einzige uns bekannte Version, so könnte an Bédiers Meinung nicht der geringste Zweifel gehegt werden, daß das ursprüngliche Gedicht zugleich feudal und christlich gewesen sei. Bédier laßt die anglo-normannischen und englischen Versionen fast ganz außer acht.) Leachs These ist es, daß Amis and Amiloun im innersten Kern die Verherrlichung einer außerordentlichen Freundschaft sei; es ist eine Erzählung um ihrer Moral willen; sie setzt den Wert der Freundschaft über jeden anderen Wert, ja, die Verwirklichung der Freundestreue entschuldigt, was sonst furchtbarste Sünde wäre. Andererseits hat Bédier klar bewiesen, daß die *Vita Amici* eine Nachahmung



der *Vita Hadriani* und der *Annales regni Francorum* ist. Leach formuliert so: die ursprüngliche Erzählung, die nicht-hagiographische, nicht-christliche französische *chanson de geste* von *Amis and Amiloun* plus *Vita Hadriani* und *Annales* ergibt die christliche Heiligenlegende *Vita Amici*. Die Legendenversionen sind weniger straff als die Romanzen, weniger ursprünglich, rhetorischer; sie sind klerikal. Leach führt eindeutig zu dem Schluß, daß die Erzählung keine christliche Wunderlegende ist, sondern ursprünglich die Erzählung von der Prüfung einer außerordentlichen Freundschaft. Das bedeutet natürlich, daß die Romanze die frühere und ursprünglichere Form der Erzählung darstellt

Und was ist nun die Quelle der ursprünglichen *chanson de geste*? Auch in der Durchdenkung dieses Fragenkomplexes zeigt Leach die hierzu notwendige Belesenheit und Scharfsicht. Seit G. Huet wird allgemein angenommen, daß *Amis und Amiloun* im Kerne eine Verquickung von zwei weitverbreiteten Volksmärchen ist: die *Zwei Brüder* und der *Getreue Diener*. Aber bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wies W. Grimm darauf hin, daß seine beiden Märchen von den *Beiden Brüdern* (Nr. 60) und dem *Getreuen Johannes* (Nr. 6) in *Amis und Amiloun* ihre Parallele haben. Leach untersucht die Hauptmotive dieser beiden Märchen mit Bezug auf die verschiedenen Versionen der Amis und Amiloun-Erzählung: *Übernatürliche Geburt*; *Lebenszeichen* (von diesem Motiv sind augenscheinlich die Motive des Treuezeichens und des Erkennungszeichens abgeleitet), der *Drachenkampf*, den der Autor vom Amis und Amiloun wegläßt, da er ihn in seiner Freundschaftsverherrlichung nicht gebrauchen kann; das *Trennende-Schwert-Motiv* (mit seinen unzähligen Parallelen: Sigurd, Tristan, Saxo Grammaticus' König Gorm usw.; Leach gibt hier eine Aufzählung der gesamten Literatur über den Gegenstand). Dieses Motiv ist ein integrierender Bestandteil des Märchens von den *Zwei Brüdern*. Es ist in 81 von 107 Versionen, die Leach untersucht, enthalten. Die Übereinstimmung von Einzelheiten beweist klar, daß der Amis-Amiloun-Autor direkt nach dem Volksmärchen dichtet; die *Wiedererweckung des zu Stein gewordenen Bruders*: das Märchen vom *Getreuen Diener* ist sicherlich die Quelle der *Kindesopfer-Episode* in Amis and Amiloun. In dem *Getreuen Diener* wird der Diener zu Stein; in *Amis und Amiloun* wird Amiloun vom Ausatz befallen. Dies ist sicherlich eine bewußte Abweichung seitens des Amis-Amiloun-Autors: Die Erzählung wird hierdurch wirklichkeitsnäher, faßbarer, in bezug auf Strafe und Heilung.

Aber die Volksmärchen von den *Zwei Brüdern* und dem *Getreuen Diener* erklären keineswegs die ganze Erzählung von Amis und Amiloun. Mehrere Episoden und Motive gehen auf

andere Quellen zurück: *Blutsbruderschaft* (der comitatus kam aller Wahrscheinlichkeit nach aus Deutschland nach Frankreich. Die Teile Frankreichs, die unter germanischem Einfluß standen, entwickeln die comitatus-Bindung in besonderem Maße, z. B. die Normandie.) In Amis und Amiloun handelt es sich um Gefahrtenschaft (compagnonage), Waffenbruderschaft in ihrer letzten Erscheinungsform: als die Romanze geschrieben wurde, war das Ideal schon im Schwinden. Amis und Amiloun sind durchaus aufzufassen als Gefährten wie Roland und Olivier, Gerins und Geriers, Gauvain und Erec, Yvain und Cliges und viele andere. Die Dichtung spiegelt hier in ihren Einzelheiten unmittelbar das französische Leben des 11. Jahrhunderts. Der *Verräter* Hardre ist eine bewußte Zutat des Autors von Amis und Amiloun, die er aus der zeitgenössischen Literatur nahm. *Belisaunt* gehört zu der Reihe der um Liebe werbenden Frauen, die sich in den mittelalterlichen Romanzen immer wieder finden. Obwohl dieses Motiv in den europäischen Erzählungen in weitem Maße keltischen Ursprungs ist, ist seine ursprüngliche Quelle wohl gewiß nicht keltisch, denn es steht in engem Zusammenhang mit dem Motiv von *Potiphars Weib*. Das *Trennende-Schwert-Motiv* steht an Stelle eines ursprünglichen Potiphars-Weib-Motivs. An das *Gottesurteil im Zweikampf* wurde im Mittelalter allgemein geglaubt. Weder wird in der orientalischen Literatur ein *gefälschtes Gottesurteil* an dem Falscher heimgesucht, noch straft Gott eine Isolde oder einen Launcelot. Ebensowenig findet sich die geringste Anspielung einer solchen Strafe in irgendeiner anderen Version von Amis und Amiloun als der englischen.

In einem letzten Kapitel behandelt Leach die englischen Versionen im besonderen, die einzelnen Manuskripte und ihre Beziehungen zueinander. Ein Anhang gibt die Erzählung von Amis und Amiloun von Radulfus Tortarius. Ein anderer Anhang gibt Ausschnitte aus jeder der verschiedenen englischen Handschriften.

Marburg (Lahn).

W. Héraucourt.

T. P. Dunning, *Piers Plowman An Interpretation of the A-text*. Dublin, The Talbot Press, 1937. IX u. 214 S. s 8/6.

Das Ziel der Arbeit nennt der Verfasser im ersten Satze seiner Einleitung: 'I have attempted to analyse as completely as possible the line of thought and the manner of its development in the A text, in the light of XIV<sup>th</sup> century ideals and opinions.' Für die Interpretation wurden vor allem die theologischen Schriften herangezogen, die auch Langland bekannt waren, besonders Gregorius, Augustinus und Thomas von Aquin.

Dunning kommt — wie schon Henry Bradley — zu der An-

sicht, daß die *Visio de Petro Plowman* und die *Vita de Dowel, Dobet et Dobest* zwei selbständige Dichtungen seien, die von dem gleichen Verfasser stammen. Die *Visio* sei ein moralisches und didaktisches — nicht satirisches — Gedicht, dessen Ansichten mit den orthodoxen Lehren der mittelalterlichen Kirche in Einklang stehen. In einer eingehenden Analyse wird die *Visio* in bezug auf ihren Aufbau und auf ihre Quellen untersucht: sie handle von den Temporalien, fuße vor allem auf den Kirchenvatern und sei sorgfältig und folgerichtig aufgebaut.

Die *Vita* gehöre dagegen zu der Gattung der Streitgedichte; sie sei von geringerem Wert und bestehe aus einer Reihe von Diskursen und Predigten, die nur durch ein allegorisches Motiv zusammengehalten werden. Das Ende der *Vita* stamme überhaupt nicht von Langland, sondern sei von Johan But hinzugefügt worden.

Im vierten Kapitel werden A- und B-Text verglichen: die beiden ursprünglich selbständigen Dichtungen seien in B miteinander vereinigt worden, obwohl sie für eine solche Vereinigung gar nicht geeignet seien; der Verfasser von B habe vor allem das Thema von Dowel, Dobet und Dobest behandeln wollen. B sei daher unzusammenhängend und wirr.

Wertvoll an der Untersuchung Dunnings ist jedenfalls das Aufzeigen von Parallelstellen in den verschiedenen kirchlichen Schriftstellern und zeitgenössischen Predigten, da aus diesen Parallelen auch die Verbreitung der von Langland ausgesprochenen Ansichten hervorgeht.

Dem Versuch des Verfassers, den Aufbau des Werkes als vollkommen planmäßig und vollendet zu erweisen, wird man dagegen nicht bedenkenlos zustimmen können. Daß der A-Text die am wenigsten verworrene von den drei Fassungen ist, ist bekannt und wurde auch bereits wiederholt ausdrücklich anerkannt. Aber den Eindruck eines »sorgfältig geplanten« Werkes macht auch der A-Text nicht. Wenn Dunning wiederholt betont (so etwa auch in der Anmerkung 23 auf S. 23), daß Langland eben für Leute schrieb, 'who *did* all know the Medieval Creed, philosophy, social order, etc. — they lived it', so ist das gewiß richtig. Aber auch andere Dichter, die sich mit Fragen ihrer Zeit auseinandersetzten — so auch der vom Verfasser wiederholt zitierte Dante — schrieben für Leute, von denen dasselbe gesagt werden kann, und dennoch machen ihre Werke auf uns weniger den Eindruck der Unklarheit und Planlosigkeit. Selbst wenn man dem Verfasser in seiner Interpretation Schritt für Schritt folgt, ergibt sich trotz der dann hervortretenden Zusammenhänge noch nicht der Eindruck sorgfältiger Planung (vgl. etwa Meed, die nach Dunnings Interpretation einmal 'good *in se*', einmal 'Cupidity' ist: S. 92f.; einer eingehenderen Untersuchung

bedürfte es übrigens, um feststellen zu können, ob sich auch die Stellen der Dichtung, die vom Verfasser nur beiläufig erwähnt werden, mit der angenommenen Planmäßigkeit völlig in Einklang bringen lassen). Und gerade wenn Verfassers Interpretation als zutreffend angesehen wird, ergibt sich, daß Langland so viel ungesagt laßt, auf so vieles bloß anspielt, daß auch zu seiner Zeit schon höchstens ein sehr geschulter Kleriker ihn ganz verstehen konnte. — Unter den Ausdeutungen einzelner Stellen ist besonders die von Meed und False handelnde (S. 68 ff.) nicht sehr wahrscheinlich, und auch die Annahme, daß der König nicht nur als König, sondern auch als Mensch im allgemeinen, bzw. als menschlicher Wille aufzufassen sei (S. 101), ist nicht sehr überzeugend begründet. — Am wenigsten befriedigt die Ausdeutung der Vita, durch die auch diese Dichtung als planvoll und folgerichtig erwiesen werden soll. — Dunnings Interpretation des A-Textes hängt auch auf das engste mit der Frage der Verfasserschaft der drei Fassungen zusammen. Den gleichen Verfasser für A und B anzunehmen, ist nicht gut möglich, wenn man Dunnings Interpretation als richtig anerkennen will. Daß er selbst die Möglichkeit gleicher Verfasserschaft nicht gänzlich ablehnt (S. 187), erscheint daher nicht folgerichtig. — Für die Beurteilung der Dichtung als Ganzes ist ferner noch ein Umstand besonders zu beachten. Auch von Dunning wird — so wie schon wiederholt vor ihm — erklärt, daß die Dichtung den orthodoxen Lehren der mittelalterlichen Kirche vollkommen entspreche. Dies mag richtig sein (obwohl die Ansichten über »Rechtgläubigkeit« gerade damals reichlich uneinheitlich und Beschuldigungen wegen Haresie häufig genug waren). Gerade wenn wir aber die Dichtung 'in the light of XIV<sup>th</sup> century ideals and opinions' betrachten und würdigen wollen, darf dies nicht zu sehr in den Vordergrund geschoben werden. Nicht die Übereinstimmung mit theoretischen Grundsätzen, sondern die Stellungnahme gegen die damals bestehenden kirchlichen Zustände und gegen die Vertreter der Kirche ist vom Standpunkt der Entstehungszeit des Werkes das Wesentliche: dieser Einstellung verdankte die Dichtung vor allem das große Interesse, da sie gerade damit die Ansicht weiter Kreise zum Ausdruck brachte und so zum Zeitdokument wurde. Daß Langlands Forderungen mit denen der Kirchenväter übereinstimmen, besagt nicht, daß er mit dem Denken der kirchlichen Kreise seiner Zeit übereinstimmte: klappte doch auch damals zwischen aufgestelltem Ideal und tatsächlichem Zustand eine gewaltige Kluft. — Schließlich noch eine für die Beurteilung der Arbeit nicht unwesentliche Feststellung: über die mit Piers Plowman zusammenhängenden Fragen gibt es bekanntlich auch gar nicht wenige und gar nicht unbedeutende Untersuchungen in deutscher Sprache; sie wurden — wie schon

aus der Bibliographie hervorgeht — von Dunning nicht berücksichtigt.

Soweit die Untersuchung neues Material zum Verständnis der geistigen Grundlagen der Zeit bringt, ist sie jedenfalls nützlich und begrüßenswert; die Ausdeutung und Beurteilung der Dichtung auf Grund dieses Materials — die Langland als einwandfreien Katholiken und als Schöpfer eines vollendeten Werkes erweisen sollen — bedürfen aber wohl so mancher Korrektur.

Freiburg i. Br., im Februar 1939

Herbert Koziol.

---

O. Lohmann, *Die Sage von Gawain und dem Grünen Ritter*. (Schriften der Albertus-Universität. Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 17). Königsberg (Pr.) und Berlin, Ost-Europa-Verlag, 1938. IV u. 97 S. RM. 3,80 kart.

Unter Chaucers Zeitgenossen ragt der unbekannte Gawaindichter hervor, der wahrscheinlich aus Lancashire stammte und in westmittelländischer Mundart schrieb. Bisher galt es so gut wie sicher, daß er aus französischen Quellen schöpfte (z.B. G. L. Kittredge und W. Foerster). L. macht es sich zur Aufgabe, Ursprung, Geschichte und Nachleben des Stoffes noch einmal zu untersuchen.

Er geht den fünf Hauptmotiven der Sage nach — Enthauptungsspiel, Verführungsszene, der gehorsame Gast, das Austauschmotiv und die Feenliebesgeschichte — und entdeckt ersteres bereits in einer irischen Geschichte des 9. oder 10. Jahrhunderts, das Austauschmotiv im lateinischen 'Miles Gloriosus' des 12. Jahrhunderts und letzteres in der irischen Cuchulainnsage.

L. prüft dann das me. Gedicht, das leider nur in einer Hs. überliefert ist, und in einer späteren Fassung des 15. Jahrhunderts, und stellt auf Grund von drei wesentlichen Unterschieden zwischen beiden fest, daß das jüngere Gedicht die ursprünglichen Züge der Quellen getreuer bewahrt hat als das Werk des Gawaindichters. Aus 20 Einzelheiten wird ersichtlich, daß dieser nicht als Grundlage für die spätere Version gelten kann.

Ausführlich weist darauf der Verf. nach, daß der unbekannte Dichter des Gawain, der, worauf schon Brandl deutete, »durch die literarischen Traditionen seiner engeren Heimat bedingt war« (*Pauls Grdr.* II 1, S. 661), aus einer englischen Quelle schöpfte. Diese geht auf eine irische Feenliebesgeschichte zurück. Die anderen Motive traten später hinzu. Sie alle hat der Gawaindichter verwoben, ohne dabei verhindern zu können, daß sich hier und da Widersprüche ergaben.

Als Beispiele für die Nachwirkung des Stoffes in der modernen Literatur führt L. zwei Dramen an: Yeats *Green Helmet* (aufgef.

1908), der den Stoff in freier Meisterschaft gestaltet hat, und Stuckens *Gawân* (geschr. 1902), dessen Stück eher eine gelehrte Darstellung als ein Kunstwerk ist.

Berlin-Friedenau

Hans Marcus.

A. H. Bill, *The Life and Death of the Renowned Sir Philip Sidney*. London, Cassell & Co., 1938. 372 S. 15/—

M. W. Wallace hat 1915 in einer grundlegenden Darstellung unter dem ungeschmückten Titel *The Life of Sir Philip Sidney* alles wichtige Material zu Sidneys Lebensgeschichte zusammengetragen, gesichtet und z. T. neu erschlossen. Zuverlässige Gründlichkeit der Forschung, weitblickendes Urteil und Beschränkung auf das Überschaubare zeichnen sein Werk aus. Darum ist es gewagt, eine neue Lebensbeschreibung Sidneys neben die umfassende von Wallace zu setzen, es sei denn, um das Bild des Dichters und Helden von einer höheren Warte aus neu zu erfassen und zu deuten, was sich Wallace nicht zur Aufgabe seiner Untersuchung gemacht hat. Statt dessen hat man seither, unter Verzicht auf eine möglichst getreue Darstellung, stärker das Anekdotische, Romantische in Sidneys Leben betont oder einzelne Gesichtspunkte auf Kosten anderer hervorgehoben — kurz, den Weg von der literarischen Monographie zum Roman beschritten.

M. Wilson (*Sir Philip Sidney*, 1931) und E. M. Denkinger (*Philip Sidney*, 1932) haben den Versuch gemacht, eine allgemein zugängliche Biographie zu schreiben, haben aber zu einer Erneuerung oder größeren Verbreitung des Sidneybildes wenig beigetragen. Beide Werke verraten, obwohl sie sich an ein breiteres Publikum wenden, ein vorwiegend literarisches Interesse für Sidney.

Dazu gesellt sich jetzt die Biographie eines amerikanischen Schriftstellers, A. H. Bill. Der Titel *Astrophel or the Life and Death of the Renowned Sir Philip Sidney* mutet antiquisierend an (vgl. den Titel von Spensers Epitaph und andere zeitgenössische Nachrufe auf Sidney). Die vielen, übrigens erfreulich guten Abbildungen weisen ebenfalls darauf hin, wie sehr es dem Verf. um die Ausschmückung seines Gegenstandes zu tun ist. Andererseits führt die Bibliographie eine überraschend große Zahl dokumentarischer Unterlagen und anderer zeitgenössischer Berichtquellen sowie späterer Darstellungswerke an, die der Verf. benutzt hat. Dieser Charakter eines zwiespaltigen, halb belletristischen, halb gelehrten Werkes bestätigt sich bei der Lektüre immer mehr. Unter erheblichem Aufwand sind alle Details der Mode, Gesellschaft, Astronomie, Kriegskunst usw. zusammengetragen, wobei aber aus Mangel an wirklicher Durchdringung ein Mosaik, keine Plastik ent-

steht. Es wird zuviel von den Kostumen, zu wenig von den Menschen sichtbar.

Die zahllosen angeführten Personen sind für den uneingeweihten Leser bloße Namen, die ihn verwirren. Gegenüber früheren Darstellungen gewinnt einzig die Gestalt Leicesters an neuen Zügen, er erscheint von männlichem Tatwillen zu staatsmännischen Leistungen beseelt, während Elisabeth nur als die kleinliche, verstandnislose Gegenspielerin Sidneys gesehen ist, die auch in ihrem Herrscheramte die stets schwankende und Entscheidungen scheuende Frau bleibt. Anschaulich wird die von den spanischen und französischen Schachzügen bestimmte nationale und protestantische Politik Englands dargestellt. Auch Sidneys Protestantismus wird mit Recht als politisches Bekenntnis aufgefaßt.

In der Fülle der Personen und der stofflichen Einzelheiten verliert man den Helden selbst immer wieder aus den Augen. Daß Sidney nicht mehr lediglich als Dichter arkadischer Idyllen, sondern in seinen Fähigkeiten als Staatsmann und Heerführer zu würdigen ist, hat bereits M. W. Wallace (und nach ihm E. M. Denkinger noch ausdrücklicher) aufgezeigt. Trotzdem sollte eine Monographie auf Sidneys dichterisches Schaffen mehr eingehen, als es hier getan wird, da es von jeher seinen Ruhm mitbestimmt hat. Nur die Sonette, die im Biographischen am sichtbarsten verankert sind, werden ausführlich behandelt (in dem Kapitel "Orlando Innamorato"). Der Verf., der an der absichtlichen Umstellung der Sonette durch den Dichter selbst nicht zweifelt, glaubt in der "ideal love" des Schlußsonetts einen Hinweis auf Sidneys Ehe erkennen zu können. Der Arcadia mißt er wenig Bedeutung zu und lehnt die zweite Fassung als mißlungenen Versuch ab — eine selten vertretene Ansicht.

Da der Verf. Sidneys Leben mehr in der zeitlichen Abfolge der Ereignisse als in seinen inneren Zusammenhängen aufzeichnet, treten manche Grundverhältnisse desselben nicht genügend hervor, etwa die Bedeutung der Freundschaften Sidneys, sein Einfluß auf viele seiner Zeitgenossen, oder der Anteil seiner Schwester, der Gräfin Pembroke, an seinem Leben und Werk. Gegenüber manchen Kürzungen sind die beiden unverkennbar im Stile L. Stracheys gehaltenen Einleitungskapitel zu breit angelegt.

Dem Mangel an Komposition entsprechen gewisse stilistische Schwächen. Besonders stören die vielen zum Vergleich angeführten Hinweise auf die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, die den Leser plötzlich seinem Stoff entfremden, anstatt ihn ihm anschaulicher zu machen.

So ist die neue Sidneybiographie trotz des erstaunlichen Einzelwissens des Verfs., dem nicht der geringste Umstand aus dem privaten oder politischen Leben Sidneys und seiner Umgebung ent-

geht, und trotz der anspruchslosen Darstellungsweise unbefriedigend, sie bringt keine neuen Gesichtspunkte und nur selten eine packende Analyse. Sie ist, angesichts der vorangegangenen, ähnlichen Versuche von M. Wilson und E. M. Denkinger, nicht stark genug, um wirksam zu sein.

Freiburg i. Br.

Berta Siebeck.

Luise Brown Osborn, *The Life, Letters, and Writings of John Hoskyns 1566–1638*. Yale Studies in English No. 87. Yale University Press. London, H. Milford, 1937. pp. VIII u. 321. 16/—.

Hoskins hat lange auf eine Ausgabe warten müssen. Er selber hat sich nicht darum bemüht, denn dem damaligen Brauch gemäß begnügte er sich damit, seine literarischen Erzeugnisse handschriftlich in vertrautem Freundeskreis umlaufen zu lassen. Der eine oder andere schrieb sich ein Gedicht für sein common-place book ab, und in Anthologien verstreut wurden solche Stücke der Nachwelt überliefert. Manchmal steht sein Name nicht dabei, so daß die Autorschaft umstritten ist; und von dem Rhetoriktraktat hat Ben Jonson und haben andere nach ihm lange Stellen ausgeschrieben und als eigenes Erzeugnis ausgegeben (Osborn in *Times Lit. Suppl.* 1. Mai 1930). Denn Hoskins war keine nebensächliche Persönlichkeit; mit Ben Jonson, Wotton, Owen, Donne, Selden, Daniel befreundet oder doch bekannt, stand er mitten im geistigen Leben der Zeit und als Mitglied des Parlaments nahm er tatigen Anteil an den öffentlichen Dingen. Da er fellow von New College war, als Sidney starb, und John Donne um sieben Jahre überlebte, verbindet er gleichsam zwei Zeitalter und leitet auch in seinem literarischen und politischen Wirken über von dem elisabethanischen England zu der neuen Zeit, die allmählich dem Commonwealth entgegenreifte.

Vielfach finden wir bei den Zeitgenossen Anspielungen auf ihn, aber es sind verstreute Notizen, und auch die späteren Biographen Anthony à Wood (in den *Athenae Oxon.*) und Aubrey (in den *Brief Lives*) überliefern nur ein bruchstückhaftes und von Fehlern entstelltes Lebensbild, auf das sich auch das D. N. B. verlassen mußte. Miss Osborn hat nun aus diesen Quellen, aus Parlamentsberichten, den Aufzeichnungen der Inns of Court und aus von ihr aufgefundenen Briefen eine zuverlässig belegte Biographie zusammengestellt, die den vielseitigen Mann in allen Wechselfällen seines Lebens lebendig vergegenwärtigt. In der Winchesterschule und im New College erhielt er die humanistische Grundlage seiner Bildung, die dann dem jungen Master of Arts ermöglichte, als Schulmeister ein erstes Unterkommen zu finden, als er bei einem Mummenschanz seinem Witz zu freier Zügel ließ und propter dictoria maledica auf Universität und fellowship verzichten mußte. Dann wandte er sich der Advokatenlaufbahn zu,



zog 1593 in den Middle Temple und lebte ein Menschenalter in diesen eine Mischung von Kloster, Universität und Club darstellenden Inns of Court, die seine geistigen und geselligen Bedürfnisse gleichermaßen befriedigten. Seit 1604 hatte er Sitz im Parlament, und seine Stellungnahme entsprach gelegentlich so wenig den monarchischen Wünschen, daß er eine Gefängnishaft auf sich nehmen mußte. Trotzdem vollendete er seine juristische Laufbahn und wurde 1623 zum königlichen Sachverwalter ernannt. Die private Seite seines Lebens während dieser Zeit erzählen die 31 *epistolae familiares*, die in vorliegendem Buche erstmals abgedruckt erscheinen. Meist sind es Briefe an seine Frau Benedicta, der während der Abwesenheit des Gatten die Verwaltung des Gutes oblag, und wir hören also reichlich von Kauf und Verkauf und erhalten ein Bild vom englischen Gutsleben zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Daneben vollenden die Briefe aber das Porträt des Schreibers, den wir so gleichsam inmitten seines Alltags sehen. Reichliche Anmerkungen erklären sachliche Unklarheiten sowie die schwierigeren der originalgetreu abgedruckten Abkürzungen.

Die literarischen Werke bestehen aus einer Rhetorikabhandlung und aus den Gedichten. Erstere, die 1935 von Professor H. H. Hudson in modernisierter Orthographie herausgegebenen *Directions for Speech and Style* (Princeton University Press), stellen ein 1599 entstandenes Werk dar. Die Sidneybiographen haben häufig auf diese Schrift hingewiesen (u. a. Wallace, Wilson, Zandvoort), denn Hoskins hat die *Arcadia* als Beispiel immer und immer wieder herangezogen, was um so auffälliger ist, als er selbst sich einer nüchterneren, ja gelegentlich modern anmutenden Schreibweise bedient. Es ist mehr der große Name Sidneys, dem der bereits einer späteren Zeit angehörige Hoskins die gebührende Achtung zollt und dessen Stilfiguren gegenüber er bereits einen merklichen Abstand gefunden hat. Gerade dadurch wird es eine der lesbarsten unter den vielen Rhetorikabhandlungen der Zeit und sollte eingeordnet werden in die *Elizabethan Critical Essays*, die G. G. Smith herausgab (1904) und die von J. E. Spingarn herausgegebene Fortsetzung *Seventeenth Century Critical Essays* (1908/09).

Die 48 Gedichte schließlich sind Gelegenheitsschöpfungen, wie es der Anlaß verlangte in lateinischer oder englischer Sprache, nicht zu vergleichen an Tiefe mit Donne, aber geistreich genug, um dem metaphysical style zugeordnet zu werden und oft von sprühender Heiterkeit. Wie das Gedicht "Absence", das Sir Herbert Grierson in seine Sammlung *Metaphysical Lyrics* (1921) aufnahm, werden auch noch andere in derartige Blütenlesen übernommen werden können. Denn wenn Hoskins auch ein Stern zweiter oder dritter Größe ist, so bringt er doch eine willkommene Ergänzung des

dichterischen Zeitbilds, und wir sind der Herausgeberin für diese gewissenhafte und gute Ausgabe dankbar.

Berlin, November 1938.

Walter F. Schirmer.

*Shakespeare-Jahrbuch*, hg. im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Bd. 73, Weimar 1937. VIII u. 233 S. RM. 16,—.

Der Festvortrag auf der Hauptversammlung war diesmal Paul Meissner anvertraut, der in gewohnt meisterlicher Art über »Renaissance und Humanismus im Rahmen der nationalenglischen Kulturidee« sprach. Er erstellte in neuer Schau die engl. Renaissance als eine erhebliche Umwertung der aus dem Süden gekommenen Anregungen in echt engl. Traditionsgüter bei oft sehr kräftiger Ablehnung des spezifisch Italienischen (zur Architektur vgl. jetzt u. a. Fairchild, *Shakespeare and the Arts of Design*; dazu Ref., Anglia, Beiblatt, 49, 100 ff.). Ebenso erblickt M. in der engl. Form des Humanismus Rückstellung der formal-ästhetischen Elemente, ja selbst der absoluten Gelehrsamkeit zugunsten der Versteifung bodenständiger politischer Willensbildung, u. zw. nicht so sehr auf hellenischer, als auf römischer Grundlage; dem Christentum wird die Antike in England zur Stütze, es kommt hier nie zum Paganismus der italienischen Humanisten, wie man auch — in z. T. deutlicher Angst vor Überfremdung — keine »Akademien« gründet, die antiken Versmaße nicht nationalisiert, die griech.-röm. Mythologie nicht zur Alleinherrschaft in der muttersprachlichen Dichtung gelangen läßt. Nur selten geht M. in dieser seiner mitreißenden Deutung bei Einzelheiten etwas zu weit; so wird man seinen Schluß, daß weder die Renaissance noch der Humanismus weltgeschichtliche Wendepunkte für England bedeuten, vielmehr nur einen entschiedenen Vorstoß zur Besinnung auf die eigene Volkskraft, unterschreiben müssen.

Wolfgang Keller, »Ben Jonson und Shakespeare« stellt in fein abwägender wort- und theatergeschichtlicher Kritik die gegenseitigen Anregungen der Dichterfreunde und Rivalen fest: auch als Empfangender erscheint Shakespeare stets hierbei als der lebensbezogene und tiefwirkende Dramatiker (das Problem beleuchtet für einen typischen Einzelfall nun Howarth, *Shakespeare's Tempest*, Sydney 1936).

Eine sehr solide und einlaßliche theater- und musikwissenschaftliche Studie liefert Ernst Ulrich über »Die Musik in Ben Jonsons Maskenspielen und Entertainments«, die dem eigenartigen Wesen dieser Kleinkunst Bens und seiner Mitarbeiter vollauf gerecht wird und bei sorgsamster Literaturbenutzung (oft auf Brotaneks klassisches Buch über die Maskenspiele aufbauend, sich aber auch kritisch damit

auseinandersetzend) im einzelnen und im großen Neues ermittelt. U. a. werden alle Seiten des lyrischen Charakters der trotz italienischer Grundlage reichlich national gesunden und noch nicht opernhaften Kompositionen beleuchtet und durch vier sehr charakteristische Beispiele belegt.

Hans F. K. Gunther hielt einen Vortrag vor der D. Sh.-Ges über »Shakespeares Mädchen und Frauen«, der sich an alle Volksgenossen wendet und hier allgemein zugänglich gemacht ist. Sein Blickpunkt ist die Aufwertung in der Gattenwahl, in der ganzen Auffassung des Geschlechtslebens, der Ehe und der Familie. Er sieht in den Mädchen Shakespeareschen Schlages lebensstüchtige und edle Wesen aus angeborener Anlage, die ihnen bessere Gewähr für Vererbung des Guten, in diesem Falle der edlen nordischen Art germanischer Prägung, bietet, als alle Erziehung, Schulung, Seelsorge und Fürsorge dies konnten. Die starke Berührung dieser adelstümlichen Lebenslehre Shakespeares mit nationalsozialistischer Weltanschauung, ihre immer wieder kräftige Vorbildlichkeit auch für uns wird dabei klar gezeigt und unterstrichen.

Robert Petsch, der Altmeister gedankenreicher literaturwissenschaftlicher Analyse untersucht neuerdings »Shakespeares König Heinrich IV. und das Geschichtsdrama in England«. Er weist bes. die tiefe Beseelung alles Historischen bei Sh. nach, der trotzdem nicht auf Nationalpolitisches, auf Würde und auf dramatische Spannung verzichtete. Die Usurpation als Schatten über dem Hause Lancaster wird neuerlich betont, das Technische vorzüglich enthüllt. Shs. Auswahl aus der verwirrenden geschichtlichen Stofffülle seiner Quellen als der Rücksicht auf die Tragödie des herrscherlichen Menschen entsprungen gekennzeichnet. Darüber hinaus sieht P. im fruchtbaren Gegensatz von K. Heinrich und Prinz Heinz die Erarbeitung des Allgemein-Menschlichen und den Höhepunkt der Kunst Shs., die auch die dankbaren komischen Szenen mit dem unübertroffenen Falstaff in diesen Dienst stellt.

Ernst Weigelinet bietet »Zum Problem des 'Hamlet'« nur eine trotz richtiger Einstellung nicht immer mit guten Einzelargumenten geführte Ablehnung der von Meyer-Benfey (GRM 24, 34 ff.) erhobenen Vorwürfe gegen angebliche Mängel im Aufbau des Dramas und — von W. besser formuliert — der Umreiβung des Charakters Hamlets.

Gustav Becker führt in einem kurzen Artikel »Johann Jakob Bodmers 'Sasper'« diese Namensform in Bodmers früher Zitierung (1740/1 las B. viel Italienisch!) überzeugend auf die italienische Schreibung und Lautung bei dem Dichter Antonio Conti (1726) zurück.

Sprunghaft und skizzenhaft bringt Vagn Borge Nachweise über Strindbergs Bekanntschaft mit Sh. und über die Einstellung zu dessen Werk, besonders zu den Königsdramen. B. betont die Verwandtschaft

der beiden als Theatermenschen, billigt aber Strindberg bewußte naturalistische Metaphysik vor dem Renaissancedichter zu. Die vielfachen Anregungen zu solider Einzeluntersuchung etlicher Probleme sind wohl das wertvollste an der geistreichen, aber stark subjektiven Studie.

Auf der Höhe der Forschung stehen das ungemein reichhaltige Sammelreferat von W. Keller (u. a. über Jostens Sh.-Übersetzungen), Einzelreferate von M. Deutschbein und Th. Heiner mann, die Zeitschriftenschau von Pollert und Thielke, die Bibliographie von Preis und die Theaterschau von Mühlbach.

Graz.

A. Eichler.

Elmer Edgar Stoll, *Shakespeare's Young Lovers*. The Alexander Lectures at the University of Toronto 1935. London, New York, Toronto: Oxford Univ. Press, Milford, 1937 118 S. 8° 6/net.

E. E. Stoll hat sich schon längst in zahlreichen Schriften als einer der bedeutendsten unter den amerikanischen Anglisten der Gegenwart bewährt. Er zeichnet sich besonders durch die große Unabhängigkeit seines Urteils aus. Unermüdlich warnt er immer wieder davor, Shakespeare Anschauungen unterzulegen, die nur in unsere Zeit hineingehören. dem Zeitalter des Dichters aber durchaus fremd sind.

Das vorliegende Büchlein enthält drei Vorlesungen, die sein Verf. als Gastprofessor an der Universität Toronto vor einem größeren Zuhörerkeise gehalten hat. Wir können beim Lesen des Werkes den Genuß nachempfinden, den er seinen Publikum durch diese Vorträge geboten haben mag. Eine ausgebreitete Belesenheit erscheint hier gepaart mit künstlerischem Geschmack und gekleidet in eine fein abgetönte edle Sprache.

Die erste Vorlesung über *Romeo und Julia* weist überzeugend nach, daß die Charakteristik dieses Liebespaares nicht mit den Maßstäben unserer heutigen Psychologie gemessen werden darf. Die seelischen Zustände und Wandlungen der Liebesleidenschaft zergliedernd darzustellen, hat also dem Dichter völlig fernegelegen; es kam ihm nur darauf an, starke romantische und überhaupt dichterische Wirkungen zu erzielen. Im zweiten Vortrag kennzeichnet St in feinsinniger Weise die Unterschiede in den Charakteren von Portia, Beatrice, Rosalinde und Viola, bei aller inneren Verwandtschaft aller vier untereinander. Der dritte handelt von Imogen, Perdita und Miranda. Hier bewegt sich Shakespeare ganz in einer romantischen Märchenwelt. Alle drei betrachtet der Verf. als bloße Gebilde der Einbildungskraft des Dichters; er denkt sie sich aber, wie mir scheint, doch allzusehr losgelöst von aller Wirklichkeit. Ein Zu-

sammenhang mit dieser liegt m. E. doch wenigstens darin vor, daß alle drei Gestalten, wie überhaupt die Dramen, in denen sie auftreten, Ausdrucksformen von Stimmungen Shakespeares sind, und daß wenigstens die Möglichkeit zugegeben werden muß, daß diese Stimmungen irgendwie durch äußere Ereignisse und Verhältnisse im Leben des Dichters beeinflußt worden sein mögen.

Freiburg i. Br.

Eduard Eckhardt.

Una Ellis-Fermor, *Some Recent Research in Shakespeare's Imagery*. Shakespeare Association, Oxford University Press, Milford, 1937. 39 S. 2'— s.

Diese brauchbare Schrift gibt einen kritischen Überblick über die zum Thema der Shakespeareschen Metaphern und Bilder in den letzten zwei Jahrzehnten erschienenen Untersuchungen. Das recht plötzliche Erwachen eines Interesses für Shakespeares Bildersprache erklärt sich aus dem Aufschwung, den die allgemeine Stilforschung in dieser gleichen Zeit nahm. Die Frage nach dem Verhältnis von Stil und Inhalt, von Form und Stoff wurde prinzipiell gestellt. Von englischen Schriften seien nur genannt: Middleton Murry, *The Problem of Style* (London 1925) und W. P. Ker, *Form and Style in Poetry* (London 1928). Innerhalb der deutschen Anglistik zeigen die Arbeiten von Deutschbein und seiner Schule, welche Rolle der Stilbetrachtung im Rahmen des heutigen wissenschaftlichen Forschungsbetriebes zukommt. — Die Verfasserin bespricht auch einige Werke, die nur mittelbar Shakespeares Bildersprache behandeln wie Henry W. Wells, *Poetic Imagery, Illustrated from Elizabethan Literature* (New York 1924) oder Stephen J. Brown, *The World of Imagery* (London 1927). Ausführlicher werden zum Schluß Caroline F. Spurgeon, *Shakespeare's Imagery and what it tells us* (Cambridge 1935) sowie meine Arbeit: *Shakespeares Bilder* (Bonn 1936) besprochen. Es ist anzuerkennen, daß die Verfasserin, deren eigener Standpunkt der Untersuchungsmethode von Miß Spurgeon am nächsten liegt, sich um eine gerechte Gegenüberstellung der verschiedenen Betrachtungsarten bemüht. Nicht glücklich ist allerdings die Unterscheidung zwischen einer älteren subjektiven und einer modernen objektiven Untersuchungsmethode. Z. B. gehört das obengenannte Buch von Wells in die subjektive Richtung hinein, weil "It relies for its value partly upon the illumination which his individual view throws upon the author's thought and vision, just as interpretative criticism has always done and just as did the earlier comments upon imagery, whether Goethe's or Dowden's, Coleridge's or Keats'." (S. 21). Dieser älteren "subjektiven" Literarkritik stellt die Verfasserin die "objektive" Methode gegenüber, die durch statistische und klassifizierende Erfassung des

gesamten Materials zu Resultaten kommt, die nach der Meinung der Verfasserin die subjektive Fehlerquelle des persönlichen Urteils und des Auswahlprinzips ausscheiden. Im Grunde ist aber alle Literarkritik, auch wenn sie sich hinter statistischen Tabellen verschanzt, an das Urteil der betrachtenden Persönlichkeit gebunden. Auch die Statistik läßt sich in verschiedenster Weise handhaben und bringt oft genug in der Art ihrer Anwendung den "subjektiven" Standpunkt des Betrachters klar zum Vorschein. Die Statistik ist kein Allheilmittel. Vieles im Werk eines Dichters läßt sich zwar statistisch erfassen, aber man muß sich fragen, ob man durch ein solches Zahlenmaterial wirklich zu einem größeren Verständnis der Dichtung gelangt.

Köln.

Wolfgang Clemen.

Allardyce Nicoll, *Stuart Masques and the Renaissance Stage*.  
London, Harrap, 1937. 224 S., 36 s.

Die Forschung über das englische Theater und Drama ist bis vor kurzem an der Frage nach der Verlebendigung des Dramas auf der Bühne fast ganz vorübergegangen. Eine Theaterwissenschaft wie in Deutschland hat es in England kaum gegeben; dieses Feld überließ man mehr oder weniger den Männern der Praxis und beschäftigte sich in erster Linie mit rein literarhistorischen Problemen. In jüngster Zeit ist hier nun ein entscheidender Wandel eingetreten, der von Amerika ausgegangen ist, dessen Spuren sich aber auch in England deutlich bemerkbar machen. Es sei daran erinnert, daß in London in bestimmten Zeitabschnitten eine Reihe von Männern zusammenkommt (Gelehrte, Schauspieler, Spielleiter), um Fragen des Theaters zu erörtern. Eine fruchtbare Zusammenarbeit ist hier angeregt worden, die ohne Zweifel vielversprechend ist. Im Augenblick ist noch Amerika führend, in erster Linie dank der unermüdlichen Arbeit Allardyce Nicolls, des ehemaligen Professors für englische Literatur und Sprache in London (East London College), der heute in Yale wirkt. Hatte sich Nicoll in England im wesentlichen mit einer Geschichte des englischen Dramas beschäftigt und seine Forschungen in zahlreichen grundlegenden Untersuchungen niedergelegt, so hat Amerika ihn immer mehr an die Untersuchung des Theaters und seiner künstlerischen Bedingungen herangeführt.

Nicoll ist dabei den Weg vom allgemeinen Überblick zur Erforschung einzelner Perioden gegangen. Seine erste theaterwissenschaftliche Schrift *The Development of the Theatre* (1927), die 1937 in einer neuen erweiterten Auflage erschienen ist, bietet eine mit reichen Abbildungen versehene Geschichte der Theaterkunst, in der die englischen Verhältnisse einen zwar bestimmenden, aber noch keinen grundlegenden Charakter haben. (Vgl. die Besprechung von

Brie im Band 63 dieser Zeitschrift.) Immerhin hat dann bereits der kurze Abriss über *The English Stage* in Benn's Sixpenny Library (1928) (erweitert herausgegeben unter dem Titel: *The English Stage*, 1936) gezeigt, wie sehr es Nicoll doch auf ein genaues Studium der englischen Verhältnisse ankommt. (Vgl. die Besprechung von Arns im Band 64 dieser Zeitschrift.) Nur kann er nicht anerkennen, daß man das englische Theaterwesen, um es recht zu verstehen, von der übrigen Kulturentwicklung losgelöst behandelt. Das führt er namentlich in der in Deutschland weniger bekannten Schrift: *Masks, Mimes and Miracles* (1931) aus, worin an Hand einer zweitausendjährigen Geschichte das sehr verwickelte Problem des Possenspielers auf der Bühne untersucht wird

Alle diese weitschichtigen Vorarbeiten haben Nicoll dann in dem vorliegenden Werke an die neue Aufgabe herangeführt, in einer bis ins einzelne gehenden Studie die Maskenspiele am Hofe der frühen Stuarts im Hinblick auf Aufführungsart und Bühnengestaltung zu untersuchen. In der Geschichte des Dramas nehmen diese Maskenspiele keinen besonders bevorzugten Platz ein, da sie kaum dramatischen Charakter tragen, aber als Ausdruck der höfischen Kultur der frühen Barockzeit geben sie einen lebendigen Eindruck von dem gesellschaftlichen Leben des 17. Jahrhunderts. Daß Shakespeares späte Werke, namentlich *Cymbeline* und *Tempest*, von den Maskenspielen eine bezeichnende Beleuchtung erfahren, ist eine sich immer mehr durchsetzende Erkenntnis

Wichtiger aber ist die Darstellung dieser Masken auf der Bühne, deren Höhepunkt bei Ben Jonson erreicht ist, und deren Ausklang bei Carew, Shirley, Sir William Davenant und Milton das Ende einer kulturell geschlossenen Epoche bedeutet. Theatergeschichtlich gesehen haben wir es hier mit ausgesprochener Barockkunst zu tun. Nicoll ist, gestützt auf die reiche Theatrical Collection der Yale University, an seine Arbeit gegangen, die zu vollenden allerdings nicht möglich gewesen wäre, wenn ihm nicht die großen Sammlungen des Schlosses Chatsworth (Derbyshire) zur Verfügung gestanden hätten, wo sich namentlich die Bühnenzeichnungen von Inigo Jones befinden. Nicoll hat sie sämtlich photographieren können und damit seinem Werke ein unschätzbar wichtiges Anschauungsmaterial beigegeben.

Eine der Untersuchung Nicolls völlig gerecht werdende Besprechung verlangte die Mitarbeit des Kunsthistorikers. Ich weise in diesem Zusammenhang auf die Breslauer grundlegende Dissertation von H. Tintelnot hin (*Wechselbeziehungen zwischen Theaterinszenierung und bildender Kunst*, 1937), zu der die Untersuchung von Nicoll eine fruchtbare Erweiterung für das Englische

bildet. Es handelt sich um höfisches Theater in einer Zeit, die mit dem Einbruch der Renaissance eine unerhörte Freude an Prunk und Pracht entfaltet und dieses Bedürfnis im Barock noch steigert. Damit bekommt das Theater ganz neue Funktionen; es veraußert und wird immer mehr zu einem Schaugepränge, einer Augenweide. Von dieser Seite aus gesehen, wird man den Zusammenbruch des englischen Dramas in der Stuartzeit doch nicht ganz allein auf das Schuldkonto des Puritanismus schreiben können, sondern wird zum mindesten diese Veraußertung mit in Rechnung stellen müssen, die ja auch das Drama Shakespeares im 17. Jahrhundert in verhängnisvoller Weise mitbetroffen hat.

Die Barockbühne findet ihr Vorbild in Italien, das ja schon für das Drama der Renaissance so maßgebend geworden war. Leone Aretino, der berühmte Mailänder Architekt, und sein Vertrauter Malespini haben den englischen Bühnenstil richtunggebend beeinflusst. Welche Anregungen Inigo Jones selber von seinem Aufenthalt in Italien empfangen hat, ist bereits mehrfach behandelt worden. Nicoll untersucht systematisch von hier aus die Bühne der Maskenspiele, immer wieder mit Verdeutlichung durch reiches Bildmaterial italienischer und entsprechender englischer Szenerien. Von besonderem Reiz ist es, die Entwicklung zu beobachten, die auf eine immer raffinierter ausgebildete Technik hinausläuft. Dabei werden italienische Anregungen etwa Sabbatinis in bewußter Weise weiterentwickelt. Man lebt im Zeitalter Bacons mit seiner Freude an Erfindungen und seinem nicht minder ausgeprägten Realitätsbewußtsein. Felsen, Meer und alle sonstigen Kulissen sollen so naturgetreu wie möglich sein. Die Unwirklichkeit der mittelalterlichen Simultanbühne ist ebenso überwunden wie die bloße Stilisierung des Shakespearetheaters. Allerdings bringt das Bedürfnis nach Pracht und Schwelgen in bloßer Schau sehr schnell eine Übersteigerung der Realität, die letzten Endes genau so unwirklich wirkt wie das Bühnenbild des älteren Theaters.

Es würde den Rahmen einer Besprechung sprengen, wollte man alle die vielen einzelnen Probleme des Buches anführen, deren Behandlung eine ebenso gründliche Gelehrsamkeit wie die Gabe der Einordnung in die zeitgeschichtlichen Verhältnisse beweist. Der Aufbau des Buches geht vom Bühnenhaus selber aus, dessen Muster die berühmte Banqueting Hall in Whitehall ist. Vom Zuschauer-raum nähern wir uns der Bühne, die durch einen Vorhang vom Auditorium abgetrennt ist. Auch er ist italienisches Vorbild und wird zu einem unersetzlichen Bestandteil der Bühne. Er ist — aus dem Geist des neuen Theaters heraus gesehen — auch eine unbedingte Notwendigkeit, denn er macht es möglich, den Zuschauer immer wieder mit neuen und wechselnden Bildern auf der Bühne



zu überraschen. Hinter ihm enthüllen sich die ganzen Dekorationswunder des Barocktheaters, deren Darstellung der Hauptteil des Buches gewidmet ist. Da fahren die Triumphwagen auf, da gibt es fabelhafte Lichteffekte mit Hilfe von Reflektoren, da wird immer wieder neuer Regiezauber ersonnen, wenigstens können wir das den Bühnenanweisungen und den Zeichnungen von Inigo Jones entnehmen. Es fehlt ja leider aus dieser Zeit für England an Zeugnissen, aus denen hervorgeht, ob es in Wirklichkeit immer möglich gewesen ist, die Masken mit jener barocken Pracht aufzuführen, die in der Theorie gefordert wird, wenn auch ohne Zweifel ähnlich wie bei der Renaissancebühne vorausgesetzt werden muß, daß die Zuschauer der damaligen Zeit eine viel größere Illusionskraft als ein modernes Publikum besessen haben und daher eher in der Lage gewesen sind, mit Hilfe der Phantasie die nötige Stimmung zu erzeugen. Gewiß geschah mit den Mitteln der damaligen Technik, was geschehen konnte, und namentlich in bezug auf Beleuchtungseffekte scheint man ungeachtet der Gefahren allerlei Möglichkeiten entwickelt zu haben.

Ungehemmt konnte sich das Prunkbedürfnis der Zeit in den Kostümen auswirken, in denen mannigfache allegorische und mythologische Gestalten auftraten. Das Barockzeitalter liebte die Embleme, und die Maskenspiele boten wie kaum etwas anderes die Möglichkeit, diesem Bedürfnis der Zeit Rechnung zu tragen. Hier zeigt sich indessen auch deutlich, daß die Maskenspiele nur auf einen kleinen Kreis von Zuschauern beschränkt geblieben sind; denn sie setzen ein Maß von Bildung voraus, das im 17. Jahrhundert nur in den hofischen Kreisen zu finden ist. Daraus folgt weiter, daß die Masken alle nur ganz wenige Male zur Aufführung gelangen konnten, für diese zwei oder drei Vorführungen wurden aber die ungeheuren Summen verschwendet, die eine solche Inszenierung kostete. Das beginnende 17. Jahrhundert ist eben auch in England ein festvolles Zeitalter gewesen, was eine Betrachtung, die ihre Blicke in erster Linie auf das allmähliche Anwachsen des Puritanismus lenkt, leicht übersieht. Zwar sind auch die Schattenseiten einer solchen Neigung zum Prunkhaften vorhanden, d. h. die Maskenspiele atmen auch den Geist des Snobbismus, der für die Spätrenaissance kennzeichnend ist. Sie sind gewiß nicht für das ganze England repräsentativ, geben vielmehr nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Gefüge der Zeit wieder, aber doch einen, der wichtiger genommen zu werden verdient, als es bisher geschehen ist, oder besser, als es bisher möglich war. Nicoll hat durch sein Buch neue Blicke in diese versunkene Welt des englischen Barocks eröffnet. Wir sind dankbar für diese sorgfältige Untersuchung, die uns in so prächtiger Ausstattung vorgelegt wird. Die Zeit der Maskenspiele ist versunken, in England

durch den Puritanismus vielleicht eher als anderswo, aber die Erinnerung an dieses Barocktheater ist für die weitere Geschichte des Theaters in England sehr fruchtbar geworden

Breslau.

P. Meißner.

Philipp von Rohr-Sauer, *English Metrical Psalms from 1600 to 1660. A Study in the Religious and Aesthetic Tendencies of that Period.* (Inaugural Dissertation.) Freiburg i Br., Poppen & Ortmann, 1938. 128 S.

Der Verfasser der Schrift hat Theologie und Philologie studiert, daher ist ihm das eingehend durchforschte Gebiet von beiden Seiten her vertraut. Die ersten 60 Jahre des 17. Jahrhunderts waren eine derart auf Frömmigkeit eingestellte Zeit, daß jedes zweite Buch, das in Druck kam, ein religiöses war. Man freute sich tagelang vorher auf die Predigten, die ein solches Bedürfnis waren wie heutzutage die Zeitung. Man wollte jedoch nicht bloß den Geistlichen lauschen, sondern selbst laut Gott loben, aber nicht mit profanen Ausdrücken, sondern mit den eignen Worten Gottes, als die man auch die Übertragung der Bibel in die Landessprache ansah. Dies ist der Grund, warum so zahlreiche Psalmenübersetzungen aus dieser Epoche vorhanden sind. Die Übersetzer gehörten von Anfang an zu verschiedenen Richtungen, je nachdem sie mehr Wert auf völlig wortgetreue Wiedergabe legten oder mehr auf poetische Schönheit.

Die erste Gruppe wird von R. als die 'Hymnal Tradition' bezeichnet. Begreiflicherweise finden wir in ihr weniger dichterische Talente als in der zweiten, der 'Aesthetic Tradition'. Streng wortgetreue Übertragungen schrieben sowohl Anglikaner als Puritaner. Schon 1562 hatten Thomas Sternhold und John Hopkins für die Landeskirche einen Psalter übersetzt und darin die beiden Strophenformen festgelegt, die auch fernerhin im häufigsten Gebrauch blieben, das 'common metre' mit zwei vierhebigen und zwei dreihebigen Zeilen in der Strophe und das 'long metre' mit vier vierhebigen. Die Unzulänglichkeit dieser Fassung ersieht man daraus, daß im 17. Jahrhundert etwa dreißig Schriftsteller versuchten, sie durch eine bessere zu ersetzen, allerdings ohne durchgreifenden Erfolg, da die einzige von wirklichem Wert, die Übersetzung von George Wither, wegen eines Streites, den er mit der Stationers' Company hatte, nicht in Druck und allgemeine Verbreitung kam. Es war dies um so mehr schade, weil seine Version, wenn auch nicht von seinen Vorgängern unabhängig, doch sanglicher ist, da er trotz genauer Übereinstimmung mit dem biblischen Text, Vers- und Satzakzent in Einklang bringt.

Obwohl metrisch nicht besser, hatten die Hymnen der Puritaner mehr Erfolg. In ihnen fand die Gemeinde Trost im Leid in den

Verfolgungen durch die anglikanische Kirche und bei den hauslichen Andachten fanden sie gleichfalls Verwendung, wenn auch die allzu Frommen gegen jede Art von Singen Einspruch erhoben. Unter den puritanischen Hymnologen ist von allgemeinem Interesse Milton, der zu verschiedenen Zeiten seines Lebens einzelne Psalmen übertrug. Merkwürdigerweise sind seine gelungensten der 114. und der 136. "done by the author at fifteen years old." Auf den schottischen Psalter soll Marots französische Übersetzung Einfluß gehabt haben. R. erwähnt leider nicht, ob die in Holland von den englischen Emigranten verfaßten Bearbeitungen deutschen Einfluß, Lobwasser oder Opitz, zeigen, was bei letzterem, der 1620 in den Niederlanden war, nicht unmöglich wäre. Oder hatte die englische Tradition, nebst Marots unbestreitbarer Einwirkung, die deutschen Dichter angeregt? Wie sehr die Psalmendichtung damals die Gemüter beschäftigte, sieht man daraus, daß auch Jacob VI.<sup>1)</sup>, unter anderen schlechten Versen im schottischen Dialekt, Psalmen schrieb und daß die Ansiedler in Massachusetts ihre erste Druckerpresse 1640 aufstellten, um den Psalter als erstes Buch in Amerika drucken zu können.

Die Aesthetic Tradition wird von R. auf Erasmus zurückgeführt, der als erster in seinem *Ciceronianus* die Aufmerksamkeit seiner Leser darauf lenkte, daß die Bibel nicht nur Erbauungsbuch, sondern auch Poesie sei. Ihm folgte Wither in seiner *Preparation to the Psalter* 1619. Abgesehen von diesen theoretischen Schriften knüpfen die Übersetzer dieser Richtung an die Renaissancedichter an. Diese hatten hauptsächlich ihr Augenmerk auf die sieben Bußpsalmen gerichtet, und unter ihnen ist besonders Wyatt hervorzuheben, der seine Übertragung nach dem Italienischen verfaßte. Im 17. Jahrhundert hatten sie eine ganze Reihe Nachfolger, darunter Mrs. Grymestone, die zu den besten Dichterinnen ihrer Zeit gehört haben soll.

R. wundert sich, daß George Chapman im Jahre 1612 eine Übersetzung der Bußpsalmen — nach Petrarcas *Psalmi Poenitentiales* — verfaßte, da religiöse Lyrik seiner Dichtungsart nicht entsprach. Wären seine Psalmen nicht vielleicht als Klage auf den Tod des Prinzen Henry aufzufassen, der im Jahre ihrer Veröffentlichung starb? Chapman hatte sich ebenso wie Josua Sylvester, der damals eine Trauerode dichtete, der Gunst des jungen Prinzen erfreut. Bacon, sonst der lyrischen Poesie nicht zugetan, faßt die neun von ihm gedichteten Psalmen als "poor Exercise of my sick-

---

<sup>1)</sup> S. 44 ist ein sinnstörender Druckfehler: James VI . . . who ushered in the long chain of protest-versions that lasted until 1560 . . . Es muß heißen 1650.

nesse" auf. Sie sind reich an Antithesen und Metaphern. Auch die Dichter des Barock neigen zur Erweiterung des Bibeltextes durch Redefiguren, die manchmal recht weit hergeholt sind.

In klassizistischer Zeit ermangelt es gleichfalls nicht an Psalmen-dichtern. Cowley fugte sogar den 114. Psalm, dem er die Form einer sogenannten pindarischen Ode gab, seinem Epos *Dauidis* ein. Nach all den Dichtern, die nur diejenigen Psalmen auswählten, die aus irgend einem Grunde ihrer persönlichen Stimmung entsprachen, finden wir am Schlusse des von R. behandelten Zeitraums eine von George Sandys verfaßten Gesamtübersetzung "for Private Devotion", vielleicht die beste der ganzen Epoche.

R. geht häufig auch auf die mehr oder minder geeigneten Melodien zu den Übertragungen ein. Eine chronologische Liste der Übersetzungen und eine Bibliographie der einschlägigen Schriften beschließt die Dissertation, die jedem, der sich mit dem 17. Jahrhundert beschäftigt, eine willkommene Ergänzung zur Literaturgeschichte bieten wird und wahrscheinlich auch vielen Geistlichen Anregung gewähren.

Wien

Margarete Rosler.

Rose Snider, *Satire in the Comedies of Congreve, Sheridan, Wilde, and Coward*. University of Maine Studies, Second Series. No 42. The Maine Bulletin, Vol. XL, No 1, August 1937. X and 135 pp., 50 cents.

Die Auswahl der Namen mag zunächst Erstaunen hervorrufen, doch hat sich die Verfasserin die Höhepunkte der "comedy of manners" vorgenommen, die sie in diesen vier Vertretern zu sehen glaubt die Restaurationszeit (1693—1700 Congreves Dramen), das dramatische Schaffens Sheridans (1775—1779) und Goldsmiths, das Ende des viktorianischen Zeitalters (1892—1895 Wildes Komodien) und die Nachkriegszeit (Cowards Werke seit 1920). Von den vier gewählten Dramatikern seien Congreve und Coward die allgemeingültigen Vorbilder dieser künstlichen und leicht zur Satire neigenden Gattung der "comedy of manners", während Sheridan mehr revolutionär und Wilde mehr selbstherrlich eingestellt seien.

Nachdem Stanley R. Ashby, einer der Prüfer dieser Arbeit, im "Foreword" diese Abgrenzung begründet hat, entwickelt die Verfasserin in der Einleitung ihr Ziel und ihre Auffassung der Satire. Aus dem Merriam-Webster *Dictionary*, Merediths *Essay on Comedy*, Nicolls *Introduction to Dramatic Theory* und George Jean Nathans *Art of the Night* ergibt sich die Satire als eine Widerspiegelung menschlicher Torheiten, die zynisches Lacheln hervorrufen und vom Intellekt — nicht, wie beim Moralisten, vom Gefühl — verdammt werden. Leider ist durch diese Definition die

Satire nicht scharf von der Komik oder der Karikatur getrennt, was im Laufe der Arbeit gelegentlich zu Verwischung der Grenzen führt. Auch die spöttische, bittere oder tragische Seite fehlt ganz, und so kommt gerade die direkte, laute Satire zu kurz weg. In Congreves *The Old Bachelor* fehlt so das entrüstete Auffahren Heartwells (V, 13) mit dem Herunterreißen aller gesellschaftlichen Idole, und auch die derbste Satire, die sich vom selben Dichter die Ehe gefallen lassen muß (*The Way of the World* IV. 5), findet in der oben gegebenen Definition keinen Platz und bleibt unbeachtet. In Sheridans *School for Scandal* (II. 1) schließt die Verfasserin ein Zitat mit Sir Peters Anklage: "Ay — there again — taste! Zounds! madam, you had no taste when you married me!", also gerade vor dem Gipfel satirischen Spottes in Lady Teazles Antwort: "That's very true indeed, Sir Peter; and after having married you, I am sure I should never pretend to taste again." Auch die melodramatisch gefärbte Satire in der großen Schlußszene von *Lady Widermere's Fan* wird zwar erwähnt, doch bei weitem nicht gebührend gewürdigt.

Congreve erscheint als "Restoration gentleman par excellence", dessen "sense of sophistication and satire" das Hauptmerkmal seiner Dramen darstelle. Im ganzen gesehen ist der Abschnitt über Congreve gut gelungen in der Gliederung und der Analyse, wenn auch eine schärfere Absetzung der einzelnen Teile sowohl gedanklich wie drucktechnisch zu begrüßen wäre. Trotzdem hat hier die Verfasserin die Fäden noch straff in der Hand, und in Gruppierung und Darstellung der Satire zeigt sie eine geschickte Hand. Jedoch ist sie selten über eine Wiedergabe dabei hinausgekommen, das Wesen und die Interpretation der Satire gibt sie uns kaum. Dieser erzählende Teil drängt im folgenden jedoch die gedankliche Ordnung immer mehr in den Hintergrund, so bei den seitenlangen Auslassungen über "sentiment and sentimentality" in Sheridans Frauen, ohne daß satirische Züge herausgestellt wurden.

Die Verknüpfung der zeitlich auseinanderklaffenden Abschnitte wird glanzend durchgeführt in dem Kapitel über Oscar Wilde, das vielleicht den besten Teil des Werkes darstellt. Ausführlicher als bei den Vorgängern erfahren wir biographische Einzelheiten, doch wird diese Breite gerechtfertigt durch die Entwicklung Wildescher Wesensart, aus der dann sein dramatisches Schaffen hergeleitet wird. Als charakteristisch für Wildes Technik in der Satire wird das Epigramm und das Paradoxon hingestellt, die häufig erst aus seinem Privatleben her Eingang in die Komödien fanden. Mit den ausgezeichneten Charakteranalysen sind jedoch die Vorzüge dieses Teils erschöpft. Die Typen werden mehr geschildert als in ihrer Bedeutung für die Satire beleuchtet, und ein leitendes Prinzip fehlt in diesem Gewirr. Wilde sei kein Moralist oder Pessimist, sondern

wolle nur die "cross sections of society" (pg 96) aufzeigen, doch ist dabei die herbe Seite, die sich oft neben der rein geistreichen findet und gelegentlich ins Melodrama überspielt, nicht genügend beachtet.

Etwas unvermittelt hängt der letzte Abschnitt über Noel Coward mit dem vorigen zusammen, und die in der Einleitung getroffene Feststellung, Coward vereinige in sich "Congreve's sense of sophistication and satire", "Sheridan's plot creating ability" und "Wilde's knack for clever phrases" (pg IX), ist fast die einzige Verbindung. Wohl wird abschließend »Coward's Rückkehr zur Freiheit der Restoration« als Schließung des Ringes bezeichnet (pg 125), doch ist dieser Begriff zu unbestimmt gehalten und entbehrt im Vorhergehenden der Fundierung, als daß diese Behauptung glatt hingenommen werden konnte. Auch das zusammenfassende Urteil über *The Vortex*: "throughout the play the concentration is upon the wasted energies and talents in a life given over to the petty concerns of frivolity" (pg 108) läßt kaum das Wesen der Satire in dem Stück greifbar werden.

Der Wert der Untersuchung besteht zweifellos in den guten Analysen der Charaktere, doch ist darin das Hauptziel, die Satire, untergegangen. Wir erhalten darüber nur eine Darstellung, selten eine Ordnung oder nähere Untersuchung. Vielleicht hatte sich die Verfasserin durch Unterteilung der großen Kapitel und entsprechende Kennzeichnung zu gedanklicher Ordnung zwingen können. Die Bedeutung des irischen Charakters in der Satire ist zu wenig beachtet, ebenso wie die sprechenden Namen unberücksichtigt blieben. Erstaunliche Lücken finden sich im Literaturverzeichnis, wo man vor allem Congreves eigene Anschauungen "concerning Humour in Comedy" vermißt, die er in einem Brief an Mr. Dennis vom 10. Juli 1695 entwickelt hat. (Auch abgedruckt in *The World's Classics* Ausgabe pg 1—11.)

Die Arbeit ist glanzend in ihren wiedergebenden Teilen und unterhält den Leser, doch einen nachhaltigen Eindruck vermag sie nicht zu vermitteln, da auch ein eigentliches Ergebnis fehlt.

Halle.

Kurt Wittig.

---

*The Poems of Jonathan Swift.* Ed. by Harold Williams. Three Volumes. Oxford, Clarendon Press. Milford, 1937. LXII u. 1242 S. 60 s.

Drydens berühmte, von Samuel Johnson übernommene Worte an Swift: "Cousin Swift, you will never be a poet", haben, obgleich sie sich nur auf die frühen pindarischen Oden bezogen, die Auffassung von der dichterischen Begabung Swifts bis in die neueste Zeit hinein weitgehend bestimmt. Während der Prosaiker Swift von Anfang an Anerkennung gefunden hat, ist seine Dichtung völlig in den Hinter-

grund getreten. Abgesehen von Goldsmith, der ihn mit Dryden und Pope vergleicht, ist im kritischen Bewußtsein Englands die ablehnende Haltung durchaus vorherrschend geblieben. Wenn sich in den letzten Jahren nun eine gewisse Reaktion gegen die alten Wertungen geltend macht und man anfangt, die Verse Swifts starker zu beachten, so ist es bezeichnend, daß in der literarischen Kritik dieses neue Verstehen mit dem gewandelten künstlerischen Geschmack in Verbindung gebracht wird, der der englischen Nachkriegsdichtung den Charakter gibt. Das angesehene literarische Organ *Times Literary Supplement* hat 1929 von "the decline in our time of romantic predilections" gesprochen und damit dem Klassizismus einen neuen Boden bereitet. Wie sehr er zum mindesten in einer bestimmten Schicht angestrebt wird, zeigt ein Blick in die literarische Kritik eines T. S. Eliot oder F. R. Leavis: Die Linie geht von den Metaphysikern des Barocks zu den Vertretern der "Augustan Poetry", in erster Linie zu Pope; sie wird allerdings immer wieder auf einer anderen literarkritischen Ebene von der Entwicklung durchkreuzt, die von Shakespeare über Milton in die Romantik hineinführt. In dieser zeitgenössischen Kritik ist Swifts Dichtung nunmehr ein fester Platz zugewiesen worden: Seine frühe barocke Odendichtung, auf die sich im wesentlichen das negative Urteil Drydens und der folgenden Generationen bezog, gilt als überwundener Anfangsversuch, der das Bild des klassizistischen Swift nicht trüben kann. Mit diesem Blickpunkt hat der 1928 verstorbene Dr. Elrington Ball sein Werk über *Swift's Verse* (Murray, 1929) geschrieben, und wenn im selben Jahre R. Ellis Roberts eine Auswahl der Swiftschen Dichtung veröffentlicht (*Miscellaneous Poems*), so ist es für die Art der kritischen Bewertung aufschlußreich, daß wir überall häufige Bezugnahme auf die moderne englische Dichtung finden. Hierbei fällt besonders die Beziehung zu T. S. Eliot auf, die TLS herausstellt. Es liegt auf derselben Ebene der ästhetischen Deutung, wenn zwei Jahre später Herbert Davis in seinem Aufsatz "Swift's View on Poetry" (*Studies in English*, 1931) die Aufmerksamkeit auf Swifts Reaktion gegen "the heroic or the romantic view of the poet's art" lenkt. Diese Beispiele veranschaulichen, daß in England der Boden für eine neue Bewertung von Swifts Dichtung vorbereitet wird, wenn auch — und das liegt in der ganzen kritischen Gesamthaltung — das Interesse kaum über einen verhältnismäßig engen Kreis hinausgeht.

Die höchst bedeutsame Leistung des Herausgebers vorliegender Bände muß also zunächst aus der geistigen Umschichtung heraus verstanden werden, die eine Aufnahmebereitschaft für Swifts Poesie ermöglicht hat. H. Williams, in der Swiftforschung durch zahlreiche Aufsätze längst bekannt, hat sich nun die Aufgabe gestellt, die für die wirkliche Wertung der Swiftschen Dichtung im Rahmen seines

Gesamtwerkes Vorbedingung ist, nämlich eine kritische Ausgabe zu liefern. Das Ergebnis muß ausgezeichnet genannt werden; die Ausgabe stellt alles bisher Vorliegende weit in den Schatten und kann, abgesehen von Einzelheiten, kaum noch übertroffen werden. Die ganzen Schwierigkeiten dieses Unternehmens werden in der Einleitung dargelegt. Sie beziehen sich einmal auf die Datierung, bei der alle bisherigen Herausgeber mehr oder weniger versagt haben. Williams hat mit geschultem Blick aus den verschiedenen Fassungen jeweils die ihm am echtensten erscheinende ausgewählt und die Varianten in die reichhaltigen Anmerkungen verwiesen. Die großen Unterschiede bei der Datierung der verschiedenen Fassungen hängen nicht zum wenigsten mit der Geschichte der Herausgaben zusammen, die über das rein Philologische hinaus reizvolle Einblicke in das literarische Getriebe des 18. Jahrhunderts gibt. Schon 1708 hatte Swift angefangen, eine Liste der Gedichte aufzustellen, die er neben anderen Arbeiten der Öffentlichkeit übergeben wollte. Das sind die Ansätze jener *Miscellanies*, deren erster Band 1711 veröffentlicht wurde, während der nächste in einer heute noch nicht ganz geklärten Zusammenarbeit mit Pope entstanden ist. Auf jeden Fall gewinnt man den Eindruck, der zwar von Williams im Gegensatz zu Dr. Ball abgeschwächt wird, daß Swift hier in einer sehr starken Abhängigkeit von Pope gestanden hat. Ob nun die ganz persönlichen Stella-Gedichte mehr oder weniger auf das Verlangen von Pope hin im Druck erschienen sind, oder ob die Veröffentlichung nicht doch auch durch den Charakter Swifts bedingt war, dessen Verhältnis zu den Frauen ein stetes Schwanken zwischen Liebe und Haß darstellte, wird eine offene Frage bleiben müssen. Eins ist aber zweifellos richtig und geht nicht nur aus dieser gemeinsamen Editionsarbeit hervor, sondern auch aus den Briefen und einer Reihe von Gedichten, die Williams abdruckt (z. B. II. S. 405), daß nämlich Pope und Swift eng befreundet waren, und daß der Verfasser der "Dunciad" zu den wenigen gehört hat, die Swift mit seiner Satire verschonte. Vielleicht erklärt sich diese Bindung nicht nur aus der geistesverwandten Natur der beiden innerlich so unglücklichen Satiriker, sondern auch aus dem Bedürfnis Swifts, von dem repräsentativsten Vertreter der Dichtung anerkannt zu werden, namentlich auch im Hinblick auf seine eigene Poesie.

Im Rahmen der Editionsarbeit Williams' ist der Versuch des Dubliner Buchdruckers George Faulkner, eine Standardausgabe der Werke Swifts zu veröffentlichen, besonders zu würdigen. Man hat diese Veröffentlichung, die zwischen 1735 und 1772 herauskam und von vier auf zwanzig Bände stieg, auf englischer Seite viel zu wenig in Betracht gezogen, zum Teil ohne Zweifel aus dem Grunde, weil es sich um ein irisches Unternehmen handelte. Man hat dabei aber



übersehen, daß sie ihren überlegenen Wert durch die Mitarbeit von Swift selber hat. Sie bekommt erst ihren gebührenden Platz in der großangelegten Bibliography Teerinks (*A Bibliography of the Writings in Prose and Verse of Jonathan Swift*, The Hague 1937) zugewiesen, die auch in sehr anschaulicher Weise erkennen läßt, wie das allmähliche Wachsen dieser Ausgabe im Laufe der Jahrzehnte den immer starker werdenden Vorstoß irischen Schrifttums in den englischen Kulturraum darstellt. (Vgl. namentlich die Tabelle auf S. 45.) Williams hat ihr in voller Anerkennung ihres Wertes in seiner Textausgabe einen bevorzugten Platz eingeräumt und ist mit ihrer Hilfe und dank seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit in der Lage gewesen, für viele Gedichte den Ursprungstext klar und eindeutig zu bestimmen. Die weitere Geschichte der Ausgaben über Fairbrother, Nichols, Scott bis zu Ball, die Williams in der Einleitung kurz behandelt, ist letzten Endes ein Beweis für die Anziehungskraft, die Swifts Dichtung trotz aller Gegnerschaft und immer wieder zu beobachtender Vernachlässigung doch gehabt hat.

Williams' Ausgabe nun hat den großen Vorzug gegenüber allen bisherigen Versuchen, daß die Dichtung Swifts in ein chronologisch festumrissenes Schema gebracht worden ist und damit innerlich mit Swifts Leben und Entwicklung verbunden werden kann. Dr. Ball war hier in den Anfängen stecken geblieben, obwohl auch er bereits betont hatte, daß sich in den Versen das Wesen Swifts viel besser enthüllte als in seiner Prosa. Diese Erkenntnis wird in den drei Bänden der vorliegenden Ausgabe vollauf bestätigt. Der erste Band umfaßt die Jahre 1690 bis 1724, d. h. er beginnt mit Swifts Eintritt in den Haushalt-Sir William Temples im Jahre 1689, wodurch jener in Beziehung zu den führenden Männern der Zeit und vor allem auch in nähere Berührung mit dem König kam. Die Oden an den König über dessen Erfolg in Irland, so wertlos sie vom künstlerischen Standpunkt aus auch sein mögen, zeigen bereits, wie wenig sich Swift als Ire fühlte; sie legen darüber hinaus aber auch Zeugnis für seine überaus persönliche Art ab, die auch in allen politischen, literarischen und Gelegenheitsgedichten dieser Jahre zutage tritt. Man ersieht weiter daraus, daß sich nach der frühen Epoche barocker Nachahmung langsam ein persönlicher Stil herausbildet, eben jener "light verse", der von Samuel Butler herkommt und später von Byron wieder aufgenommen wird. Er verleiht seinen Satiren die Durchschlagskraft, oft allerdings auch die erbarmungslose Schärfe. Im allgemeinen überwiegt in diesen frühen Jahren das Gaziöse, so etwa in den gefälligen Versen von "Baucis und Philemon" (1706), dieser lebendigen Skizze englischen Landlebens im antiken Gewande, geschrieben aus der Distanz des Iren. Noch ist Swift verhältnismäßig unbekannt; aber seit 1710 lassen die Gedichte erkennen, daß

er im literarischen, gesellschaftlichen, sowie politischen Leben eine Rolle spielt. Wenn er jetzt angreift, sei es einen Marlborough, einen Steele, sei es die Katholiken oder Dissenters und die vielen Persönlichkeiten der Gesellschaft, so spricht der Tory, der nicht ohne Einfluß ist, der auch bewußt verletzen will, ohne daß man eigentlich recht erkennen kann, was ihn immer zu dieser scharfen Kritik getrieben hat, wenn es nicht seine ganze Natur ist, die ihn in diese Richtung drängt.

Der zweite Band interessiert in erster Linie durch die Gedichtgruppe, die über seine Beziehung zu Stella und Vanessa Aufschluß gibt, und die in den Jahren 1713 bis 1727 entstanden ist. Hier findet sich das berühmte autobiographische Gedicht "Cadenus and Vanessa", das Williams mit Faulkner in das Jahr 1713 legt, und das ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. Diese Verse, sowie die Stella-Gedichte, die Swift ihr zum Geburtstag gesandt hat, lassen uns neben den Briefen am tiefsten einen Einblick in die seelische Verfassung eines Mannes tun, der sicherlich Liebe suchte, aber zu ichbefangen blieb, um in seinem Verhältnis zu den Frauen Schenkender zu sein.

Man wird sich bei der Lektüre dieser vorzüglich ausgestatteten Bände die Frage vorlegen müssen, ob Swift aus seiner ganzen Geistesart heraus wirklich Dichter hat sein können. Es hat Zeiten gegeben, wo er sich entspannt fühlte, wie in den Jahren seiner Freundschaft mit Sir Arthur und Lady Acheson, deren Gast er in Market Hill war (1728—1730). Die Gedichte aus dieser Periode, die den Anfang des dritten Bandes ausmachen, gehören ohne Zweifel mit zu seinen besten, weil hier die Bitterkeit wenigstens für eine gewisse Zeitspanne zurücktrat; aber wo Dichtung aus Haß geboren wird, kann sie nicht schöpferisch sein. Darüber darf man sich nicht durch formale Gewandtheit täuschen lassen, und ein Versuch, wie ihn Ricardo Quintana in seiner Schrift *The Mind and Art of Jonathan Swift* (1936) gemacht hat, der Dichtung Swifts aus dem Erlebnis heraus Wertung zu verschaffen, muß doch als gescheitert betrachtet werden. Sie gibt gewiß Aufschluß über den äußeren und inneren Weg des Dean, sie ist wichtig vom Standpunkt literarischer Tradition, aber als Kunstwerk kommt ihr doch nur ein begrenzter Wert zu.

Breslau.

Paul Meißner.

Robert Kilburn Root, *The Poetical Career of Alexander Pope*. London, Humphrey Milford (für Princeton University Press), 1938. 248 S. Pr. 11/6.

Professor Root, der anerkannte Chaucer-Forscher, hat sich in dem vorliegenden Werk einem neuen Stoffgebiet zugewandt. Sein Buch ist im Rahmen der Neuwertung, die das 18. Jahrhundert z. Zt.

erfährt, zu bewerten. Es bringt keine systematisch durchgeführte Darstellung des Lebens und der Werke Popes, sondern versucht in einer Reihe von selbständigen Essays durch Behandlung der wichtigsten Werke ein Bild des Dichters entstehen zu lassen. Trotzdem kommt diese "Series of Essays", wie der Verf. sie bescheiden nennt, doch einer Biographie ziemlich gleich, und das Bild, das wir erhalten, ist ein vollständig abgerundetes.

Der Verf. geht nicht immer streng chronologisch vor, wenn auch die zeitliche Abfolge im allgemeinen bewahrt bleibt. So nimmt das erste Kapitel durchaus mit Recht die Behandlung des *Essay on Criticism* vorweg, der logischerweise eine Darlegung von Popes Einstellung zu den »großen Meistern« Chaucer, Spenser, Milton und Dryden vorangeschickt wird, an die sich noch die Behandlung der drei in der Zeit des Klassizismus vorherrschenden Prinzipien der Kritik anschließt. Hierbei wird leider im einzelnen nicht immer ganz klar, in wie weit der Verf. die Anschauung von Pope im besonderen, oder vom Klassizismus im allgemeinen darlegt; er geht zwar von letzterem aus, belegt aber seine Ausführungen immer wieder durch Beispiele aus dem *Essay on Criticism*. — Selbstverständlich ist, daß eine schematische Darstellung, wie die der drei Grundsätze der Kritik, ungenau sein muß; trotzdem ist es vielleicht angebracht, darauf hinzuweisen, daß zumindest Popes *Windsor Forest* den Forderungen, wie sie auf S. 14/15 aufgestellt werden, nicht entspricht.

Das zweite Kapitel befaßt sich mit dem heroischen Reimpaar bei Pope. Es ist klar in der Ausführung, aber etwas weit ausgesponnen.

Im folgenden werden die Dichtungen Popes in ziemlich genauer zeitlicher Reihenfolge behandelt. Die nächsten Kapitel gehören mit zu den besten des Buchs. Die Jugendgedichte, die sonst meist nur kurz abgetan werden, erfahren hier eine eingehende Würdigung. Dasselbe gilt in noch größerem Maße für die "Elegy to the Memory of an Unfortunate Lady" und für "Eloisa to Abelard". Es ist hier wohl das erstemal, daß mit solcher Klarheit gezeigt wird, wie diese Gedichte Elemente der Romantik in sich tragen (die Elegy in Parallele zum Schauerroman). Roots Erwägung, in welchem Licht Pope heute beurteilt würde, wenn er im Alter von Shelley, also 1718, gestorben wäre, ist daher keineswegs müßig: Pope würde heute sicherlich als Vorläufer der Romantik gelten. Daß er als deren Gegenpol angesehen wird, verdankt er vor allem seinen späteren Werken. Diese werden in den folgenden Kapiteln, beginnend mit der Homerübersetzung, bis hinab zur zweiten *Dunciad* von 1743, behandelt.

Das Kapitel über die *Dunciad* von 1729 ist im wesentlichen ein Abdruck der Vorrede, die der Verf. seiner Facsimileausgabe dieses Gedichts von 1929 voranstellte. Der Anfang dieses Kapitels, wie auch der des nächsten ("Moralized Song") zeigt nicht dieselbe Klarheit, wie die übrigen Kapitel.

Das Buch ist anregend geschrieben, ohne daß dadurch die wissenschaftliche Beweisführung leiden würde. Sein Hauptwert liegt wohl darin, daß sein Verf. bestrebt ist, nicht nur Pope als Mensch und Dichter vor uns erstehen zu lassen, sondern ihn auch in einem neuen Licht uns zu zeigen und ihn uns wieder nahezubringen. So wird auch der Kenner Papes dies Buch mit Interesse lesen und aus ihm viel Anregung erfahren.

Innsbruck

Reinald Hoops.

*The Unpublished Letters of Bayard Taylor in the Huntington Library*, ed. with an Introduction by J. R. Schultz. San Marino, Cal., Huntington Library, 1937. 231 S. \$ 3.

Dieser schmale, schon ausgestattete Band enthält 128 bisher unveröffentlichte Briefe des als Übersetzer von Goethes Faust heute noch bekannten amerikanischen Reise- und Romanschriftstellers. Über 100 weitere Briefe sind im Anhang auszugsweise wiedergegeben, der Inhalt der restlichen wird kurz verzeichnet. Die Briefe sind als Ergänzung gedacht zu dem bereits in der zweibändigen Biographie "The Life and Letters of Bayard Taylor" abgedruckten Material, wobei manche Briefe, die dort wegen der Rücksicht auf damals lebende Personen noch gekürzt erschienen, jetzt vollständig zum Abdruck gelangen.

In der Einleitung von J. R. Schultz, dem Professor für englische Literatur am Allegheny College, wird die Tragik von Taylors Leben klar herausgestellt, sein Ringen um den dichterischen Ausdruck, den er auf der Linie einer veralteten Romantik suchte, während die neue Zeit ganz andere Wege gehen sollte. Es erscheint geradezu symbolisch, daß der größte lyrische Kunder dieser neuen Zeit, Walt Whitman, dessen "Leaves of Grass" immerhin 23 Jahre vor Taylors Tod erschienen, in den Briefen überhaupt nicht erwähnt wird!

Wie Schultz andeutet, wird man Taylor nicht gerecht, wenn man ihn nur nach seinen literarischen Leistungen betrachtet, er will als ganze Persönlichkeit gewertet werden, als warmer, immer hilfsbereiter, mannhafter und aufrichtiger Schriftsteller, Globetrotter und Politiker, der uns Deutschen vor allem durch sein Eintreten für Deutschland und für das Verständnis der deutschen Kultur in Amerika unvergeßlich sein sollte, mag dieses auch durch liberal-demokratische Bindungen mit beeinflußt gewesen sein. T. war in zweiter Ehe mit der Deutschen Marie Hansen verheiratet und hatte mit dem Pennsylvania-deutschen Kreise manche Beziehungen, die Schultz mit auffallender Zurückhaltung übergeht. Nicht nur waren viele von T.s Vortragsreisen dem Thema der deutschen

Nationalbewegung. Es ist gut, daß Wernitz sich hier nicht auf eine Wiedergabe früherer Schriften über das gleiche Thema beschränkt, sondern daß er durchaus selbständig vorgeht und daß seine Untersuchung daher, die auch umfangreicher als das bisher in Deutschland veröffentlichte Schrifttum sind, eine gute Ausweitung des Rahmens bringen. Vor allem werden auch die jüngsten Entwicklungen mit einbegriffen. W. urteilt objektiv und mit sicherem Blick und versteht es, die Stärken sowohl als auch die Schwächen der schottischen Bewegung aufzuzeigen.

Im 2. Teil kommt er auf Neil Munro selbst zu sprechen. Er gibt zunächst eine Darstellung des Lebens und der Werke von Munro, um dann auf die Psychologie des Gaelen, wie sie sich uns in den Werken von Munro darbietet, einzugehen. Anschließend daran wendet er sich wieder von Munro auf die allgemeinen schottischen Verhältnisse, um zum Abschluß die Bedeutung Munros für die nationale Kulturbewegung Schottlands abzuwägen.

Im 3. Teil gibt Wernitz einen kurzen Überblick über den modernen schottischen Roman.

In Sprache und Sicht steht die vorliegende Arbeit wesentlich über einer durchschnittlichen Dissertation. Wernitz verliert sich nie in Kleinigkeiten, wenn er diese auch keineswegs unberücksichtigt läßt. Am besten gelungen ist wohl der erste Teil, an dem wenig auszusetzen ist. Auf S 44/45 scheint sich der Verf. über zwei Dinge nicht klar zu sein: es ist ihm entgangen, daß *Towards a New Scotland* (1935) nur eine Auswahl aus den ersten 5 Bänden des *Modern Scot* darstellt, und außerdem auch, daß J. H. Whyte der Herausgeber dieser Zeitschrift war. Es wäre daher auch richtiger gewesen, nicht aus *Towards a New Scotland* zu zitieren, sondern aus der Stelle des *Modern Scot*, an der der betr. Aufsatz erstmalig erschien; so z. B. auch bei dem Aufsatz von Muir auf S. 64, der erstmalig bereits 1931 im 2. Bd. des *Modern Scot* veröffentlicht wurde. Zu S. 67 wäre heute zu ergänzen, daß der *Outlook* nach nicht ganz einjährigem Bestehen mit dem Januar 1937 wieder einging (nachdem also die vorliegende Arbeit wohl schon im Druck war). Damit hat die schottische Bewegung keine eigene Zeitschrift mehr. Bezeichnend für die schottischen Verhältnisse ist auch die Tatsache, daß der *Modern Scot*, wie auch seine Nachfolger, sich nicht allein gehalten hat, sondern ganz von den Geldern des (inzwischen wieder nach den U. S. A. zurückgekehrten) Amerikaners J. H. Whyte abhing.

In der Behandlung von Neil Munro ist der Abschnitt über die »Psychologie des Gaelen« wohl der schwächste. Es wird hier nie recht klar, ob Wernitz seine Ausführungen ausschließlich auf die Romane Munro's stützt, oder nicht. Auch die Bezeichnung »Kettendenken«, die hier eingeführt wird, ist nicht glücklich. Warum sich

im »curling« und »shinty« die »gradlinige Haltung des Gaelen« (S. 91) zeigen soll, ist nicht ersichtlich. Außerdem ist etwas zu häufig vom »kindlichen Gemut« des Gaelen die Rede.

Der 3. Teil gehört eigentlich nicht mehr zum Thema. Die Darstellungen sind zwar interessant und auch zutreffend, aber ein innerer Zusammenhang zu Neil Munro besteht hier, wie der Verf. auch selbst betont, nicht mehr. Die Wertung ist in diesem Teil auch nicht immer glücklich; so wird z. B. Dot Allen viel zu hoch eingeschätzt. Von Neil Gunn werden nur *Morning Tide* und *Sun Circle* erwähnt, alle anderen aber übergangen. Bedauerlich ist, daß die schiefe Bezeichnung »Bewußtseinskunst« verschiedentlich angewandt ist; dieser Terminus ist auch bei Fehr nur eine Übersetzung des ebenso unglücklichen »stream of consciousness«.

Im Vergleich zu den wirklich guten Teilen dieser Schrift sind die Fehler nur geringfügig. Wernitz hat es verstanden, ein gutes Bild der schottischen Bewegung zu entwerfen und die Stellung Neil Munros in ihr aufzuzeigen

Innsbruck.

Reinold Hoops.

Karl Arns, *Index der anglo-jüdischen Literatur*. Bochum-Langendreer, Poppinghaus, 1938. 105 S. RM. 4,80.

Dieser Index ist erwachsen aus einer früheren Zusammenstellung des Verf. in der »Neuen Literatur«. Leider ist aber der Titel irreführend, denn der Begriff »Jude« wurde nicht nur rassistisch, sondern auch politisch aufgefaßt: »Judenfreunde und Deutschenfeinde« wurden gelegentlich auch ohne Ahnennachweis aufgenommen (S. 9/10). Aus demselben Grunde ist auch der Streit sinnlos, ob Conrad, Galsworthy, Shaw, Strachey und Belloc als Juden zu werten seien! Daß diese Schriftsteller dabei oft schief und geringschätzig betrachtet werden, sei am Rande vermerkt.

Im Textteil wird zunächst nach Angabe der Quellen auf die rein englische Literatur verwiesen, in der der Jude auftaucht, und mit Schöffler's Worten wird eine geschichtliche Typenentwicklung gegeben. Als die zwei Einbrüche des bewußten Judentums werden die Nachkriegsperiode und die Zeit seit 1933 bezeichnet, und der Verf. nimmt sich vor, das gesamte — also auch das wissenschaftliche — anglo-jüdische Schrifttum zu beleuchten. Zum Schluß der Einleitung werden noch englische Stimmen über die Judenfrage und eine Einteilung nach Gattungen und Motiven gegeben.

Ob es nun ratsam ist, an Hand von Zeitungsabschnitten — wie dies schon bei einem früheren Werk des Verf. seine Arbeitsweise war — das Wesen eines Schriftstellers zu erkunden, erscheint hier um so fraglicher, da ein solcher Index seinen Wert erst dann erhält,

wenn er mit bewußt rassistischer Zielsetzung geschrieben wird. Statt dessen hätte größerer Wert auf Vollzahl der Werke gelegt werden sollen, ein Mangel, der vor allem bei Sir Sidney Lee auffällt.

Halle (Saale).

Kurt Wittig.

Richard Aldington, *Seven against Reeves*. Leipzig, Albatross Nr. 382, 1938. 274 S. RM 2,—.

Richard Aldington ist bekannt geworden durch seine Romane: *All Men are Enemies* und *Women Must Work*. Wenn er darin die gesellschaftliche Welt verurteilt und so, wie sie besteht, verneint, ohne daß er einen hoffnungsvollen Ausblick in eine bessere Welt gewährt, so setzt er dieses Werk mit seiner neuen "Comedy-Farce" fort, die unter dem Titel: *Seven against Reeves* erscheint.

Der Grundtrieb, der den Verf. beseelt, ist nicht gutige, ver-  
stehende Liebe, die in der Komödienseite des Lebens die mensch-  
lichen Schwächen mit heiterem Humor aufgreift, um sie dem Gelächter  
preiszugeben, sondern es ist ein bitterer Sarkasmus, der nichts ver-  
schont und nichts Gutes in den einzelnen Personen, die ihm zum  
Opfer fallen, gelten läßt. Da hat dieser John Reeves sich im fünfzigsten  
Jahre seines arbeitserfüllten Lebens entschlossen, in den längst er-  
träumten Ruhestand zu treten. Er hat die höchste Pflicht getreulich  
erfüllt, denn er hat Geld gemacht, er hat es anständig und mit Er-  
folg gemacht. Grund genug, daß er sich nun zurückziehen darf zum  
Golfspielen, zu einer feinbesetzten Tafel und zu unnutzen Arbeiten  
im Garten. Solch geruh-samen und wirklich idealen Planen gegen-  
über will die Gattin aber in der Gesellschaft eine Rolle spielen und  
sie holt Literaten, Künstler, Gelehrte, Snobs bei, denen es denn auch  
gelingt, die Einfaltigen auszunützen und zu betrogen. Da ziehen die  
unangenehmsten Typen vorüber und immer wird an ihnen die un-  
angenehmste Seite ans Licht gestellt. Nur der gut englische Reeves,  
der von der Arbeit kommt und, nachdem viel Geld vertan ist, wieder  
zur Arbeit des Geldmachens zurückfindet, kann einigermaßen unser  
Mitgefühl erringen. Ist das der Sinn des Lebens, der allein noch bleibt?

Die bittere Satire ist allein erfreulich durch die Leichtigkeit,  
die verbluffende Wirksamkeit und durch die Eleganz, mit der die  
Sprache gehandhabt wird. Sie versöhnen manchmal mit der Aus-  
weglosigkeit des Ganzen.

Freiburg i. Br.

Emil Muller.

Clarence Day, *Life with Mother*. Leipzig, The Albatross Nr. 384,  
1938. 254 S. RM. 2,—.

Der Verf. war ursprünglich Borsenmakler. Infolge eines  
schweren Gichtanfalles wurde er für immer an ein Schmerzenslager  
gefesselt, das ihm aber nicht den Lebensmut nahm; er schrieb als

Kranker seine Jugenderinnerungen nieder und starb gegen Ende des Jahres 1935. Diese Erinnerungen liegen vor in den beiden Büchern "Life with Father" (Nr. 304) und "Life with Mother", beide sind übrigens von Hans Fallada ins Deutsche übertragen unter den Titeln »Unser Herr Vater« und »Unsere Frau Mama« (Rowohlt, Berlin). In den Familienerinnerungen aus dem New York der achtziger und neunziger Jahre wird dem herrschsüchtigen und doch sympathischen pater familias die gütige, kluge, langmütige Mutter mit ihren köstlich gezeichneten vier Jungen gegenübergestellt. Auch dieses Buch ist erfüllt von einer natürlichen Menschlichkeit. Die Charakterzeichnung zeugt von scharfer Beobachtungsgabe, Humor und Gemüt kommen zu ihrem Recht, und auch das Kulturgeschichtliche interessiert.

Bochum.

Karl Arns

D. H. Lawrence, *The Man Who Died — The Ladybird — The Captain's Doll*. Leipzig, Albatros Nr. 380, 1938. 286 S. RM. 2,—.

Die erste dieser drei Novellen, die ursprünglich unter dem Titel *The Man Who Had Died* erschienen war, ist für D. H. Lawrence programmatisch: in legendarischer Form erhalten wir die Vergöttlichung seiner erotischen Lebensauffassung. Als höchstes Ziel des Daseins stellt er das »große Leben des Körpers« dar, nicht das kleine, gierige, geizige der Triebe und Hemmungen, sondern den göttlichen Einklang zwischen Seele und Sinnen. Unangenehm berührt hierbei die Fabel: vom Grabe erstanden findet der Heiland zurück in ein neues Leben — nicht das alte Predigerleben mit dem standigen Einmischen in das Dasein anderer, das hat er im Grabe zurückgelassen. Schmerz und Müdigkeit lassen die Sehnsucht nach seiner eigenen, inneren Mission aufkeimen, unerkannt zieht er in die Welt, um den Sinn des Lebens zu suchen. Diese Erfüllung findet er bei der Priesterin der »Suchenden Isis«, die in ihm den Osiris sieht, dessen Heilung das göttliche Ziel ist. Als so seine Aufgabe erfüllt ist, zieht er weiter auf seiner Fahrt.

Diesem Mirakel ähnlich sind Geschehen und Empfindungen der zweiten Erzählung, "The Ladybird". Im Londoner Gefängenspital liegt schwerverwundet Graf Dyonys Psanek, der von seinem bisherigen Leben weggeschossen ist und so dasselbe Gefühl der Begierdelosigkeit erlebt wie in der ersten Novelle der Auferstandene Widerwillig, doch seltsam angezogen, besucht ihn die Lady Daphne, und einem unwiderstehlichen Zwang gehorchend näht sie ihm mit einem Fingerhut, den er ihr einst schenkte, Hemden mit seinem Wappentier, dem Marienkafer, wie dies eine uralte Tradition seiner Familie verlangt. Als dann nach dem Krieg ihr Mann zurückkehrt, wird auch er von dem kleinen Grafen in seinen Bann gezogen, und



ehe dieser nach Österreich zurückgeschickt wird, folgt er einer Einladung in das Haus der Familie Lady Daphnes. Dort erfüllt sich ihr geheimes Schicksal: wie einen Ruf vernimmt sie des Grafen leises nächtliches Singen aus dem abgelegenen Gebäudeteil und folgt ihm dorthin, um die Nachtfrau des Marienkafers zu werden. Dies ist ihr Lebensziel, und sie wird es auch bleiben, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt ist.

Stärker als die erste Novelle ist dieses Geschehen mit philosophisch-politischen Fragen durchsetzt. Neben der Heiligkeit des Individuums steht das Problem des politischen Fuhrertums im Mittelpunkt, das der Verfasser in dem Roman *Kangaroo* zur Kernfrage gestaltet hat. D. H. Lawrence sieht in dem Wechsel Freiheit—Herrschaft keinen Kreislauf der Geschichte, sondern eine ständig sich erweiternde Spirale. Prophetisch ahnt Graf Dyony die Liebestat voraus, in der ein Volk freiwillig ein Genie zu unumschränkter Führung über sich setzen wird, um ihm zu gehorchen.

"The Captain's Doll" ist anspruchsloser und enthält eher Strindberg'sche Ideen. Nach einem liebelosen Verhältnis mit der Kunstgewerblerin Gräfin Hannele, die eine Puppe ihres Geliebten machte und später verkaufte, verlangt dieser, ein englischer Hauptmann, von ihr eine Ehe ohne Liebe, in der sie ihm lediglich Verehrung und Gehorsam schulden soll — und sie sagt zu.

Das Fehlen einer Verwebung mit philosophischen Fragen ist die Schwache dieser letzten Erzählung, denn bei D. H. Lawrence formt sich das äußere Geschehen aus dem gedanklichen Gehalt heraus. Da so die Ideen die gestaltgebende Triebkraft bilden, ist auch jede Frage nach äußerer Wahrscheinlichkeit vergebens. Wo — wie in "The Captain's Doll" — jedoch diese Intensität der philosophischen Durchsetzung nachläßt, schwindet auch die Haltbarkeit der äußeren Handlung.

Halle (Saale), im September 1938

Kurt Wittig.

---

Kurt Wittig, *Sean O'Casey als Dramatiker. Ein Beitrag zum Nachkriegsdrama Irlands*. Diss. Halle. Leipzig, Scharf, 1937. 90 S.

Viel zu sehr ist bei uns die Würdigung des modernen irischen Dramas vernachlässigt worden. Umso mehr ist es zu begrüßen, wenn in vorliegender Arbeit ein bemerkenswerter Beitrag zur Untersuchung des Nachkriegsdramas in Irland geliefert wird. Mag es auch sehr französisch-exklusiv klingen, wenn Brulé die Entwicklung des Dramatikers O'Casey als den Weg des modernen Dramas überhaupt bezeichnet<sup>1)</sup>, so ist doch zu unterstreichen, daß

---

<sup>1)</sup> Rev. Anglo-Am. VI u. XI

O'Casey in seinen letzten Dramen in mancher Beziehung richtunggebend gewesen ist.

K. Wittig gibt zunächst einen knappen Überblick über das irische Drama seit der Erneuerung, die es in Nacheiferung von Ibsens befreiender Großtat genommen hat; sodann einige Daten über O'Caseys Leben und schriftstellerischen Werdegang: protestantische Arbeitereltern in den *slums* von Dublin, Selbsterlernung des Lesens mit 14 Jahren, Shakespeare sein erstes Buch, Mitarbeit in der Organisation der *Irish Citizen Army*,<sup>1)</sup> Beteiligung am Osteraufstand 1916<sup>1)</sup>, wunderbare Errettung vor dem Erschossenwerden. Leidenschaftlicher Besuch des Abbey Theatre; äußere Geschichte der Dramen O'Caseys, von denen nach Ablehnung von etwa acht Stücken *The Shadow of a Gunman* als erstes im Abbey Theatre aufgeführt wurde (1923). Triumph mit *Juno and the Paycock* (1924), Theaterskandal um *The Plough and the Stars* (1926) wegen der darin enthaltenen Diffamierung des irischen Charakters; Übersiedlung nach London, universalere Stoffprobleme. — Bei der Darstellung und Untersuchung der O'Caseyschen Dramen ergibt sich abgesehen von den Einaktern die Zweiteilung in irische Dramen (1923—26) und universale Dramen (1928—33) von selbst. *The Shadow of a Gunman* spielt 1920 zur Zeit der blutigen Freiheitskämpfe in einem *tenement-room* der Dubliner *slums*: Ein Dichter läßt die junge Arbeiterin, die er liebt, in dem Glauben, er sei ein Kämpfer der *Irish Republican Army*. Bei einer Razzia setzt sie für ihn ihr Leben aufs Spiel: eine Tragödie des irischen Illusionismus, die von ausgelassenstem Humor überdeckt ist. *Juno and the Paycock*, ein Ehepaar in einer armseligen Zweizimmerwohnung: er ein prahlerischer Faulenzer, sie eine Frau von sittlichem Adel. Auf Grund einer vermeintlichen Erbschaft wird ein gewaltiges Freudenfest gefeiert, das durch die Entdeckung des Verrats ihres Sohnes an einem „*Die-Hard Republican*“ unterbrochen wird. Die von ihrem Liebhaber verlassene Tochter findet eine innere Stütze an ihrer Mutter, die sich bei jedem Schlag, der sie trifft, zu immer edlerer tragischer Größe erhebt. *The Plough and the Stars* (= die Fahne der *Irish Citizen Army*) hat den irischen Osteraufstand 1916 zum Hintergrund; ein unheldisches Bild in O'Caseys Darstellung. Und doch spricht aus der anklagenden und zugleich humorvollen Zeichnung der Schwächen des irischen Charakters O'Caseys Liebe zur Heimat. — Das erste der universalen Dramen *The Silver Tassie* hat den Weltkrieg zum Thema: Heimaturlaub für einen Fußballwettkampf, Fronterlebnis, Verstümmelung des Fußballmatadors und seine Enttauschung durch

<sup>1)</sup> Vgl. den Aufsatz von Willem Jaspert, Republik Eire — Der irische Osteraufstand 1916, in „Geist der Zeit“, 1938, Februar und März.

seine Braut, die sich von dem Krüppel abwendet. *Within the Gates* endlich hat keine persönliche Fabel, erinnert an die mittelalterliche Moralität, hat symbolischen Charakter und ruht an die Grundfragen des Lebens und Glaubens überhaupt: Der Bischof erkennt in der lebenslustigen, aber herzkranken Dirne seine Tochter, die er aus den Händen des »Träumers«, eines Lebensanbeters, erretten will. — Eine Parallele zu dem scharfen Einschnitt zwischen den irischen und den universalen Dramen bildet O'Caseys Übergang vom naturalistischen zum expressionistischen Stil. Zunächst unbedingte Individualisierung der Charaktere, kleine persönliche Eigenarten, fast photographisch getreue Wiedergabe von Personen aus des Dichters Bekanntenkreis, unmittelbare Lebensnahe der Sprache. Später Stilisierung, Musikalisierung und Rhythmisierung der Sprache, wohl zum Teil in Anlehnung an die Authorized Version der Bibel, Anpassung der Sprache an die Stimmung des jeweiligen Augenblicks in Schattierungen vom breitesten Cockney bis zum reimgebundenen Gedicht, Lied und Sprechchor; Typisierung der Gestalten, Minderbewertung der Charaktere, Hervorhebung der Idee, Erhebung der Tragik des einzelnen zu einer höheren Tragik der Allgemeinheit.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Arbeit, auf die mannigfachen Beziehungen O'Caseys zu anderen Dichtern hinzuweisen: Shakespeare, Ibsen, Strindberg, Gorki, Tschekow, Toller, Turgenjew, Claudel, Whitman, und zum Schluß einen Vergleich mit I. M. Synge und Eugene O'Neill zu geben, doch mußte es bei dem weitgespannten Thema leider bei Andeutungen bleiben, wie überhaupt trotz des guten Talents, das die Arbeit in Anlage und Durchführung verrät, ein so umfassendes Thema in so knapper Form verhältnismäßig nur an der Oberfläche behandelt bleiben mußte.

Marburg (Lahn).

W. Héraucourt

---

L. A. G. Strong, *The Swift Shadow*. Leipzig, Albatross Nr. 373, 1938. 259 S., RM. 2,—.

Dieser neue Roman Strong's bildet in seinem Schaffen insofern eine beachtliche Ausnahme, als er des Verfassers Geburtsland zum Schauplatz hat: das Moor von Devon. Strong's Name ist bislang mit dem schottischen Heimatroman eng verknüpft, doch ist er eigentlich als Sohn eines Engländer's und einer Irin in Plympton (Devon) geboren. Seinem Wesen nach ist er aber durchaus Kelte, und auch seine dichterische Inspiration empfangt er von Irland, besonders von W. B. Yeats (siehe darüber den teils autobiographischen Roman *Corporal Tunes*, ebenfalls Albatross Libr.). Da er gelegentlich auch irische Stoffe anfaßte, wurde er als Associate Member in die Irish Academy of Letters aufgenommen, doch fand er bald eine Wahlheimat an der Hochlandküste Schottlands, einer Landschaft, die stets

in seinen Werken lebt, selbst wenn der äußere Schauplatz nicht dort liegt (siehe *Corporal Tunes*).

Die örtliche Verpflanzung nach Devon berührt aber nicht die künstlerische Form: Liam O'Flaherty ist weiter sein Vorbild geblieben mit seinem dämonisierten Innenleben — Fehrs »gesteigerter Sinnlichkeit« —, und diese verinnerlichende Anschauung findet ein breites Betätigungsfeld in der an Aberglauben reichen Moorlandschaft mit ihren Mahnmalen der Vergangenheit. Mit dieser von irrationalen Kräften seltsam belebten Umgebung sind die naturhaft gläubigen Bewohner eng verwachsen, in deren Einsamkeit zum erstenmal die Zivilisation ihre Fuhler vorstreckt.

Die Fabel ist äußerst einfach gehalten: Esther, die Tochter der herrischen Wirtshausbesitzerin, steht zwischen zwei Männern, doch in einem Streit ihretwegen wird der eine von dem Tyrannen der Gegend zum Krüppel geschlagen. Von Esther wird es abhängen, ob er die Folgen überlebt, und unter diesem Druck wird sie seine Frau. Aber nach Jahren des Siechtums — wie so oft bei Strong ist es eine Magenkrankheit — stirbt ihr Mann, und so schwindet schnell der Schatten, der sich auf Esthers lebensfrohes Gemüt gelegt hatte.

Um diese Zentralfabel legen sich nun die vielen kleinen Ereignisse, die das Wesen der Landschaft ausdrücken. Aber hier gelingt es dem Verfasser nicht, diese Einzelzüge mit der Haupthandlung zu einem geschlossenen Gesamtbild zu verschmelzen. Die Darstellung wird der Form nicht gerecht und vermag sie nicht mit Leben zu erfüllen. Die elementare Wucht seines Meisterwerkes "The Brothers" bricht nur selten durch, meist liegt sie verschüttet unter Einzelheiten und allzu breit ausgespannenen Feinsinnigkeiten. In den einzelnen Szenen offenbart sich Strong's große Kunst, aber es fehlt an dem einheitlichen Er-leben. Hierfür mag man wohl die für Strong ungewohnte Landschaft verantwortlich machen, aber daß diese Tendenz sich bereits in den letzten Werken des Dichters ankündigte, mag bedenklich stimmen.

Halle (Saale), im September 1938.

Kurt Wittig.

---

Edward Thompson, *The Youngest Disciple* Leipzig, The Albatross Nr. 387, 1938. 250 S. RM. 2,—.

Thompson hat bessere Indienromane geschrieben als diesen. In seinen anderen Romanen sind Handlung und »Lehre« eng miteinander verbunden. Hier aber wird fast nur gelehrt, gepredigt, und die »Predigt« Buddhas ermüdet auf die Dauer. Die Erzählung kommt darüber zu kurz. Wir sehen, wie Gautama den Hirtenknaben Panchkori (der Name bedeutet "Five Cowries" und ist ihm zur Abwehr der üblen Geister gegeben worden) als Gefangenen in der Höhle des Räubers Eklochon (d. h. "the One-Eyed"), des Schreckens

des ganzen Königreiches Magadha, findet. Der Unwissende und der Böse werden auf den "Excellent Way" gebracht. Immer wieder vernehmen wir das Gelöbnis: "I take refuge in the Buddha. I take refuge in the Law. I take refuge in the Assembly." Wichtiger als die »Erzählung« sind Landschaft, Folklore, Philosophie Nordindiens.  
 Bochum. Karl Arns.

George Leroy White, Jr., *Scandinavian Themes in American Fiction*. Univ. of Pennsylvania, Philadelphia, 1937. 231 S.

Der in vielen Literaturen bewanderte Longfellow war einer der ersten, der durch seine Übersetzung des *King Christian* 1835 die Amerikaner auf Skandinavien und seine Dichtung aufmerksam machte. Dabei zog vor allem die romantische, weit zurückreichende Vergangenheit der nordischen Länder die Literaten des jungen Kontinents an, denn im historischen Roman werden zuerst skandinavische Themen verwendet, so mit Vorliebe die Bekehrung des wilden Vikings zum Christentum mit den dabei entstehenden Kämpfen zwischen den Anhängern der alten und der neuen Götter, und die Fahrten der gleichen kühnen Seefahrer zum "Vinland". Der künstlerische Wert dieser Romane ist im allgemeinen gering, denn die Elite der amerikanischen Autoren interessierte sich nicht für diesen Skandinavier der Geschichte. — Eine zweite Gruppe amerikanischer Autoren, z. T. Abkommlinge skandinavischer Einwanderer, bereiste, angezogen durch die herbe Schönheit ihres Stammlandes oder durch den Ruhm einzelner Skandinavier — darunter die in den U. S. A. noch heute unvergessene Jenny Lind — Norwegen, Island, die Orkneys und verlegte den Schauplatz ihrer Romane in diese nordischen Gebiete. Doch unsere Amerikaner teilen das Schicksal so vieler anderer Reisender, sie bleiben am Außerlichen hängen und dringen nicht tiefer in das Wesentliche des Nordlandes und seiner Bewohner, wenn auch rein künstlerisch besehen ihre Schöpfungen hoher zu bewerten sind als die der ersten Gruppe. — Nach 1910 wird der skandinavische »settler« von der Literatur entdeckt und sein hartes Pionierdasein, seine Leistung für Amerika, aber auch seine oft mit Widerstreben erduldete Amerikanisierung werden in zahlreichen Romanen dargestellt. Der künstlerische Wert dieser Literatur wird allerdings oft durch zu starkes Betonen der skandinavischen Leistung für die amerikanische Kultur und durch zu vielen und schlecht verarbeiteten historischen Ballast beeinträchtigt. Eine Ausnahme macht O. E. Rolvaag's große Trilogie (*Giants in the Earth*, engl. Übersetz. 1927 — *Peder Victorious* [1929] — *Their Father's God* [1931]), die nach Meinung des Verfassers die beste und künstlerisch wertvollste Darstellung des skandinavischen Settlement in Amerika gibt. Diese Romane sind zwar ursprünglich norwegisch geschrieben,

sind aber auch in der von R. überwachten englischen Übersetzung Kunstwerke, die infolge ihres Inhaltes und ihrer Tendenz, die mehr das Schicksal der Gemeinschaft, des »settlement«, als die des Einzelmenschen berücksichtigt, von größerer Bedeutung für die amerikanische als die norwegische Literatur sind. Diesen »group-novels« hält Verfasser in Kapitel V jene Romane entgegen, in denen der »individual Scandinavian« und seine Schicksale in Amerika dargestellt werden. Verfasser legt darin auch die Forderungen nieder, die ein solches Werk erfüllen muß, wenn es als verlässliche Darstellung skandinavischen Geistes und skandinavischen Wirkens in den Staaten gelten will: eine bloße Aufzählung des Tatsächlichen (Verschiedenheit der Einwanderer in Sprache, Sitten und Gewohnheiten, von den Amerikanern abweichende physische und geistige Merkmale, u. dergl.) genügt nicht, sondern ein solcher Roman muß vor allem das Innenleben des Individuums ausdrücken, »the social heritage«, »the internal consciousness« des Skandinaviens analysieren, kurz das enthalten, was W. Cather den »overtone« nennt. Dem amerikanischen Autor bietet sich hier eine Überfülle an Stoff und Verfasser zergliedert in langer Reihe Roman um Roman, in denen teils die Einzelschicksale des skandinavischen Farmers, Arbeiters, Matrosen, Dienstboten, Intellektuellen (Priester, Arzt, Lehrer[in]) im neuen Vaterlande dargestellt werden, teils weniger auf einen einzelnen Stand zugeschnittene Themen wie das Streben des skandinavischen Einwanderers nach politischem Einfluß oder gesellschaftlicher Stellung oder sein Kampf gegen die amerikanische Rechtsauffassung und Rechtsprechung behandelt werden. Ein besonders interessantes Thema bietet die Amerikanisierung des Skandinaviens: entweder er erliegt dem Einwirken seiner Umgebung, Natur wie Mensch, auf seine Seele, streift alles Skandinavische ab und kommt innerlich geschlossen, aber völlig amerikanisiert aus dem »melting pot« heraus, oder er behält seine skandinavische Individualität, muß aber diese Treue zur alten Heimat damit bezahlen, daß er, seelisch gespalten, sich in Amerika und unter den Amerikanern nie recht wohl fühlen wird. — Die Zahl der Autoren, die skandinavische Themen in ihren Werken behandeln, ist groß, und wir finden bedeutende Namen darunter: W. Cather, Sinclair Lewis, Martha Ostenso, Hamlin Garland, H. H. Boyesen u. a., ein deutlicher Beweis für die Bedeutung des Skandinaviens in der amerikanischen Literatur, die damit auch die Größe der skandinavischen Leistung für die amerikanische Zivilisation und Kultur vor aller Welt anerkennt.

Die meisten dieser Romane spielen in Middle West, also in jenem Großraume, in dem skandinavische Einwanderer sich besonders zahlreich niedergelassen und ganzen Staaten ein skandinavisches Gepräge gegeben haben. — Ein VI. Kapitel, in dem Verfasser drei

bereits im vorhergehenden herangezogene Interpreten skandinavischer Themen in der amerikanischen Literatur, W. Cather, Boyesen, M. Ostenso, nochmals und diesmal sehr eingehend bespricht, bringt zwar viel Interessantes, scheint aber dem Ref. weniger aus organischen Bedürfnissen der Arbeit, sondern mehr in der Absicht hinzugefügt zu sein, dem Buch das für eine "thesis" notwendige Volumen zu geben. Eine höchst wertvolle Zugabe dagegen ist eine dreifach gegliederte Bibliographie, in der Verfasser zeitlich geordnet und mit 1809 beginnend bis auf 1934 herauf alle Romane und Short Stories anführt, in denen skandinavische Themen von amerikanischen Autoren eingehend behandelt werden. Ein kurzes Verzeichnis solcher Werke (1874—1934), in denen skandinavische Belange nur gelegentlich erwähnt werden, schließt sich als dritter Teil an. — Die Arbeit von Dr. White ist ohne Zweifel eine wertvolle und originale Bereicherung der amerikanischen Literatur- wie Kulturgeschichte. Die großen und vielseitigen Verdienste der Skandinavier um den Aufbau der Staaten, besonders des Middle West, werden durch diese geschlossene Darstellung in das rechte Licht gerückt und müssen die Bewunderung des Lesers erwecken. Aber vielleicht noch größer ist sein Staunen über die Tatsache, daß die große Leistung der Nordmänner so häufig und so uneingeschränkt von den amerikanischen Autoren unserer und früherer Tage anerkannt wurde, wie vorliegende Arbeit beweist. Offenbar haben die Skandinavier es verstanden, sich nicht bloß die Achtung, sondern auch die Sympathie ihrer neuen Landsleute zu erwerben. Auch beim Verfasser merkt man, daß er, unter den Skandinavieren von North Dakota aufgewachsen, starken seelischen Anteil an seinem Thema nimmt, und so verzeiht man ihm manche Breite der Darstellung. Und beim Lesen seines Werkes entsteht im deutschen Anglisten der Wunsch, daß auch die "German Themes in American Fiction" eine zusammenfassende Darstellung finden möchten — Vorarbeiten sind vorhanden —, die ohne Zweifel ein eindrucksvolles Bild von den großen Leistungen der deutschen Einwanderer im neuen Vaterlande, aber auch von ihren schweren äußeren und inneren Kämpfen im Assimilierungsprozeß geben würde. Die Reaktion der Amerikaner auf die Deutschen und ihr Ausdruck in der amerikanischen Literatur wäre ein weiteres, höchst interessantes Ergebnis einer solchen Arbeit. Hoffentlich findet sich bald ein Forscher, der dieses Thema mit ähnlich innerer Anteilnahme und wissenschaftlicher Grundlichkeit behandelt, wie Dr. White es in seinem schönen Skandinavienbuch getan hat!

Leipzig, im Dezember 1938.

Leo von Hibler.

— — — — —

## KULTUR- UND GEISTESGESCHICHTE.

D. Sandberger, *Studien über das Rittertum in England, vornehmlich während des 14. Jahrhunderts*. (Historische Studien, Heft 310). Berlin, Ebering, 1937. 248 S. RM. 9,60 brosch.

Nachdem vor einiger Zeit M. E. Whitmore, *Medieval English Domestic Life and Amusements*, und J. Baker, *The King's Household in the Arthurian Court* (beide in der Catholic University of America, Washington, D. C., erschienen) über zwei wichtige Gebiete des mittelalterlichen England gehandelt haben, hilft vorliegende Arbeit, die als Tübinger Habilitationsschrift herausgekommen ist, das Bild jener lebensfrohen, kraftsprühenden Zeit willkommen abrunden.

Das umfangreiche Anfangskapitel bietet eine ausführliche Geschichte des englischen Turniers, das, in Frankreich bereits im 12. Jahrhundert ausgeübt, zunächst in England von Kirche und Staat verboten war und erst im Laufe des 14. Jahrhunderts sich durchsetzte. Aus dem zahmen Kampf- und Ausstattungsschauspiel, als das es im 13. Jahrhundert hier und da von englischen Rittern betrieben wurde, erhob es der ritterliche Eduard III. zu einem wichtigen innenpolitischen Machtmittel, durch das er den Adel seines Landes fest an sich zu ketten verstand. Selbst die Wirren des Krieges mit Frankreich noch der Bauernaufstand vermochten diesen ritterlichen Kampf zu beeinträchtigen. Die Erneuerung des Tafelrundfestes und die Gründung des Hosenbandordens sind bedeutsame Kennzeichen für das Aufblühen des englischen Rittertums im 14. Jahrhundert. Allerdings sank es schon bald zur bedeutungslosen Spielerei herab. Vielleicht hätten hier die Gründe genauer angegeben werden können, weshalb das geschah.

Viel kürzer faßt sich der Verf. über das ernsthafte Turnier und den außergerichtlichen Zweikampf, den Vorläufer des neuzeitlichen Duells. Diese Einzelkämpfe fanden gern zwischen Engländern und Franzosen oder Rittern anderer Länder statt. Nun hatte auch der einfache Ritter Gelegenheit, seine kämpferische Leidenschaft zu befriedigen. Der gerichtliche Zweikampf, der schon bei den Angelsachsen als Gottesurteil bekannt war, trat in me. Zeit ziemlich in den Hintergrund. Von den herrschenden Ständen bei Besitzstreitigkeiten, von Handwerkern und Bürgern aus allen möglichen Gründen angewendet, fristete er bis ins 19. Jahrhundert ein kümmerliches Dasein unter dem Drucke von kirchlichen und staatlichen Verboten.

Größere Aufmerksamkeit verdient das, was S. über die Kriegführung im 14. Jahrhundert sagt. Im Hundertjährigen Kriege, ja schon bei Bannockburn, hatten die Ritter zu Pferde ihre Bedeutung verloren, und die Fußtruppen, besonders Bogenschützen, waren im Kampfe zweier feindlicher Heere ausschlaggebend geworden.



Während so die Ausrüstung der Ritter ihren Wert verlor, blieb ihre militärische Tüchtigkeit unverändert. Einzelkämpfe von Gegnern waren beliebt und wurden wie ein vorschrittsmäßiges Turnier ausgefochten. Wichtig ist, daß das Rittertum immer mehr dazu überging, die Gefangenen menschlich zu behandeln. Allerdings geschah dies fast nur aus dem Grunde, ein möglichst hohes Losgeld für sie herauszuschlagen. Daher machte man Jagd auf vornehme Gegner; die einfachen Soldaten wurden getötet.

Weniger als der Leser erwartet, äußert sich der Verf. über die Kreuzritter. Das liegt wohl daran, daß die Kreuzfahrten der vielen einzelnen Ritter nur geringen Niederschlag in den zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen gefunden haben. Es hätte sich gewiß gelohnt, den Erlebnissen der Engländer in Preußen genauer nachzugehen. Aber S. hat sich auf geschichtliche Quellen beschränkt und auf literarische ganz verzichtet. Wer eine Ergänzung dieses fesselnden Stoffgebietes nach jener Seite hin unternimmt und dabei auch die Wirkung des Rittertums auf die breite Masse des Volkes herauszuarbeiten vermag, kann des Dankes der Historiker und Anglisten gewiß sein.

Berlin-Friedenau.

Hans Marcus.

M. E. Whitmore, *Medieval English Domestic Life and Amusements in the Works of Chaucer*. The Catholic University of America, Washington, D. C., 1937. XI u. 279 S.

Nachdem bereits eine ganze Reihe von Abhandlungen über einzelne von Chaucer berührte Fragen vorliegt (etwa Curry, W. C., *Chaucer and the Medieval Sciences*, New York 1926, Emerson, O. F., *Chaucer and Medieval Hunting*, in: *Romanic Review* April—June 1922), nachdem wir auch umfassende Kommentare zu seinen Werken und den in ihnen enthaltenen Ausführungen über das mittelalterliche England besitzen, unternimmt es die Verfasserin der vorliegenden Arbeit, "of presenting a composite view of English medieval social life as seen in the numerous, scattered allusions made by Chaucer in his literary works to the manners and customs of his times."

Der Titel der 1908 von Maria Koellreuter veröffentlichten Dissertation *Das Privatleben in England nach den Dichtungen von Chaucer, Gower und Langland* läßt die Ähnlichkeit beider Arbeiten vermuten und eine Prüfung beweist diese, zeigt aber auch die Unterschiede. Die Dissertation von Koellreuter berücksichtigt mehr Themen und wertet dazu die ausführlichen Angaben Chaucers, Gowers und Langlands aus. Sister Whitmore beschränkt ihre Untersuchungen auf 5 Gebiete mittelalterlichen Lebens, zieht aber neben den ausführlichen Stellen so viel wie möglich Andeutungen und

Nebenbemerkungen aus Chaucers sämtlichen Werken heran. Sie ist auf diese Weise bemüht, eine vollständige Auswertung des me. Hauptschriftstellers in bezug auf bestimmte Fragen vorzunehmen, worin ein unbestrittenes Verdienst der fleißigen Arbeit liegt. Neues zum bisherigen Bild des englischen 14. Jahrhunderts konnte bei der Fragestellung dieser Dissertation und im Hinblick auf die Fülle der bereits vorhandenen Abhandlungen nicht erwartet werden.

Fünf Themen: I. The House and its Furnishings, II. The Garden, III. Meals and Table Manners, IV. Dress and Personal Adornment, V. Sports and Pastimes erscheinen der Verfasserin für das mittelalterliche Leben besonders wertvoll, "as it indicates the principal externals of domestic life and consequently allows one to participate vicariously in the activities which occupied the medieval person from day to day." Und diese 5 Themen werden sehr gründlich behandelt, wie schon aus den Gliederungen ersichtlich ist. So zerfällt etwa das IV. Kapitel in A. Dress in General, B. Masculine Dress and Accessories, a. Civil, b. Military, c. Religious, C. Feminine Dress and Accessories, a. Civil, b. Religious, D. Attitude of Moralists and Preachers toward Dress. Oder das V. in: A. Sports and Pastimes in General, B. Hunting and Hounds, C. Hawking, D. The Tournament, E. Dancing, F. Archery, G. Wrestling, H. Chess and Tables, I. Gambling, J. Music and Reading.

Jeder Abschnitt schließt mit einer Zusammenfassung der Angaben Chaucers zu dem gerade behandelten Thema und in einem Schlußkapitel "General Summary and Conclusions" werden noch einmal die wesentlichsten Ergebnisse klar herausgestellt. Diese Zusammenfassungen und ein Index gestatten eine schnelle Orientierung und machen das Buch zu einem bequemen Nachschlagewerk für die erwähnten 5 Kapitel.

Was die Arbeit aber über eine Zusammenstellung von Auszügen aus den Werken Chaucers mit den bisher über das englische 14. Jahrhundert gefundenen Ergebnissen hinausführt, ist das Bemühen der Verfasserin, auf dem bekannten Hintergrunde des Mittelalters unklare Stellen Chaucers unter Heranziehung anderer Schriftsteller zu erhellen. Ferner scheidet sie so streng wie möglich zwischen den Angaben, die Chaucer aus der eigenen Anschauung schöpft und solchen, in denen er der Überlieferung folgt.

Auch von diesem Gesichtspunkte aus ist das Ergebnis, "that the poet's earlier works depended largely upon other literary sources and were consequently often marked by conventionality." Die von ihm gezeichneten Gestalten gehören der höheren Gesellschaft an. Sie wohnen in Schlössern und Herrenhäusern, tragen beste Kleider und kostbaren Schmuck, vergnügen sich hauptsächlich am Tanz, Gesang und Schachspiel. In seinen späteren Werken dagegen läßt

er sich nicht von der Tradition führen, sondern wendet sich der realen Umwelt zu. "He is no longer especially concerned with royalty, but depicts persons of all classes of society and in their proper milieu." In der realistischen Kleinmalerei liegt seine Stärke. "The universality of such immortal characters as the Wife of Bath, the Squire, the Monk, and the Prioress, for instance, is achieved largely by the accuracy with which the poet records details of description and indicates the various elements which constitute these characters' environment."

Viel Fleiß steckt in den zahlreichen Anmerkungen. Sie geben nicht nur übliche Hinweise auf andere Literatur, sondern bringen sehr häufig ausführliche Erläuterungen oder Darstellungen über Dinge, die einem bei der Lektüre des Buches in den Sinn kommen. Vielleicht geht an einigen Stellen das Streben nach Ergänzung etwas weit, so wenn bei Erwähnung des "bream" in der Anmerkung (S. 106) sogleich ein mittelalterliches Kochrezept gegeben oder wenn S. 114 in zwanzig Zeilen Anmerkung über Zubereitungen von Hühnern gehandelt wird. Kurze Hinweise für Interessierte auf die Quellen *Two Fifteenth Century Cookery Books* (E. E. T. S. Extra Ser. 8) hatten wohl genügt.

Das sehr umfassende Literaturverzeichnis erstrebt eine Zusammenstellung aller Abhandlungen über Chaucer und das mittelalterliche soziale Leben in England. Unter den mehr als 300 Werken ganz verschiedenen Wertes und Nutzens werden auch unveröffentlichte Schriften genannt (z. B. Collins, *Chaucer's Understanding of Music*). Zur Wahrung der Konsequenz hatte noch R. Crosby, *Chaucer and the Custom of Oral Delivery* (Radcliffe College 1919) im Verzeichnis erwähnt werden müssen. A. Barclay, *The Ship of Fools*, Edinburgh 1874, ist veraltet und wäre für die Zwecke der Verfasserin besser durch A. Pompen, *English Versions of the Ship of Fools*, London 1925, zu ersetzen gewesen.

Der klare schlichte Stil und der sorgfältige Druck vervollständigen das Bild einer sehr fleißigen und gewissenhaften, wenn auch denkerisch anspruchslosen Doktordissertation, die eine nützliche Ergänzung zur Chaucerliteratur darstellt.

Greifswald.

Friedrich Schubel.

J. Wendland, *Der Einfluß der Politik auf das 'London Magazine' und seine Hauptbeiträge*. (Münsterer Anglist. Stud. 1.) Emsdetten, Lechte, 1937. 132 S.

J. Wendland hat den interessanten und erfolgreichen Versuch gemacht, auf Grund einer bedeutenden Zeitschrift ein Bild von dem politischen Leben, weniger den wirtschaftlichen und kulturpolitischen Strömungen, von 1820—1829 zu entwerfen. Sie kommt unter Heran-

ziehung zahlreicher anderer Quellen zu dem Ergebnis, daß dies Bild im großen und ganzen der Vorstellung entspricht, die wir uns bisher von dieser Zeit gemacht haben.

Hatte sie die *Edinburgh Review*, das *Quarterly* oder das *Blackwood's Magazine* ihrer Untersuchung zugrunde gelegt, so wurde das Ergebnis weniger wahrheitsgetreu gewesen sein. Woran liegt das? Das *London Magazine* hat sich keiner Partei verschrieben, und seine Mitarbeiter gehören keiner Partei an. Sie wollen die trockenen Tatsachen berichten, sich bei ihrer Wertung aber vom Mitgefühl leiten lassen. Die Ideale der französischen Revolution sind allerdings noch ganz unverkennbar wirksam. Wahrheit, Freiheit, Humanität sind die Leitsterne Hazlitts, eines der Hauptbeitrager, und für die Beurteilung von Persönlichkeiten und Ereignissen ausschlaggebend. Manner von dem Schlage Lambs und de Quinceys sind freilich von diesem Geiste kaum berührt. Sie sind beide konservative Engländer, nur mit dem Unterschiede, daß Lamb einem maßvollen Fortschritt das Wort redet, während de Quincey mit seiner leidenschaftlichen Verehrung alles geschichtlich Gewordenen sich jeder Änderung temperamentvoll widersetzt. Letzterer würde Canning, Castlereagh und Wilberforth nicht abgelehnt haben, wie es die Leitartikler des *London* tun, die sich für parlamentarische Reform und die Rechte der Königin Caroline entschieden einsetzen.

Georg IV. wird vom *London Magazine* gerecht gewürdigt. Nicht er, sondern der Krieg ist für die Not nach dem Friedensschluß verantwortlich. Wendland schließt sich Petrie an, der dem Übergang vom Agrar- zum Industriestaat die Schuld an der schlimmen Innenentwicklung beimißt. Cobbet<sup>1)</sup> ist bekanntlich anderer Meinung. Er führt die Notlage der Landwirte und die Arbeitslosigkeit auf die von 1816—1823 durchgeführte Aufwertung des Pfundes zurück, die der im Jahre 1796 eingeleiteten Inflation folgte. Im Kapitel 7 § 387 sagt er in bezug auf die Aufwertung: „that now the thing took another turn, that the price of everything fell; that the tenant had two bushels of wheat to give in rent instead of one.“ Und er schob der kurz sightigen Selbstsucht der boroughmongers die ganze Schuld zu. Im Lichte der Währungs politik Englands nach 1918 gesehen, findet man diese Ansicht bestätigt. Der Schatzkanzler Winston Churchill stellte den Wert des Pfundes wieder her, weil er die Entwertung für eine zur Zeit des Krieges zwar unvermeidliche Schädigung der Gläubiger hielt, die aber im Frieden aus Gründen des Rechts wieder aufgehoben werden mußte. Diese Maßnahme hat genau wie nach 1815 starke Arbeitslosigkeit im Gefolge gehabt, denn die Belastung durch Zinsen, Steuern und Löhne wurde für die Produzenten

<sup>1)</sup> *History of the Regency and Reign of King George the Fourth.*

untragbar. Neville Chamberlain hangte deshalb das Pfund wieder vom Golde ab und erreichte damit eine Erleichterung für die Produzenten und den Rückgang der Arbeitslosigkeit. Es setzten wider Erwarten keine Lohnkämpfe ein, wie wir es im letzten Jahr in Frankreich beobachten konnten, weil die Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt mindestens ebenso stark fielen, wie das Pfund im Werte sank.

Cobbet verlangte damals eine Parlamentsreform, weil er durch Heranziehung neuer Wählerkreise des Mittelstandes den Einfluß der *boroughmongers* brechen wollte, die die verhängnisvolle Aufwertung des Pfundes verschuldet hatten.

Das *London* forderte gleichfalls eine Reform der Volksvertretung, freilich mit anderer Begründung. Von den 658 Sitzen des Unterhauses wurden 270 von der Regierung, 267 von privaten Patronen und nur knapp ein Drittel durch freie Wahl besetzt. Dieser Zustand war nach dem *London* ein Skandal und führte zur Ableitung großer öffentlicher Geldmittel in die Taschen der *boroughmongers*. Die Parlamentsreform sollte diesem unwürdigen Zustand ein Ende machen. Das *London* hat die Folgen des damals bestehenden Volksvertretungsgesetzes ohne Zweifel in seiner Kampfstimmung übertrieben. Guest in *A constitutional History of England* hat sicher recht, wenn er schreibt: "But there is little doubt that many men who thus became members were admirably suited to the position — the squire, for example, was in close touch with the people of his own county and frequently chose wisely." Das Ergebnis der Reform gibt dem *London* in seiner grundsätzlichen Anschauung recht, wenn es hervorhebt: "Die Verfassung wuchs allmählich unter dem Einfluß natürlicher Verhältnisse, und die Erfahrung hat England zweifellos mehr genutzt als die Intelligenz eines Rechtsschöpfers." Das ist unleugbar richtig. Dennoch neigen die Geschichtsschreiber dazu, die inwendige Entwicklung des englischen Volkes auf diesem Gebiete zu übersehen. Das Untertanengefühl, auf dem die staatliche Ordnung zunächst ruht, kann nur in dem Maße abgebaut werden, wie der Wille des Volkes, die notwendigen Gesetze selbst zu machen, sowie der Wille und die Fähigkeit diese Gesetze zu beobachten, zunimmt. Bei der Durchführung der parlamentarischen Reform von 1832 ist dieser Grundsatz nicht verletzt worden, obwohl ihre Fürsprecher an eine viel weiter gehende Verleihung des Wahlrechtes dachten. Ob das aber auch bei der späteren Ausdehnung des Wahlrechts (1867, 1884, 1917, 1928) der Fall gewesen ist, dürfte mit Rücksicht auf die Anwesenheit einer ganzen Reihe von Parteigeistern und Demagogen im gegenwärtigen Parlament, namentlich bei der Arbeiterpartei, als zweifelhaft erscheinen. Auch die Robin-Hood-Finanzpolitik (to spoil the rich and enrich the poor) des letzten Arbeiterkabinetts zeugt

von einer allzu weitherzigen Ausdehnung des Wahlrechts auf Männer und Frauen, die die unerläßliche Voraussetzung der Selbstregierung, den public spirit, nicht ausreichend besitzen. Es ist schwer, den public spirit zu definieren. Es ist aber ein ausgeglichener Seelenzustand, in dem die Forderungen des Allgemeinwohls und die persönlichen Leidenschaften, vor allem der Habsucht, des Machthungers und der Selbstsucht, in Einklang gebracht sind. Der Weg dahin ist schwer. Dazu genügt nicht nur Erfahrung, wie das *London* meint — völlig wertlos ist die Intelligenz eines Rechtsschöpfers — dazu gehört der Wille zur Selbstregierung, ein starker sittlicher Schwung, unmittelbare Selbsterkenntnis, Selbstüberwindung, eine unermüdliche Arbeit des Individuums an sich selbst; und diese Arbeit muß über Generationen gehen. Die arbeitslosen Massen vor 1832 hatten den public spirit sicher noch nicht; ob die modernen englischen Arbeiter ihn überwiegend besitzen, ist nicht leicht zu entscheiden, die Mehrheit der englischen Gebildeten, namentlich die aus den public schools hervorgegangenen, besitzen ihn ganz unstreitig.

Aus der Tatsache des public spirit erklärt sich auch das Zurücktreten der Parteiunterschiede. Das *London* sagt mit Recht: "A Whig is a Tory out of place." Wendland mochte den Schwund der Parteiunterschiede aus der Tatsache ableiten, daß die Parteien vor Annahme oder Ablehnung einer Maßnahme nur die Überlegung anstellten, ob sie nützliche oder schädliche Resultate zeitige. Das haben aber doch die Parteien zu allen Zeiten und überall von sich behauptet und sind trotzdem zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangt. Man blicke nur auf die abweichende Stellungnahme der gegenwärtigen Konservativen und der Arbeiterpartei zu der Frage der Landesverteidigung. Das gleiche Überlegungsergebnis der Whigs und Tories gegen 1830 und später laßt sich nur als ein Ausfluß des public spirit begreifen. Tennyson sagt mit Recht vom Englischen Parlament: "Where faction seldom gathers head —."

Wendland bringt mit dieser neuen Einstellung der Parteien auch die fortschrittliche Wirtschaftspolitik Huskisson's, die auswärtige Politik Cannings und die Strafrechtsreform Peels in Zusammenhang.

Das *London* gewährt in Wendlands Beleuchtung ein lebensvolles Bild eines interessanten Jahrzehnts der englischen Geschichte, und man kann deshalb ihren Wunsch teilen, daß andere unter Benutzung des von ihr zusammengetragenen reichhaltigen Materials ihre Studie fortsetzen möchten.

Hamburg.

Max Priess.

Senta Frauchiger, *Der Englische Modernismus in seinen neuzeitlichen Auswirkungen nach den Werken von Dean Inge*. (Schweizer anglistische Arbeiten, hrsg. v. B. Fehr, O. Funke, H. Ludeke, 5. Bd.) Zürich u. Leipzig, Max Niehans, 1937. 120 S.

In einem ersten Hauptteil handelt die Verfasserin von der Entstehung, den Grundideen und der Wirkung des Modernismus innerhalb der englischen Staatskirche. Eine Schilderung der Entwicklungslehre, der idealistischen Philosophie und der Bibelkritik im England des 19. Jahrhunderts, sowie ein Hinweis auf die symptomatische Themastellung im Robert Elsmere der Mrs. Humphry Ward (immer als Robert Elsemere zitiert) zeigen den geistigen Hintergrund, aus welchem die Bewegung hervorgeht. Grundidee des Modernismus ist die Anerkennung sowohl empirisch-wissenschaftlicher als auch religios-philosophischer Erkenntnis, und »wo sich Widersprüche zeigen, soll der Intellekt sie aufheben«. Die Reformation war keine modernistische Bewegung, wohl aber der Humanismus. Nach jeder erfolgreichen Epoche der Wissenschaft oder der Kirchengeschichte tauchen jene Übergangsmenschen auf, die wie Erasmus die Tradition kritisieren und das Erstarrte durch geistige Freiheit zu ersetzen suchen. Als praktische Wirkungen modernistischen Geistes erscheinen der Verfasserin vorab die Bestrebungen zur Revision des Gebetbuchs, des offiziellen Credos, des Gesangbuchs und des Abendmahls.

Der bedeutendste Vertreter der Bewegung ist Dean Inge. Die Verfasserin versucht auf etwas sonderbare Weise, seine Persönlichkeit zu definieren. Sie gibt kommentarlos Inges kritisches Urteil über drei geistesverwandte Denker, Wordsworth, Newman und Havelock Ellis wieder, wobei gewisse Eigenschaften bei allen dreien zusammen wiederkehren. »Die Summe dieser Gruppenmerkmale ergibt eine Charakteristik von Inges eigener Persönlichkeit«. Eine tabellarische Aufzählung von neun Wesenszügen »bietet in kürzester Form ein charakteristisches Bild der Persönlichkeit Inges«.

Dean Inges Weltanschauung wird als rationale Mystik mit Betonung des Eigenschaftswortes bezeichnet. Seine Theologie stützt sich vor allem auf plotinische Vorstellungen, aber auch Meister Eckehart scheint ihm viel gegeben zu haben. Das Rationale dieser Mystik zeigt sich besonders in der Bestimmung des Ziels der mystischen Vereinigung: der Inbegriff des Schönen, Wahren und Guten. Ihr Gegensatz ist die Gefühlsmystik, der Dean Inge mit seinen Angriffen auf den Pantheismus, Antinomismus (hier »Antinomianismus« genannt) und Quietismus zu Leibe rückt. Auch die vitalistischen Lehren des 20. Jahrhunderts — Driesch, Eucken, Bergson — kann er trotz mancher verklausulierter Zugeständnisse nicht anerkennen. Allein in dem kurzen Abschnitt, betitelt »Inges

personliche Mystik als Weltanschauung der Befreiung« (S. 77–82), erfahren wir mehr über seinen Charakter, als es aus neunmal neunzig Gruppenmerkmalen verwandter Denker zu ersehen wäre. Der in Dean Inge verkörperte Kompromiß von geistigem Unabhängigkeitswillen und gefühlsmäßiger Treue und Loyalität zur Institution der Kirche wird erwähnt. Ferner hören wir hier von seiner Einstellung zu den Sakramenten, »die eigentlich erst Inges Stellung in der Kirche, also seine Stellung als Modernist, innerlich begründet«. »Das Sakrament ist ein in Tat gesetztes Symbol. Es beruht auf der Voraussetzung, die Inge erstaunlicherweise entgegen seiner idealistischen Weltanschauung als allgemein gültig annimmt, daß jedem Seelenzustand der Wille innewohnt, sich in einer Tat auszuwirken«. Diese Auffassung des kirchlichen Symbols als Gegenstand einer tätigen, unreflektierten Frömmigkeit, die gleich weit entfernt ist von katholischer Magie und protestantischer Gedenkfeier, bringt einem den Menschen in Dean Inge nahe wie sonst nichts.

Bischof Gore kommt nicht gut weg bei der Gegenüberstellung mit dem Dean. Die Verfasserin schildert ihn als einen Menschen, der wohl modernistische Gedanken auf der Zunge führt, aber nach konservativen Grundsätzen handelt. In Wirklichkeit ist für die ganze Bewegung das Werk Gores wahrscheinlich wichtiger gewesen als dasjenige von Dean Inge. Eine eingehendere und vielleicht etwas verständnisvollere Behandlung dieses Mannes hätte der vorliegenden Arbeit nur nützen können. Im weiteren wird Dean Inges Auffassung von der Aufgabe der Kirche mit den Ansichten von Troeltsch (dessen Name stets falsch geschrieben wird), Eucken und Otto verglichen (Troeltsch und Otto fehlen im Literaturverzeichnis). Zum Schluß schildert die Verfasserin Dean Inges vergebliches Ankämpfen gegen den Staatssozialismus. Nur in der jungen Wissenschaft der Erblehre findet er einen Bundesgenossen, der seinem Tatendrang entgegenkommt. »Während die Kirche bei ihren Verheißungen einer besseren Zukunft die lebendige Gegenwart durch die Tradition zurückbindet, gewahrt die Eugenetik, obwohl auch sie von den Tatsachen der Vergangenheit ausgeht, einen weiten Ausblick auf qualitative Fortschritte. Da Inge in dieser Verbindung von Vergangenheit und Zukunft mit dem weiten Blick auf kulturelle Lebenssteigerung sein Ideal erkennt, tritt er für die Eugenetik mit ganzer Kraft ein« (S. 111).

Die Arbeit zeugt von innerer Anteilnahme an einem kirchengeschichtlichen Vorgang von weitreichenden Folgen, dessen Spannungen stark mitgeföhlt werden. Es fehlt ihr aber die historische Vertiefung. So hätte zum Beispiel auch der amerikanische Fundamentalismus und seine Geschichte wenigstens gestreift werden sollen.

Burgdorf (Schweiz).

H. W. Häusermann.



J. A. Laws and H. L. Peacock, *Political Parties, A Comparative Survey*. Cambridge, Heffer, 1937 54 S. 1/—.

Die beiden Verfasser haben hier den Versuch unternommen, in möglichst knapper aber einfacher Form die Ziele der englischen politischen Parteien darzustellen. Sie haben zu diesem Zwecke die Parteiprogramme, Flugschriften, Äußerungen der jüngsten Parteitage usw. zusammengetragen. Die Darstellung der Ziele einer jeden Partei ist nach einem festen Schema erfolgt, das folgende 15 Punkte umfaßt: Ultimate Aim, Immediate Aims, Political Method, Agriculture, Armed Forces, Education, Empire, Finance, Foreign Policy, Industry, Monarchy, Religion, Trade, Unemployment, Women. Die wichtigsten Dinge, die unter diesen Überschriften von einer Partei zu berichten sind, werden hier angeführt; alles, was außerhalb dieses Rahmens liegt, bleibt unerwähnt.

Die Parteien werden in alphabetischer Reihenfolge erwähnt, und zwar: Communist Party, Conservative and Unionist Party, British Union of Fascists and National Socialists, Independent Labour Party, Labour Party, Liberal Party.

Die Schrift ist in der Art eines Fragebogens zurechtgemacht. Dadurch ist aber jede zusammenhängende Darstellung unmöglich. Man erhält nur kurze Andeutungen, aber nicht mehr. Die Schrift kann daher nur zur oberflächlichen Information dienen. Ihr Hauptwert liegt wohl darin, daß sie trotz aller Kürze einige interessante und im allgemeinen sonst nicht so leicht zugängliche, oder so klar formulierte Einzelheiten über gewisse Stellungnahmen mancher Parteien bringt. Im Anhang enthält sie u. a. eine Tafel mit der Angabe der Anzahl der Parlamentsvertreter einer jeden Partei (Stand von 1937) und der von ihr herausgegebenen Zeitungen.

Innsbruck.

Reinald Hoops

## MISZELLEN.

### GADGETS.

*Gadget* is an unprepossessing youngster among his fellows in the English vocabulary, where he made his appearance fifty years ago<sup>1)</sup>. Of obscure parentage. He is said to be connected with the well-known French *Gâchette*<sup>1)</sup> family, but the association rests on no certain grounds. He moves among the lower and uneducated members of society, by preference seafaring men and motor-cardrivers. Among the better classes of society he finds the door locked and barred against him<sup>2)</sup>. His language is slang<sup>1)</sup>, though men less prejudiced against him mark it as colloquial<sup>3)</sup>. His real aim and occupation in life is vague, undefined. Seemingly he is engaged with small, trifling, complicated, fussy, rather useless objects<sup>3)</sup>. He has a smattering of mechanism, of motor-cars, of the lock-smith's mystery, of kitchen-appurtenances<sup>4)</sup>. But then, all of a sudden he steps forth in the guise of a scholar, or again of a man about town enjoying all the delights of a sumptuous dinner-table<sup>5)</sup>.

The linguistic detective who secretly watches the devious courses of this erratic suspect, though, no doubt, widening the field of the adventurer's operation, arrives in the end at no satisfactory con-

---

<sup>1)</sup> *N. E. Dictionary-Supplement.*

<sup>2)</sup> The word occurs only in second-class-literature. In the stately march of historical narrative it finds no place. In Churchill's admirable *Life of Marlborough* I failed to come across it in any of the four volumes.

<sup>3)</sup> *Wylđ, Univ. Engl. Dictionary.*

<sup>4)</sup> Requirements of a Whitehead torpedo and the number of *gadgets* involved.

Laboursome *gadgets* for cooking-ranges and gas-motor-car and wireless *gadgets*.

• A fine new ten-knot steamer with all the newest stunts and *gadgets*.

<sup>5)</sup> Concordances and glossaries and all sorts of *gadgets*. —

A Prussian Assessor with his monocle and ornamental *gadgets*.

Another waiter offered a selection of *gadgets*, the appetising morsels of anchovy, stuffed olive, or *pâté*.

All these taken from the N.E.D.

clusion about the gadget's identity; and finds himself confronted with the same question that formed the starting-point of his investigations: Who, what, is a *gadget*?

Dropping metaphor now, I am in a position to make a small contribution to the various meanings in which *gadget* is used in present-day English.

### Some small indeterminate object:

The stores of those who sell natty little *gadgets* for the car.

Now and Then, Summer 1929.

First-aid in the eocene period. *Age to Minhatherium*: That poor eohippus has got a stone in his hoof and we can't get it out. Do please come and try one of your *gadgets*.

Punch, 5. 2. 1930

A wonderful knife with *gadgets* of all shapes and sizes.

Glyder, *The Compulsory Wife* 74

A recent invention was a safety-hook for coupling elements together. Never was such a *gadget* more badly needed.

Sunday Times, 1. 10. 1931

He had lost the *gadget* on his watch-chain. *Nash's*, March 1934.

Beautiful prints we're turning out since you put in that *gadget* of yours.

Shanks, *Queer Street* 438.

Just in time he remembered that he had forgotten his masonic *gadget*.

Nash's Oct. 1932.

The face appeared to mask a personality intended for and probably accustomed to better things than the house-to-house vending of cheap kitchen-*gadgets*.

Douglas, *White Banners*, 11

There's an amazing lot of electricity at work in this house. Your kitchen's a sight. You turn a swivel and let electricity do the things that used to make women slaves to household tasks. I think men invented all these *gadgets*.

Best one-act-plays of 1931. — 113.

### Larger objects:

"And then there's a *casserole* or something." "*Camisole*" I corrected.

"That's the *gadget*," said George. One of those things all twiddled up with bits of ribbons.

Glyder, *Compulsory Wife*. 146.

She got some ingenious friend to make the *gadget* for her.

Rhode, *Death on the Board*. Albatross

(the *gadget* in question was an infernal machine, which, exploding, sent a man into eternity).

Water-bottles for feet — know ye another *gadget* that combines so much of comfort with so little cost?

Punch, 12. 1. 1938.

How noble is man, how momentous his dreams,

How grandly inventive the turn of his mind;

You never know what he'll turn up to; he seems

With *gadgets* of every conceivable kind.

New dogs, fresh potatoes, he fashions at will.  
He soars to the ether the moon's in his reach

*Punch*, reference lost.

The tin-opener was a German *gadget*.

Rhode. *Death on the Board*. Albatross 186

The room is absolutely littered with boxes and *gadgets* of all sorts  
Ibid 187

(The occupant of the room held the responsible post of buyer for the important firm to which he belonged as a Director. It was a regular thing for him to receive samples by post about a dozen a week. His habit was to put them aside until he had finished his routine work. The tin-opener which was sent packed up with a tin of preserved peas was among the parcels and boxes littering the room called *gadgets*.)

### Next come the surprises:

Since we were married she's had her appendix out and her tonsils off, and her adenoids removed, and before long she won't have any *gadgets* left if she goes on at the present rate

Glyder. *Compulsory Wife* 137

Being engaged was an old-fashioned *gadget*

Mottram, *The English Miss* 160.

Hoovers? (Hors d'œuvres). I hate such *gadgets*.

*Nash's*, Sept. 1933.

Customer: "I understand you sell every thing in the way of hunting-kit here?"

Shopwalker "Certainly, Sir. Hunting-coats, first floor, breeches, second floor; stocks, ties, hats, third floor. Which department can I direct you to, Sir?"

Customer "Don't quite know. I want one of those *gadgets* for keeping one's hat on."

*Punch*, 15. 1. 1930

And lastly here's the Verb *to gadget*.

The mere numbers of the cadets are eloquent at any one time, for nearly three years, 2500 of them, marching in their companies and battallions or *gadgetting* with 'buses on Port meadow — a solid antidote to depopulation.

*Times, Weekly Ed.* 29. 7 1921

Meaning?

So far as the smaller objects are concerned. *Gadget* seems to be equivalent to 'contraption', 'oddment', 'knickknack'. But in the end, we are left in the dark about the general idea conveyed by the word. We must be content to state that the word can be used to connote anything between a baby and a rhinoceros

Utrecht, November 1938

P. Fijn van Draat

## NEUENGLISCHE KOSE- UND SPITZNAMEN AUF -S.

Im *Handbuch der englischen Wortbildungslehre*<sup>1)</sup> von H. Koziol werden umgangssprachliche Kurzformen von Vornamen (§ 666) und Familiennamen (§ 667) verzeichnet. Solche Kurzformen wie *Ken* (für Kenneth), *Di* (für Diana) oder *Wilby* (für Wilberforce), *Boszy* (für Boswell), *Sherry* (für Sheridan) sind in der englischen Umgangssprache recht häufig. Außerdem begegnen aber gelegentlich noch Umformungen von Namen, die gewöhnlich Endkürzung mit der Anfügung von -s vereinigen. Es ist eine Art 'Plural'-Form von Namen, die hier entsteht. Da von Koziol diese Form der Wortbildung nicht erwähnt wird, sei hiermit kurz darauf hingewiesen. Es handelt sich in allen Fällen um Koseformen von Namen, Spitznamen oder reine Kosenamen, die gewöhnlich in der Anrede gebraucht werden. Hierher gehören etwa Koseformen wie *Dads* (< Dad) und *Mums* (< Mum) für 'Vati' und 'Mutti'. Solche Formen, die auf die Umgangssprache beschränkt sind, finden sich gelegentlich in der modernen englischen Prosa. Hier ist ihre Anwendung indessen nicht ausschließlich auf den Gebrauch in der direkten Anrede (d. h. im Dialog) beschränkt.

Pamela Chambers in *The Pattern*<sup>2)</sup> redet ihre Eltern mit *Dads* und *Mums* an. So erklären sich folgende Beispiele im indirekten Sprachgebrauch: "He was her father. Darling, darling *Dads*" (p. 13). Oder: "On a sudden impulse she put a hand on his shoulders and kissed him — darling, darling *Dads*" (p. 18). Entsprechend findet sich in demselben Roman der indirekte Gebrauch von *Mums*: "She had had a row with Mary; heard, but diplomatically unnoticed, by *Mums*" (p. 24). Im direkten, dialogischen Gebrauch ib. p. 26.

Pamela braucht in der Anrede des Hundes Boodle die bezeichnenderweise auf -s endigende Form *Boodleums* (ib. p. 26).

E. Partridge<sup>3)</sup> verzeichnet die Koseform *ducks* für "duck" oder "ducky". Er bemerkt dazu: "The -s indicates either familiarity or affection, or both." Beispiel. "Give us a cigarette, *ducks*," he said" (*The Gilt Kid*, p. 135)<sup>4)</sup>.

Neben diesen reinen Kosewörtern finden wir nun ganz ähnliche Umformungen von Eigennamen in der Umgangssprache. Ein Beispiel dafür, wie von Schülern spontan ein auf -s ausgehender Spitzname

<sup>1)</sup> Heidelberg 1937.

<sup>2)</sup> Von Robert Eton, London (Harrap), 1934.

<sup>3)</sup> E. Partridge, *A Dictionary of Slang and Unconventional English*. London 1937.

<sup>4)</sup> James Curtis, *The Gilt Kid*. London (Cape), 1936. Vgl. K. Thielke, *Slang und Umgangssprache in der englischen Prosa der Gegenwart*. Emsdetten 1938. p. 75.

gebildet wird, findet sich in C. Mackenzies *Snister Street*<sup>1)</sup>: "That's all right, old bangabout,' said Abercrombie cordially, and the chorus guffawed their forgiveness. They did more. They called him '*Bangs*' thereafter, commemorating, as schoolboys use, with an affectionate nickname their esteem" (p. 353). In demselben Roman erscheint der Name Wedderburn umgeformt zu *Wedders*: "C. St. C. Wedderburn! Jolly old Wedders! The Failure of the Modern Illustrator. *Wedders!*" (p. 648.)

Als weitere Beispiele solcher Umformungen mögen die folgenden dienen:

Bodsham > *Bodders* in P. G. Wodehouse, *Young Men in Spats*<sup>2)</sup>: "And *Bodders* (i. e. the 5<sup>th</sup> Earl of Bodsham), you say, approved of Freddie?" (p. 9.)

Wimsey > *Wimbles*, vgl. Dorothy Sayers, *Have His Carcase*<sup>3)</sup>, p. 344.

Als Spitznamen scheinen -s-Formen sehr beliebt zu sein. In dem eben zitierten Roman begegnet *Dear Clumps* in der Anrede (p. 363). In *A Damsel in Distress*<sup>4)</sup> wird *Boots* als Spitzname gebraucht: "Reggie was not soothing. He would insist on addressing him by his old Eton nickname of *Boots*, which Percy detested" (p. 62f.). Direkter Gebrauch ib. pp. 61, 152, 154.

In *The Gilt Kid*<sup>5)</sup> erscheint *Biffs* als Kosenamen.

Ein Beispiel aus der *Sunday Times*: "Bugs' Fenner distrusts him and has him trailed wherever he goes" (22. 11. 1936; 6'4).

Diese auf -s ausgehenden Koseformen werden also entweder willkürlich gebildet wie *Clumps*, *Biffs* und *Boots*, oder in Anlehnung an schon bestehende Formen wie *dad*, *mum* oder *duck*. Oder endlich werden sie durch Umformungen (meist Kürzungen) von Familiennamen gebildet (z. B. *Wedders*). Ihr wesentliches Merkmal ist der -s-Ausgang<sup>6)</sup>. Dieses -s scheint somit eine gewisse Funktion auszuüben. Sie besteht darin, eine gewisse Gefühlswärme, Vertraulichkeit oder Familiarität zum Ausdruck zu bringen.

Berlin-Wilmersdorf.

Karl Thielke.

<sup>1)</sup> London (Secker) 1923.

<sup>2)</sup> Tauchnitz 5271, 1937.

<sup>3)</sup> London (Gollancz) 1935.

<sup>4)</sup> Von P. G. Wodehouse, Tauchnitz 4848, 1928.

<sup>5)</sup> a. a. O., p. 66.

<sup>6)</sup> Vgl. hiermit die im Slang und in der Umgangssprache gebrauchten, meist seelische Zustände bezeichnenden Pluralformen. S. K. Thielke a. a. O., p. 73 ff.

## ENTGEGNUNG.

Herbert Koziol hat kürzlich in dieser Zeitschrift einige Einwendungen gegen meinen Aufsatz über »Reim und Stabreim im Dienste der neuengl. Wortbildung« (ESt. 72, S. 161 ff.) vorgebracht. Ich bedauere, daß sein Handbuch der engl. Wortbildungslehre erst erschien, als mein Aufsatz schon abgeschlossen und dem Druck übergeben war; dadurch ist mir die ziemlich umfangreiche, wenn auch z. T. abgelegene ältere Literatur über die behandelte Frage entgangen. Auch gebe ich K. zu, daß die betr. Bildungen nur teilweise der niederen Sprache entstammen, und daß für die Mehrzahl von ihnen die Umgangssprache als Quelle anzusehen ist; ihre Zugehörigkeit zur Umgangssprache habe ich übrigens auch selbst, mittelbar wenigstens, durch folgenden Satz ausgedrückt (S. 161): »hierbei ergeben sich vielfache Abstufungen von derben Ausdrücken, die in gebildeter Gesellschaft durchaus vermieden werden, bis zur Salonfähigkeit.«

In drei Punkten kann ich aber K.s Einwände nicht als stichhaltig anerkennen:

1. K. sagt, nicht die Herkunft der einschlägigen Wörter, sondern ihr Gefühlsgehalt sei für die Beschränkung ihres Gebrauchs entscheidend. Ich glaube, daß es nicht angeht, Herkunft und Gefühlsgehalt in solcher Weise zu trennen. Die meisten derartigen Wörter haben ihren Gefühlsgehalt schon von vornherein bei ihrer Entstehung mitbekommen und bei ihrer späteren Verwendung unverändert beibehalten, z. B. Wörter der Kindersprache wie *bow-wow*, Ausrufe der Fröhlichkeit wie *tra-lira*, Spottwörter wie *mumbo-jumbo*, *namby-pamby*, oder zu komischem Zweck erfundene Bildungen wie *higgledy-piggledy*, *miminy-piminy*.

2. K. erklärt den von mir gewählten Ausdruck »Stabreimbildungen« für irreführend, weil bei ihnen, wie ich auch selbst betont habe, nicht der Gleichklang des Anlauts, sondern die Veränderung des Vokals das Wesentliche sei. Daß aber die von mir als »Stabreimbildungen« bezeichneten Wörter mit den Reimbildungen aufs engste verwandt sind, ergibt sich z. B., wenn wir *tick-tick* Uhr und *tick-tuck* Ticken der Uhr nebeneinanderstellen. Diese nahe Verwandtschaft wird durch die Bezeichnung »Ablautbildung« gar nicht ausgedrückt; insofern konnte man letztere ebenfalls irreführend nennen. Dagegen kommt die Verwandtschaft im Worte »Stabreim« neben »Reim« voll zur Geltung. In Wirklichkeit sind beide Bezeichnungen unvollkommen, da sie nur einen Teil der Merkmale des in ihnen steckenden Begriffs ausdrücken. Für meine Zwecke genugte es daher, von »Stabreimbildungen« zu reden, unter ausdrücklicher Betonung des Übergewichts des Vokalwechsels über die Gleichheit des konsonantischen Anlauts.

3. K zieht es vor, die an den »Ablautbildungen« beteiligten Vokale nicht, wie ich es tue, nach ihrer Schreibung zu unterscheiden, sondern nach ihrer jetzigen Aussprache. Er transskribiert daher diese Vokale mit ihren für das heutige Englisch geltenden phonetischen Bezeichnungen. Dies Verfahren wäre aber nur dann berechtigt, wenn alle jene Bildungen erst Schöpfungen der Gegenwart waren. Das ist aber keineswegs der Fall. Manche sind schon im Mittelalter entstanden, und alle folgenden Jahrhunderte haben zu ihrer Vermehrung beigetragen. Da es, wie K mit Recht betont, bei diesen Bildungen vor allem auf den Klang ankommt, ist die Hauptsache der Klang, den die beteiligten Vokale zur Zeit der Entstehung dieser Wörter hatten. Dieser Klang stimmt aber bekanntlich mit der heutigen Aussprache der betr. Vokale durchaus nicht überein. Daher ist bei den älteren derartigen Wörtern die heutige Aussprache nebensächlich. Da es unmöglich war, in jedem einzelnen Falle die zur Zeit der Entstehung des Wortes jeweils geltende Vokalschattierung anzuführen, habe ich es vorgezogen, alle diese wechselnden Schattierungen dadurch gleichsam auf einen Generalnenner zu bringen, daß ich die Vokale nach ihrer heute üblichen Schreibung bezeichnete.

Daß K. seine Einwände in rein sachlichem Tone vorgetragen hat, erkenne ich gern an.

Freiburg i. Br., im Oktober 1938    Eduard Eckhardt.

## ALBATROSS UND TAUCHNITZ EDITION.

Austhrliche Besprechung vorbehalten.

- |                                                            |                                                               |
|------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------|
| Albatross.                                                 | 387 Edward Thompson, <i>The Youngest Disciple</i>             |
| 378 Forrest Reid, <i>Peter Warung</i>                      | 388 Evarts Seeley Scudder, <i>Prince of the Blood</i> .       |
| 379 James Harpole, <i>The Surgeon's Case-Book</i> .        | 389 William Faulkner, <i>The Vanquished</i> .                 |
| 380 D. H. Lawrence, <i>The Man Who Died</i> .              | 390 D. H. Lawrence, <i>Letters</i> , vol. I. (Extra vol.)     |
| 381 Freya Stark, <i>Baghdad Sketches</i> .                 | 391 Nicolas Bodington, <i>Solo</i>                            |
| 382 Richard Aldington, <i>Seven Against Reeves</i> .       | 392 James M. Cain, <i>Serenade</i> .                          |
| 383 Frederic Prokosch, <i>The Seven Who Fleed</i> .        | 393 Robert Graves, <i>Count Belisarius</i> . (Extra vol.)     |
| 384 Clarence Day, <i>Life With Mother</i>                  | 394 Carl Crow, <i>400 Million Customers</i>                   |
| 385 <i>Albatross Book of English Humour</i> . (Extra Vol.) | 395 Dorothy L. Sayers, <i>Busman's Holiday</i> . (Extra vol.) |
| 386 Lawrence Edward Watkin, <i>On Borrowed Time</i> .      | 396 D. H. Lawrence, <i>Letters</i> , vol. II (Extra vol.)     |



- |                                                 |                                                      |
|-------------------------------------------------|------------------------------------------------------|
| 397 Eiskine Caldwell, <i>Journeyman.</i>        | 424 G. D. H. and M. Cole, <i>The Missing Aunt.</i>   |
| 398 Grahame Greene, <i>Brighton Rock.</i>       | 425 Dorothy L. Sayers, <i>Unnatural Death</i>        |
| Albatross Giants                                | 426 R. Philmore, <i>No Mourning in the Family.</i>   |
| 101 Stuart Cloete, <i>Turning Wheels.</i>       | 427 J. Jefferson Farjeon, <i>Yellow Devil.</i>       |
| 102 Louis Bromfield, <i>The Rains Came.</i>     | 428 Agatha Christie, <i>Dumb Witness.</i>            |
| Albatross Crime and Mystery Clubs               | 429 David Hume, <i>Cemetery First Stop.</i>          |
| 416 E. C. R. Lorac, <i>Bats in the Belfrey.</i> | 430 E. C. R. Lorac, <i>These Names Make Clues.</i>   |
| 417 Vernon Loder, <i>Choose Your Weapon.</i>    | 431 Peter Cheyney, <i>Dames Don't Care.</i>          |
| 418 Dorothy L. Sayers, <i>Whose Body?</i>       | 432 Robert Penny, <i>Police-man in Armour.</i>       |
| 419 Hubert Footner, <i>The Dark Ships.</i>      | 433 Ethel Lina White, <i>The First Time he Died.</i> |
| 420 Herbert Adams, <i>A Single Hair</i>         | 434 Anthony Gilbert, <i>Murder Has No Tongue.</i>    |
| 421 Ethel Lina White, <i>Wax.</i>               | 435 David Hume, <i>Good-Bye to Life.</i>             |
| 422 John Rhode, <i>Death on the Board.</i>      | Tauchnitz.                                           |
| 423 Gavin Douglas, <i>Captain Samson, A. B</i>  | 3349 Sheila Kaye-Smith, <i>Faithful Stranger.</i>    |
|                                                 | 3350 C. S. Forester, <i>A Ship of the Line.</i>      |

# KLEINE MITTEILUNGEN

Zum Nachfolger von Bernhard Fehr wurde der Privatdozent Dr. Heinrich Straumann an der Universität Zürich zum Ordinarius daselbst ernannt.

Prof. Dr. Wolfgang Schmidt erhielt seinen Lehrauftrag von Marburg nach Bonn verlegt.

Der Dozent Dr. Georg Weber an der Universität Bonn wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Es habilitierten sich, unter gleichzeitiger Ernennung zum Dozenten der Englischen Philologie an der Universität Berlin Dr. Hans Galinsky, an der Universität Greifswald Dr. Friedrich Schubel, an der Universität Kiel Dr. Helmut Bock, an der Universität Köln Dr. Wolfgang Clemen. Den Grad eines Dr. phil. habil. in Englischer Philologie erwarben: Dr. Hertha Marquardt in Königsberg und Dr. Paul Leidig in Kiel. An der Universität

Basel habilitierte sich Dr. Rudolf Stamm, an der Universität Bern Dr. Hans Walter Hausermann.

Das Jahr 1939 ist ein Jahr der Jubiläen. Am 24. März feierte Prof. Dr. W. Franz in Tübingen seinen 80. Geburtstag. Seinen 75. Geburtstag begeht Prof. Dr. Eduard Eckhardt in Freiburg i. Br. am 23. Mai. Ihren 70. Geburtstag feierten am 8. März Geheimrat Prof. Dr. Max Forster in München und am 30. März Prof. Dr. Uno Lindelöf in Helsingfors. Ihren 60. Geburtstag begingen am 7. April Prof. Dr. H. Weyhe in Halle/Saale und am 26. April Prof. Dr. Albert Eichler in Graz. All diesen Jubilaren bringen wir unsere herzlichsten Glückwünsche dar.

In Mentone in Südfrankreich starb der irische Dichter William Butler Yeats im Alter von 73 Jahren.

Geheimrat Prof. Dr. Max Förster wurde von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

Der Poet Laureate, John Masefield, erhielt den Hamburger Shakespeare-Preis für 1938.

Den James Tait Memorial Prize für die beste Biographie des Jahres 1938 erhielt Sir Edmund Chambers für sein *Life of Samuel Taylor Coleridge*. Den gleichen Preis für erzählende Literatur erhielt C. S. Forester für seine beiden Romane *A Ship of the Line* und *Flying Colours*.

In Kanada erhielt den Governor-General's Annual Award für 1938 für allgemeine Literatur Prof. Stephen Leacock (Montreal) für *My Discovery of the West* (1397), den für Dichtung Prof. E. J. Pratt (Universität von Toronto) für *The Fable of the Goats* und den für erzählende Literatur Mrs. L. G. Salverson (Calgary) für *The Dark Weaver*.

Die Brontë-Society hat beschlossen, den Schwestern Brontë in der Westminster Abbey ein Denkmal zu errichten. Der Standort für das Denkmal, auf dem nur die drei Namen und vielleicht ein kurzes Zitat stehen soll, steht noch nicht fest.

Um auch größere Romane in seinen Serien veröffentlichen zu können, gibt der Albatross-Verlag nunmehr die Reihe der Albatross Giants heraus. Wir werden im nächsten Heft Übersetzungen der ersten beiden Bände dieser Reihe bringen.

Nach einer Mitteilung des *Publisher's Weekly* waren von 422 Büchern, die 1936 in englischer Übersetzung in den USA erschienen, 167 deutsche, 98 französische und 38 russische Herkunft. Von den deutschen Werken befaßten sich 26 mit religiösen Fragen. Von Romanen wurden Ernst Wiecherts *Majormoor*, E. Groggers *Grimmington*, Gustav Frenssens *Jörn Uhl* und zwei Romane von Hans Fallada übertragen. Besonders erwähnt wird noch eine neue Übersetzung von Goethes *Faust*.

## *standeð* UND *stent* UND DERGLEICHEN IN AGS. SICHER FIXIERTEN HSS.



Die vorliegende Untersuchung befaßt sich mit dem Problem Nichtumlaut bzw. Umlaut sowie Erhöhung des Tonvokals-*e* vor altem Suffix-*i* und Synkope, einer wichtigen Erscheinung innerhalb der starken Verbalflexion des Altenglischen. Der Endungsvokal ist ursprünglich *i*, das in den ältesten Texten noch oft erhalten ist, aber dann, soweit es überhaupt erhalten bleibt, in gemeinags. geschwächtes *e* übergeht (Sievers Grm. § 358). Lange hat man geglaubt, die Erhaltung dieses Suffix-*e* steht in den anglischen Mundarten durchgehends fest, in den südlichen Mundarten sei dagegen das *e* mehr oder weniger konsequent synkopiert, und dies sei trotz des starken Schwankens der südlichen Texte im einzelnen besonders in späterer Zeit ein wichtiges Kriterium für die Dialektentscheidung. Sievers aber hat mündlich in seiner letzten Zeit die Beibehaltung des *e* für gehobenen, den Abwurf desselben für gewöhnlicheren Sprachgebrauch erklärt. Diese beiden Fragen sollen jetzt an Hand der bestdatierten Hss. aus ags. Zeit nachgeprüft werden. Über die einschlägigen Hss. vergleiche man Kügler: *ie und seine Parallelformen im Ags.*, Berl. Diss. 1916 und Salmen: *w + westgerm. ē und ĭ im Ags.*, Berl. Diss. 1936.

Von den vier großen Dialektgebieten in ags. Zeit, dem Nordh. (Nordanglisch), Merc. (Mittelanglisch), Westsachs. sowie Kent., fallen die beiden ersten nördlich der *æ/ē*-Grenze, die beiden letzteren südlich derselben; auf diese Grenze, die am deutlichsten zu sondern ist, kommt es mir besonders an. Auf den großen zeitlichen Einschnitt, der nach Alfreds Tod 900 eintrat, wird ebenfalls zu achten sein, denn nach Alfred ist auch in westsächs. Denkmälern vielfach schon anglischer Ein-

schlag beobachtet worden. Die sonst so wichtigen Kriterien der Wortwahl scheiden bei mir natürlich aus; ich kann nur nach Schreibungen urteilen. Innerhalb jeder Abteilung ordne ich der Übersicht halber die Belege nach Ablautreihen resp. reduplizierenden Verben.

### Vorführung der Belege.

#### Zeit vor 900.

##### a) Nordhumbrien.

Bedas Sterbegesang, Sweet OET 149/1: wiurthit.

##### b) Kent.

32 Urkk. gedruckt bei Sweet in OET; die Zahl in Klammern hinter dem Beleg bedeutet das Jahr der Abfassung: wiord 442/14 (805); limped 444/16, 21 (810); bibeaded 449/64 (835); forgifed 449/69 (835); limpð 438/25 (858); gehealded 451/11 (889); fordcmeyd 452/47 (889); weorðed 452/47 (889); stondeð 452/50 (889).

##### c) Westsachsen.

12 Urkk.: hated 434/13 (847); utscioted 434/17 (847).

Cura Pastoralis Hs. Hatton: Ablaut Reihe I: beswicð 31/17; oferstigd 33/13; toslit 37/11; gegripð 69/21; onhrind 77/1; scind 87/9; glit 279/2 und noch 14 weitere Fälle. Ohne Kontraktion: astiged 103/16, 18; drifed 285/21; adrifed 263/20.

Ablaut Reihe II: toscyfd 53/16; liehð 55/23; utasciet 71/7; forliet 71/25, 26; bebiot 81/10, 18; onlyt 157/2, 3; onlycd 91/13 und noch 24 weitere Fälle. Ohne Umlaut und Kontraktion sind belegt: beoded 41/20; 47/13; bebeoded 47/18; 111/2.

Ablaut Reihe IIIa: gebint 37/21; abliñd 71/3; adint 113/18; iernð 431/22; singð 461/3 und noch 19 weitere Fälle. Ohne Kontraktion: gebined 71/21; gelimpeð 165/16; swinced 285/13 und noch 2 Fälle.

Ablaut Reihe IIIb: bilt (< bellan) 129/11; gemielt 259/6; gilpð 463/27. Unkontrahiert: hielpeð 173/19.

Ablaut Reihe IIIc: wierð 35/5; towierpð 215/18; forwierð 191/11 und noch 60 weitere Fälle. Ohne Umlaut und Kontraktion: weordest 181/9; weorðed 255/5; toweorped 277/24.

Einzelne Verba: widbritt (< bregdan) 71/8, 361/2; utabierst 71/9; abierst 165/15; utabirst 279/8.

Ablaut Reihe IV: *forbierð* 397/1; *bricð* 279/16; *bestild* 283/3; *genimð* 187/23 und noch 39 weitere Fälle. Unkontrahiert: *forbireð* 27/21; 265/1; und noch zweimal; *cymed* 67/1 und noch dreimal. Ohne Umlaut: *steleð* 191/12, *heleð* 337/9 (wenn dieses nicht zu *helian*, Sievers § 400/2 gehört).

Ablaut Reihe V: immer mit Vokalerhöhung: *cwid* 27/23; *ongit* 29/3; *bitt* 63/1; *itt* 121/13; *spricð* 243/17; *trit* 357/20; *wricð* 435/12 und noch 81 weitere Fälle.

Ablaut Reihe VI: *gestent* 81/17; *stent* 123/13; *ðurhfærð* 155/11; *forsæcð* 247/19; *gæld* 257/18; *drægð* 431/21; *spænd* 37/18; 417/23 und noch 36 weitere Fälle.

Reduplizierende Verba: *wihxd* 219/2; *forlæt* 37/17; *ondræt* 61/9; *hæt* 77/9; *toflewd* 97/9; *afieð* 123/12; *grewd* 137/7; *sæwd* 279/9; *hielt* 331/10 und noch 34 weitere Fälle. Ohne Umlaut und Kontraktion: *tofloweð* 469/4; und einmal; *hateð* 3/1.

Orosius Hs. *Lauderdale*:

Ablaut Reihe I: *abitt* 246/27.

Ablaut Reihe II: *sciet* 8/25; *brycð* 24/26 und noch 10 Fälle.

Ablaut Reihe III: *ongind* 8/14; *wyrð* 12/28; *aspryngð* 12/29; *irnd* 14/29; *gylt* 18/19 und noch 6 Fälle.

Ablaut Reihe IV: *byrð* 21/7; *nimð* 21/3; *cymð* 19/16 und noch 2 Fälle.

Ablaut Reihe V: *forgyt* 36/1; *bespricð* 74/39 und noch 12 Fälle.

Ablaut Reihe VI: *stent* 19/23.

Redupl. Verba: *hælt* 12/6; *upwield* 12/24 und noch 66 Fälle von *hatan*.

Unkontrahiert: *rideð* 21/4; *finded* 21/12; *belimpeð* 20/6; *cymed* 20/8; 20/36.

Ohne Umlaut und Kontraktion: *hateð* 8/3 und noch viermal; *flowed* 8/20; *standeð* 20/9; *forbærned* 21/7.

### Zeit nach 900.

#### a) Nordhumbrien.

Lindisfarner Evangelien:

Ablaut Reihe I: *toslittes* 43/12; *fordrifes* 77/34; *arises* 99/42; *gegripes* 71/18; *gehrined* 81/39; *hrioppað* 41/31; *awritteð* 77/6 und noch 31 weitere Fälle.

Ablaut Reihe II: gehlutes 67/20; gebruces 63/50 und noch sechsmal.

Ablaut Reihe III: forbernes 35/4; forwordes 43/3; forgeldes 47/33; infindes 57/8; worpes 69/31; underdelfes 107/22; blinnes 185/12; iorned 207/10; tostrægdæd 119/23 und noch 28 Fälle.

Ablaut Reihe IV: genimes 73/16; breced 95/20; beres 151/27 und noch 16 Fälle.

Ablaut Reihe V: cwedestu 57/4; forgefes 51/14; spreces 81/20; ettes 19/16; biddes 57/8 und noch 67 weitere Fälle.

Ablaut Reihe VI: ymbstondas 111/42; fearras 101/39; forstondes 147/10 und noch 14 Fälle.

Redupl. Verba: forletas 45/31; falled 83/29; sawes 103/34; gehealdap 119/21 und noch 37 weitere Fälle.

Umlautsformen: cwidestu 59/9; 59/10; færed 45/30; 67/19 und noch zehnmal; widsæcces 205/34; onsæcest 213/75 und noch sechsmal. cuman hat durchgehend Umlautsformen, i. g. cymed (-es) 51 mal belegt.

#### Rushworth Glosse 2:

Ablaut Reihe I: to-slitted 21/22; gidrifes 25/22; ripes 155/22; gegripes 71/18; arises 25/26 und noch 22 Fälle.

Ablaut Reihe II: forleased 153/4; gibrucced 63/50, 54.

Ablaut Reihe III: drinces 19/16; worpes 31/26; wordes 21/34; iorned 207/10; tostregdes 119/23; gigrindes 193/18; giberned 41/17 und noch 15 Fälle.

Ablaut Reihe IV: giniomad 29/15; beres 151/28; nimed 137/2 und noch 10 Fälle.

Ablaut Reihe V: etes 19/16; cwedes 39/31; forgefed 91/26; spreced 33/31; du giowas 107/22 und noch 36 weitere Fälle.

Ablaut Reihe VI: forstonded 99/25; stoned 119/18; ahefed 147/11 und noch 4 Fälle.

Redupl. Verba: sawed 29/14; forletes 33/29; bihaldes 107/62; gifalled 193/18 und noch 16 Fälle.

Folgende Formen weisen Umlaut auf: cymed 29/15; færed 35/35; sæced 99/23 und noch 43 weitere Fälle; auch hier weist das Verb cuman durchgängig Umlautformen auf wie in Lind. Ev.

Rituale v. Durham:

Ablaut Reihe I: *ariseð* 5/4; *giflitað* 5/2; *fordrifað* 20/11; *gehrineð* 86/1 und noch 4 Fälle.

Ablaut Reihe II: *ðu ageatas* (< *agēotan*) 5/4.

Ablaut Reihe III: *ageldes* 60/3; *ðu gihelpes* 179/2.

Ablaut Reihe IV: *nimes* 169/31.

Ablaut Reihe V: *sitted* 27/20; *gispreces* 48/1; *gigivað* 103/2; *ongetest* 184/4 und noch 5 Fälle.

Ablaut Reihe VI: *gistondes* 71/5; *giscedeð* 8/3; *fared* 85/5; *instondað* 165/4.

Redupl. Verba: *gihaldeð* 10/5; *ðu blawes* 29/2; *ondredes* 45/1; *giletas* 59/3; *gihates* 90/12; *oncnaweð* 175/1 und noch 7 Fälle.

Umlautformen: *cymed* 33/1; *færed* 165/19.

b) Mercien.

Rushworth-Glosse 1:

Ablaut Reihe I: *astigest* 89/23; *flited* 95/19; *ariseð* 99/42; *smited* 121/11 und noch 2 Fälle.

Ablaut Reihe II: *bebeodeð* 37/6; *forleoseð* 83/39, 42 und noch einmal.

Ablaut Reihe III: *gelded* 49/4; *finded* 57/8; *werdeð* 73/16; *utweorpeð* 77/34; *tobrægdeð* 97/29; *swelled* 121/4; *helped* 1331/26 und noch 9 Fälle.

Ablaut Reihe IV: *bered* 27/21; *cumest* 45/24; *tobreced* 95/20 und noch 12 Fälle.

Ablaut Reihe V: *spreocað* 99/34; *cwedestu* 57/4; *eted* 71/11; *ongeteð* 107/23 und noch 10 Fälle.

Ablaut Reihe VI: *ahefeð* 93/11; *stondeð* 97/25, 26.

Redupl. Verba: *forleteð* 47/32; *falleð* 83/29 und noch 3 Fälle.

Umlautsformen: *cymed* 9/7; *bit* 57/8; *onsæced* 83/33; *awyrpeð* 97/27; *cwid* 121/5; *gewyrð* 109/32 und noch sechsmal Umlautsformen von *cuman*.

Peterborough-Chronik: *sitted* 261/12; *ofercumed* 252/29.

c) Westsachsen.

3 Belege aus Urkk.: Kemble IV S. 299 Nr. 967: *lið*,  
Kemble III S. 361 Nr. 722: *stent*,  
Gray Birch III S. 652 Nr. 1317: *stont*.

West-sächsische Evangelien:

Ablaut Reihe I: *adrifst* 68/31; *flit* 94/19; *arist* 98/42; *scind* 126/3; *hrind* 80/39; *ripst* 184/21 und noch 27 Fälle.

Ablaut Reihe II: *byt* 58/10; *bebyt* 110/44; *forlyst* 74/41 und noch 5 Fälle.

Ablaut Reihe III: *awyrð* 42/5; *towyrð* 42/24; *agylt* 48/4; *fint* 56/8; *drincð* 190/49; *swylt* 74/44; *hyld* 60/36, *yrnd* 206/10 und noch 47 Fälle.

Ablaut Reihe IV: *cymst* 34/14; *fornimð* 52/19; *byrd* 58/17; *tobrycd* 72/16 und noch 103 Fälle.

Ablaut Reihe V: *forgyfd* 50/14; *bit* 56/8; *cwyst* 58/16; *sprycð* 68/3; *ongyt* 104/19; *yt* 190/49; *ytst* 168/8 und noch 102 Fälle.

Ablaut Reihe VI: *færst* 66/19; *widsæcd* 82/33; *stent* 96/25; *gælst* 100/24 und noch 23 Fälle.

Redupl. Verba: *wyxd* 108/32; *forlæt* 44/31; *afyld* 92/11; *ræt* 184/15; *sæwd* 28/14; *cræwd* 210/34; *hylt* 118/25 und noch 28 Fälle.

Unumgelaute aber kontrahierte Formen: *tostret* 118/23; *befeald* 146/5; *healt* 68/19; *beatst* 160/23; *forbærnd* 34/8 und noch 2 Fälle.

Aelfric's Lateingrammatik:

Ablaut Reihe I: *drifð* 4/9; *writst* 9/14; *befrinst* 10/10; *rit* 22/12; *rinþ* 128/16; *gerist* 207/6 und noch 6 Fälle.

Ablaut Reihe II: *bebytst* 219/15; *forlyst* 277/9; *lyhd* 286/6; *belycd* 291/6.

Ablaut Reihe III: *gewyrð* 4/10; *ongynd* 6/5; *byrcd* (< *beorcan*) 129/1; *swingð* 216/13 und noch 6 Fälle.

Ablaut Reihe IV: *nymð* 9/18; *cymð* 10/1 und noch 25 Fälle.

Ablaut Reihe V: *cwyst* 6/15; *sprycð* 10/15; *gyfst* 22/18; *bit* 96/10; *ytst* 219/15; *sit* 237/9 und noch 14 Fälle.

Ablaut Reihe VI: *stent* 8/15 und noch 18 mal; *færst* 158/4 und noch dreimal; *færð* 158/4 und noch dreimal; *understentst* 260/2.

Redupl. Verba: *hylt* 110/9; *ondræt* 123/2, 3; *hæt* 125/7; *gefyld* 268/4 und noch einmal.

Unumgelaute, kontrahiert: *cwest* 7/16 und noch siebenmal; *sprecd* 101/13 und noch zehnmal; *wefð* 104/13; *etst* 104/19 und noch einmal; *berst* 199/6; *berð* 199/7; *et* 200/13; *sprecdst* 145/16 und noch einmal.



Gesetze des Aepelred:

berst B II 9,3; Ld II 9,3; brecd H III 1,2; sprecd B II 9,4; Ld II 9,4; wurd D VI 30; D V 26; wyrd K VI 30; GG<sup>2</sup>V 26.

Unkontrahiert: geweordeð K VI 52, 1; beodeð D VIII 32; arised K VI 51.

Die wichtigen Unterschiede flexivischer Art zwischen englischen und sächsischen Hss. sind im Laufe der ags. Sprachentwicklung eingetreten durch eine Verdrängung der Umlautsformen, bei der nach Sievers § 371, 1 zwei Schichten zu unterscheiden sind: 1. eine ältere, bereits in den ältesten Texten vertretene und namentlich für das Englische charakteristische, bei der gleichzeitig die volle Form der Flexionsendung *-es (t)*, *-eð* hergestellt wird. Über die zweite jüngere wird nachher gehandelt werden.

Die von uns untersuchten großen nordhumbrischen Denkmäler (Rituale, Rushworth 2 und Lindisfarner Evangelien) bestätigen, wie das Material zeigt, die eben genannte Erscheinung; die Ausbildung der neuen umlautlosen Vollformen hat sich weitgreifend auf anglischem Sprachgebiet vollzogen. Diese neuen Formen sind durchaus herrschend und das wichtigste Kriterium gegenüber den sächsischen Denkmälern mit ihren umgelauteten, synkopierten Formen. Dasselbe Bild zeigen auch die mercischen Belege (Rushworth 1); unumgelautete Vollformen sind herrschend. Vom Kentischen hat man kein so deutliches Bild vom Stande der Überlieferung wegen der geringen Zahl der Belege. Umlautsformen mit Verlust des Flexions-e sind scheinbar ähnlich wie im Englischen stärker zurückgedrängt; das wird deutlich aus Belegen wie *bibeadeð*, *gehalded*, *weordeð* und *stondeð*. Unsynkopierte Formen sind im ganzen achtmal belegt gegenüber je einmal *límpit* und *wiorth*. Letztere Form ist zweideutig, da im Kentischen *eo* und sein i-Umlaut *io* in *eo*, *io* zusammenfallen.

Die Vollformen ohne Umlaut des Englischen bzw. Kentischen sind also nicht direkte Fortsetzungen altgerm. Formen. Als solche müssen vielmehr die Reste erhaltener Umlautsformen betrachtet werden, die in den untersuchten Denkmälern bei den Verben *faran* und *sacan* der Reihe VI und durchgängig bei *cuman* im Nordh. und auch Merc. bis auf eine Ausnahme *cumest* Ru 1 45/24 auftreten. Bei *cuman* spielen noch die i-umgelauteten Optativ-Formen des Präs., deren y

Formen sind wegen ihres Gebundenseins an den Süden immerhin auch ein Dialektkriterium des Spätwestsächsischen neben den als Regel geltenden synkopierten Umlautsformen. Vollformen ohne i-Umlaut, das Dialektkriterium und Regel in den nordh. und merc. Hss. sind in dieser späten Zeit nicht mehr dialektisch.

Wir haben gesehen, daß die unumgelauteeten Vollformen charakteristisch für das Englische sind, daß dagegen in den sicher westsächsischen Denkmälern im allgemeinen jeder Tonvokal der 2. und 3. Sgl. Präs., wenn er nicht schon ein *i* ist, durch das alte Suffix-*i* qualitativ verändert wird, und daß gleichzeitig der zu *e* abgeschwächte Suffixvokal größtenteils abgestoßen wird. Sehen wir vom sog. *i*-Umlaut ab, so haben wir aber immerhin noch eine Anzahl Formen mit Erhaltung des *e* in sicher sächsischen Denkmälern aufführen können. Betrachten wir z. B. die Belege aus der *Cura Pastoralis* und dem *Orosius*, so sehen wir, daß in diesen beiden Denkmälern allein 43 Fälle von Bewahrung des Suffix-*e* vorliegen. Wie schon zu Anfang gesagt, hat Sievers mündlich in seiner letzten Zeit geäußert, daß vielleicht gehobener Sprachgebrauch die Erhaltung des *e* der Endung bedingt, während in der gewöhnlichen, ruhigen Rede dasselbe durch die Synkope beseitigt wird. Ist an diesen Stellen, wo wir Vollformen angetroffen haben, die Rede vielleicht eine gehobene? Sehen wir einmal diese Fälle im ganzen Satz und Zusammenhang an.

1. Gehobene Rede liegt ohne Zweifel vor in Cp. 3/1—2: *Aelfred cyning hateð gretan* . . . Es ist der Anfang eines wichtigen Denkmals, und der Verfasser spricht mit höchster Autorität; *hateð*, das verschiedentlich in der vollen Form in Or. und Cp. vorkommt, hat offenbar Vorliebe für die Erhaltung des Suffix-*e*; es scheint feierlicher zu sein als *nemnan*, *cwædan* oder *sprecan*.

2. Bei invertierter Wortstellung scheint auch erregter Satztön vorzuliegen: Oros. 21/4—5: *þonne rideð ælc his weges mit ðan feo* . . . Oros. 20/8—9: *þonne cymeð Ilfing eastan in Estmere of ðæm mere ðe Truso standeð in stade* . . .

Oros. 20/36: *ðonne cymeð se man se þæt swiðtoste hors hafað* . . . Cp. 73/9: *Ðonan cymeð sio mettrymnes ðæm healendum, ðe se wæta ðara innoðe astigt to ðæm lime* . . .

Cp. 87/19: *Of ðære eorðan cymed ðæt fleax, ðæt bið hwites hiwes.*

3. Im Fragesatz, also bei erregter Rede, finden sich zwei Fälle mit Erhaltung des Suffix-e:

Cp. 61/1—2: *hu mæg he ðonne oderra monna mod lacnian, ðonne he bired on his agnum moniga opena wunda?*

Cp. 225/2—6: *Ac hwelc wite sceal us ðonne to hefig ðyncan ðære godcundan ðreaunga wið ðæm ðe we mægen geearnian ðone hefenlican edelde næfre to lore ne weordeð, forðæm . . .?*

Von den 43 Fällen mit Erhaltung des e sind also nur diese wenigen zu nennen, für die die Erklärung Sievers zu- trifft. Auf diese Weise werden sich also die wenigsten Formen mit voller Endung in den sicher sächsischen Handschriften er- klären lassen. Wir müssen sie eben für die Ausläufer der großen Verdrängungsbewegung halten, die gelegentlich über die englischen Grenzen hinaus auch auf das sächsische Sprach- gebiet hinübergegriffen hat. Das allgemeine Bild des west- sächsischen Formenbestandes zerstören diese Vollformen nicht; sie bleiben ein wesentliches Kriterium des englischen Sprach- gebietes, wie es die umgelauteten synkopierten Formen für das Sächsische sind.

Berlin.

G. Linke.

## TWO MIRACLES IN THE CHEVELERE ASSIGNE.



Alle þe bellys of þe close rongen at ones

Witheoute ony mannes helpe whyle þe fyzte lasted . . .

The consecration of the hero as a knight in the popular *Schwanritter* romance is accompanied by the miracle of the church bells ringing out lustily, untouched by human hands. Divine approval of the knight's just cause is indicated by this event. However, the detail is really extraneous and proves nothing except the hagiologist's hand in the authorship. Just how frequently this miracle occurs has never been shown. In a collection of about fifteen thousand miracles, the supernatural ringing of bells appears fifty times<sup>1</sup>). In each case the

---

<sup>1</sup>) H. H. Gibbs ed., *The Romance of the Chevelere Assigne* (EETS., Extra Ser. 6, London 1868), vv. 272—73; for the corresponding O Fr. text see C. Hippeau ed., *La Chanson du Chevalier au Cygne et de Godefroid de Bouillon* (Paris 1874), I 43, vv. 1108—1109.

<sup>2</sup>) P. Toldo (*Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*, VIII, Chap. 19, pp. 60—74) gives ten occurrences in the lives of SS Aemilianus, Avertanus and Romanus, Eligius, Erminoldus, Gerius, Gregory of Urbino, Justine, Ludgerus, Reinalda, and Verdana. To these may be added the following instances from the Bollandist's *Acta Sanctorum* (Brussels, 1643 ff.): Amandus, Feb., I 896, col. 1; Telius, Feb., II 309, col. 2; Contardus, Apr., II 449, col. 2; Ursmarus, Apr., II 570, col. 2; Leo, Apr., II 667, col. 2; Heliena, Apr., II 762, col. 2; Aldebrandus, May, I 160, col. 1; Isidore, May, III 517, col. 2; Peter Cælestin, May, IV 425, col. 1; William Monk, May, VI 820, col. 1; Boniface, June, I 472, col. 1; Medardus, June, II 80, col. 2; Jolus, June, II 254, col. 1; Henry, June, II 80, col. 2; Jolus, June, II 254, col. 1; Henry, June, II 373, col. 2; Gerlandus, June, III 661, col. 2; Ericus, June, IV 831, col. 2; Nevolinus, July, VI 498, col. 2; Jero, Aug., III 479, col. 1; Remacius, Sept., I 708, col. 1; Irmgarde, Sept., II 275, col. 2; Adelphius, Sept., III 836, col. 2; Wenceslaus, Sept., VII 843, col. 2; Ragenfreda, Oct., IV 327, col. 1; Bernard, Oct., VI 628, col. 2; Donatus, Oct., IX 656,

sounding reveals the worthiness of some holy person, usually at his death.

The goldesmyȝth goothe & beetheth hym a fyre & breketh a cheyne,  
And it wexeth in hys honde & multiplyethe swyde:  
He toke þat oþur fyve & fro þe fyer hem leyde,  
And made hollye þe cuppe of halvendelle þe sixte<sup>1</sup>).

A contrast to the bell miracle is the rarity of the marvel of increasing metal. The six chains, which are cut from the necks of the children, after which they became swans and flew away, are given to a goldsmith to be made into a cup. In the fire the silver increases so far that half of one chain suffices to make the cup. The goldsmith states that only half a chain remains and receives that for his pay. The five chains later restore the swans to children. One child must remain a swan because his spoiled chain is insufficient for his transformation. The miracle forms, then, an important part of the plot. Without the increase of the metal we may presume that the other children would have remained in their feathered state.

The miracle of the increase of materials is represented in hagiology by hundreds of examples. Most of these wonders, perhaps ninety percent, concern food and drink and are reminiscent of Christ's miracles of this kind, if they are not directly imitated from them. An expansion of metal is represented in infrequent cases. St Ké wanted metal for the casting of a bell. He made the sign of the Cross on the small portion available to him. After that blessing there was sufficient metal for the bell and enough left over to pay the caster for his trouble<sup>2</sup>). St Antoninus obtained an abundant

---

col. 2· Juliana, Oct., X 559, col. 2; Florentinus, Oct., X 853, col. 1; John Angeli Porro, Oct., X 902, col. 1; Fidelis, Oct., XII 22, col. 2 and 100, col. 1; Guenailus, Nov., I 677, col. 1; Pirminius, Nov., II, part 1, 42, col. 2. See also St Godric, *Libellus de vita et miraculis S. Godrici, Surtees Society* (London 1845), XX 110—111, 208, 209; St Conrad of Plaisance, *Les Petits Bollandistes vies des Saints*, ed. Paul Guérin (Paris, 1878), II 594; Les Martyrs d'Avignonet, *ibid.*, VI 298, and St Ké (Kenan, Colodoc), Albert le Grand, *Les Vies des Saints de la Bretagne Armorique* (Quimper, 1901), p. 561.

<sup>1</sup>) Gibbs *ed. cit.*, vv. 157—160; for the corresponding O Fr. text see Hippeau, *op. cit.*, p. 23, vv. 572—575.

<sup>2</sup>) Albert le Grand, *op. cit.*, p. 561. The experience of B. Thomas Heliae was similar. See *ASS.*, Oct., VIII 611, col. 1.

supply of lead to cover the roof of his church<sup>1</sup>). Most of the increases of metal belong to a variant type of the miracle and are to be associated with Fortunatus' unfailing purse<sup>2</sup>).

Harvard University.

C. Grant Loomis.

---

<sup>1</sup>) *ASS.*, Feb., 788, col. 1.

<sup>2</sup>) See St Lidwige, *ASS.*, Apr., II 287, col. 1; 'reposita in bursam pecunia nunquam deficit.' St Hugo, *ASS.*, Apr., III 643, col. 2: 'argentum, quod in pauperes erogatur, non minuitur.' St Thomas Villanova, *ASS.*, Sept., V 944, col. 1; St Sura, Baring-Gould, *Lives of the Saints* (Edinburgh 1914), II 252; Toldo, *op. cit.*, VI 289—297; and Stith Thompson, *Motif-Index of folk-literature*, Bloomington, Ind., 1932—1936 (*FFC*, 106—109). D 1451.

---

## DIE MIT PRÄPOSITIONEN ZUSAMMENGESETZTEN ADVERBIEN

*here, there, where.*

---

Die mit Präpositionen zusammengesetzten Ortsadverbien *here, there, where* vertreten Wortgruppen, die aus einer Präposition und einem hinweisenden, bezüglichlichen oder fragenden Furwort bestehen; z. B. *herein* = *in this*, *thereby* = *by that (means)*, *whereof* = *of which*, *wherein?* = *in what (thing)?* In bezug auf den Gebrauch dieser Zusammensetzungen schreibt Mätzner in seiner »Englischen Grammatik, III. Teil, II. Hälfte (Berlin, 1885)«, S. 111: »Doch ist zu bemerken, daß die meisten der mit *here, there* und *where* zusammengesetzten Wörter dieser Art veralten und im Neuenglischen für un- elegant gelten.« Dieses Urteil Mätzners ist wohl zu allgemein gehalten und in dieser Fassung kaum begründet. Einzelne der genannten Wörter sind gewiß veraltet, aber andere leben noch immer in der englischen Literatur, und zwar nicht nur in Gedichten, sondern auch in der Prosa. Ein positives Urteil werden wir am sichersten gewinnen, wenn wir das Vorkommen der mit Präpositionen verbundenen Adverbien *here, there* und *where* von der ältesten Zeit der englischen Literatur bis zur Gegenwart verfolgen und dann feststellen, 1. welche von diesen Wörtern noch im 20. Jahrhundert gern gebraucht werden, 2. welche zu altern beginnen und 3. welche veraltet sind.

### I. Altenglisch.

In dem 3182 Verse umfassenden Epos *Beowulf* (ed. Alfred Holder, Freiburg i. Br., 1899) kommt nur *þær inne* (*ðær inne*) an fünf Stellen vor: V. 118: Fand þā ðær inne æþelinga gedriht | swefan æfter symble. — V. 1617: wæs þæt blōd tō þæs hāt, | ættren ellor-gæst, sē þær inne swealt. —

V. 2115: Swā wē *þær inne* ondlangne dæg | nīode nāman, oð-ðæt niht becwōm | oðer tō yldum. — V. 2225: pegn nāt-hwylces | hæleda bearna hete-swengeas fléah, | ærnes þearfa, ond *ðær inne* fealh | secg syn-bysig. — V. 3087: Ic wæs *þær inne* ond þæt eall geōnd-seh.

Die folgenden Beispiele stammen aus Henry Sweet's Anglo-saxon Reader (Oxford, 1884).

I. Cynewulf and Cyneheard (from the Saxon Chronicle), S. 2, Z. 30: þā ridon hie pider, ond his aldormonn Osric, and Wiferþ his pegn, ond þā menn þe hē beæftan him læfde ær, ond þone æpeling on *þære* byrig mēttan, *þær* se cyning ofslægen læg, . . . ond þā *þærtō* ēodon. — 3, 71: Ond hie þā ymb þā gatu feohtende wæron oþ þæt hie *þærinne* fulgon, ond þone æpeling ofslōgon.

XIII. Aelfric on the Old Testament, 73, 411: Wē nmað þā witegan nū, þe witegodon embe Crīst þurh þone Hālgan Gāst be þæs Hælendes tōkime tō þisum middanearde on sōðre meuniscnisse, swā wē wyllað āwritan *hēr æfter*.

XIVa. Aelfric's Homilies: The Assumption of St. John the Apostle, 80, 26. æfter Cristes ūpstige tō heofonum, rixode sum walhrēow cāsere on Rōmana rīce, æfter Nerōne, se wæs Domicianus gehāten, crīstenra manna ehtere: sē hēt āfyllan āne cýfe mid weallendum ele, and done mæran godspellere *þæron* hēt bescūfan.

XVII. The Martyrdom of Aelfeah (from the Saxon Chronicle), 117, 18: And þā on dissum gēare (1011), betweox Nativitas Sanctæ Mariæ and Sancte Michaëles mæssan, hī yrnbsæton Cantwaraburh, and hī *þær-into* cōmon þuruh syruwrencas, for ðan Aelfmæc hī becyrde, þe se arcebiscop Aelfeah ær generede æt his life.

Dem »alt- und mittelenglischen Übungsbuch« von Julius Zupitza ist entnommen:

Aelfric's Genesis, S. 45, XIII 12: Rebecca cwæð tō Jacobe, hire suna: 'sunu mīn, hlyste mīnre lāre: far tō ðære heorde and bring mē twā þā betstan tyccenu, þæt ic macige mete þīnum fæder *þær of*, and hē ytt lustlice.'

Aus den angeführten Beispielen sehen wir, daß schon im Altenglischen folgende Verbindungen von *here* und *there* mit Präpositionen vorkommen: *hēr-inne*, *hēr æfter*, *þærinne*, *þær-into*, *þæron*, *þær of*, und *þærtō*. Zuerst wurden die zwei Bestandteile dieser Adverbien getrennt geschrieben, später wurde zwischen die beiden Teile ein Bindestrich gesetzt, und zuletzt entstand daraus ein zusammengesetztes Wort.

## II. Mittelenglisch.

Im Mittelenglischen wurden die obengenannten Verbindungen außer *þær-into* übernommen. Die Schreibung dieser



Wörter war je nach der Mundart verschieden; z. B. *hērefter*, *hereafter*; *hērinne*, *hēreyn*; *þērinne*, *þarin(ne)*, *dorin(ne)*, *þrinne*; *þarof*, *derof*, *thereof*; *þeron*, *doron*; *þarto*, *dortil*, *þerto*, *þertil*, *þartill*, *thereto*. Am häufigsten kommen die me. Entsprechungen der altenglischen Adverbien *þērinne*, *þērof* und *þērtō* vor. Im folgenden sollen aus dem *Middle English Reader* von O. F. Emerson (New York, 1915), nur Beispiele von im Me. neu eingeführten Verbindungen mit *here*, *there* und *where* gegeben werden.

*hērof*: Prologue to the Cursor Mundi, S. 133, Z. 14: þis āre the matērs redde on raw | þat I thynk in þis bōk tō draw, | Shortlȝ rīmand on þē dēde | For manī er þai *hērof* tō spēde.

*hēron*: The Life of Saint Juliane, 193, 20. þā hire feder iherde þis þā fāng hē tō swerien: 'Bī mī kinewurde lāverd Apollō, ant bī mī dēore lēafdi Diāne, þet ich mūche luvie, zef þū hāldest *hēron* ich ūlle lēoten dēor tōteoren ant tōlūken þē, ant zeoven þī flēsch tō fūheles of þē lūfte.'

*þērafter*: Floris and Blancheflur, 46, 27: Hit nas *þērafter*: nōþing lōnge | þat þēr cōm to Flōris writ and sōnde, | þat þē king his fader was dēd.

*þērate*: Adam and Eve, 64, 12: And Eve drouz hir fram þe zāte, | Schē ne durst nouzt lōke in *þērate*.

*þērbȝ*: Trevisa's Translation of Higden's Polychronicon, 225, 4: þē zēr of ūre Lōrd a pōusond prē hondred foure scōre and fyve, of þē secunde Kyng Richard after þē conquest nȝne, in al þē gramēr-scōles of Engelond childern lēveþ Frensch and construeþ and lurneþ an Englysch, and habbeþ *þērbȝ* avauntage in ōn syde and desavauntage yn anōþer.

*dērōver*: The Bestiary, The Eagle's Nature, 15, 19: Hēred hū hē newed him; A welle hē sēked dat springed ai, Bōde bī nigȝt and bī dai; *dērōver* hē flēged and up hē tēd Til dat hē de hevene sēd.

*þærþurh*: The Peterborough Chronicle, 7, 2: Ðā fērde Eustace þē kinges sune tō France and nam þē kinges suster of France tō wīfe; wēnde tō begæton Normandi *þærþurh*.

*þērwith*: Havelok the Dane, 84, 19/20: Havelok . . . seide, 'Ich am neye dēd, Hwat for hunger, wat for bōndes Ðat þū leidest on mīn hōndes, And for þē kevel at þē laste, þat in mī mōuth was priste faste; I was *þērwith* sō harde prangled þat I was *þērwith* neye strangled.'

*wharebȝ*: John Myre's Instructions for Parish Priests, 119, 9: God seyth hymself, as wryten wē fynde, That whenneþe blȝnde lēdeth þē blȝnde Intō þē dyche fallen boo, For þey ne sēn *wharebȝ* tō gō.

*whērinne*: The Ayenbite of Inwit, 218, 7: al þet evre þōleden þē hōlȝ martires, ōþer wyfmen þet travayleþ of childe, of zorze ne ys bote a beþ ine chāld weter tō þē reward of þē fornayse *hwērinne* bērneþ þē zaules alhwet hī byēþ yclenzed, ase gōld al yclenzed ine þē vēre.

*wharof*: The Ancren Riwe, 202, 4: Nōn æncre ne ouh for tō nimen būte gnēdeliche þet hire tō nēodeð. *Hwarof* þeonne mei hēo mākten hire large?

*whārtō*: Death of Saint Andrew, 141, 25: And untō Egēas þus hē sayd: ‘*Whārtō* cums þōu untō mē, Bot þōu wald trow in Jēsu frē, And lēve þī maumetes mōre and les And pray tō Jēsu of forgifnes?’

*whērthourgh*: First English Petition to Parliament, 233, 21: certain busschmentz wēre laide that, when freemen of thē citee cōme tō chēse her mair, brēken up armed crȳinge with lōude voice ‘Slē, slē,’ folwyng hem; *whērthourgh* thē pēple for feere fledde tō hōuses and ōther hidynges.

Aus Chaucer’s *Canterbury Tales* (The Prologue, The Knightes Tale, The Nonne Priestes Tale, ed. Rich. Morris, 1880) sind außer *therof*, *theron*, *therto*, *therwith*, *wherby* folgende neue Verbindungen mit *there* und *where* zu erwähnen:

*therout*: The Knightes Tale, v. 1127 And downward on an hil under a bente, Ther stood the temple of Marz armypotente, Wrought al of burned steel, of which thentré Was long and streyt, and gastly for to see. And *therout* cam a rage and such a vese, That it made al the gates for to rese.

*therupon*: The Prologue, v. 819: and thus by oon assent We been acorded to his juggement. And *therupon* the wyn was fet anoon; We dronken, and to reste wente echoon.

*therwithal*: The Prologue, v. 566: A baggepipe wel cowde he blowe and sowne, And *therwithal* he broughte us out of towne.

*wherwith*: The Prologue, v. 302: But al that he mighte of his frendes hente, On bookes and on lerning he it spent, And busily gan for the soules preye Of hem that yaf him *wherwith* to scoleye.

Während wir im Altenglischen nur wenige Verbindungen mit *here* (2) und *there* (5) gefunden haben, werden diese im Me. um 2 Verbindungen mit *here* und um 9 mit *there* vermehrt, wozu noch 6 mit *where* dazukamen.

### III. Neuenglisch.

#### a) 15.—19. Jahrhundert.

Wir wollen nun untersuchen, in welchem Maße die bisher vorgekommenen Zusammensetzungen im Neuenglischen weiter verwendet, beziehungsweise durch neue bereichert worden sind.

Als Vertreter des 15. Jahrhunderts wählen wir Thomas Malory, Verfasser des Prosawerkes *Le Morte d'Arthur*. Die Durchsicht des gekürzten Werkes, betitelt “Selections from Malory’s *Le Morte d'Arthur*, ed. by A. T. Martin, London, 1896” liefert folgendes Ergebnis: Malory hat, mit Ausnahme von *herein*, *hereof*, *hereon*, *thereover*, *therethrough*, *therout*, *whereto* und *wherethrough*, alle im Mittelenglischen gebräuch-

lichen Verbindungen mit *here*, *there*, *where* übernommen. Neu wurden von ihm folgende eingeführt:

*hereby*; S. 35: Sir, said Sir Ontzlake, *hereby* is a rich abbey of your elders' foundation, of Nuns, but three mile hence.

*therefrom*; S. 35: Now tell me, said Arthur, how far am I from Camelot? Sir, ye are two days' journey *therefrom*.

*whereupon*; S. 95: And therewithal besemed them that there came a man and four angels from heaven, clothed in likeness of a bishop, . . . and those four angels bare him up in a chair, and set him down before the table of silver *whereupon* the Sancgreal was.

Besonders häufig kommen im oben genannten Werke *therein* (16 mal), *thereof* (10 mal), *thereto* (19 mal), *therewith* (19 mal), *wherein* (7 mal), *whereof* (9 mal) vor.

Die von Malory verwendeten Zusammensetzungen waren in den folgenden Jahrhunderten sehr beliebt; ja einige Dichter führten neue ein. So hat Edmund Spenser (16. Jahrhundert) in seiner Dichtung "The Fairy Queen", Book II (ed. G. W. Kitchen, Oxford, 1877) den damaligen Bestand der besprochenen Adverbien um folgende vermehrt:

*herewith*; Canto IX, Stanza 8: Fortune, the foe of famous chevisaunce. Seldome (said Guion) yields to vertue ride, But in her way throwes mischiefe and mischaunce, Whereby her course is stopt, and passage staid. But you, fair sir, be not *herewith* dismaid.

*thereinto* (altengl. *þær-into*), C. XI, St. 46: Tho up he caught him twixt his puissant hands, . . . Upon his shoulders carried him perforce, . . . Until he came unto a standing lake; Him *there into* he threw without remorse.

*thereunto*; C. XII, St. 10: Then said the knight, Loe I the land descry, Therefore old syre thy course do *thereunto* apply.

*whereat*; C. VIII, St. 45: *Whereat* renfierst with wrath and sharpe regret, He stroke so hugely with his borrowd blade, That it empierst the Pagans burganet.

*whereon*; C. VI, St. 13: No tree, whose braunches did not bravely spring; No braunch, *whereon* a fine bird did not sit.

John Milton (17. Jahrh.) hat im "Paradise Lost" *where-withal* als Gegenstück zu *therewithal* gebildet:

Book III, Verse 469: The Builders next of Babel on the plain of Sennaar, and still with vain design New Babels, had they *wherewithal*, would build.

Laurence Sterne (18. Jahrh.) hat in seinem Hauptwerk "Tristram Shandy" folgende drei Verbindungen eingeführt:

*hereupon*, *whereunto*; vol. IV, ch. XXIX 144: *Hereupon*, as it was a great cause, and much depending upon its issue — the most learned, as well in the laws of this realm as in the civil law, were consulted

together, Whether the mother was of kin to her son, or no? — *Whereunto* not only the temporal power, but the church lawyers . . . were all unanimously of opinion that the mother was not of kin to her child.

*whereinto*; vol. VII, ch. XIV 218: Now, the wheel we are talking of and *whereinto* he curseth his enemies according to his bishop's habit of body, should certainly be a post-chaise wheel.

## b) 20. Jahrhundert.

Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts merkt man, daß die Beliebtheit der mit *here, there* und *where* zusammengesetzten Adverbien langsam abzunehmen beginnt. Daß aber viele der behandelten Verbindungen noch immer in der englischen Literatur gebraucht werden, beweisen die folgenden aus Werken neuerer Schriftsteller und aus Zeitungen der Gegenwart angeführten Beispiele.

Anthony Trollope, *An Autobiography* T.<sup>1)</sup>, 55: I rarely at this time had any money *wherewith* to pay my bills. — 99/100: I have already said of the work (sc. *The Warden*) that it failed altogether in the purport for which it was intended. But it has a merit by my own perception of which I was enabled to see *wherein* lay whatever strength I did possess. — 236: When an author puts his name to a book, he claims to have written all that there is *therein* unless he makes direct signification to the contrary. — 329. Of those (sc. books) which I may *hereafter* be able to add to them I cannot speak.

Robert Louis Stevenson, *Treasure Island* (Oxford University Press), ch. XXIV, p. 169: I was drenched and terrified, and fell instantly back into my old position, *whereupon* the coracle seemed to find her head again, and led me as softly as before among the billows. — ch. XXVIII 200. 'So,' said he, 'here's Jim Hawkins, dropped in, like, eh? Well, come, I take that friendly.' And *thereupon* he sat down across the brandy cask, and began to fill a pipe.

Id., *Island Nights' Entertainments*, T.: The Isle of Voices, 249: Even in the same flash the high chief of the clan espied him (sc. Keola) standing, and pointed and called out his name. *Thereat* the whole tribe saw him also, and their eyes flashed, and their teeth clashed.

Id., *Across the Plains, etc.*, T., 68: Whatever is thought within the circuit of the Great Wall; what the wry-eyed, spectacled school-master teaches in the hamlets round Peking; . . . philosophy so wise that our best philosophers find things *therein* to wonder at; all this travelled alongside of me for thousands of miles over plain and mountain. — 225: A Chapter on Dreams: She fell upon her knees, and with outstretched hands: "Do you not understand?" she cried. "I love you". *Hereupon*, with a pang of wonder and mercantile delight, the dreamer awoke.

<sup>1)</sup> T. = Tauchnitz Edition.

James Payn, *On her Majesty's Service: Special* (in 'Tales of the Present, ed. Clifford Sully, Leipzig, 1908'), p. 33: I invested five shillings in those two articles of commerce, *thereby* bringing up almost her entire stock, and then the old lady and I parted up on the best of terms.

John Ruskin, *Letters addressed to a College Friend* (G. Allen, London), p. 44: When the day of publication comes, a Friendship's Offering will be sent to Twickenham, as I shall leave orders with publisher, and crave you to allow it room in your bookcase, as there is much lucubration of mine *therein*. — 128/129: I send you back a leaf of your sermon which . . . has been detained by me, in hopes you might miss it, . . . and send after it, and i might *thereby* get a letter out of you.

Mark Twain, *A Tramp Abroad* (ed. Max Mann, Leipzig, 1901), p. 27: Then he turned to a person behind him, and said, "You hear, M. Noir, the hour has altered to half-past nine." *Whereupon* M. Noir bowed, expressed his thanks, and went away.

George Saintsbury, *A History of 19<sup>th</sup> Century Literature* (1891), 392: Mr. Ruskin found his influence as an art teacher rise steadily during the seventh decade of the century, and attain the highest point about the close *thereof*, when he was made Slade Professor in his own university. — 459: It is sufficient to say that it (sc. science) clearly has nothing to do with literature except in accidental and remote applications, that it stands *thereto* much as geology does to architecture.

Rudyard Kipling, *Only a Subaltern* (in "Soldiers Three", Heinemann and Balestier), 107: 'S'pose you're the person we go into camp for, eh?' *Whereupon* Porkiss was overtaken with a great and chilly fear. — 111: He did intend to enclose the illustrated programme of the forthcoming Sing-song *whereof* he was not a little proud.

Thomas Hardy, *The Three Strangers* (in "A Thomas Hardy Reader," T.), 15: Among the few features of agricultural England . . . may be reckoned the high, grassy and furzy downs, . . . that fill a large area of certain counties in the south and south-west. If any mark of human occupation is met with *hereon*, it usually takes the form of the solitary cottage of some shepherd. — 22: He (sc. a solitary pedestrian) lifted his hand to knock, but paused with his eye upon the panel. Since the dark surface of the wood revealed absolutely nothing, it was evident that he must be mentally looking through the door, as if he wished to measure *thereby* all the possibilities that a house of this sort might include.

John Galsworthy, *Memories* (in 'Selected Tales', T.), 83: We took him (sc. a dog) out, set him down on his four, as yet not quite simultaneous legs, and regarded him. Or, rather, my companion did, having her head on one side, and a quavering smile; and I regarded her, knowing that I should *thereby* get a truer impression of him. — 102: Not the least hard thing to bear when they (sc. dogs) go from us, these quiet friends, is that they carry away with them so many years of our own lives. Yet, if they find warmth *therein*, who would grudge them those years that they have so guarded? — Pack, *ib.*, 56: It was his beneficial practice to enter the rooms of any person, who for good and sufficient

reasons merited trial, and *thereupon* to conduct the same with all the ceremony due to the dispensation of British justice.

Id., *Timber* (in 'Three Stories', T.), 66: Like newspaper proprietors, ship-builders, owners of work, etc., his (Sir Arthur Hirié's) mood was: "Let me serve my country, and if *thereby* my profits are increased, let me put up with it, and invest in National Bonds."

Arnold Bennett, *Elsie and the Child*, T., 64: In the best bedroom Elsie waited for Joe to come and help her with the bed . . . One clean sheet, two clean pillow-slips, two clean bath towels, and one clean razor cloth lay on a chair, and Elsie was impatient to see the shiny slips, . . . and all the room *thereby* as it were reborn to the august uses of the employers. — 87: But Joe ignored her. He sat stolidly in the large wicker chair and read his book, muttering the words *thereof*.

Id., *Old Wives' Tales* (in "Modern English Novel, VaK 1924"), 24: Thousands of labourers were in the fields, but the fields were so broad and numerous that this scattered multitude was totally lost *therein*.

H. Rider Haggard, *Mr. Meeson's Will* (P. Noordhoff, Groningen, 1906), ch. II 13: You actually avail yourself of a disgraceful trick to entrap this unfortunate girl into an agreement *whereby* she becomes a literary bonds slave for five years. — ch. II 17: He proceeded to visit the various departments of his vast establishment, and to make such hay *therein* as had never before been dreamt of in the classic halls of Meeson's. — ch. II 25: He knew it; but he could not tolerate that it should be told him, and that his whole life should *thereby* be discredited. — ch. III 28: Reader, pray to Heaven that it may never be your lot to see your best beloved die for the want of a little miserable money *wherewith* to save his life. — It was in this terrible emergency that she had — driven *thereto* by her agony of mind — tried to get something beyond her strict and legal due out of Meeson's. — ch. V 55: *Thereupon*, all in a moment, . . . Augusta came to a determination. — ch. X 105: Mr. Meeson, having laid his finger upon Augusta's shoulder, had solemnly declared the writing *thereon* to be his last will and testament. — ch. XIII 134: Then she turned, and, before all the people, clung about Augusta's neck and kissed her, because she had saved her only child. *Whereat* the crowd cheered, and wept, and yelled. — ch. XVII 177: Presently they were there (sc. in Somerset House), and after threading innumerable chilly passages, reached a dismal room . . . , *wherein* were congregated several solicitors' clerks. — ch. XVII 183: The inconvenience to Miss Smithers will be trifling, and it may prevent questions being raised *hereafter*. — XVIII 191: At first they had only pleaded that the testator had not duly executed the alleged will, and that he did not know and approve the contents *thereof*. — XXI 222: Then he (the judge) passed on to the history of the death of the two sailors who had attested the will, and finally closing his examination-in-chief just as the clock struck four, *whereon* the court adjourned till the following day.

L. Cope Cornford, *English Composition* (London, 1900), 177: An etymological Dictionary will help him; the derivation of a word will often throw light on the original nature of the thing signified *thereby*.

Rob. Spindler, *Echo of Spoken English*. II<sup>nd</sup> Part. Glimpses of London (Leipzig, 1901): Talk of something more agreeable. — Well, there (sc. in the Guildhall) is a free library, which is very well attended. There are two statues of the two famous Guildhall Giants, Gog and Magog, as they are now called. *Thereby* 'hangs a tale', but it is too long to be told now.

*The North American Review*, Nov. 28, 615: Maine has passed an "open door" act, *whereby* non-residents can operate their automobiles for an unlimited period in the State provided they are properly registered in their own States.

*The Canadian Forum*, Sept. 32, 467: The Commission of Saints, that cloud of unseen witnesses, *wherewith* we are compassed about, is certainly one of the most inspiring as well as one of the most deeply rooted items of mankind.

*The Literary Digest*, 14. XII. 35, 44: The New Deal has hamstrung industry and stifled private initiative. *Herein* lies the biggest fallacy in its principles.

*The Manchester Guardian Weekly*, 15. XI. 35, 385: These facts, which developed after the decision of Geneva, are such as the League of Nations ought to take into account and draw *therefrom* the necessary conclusions. — *ib.*, 20. XI. 36, 416: The man had gone exploring up-river, looking for new land *whereon* to plant bananas. — *ib.* 12. XI. 37, 390: Most of the Labour party *thereafter* disagreed with MacDonald and, with Mr. Henderson and Mr. Clynes, supported the Government and the war. *Thereupon* it became impossible to secure Cabinet agreement — *ib.* 19. XI. 37, 404: Japanese armed forces are present in enormous numbers on Chinese soil and have occupied large and important areas *thereon*. — 408: Lord Haig's Whitehall charger . . . has certain attributes of horsemanship that pull one back to reality and *thereby* remind one that no actual horse would stand for a split second in that position. — *ib.* 3. XII. 37, 455: What strange innate perversity of spirit is it that leads so many of us to make so much of the things *wherein* we differ from others and so little of the things in which we are one?

*Supplement to the Manchester Guardian W*, 3. XII. 37, X: Starting from New York, the author, Marjorie Fisher, conducts her hero and heroine across the North Atlantic to London, *thereafter* from Hay's Wharf to Leningrad, and down to the Caucasus and the shores of the Black Sea.

*The Times Weekly*, 14. X. 37, 3: A correspondent explains in *The Times* why Marshal Graziani, the Viceroy of Abyssinia, altered his plans on a recent visit to Asmara. The change is ascribed to a September attack on Adona by Abyssinian bands *whereby* some 200 Italian soldiers (white and Ascar) lost their lives. — 7: It had been reported on the preceding Monday that H. M. Destroyer Basilisk . . . had been attacked by an unknown submarine which had fired a torpedo at her, *whereupon* the Basilisk had dropped depth-charges the result of which was not known. — 6. The Assembly last week adopted a resolution submitted to the Far Eastern Conference by the Advisory Committee on the Sino-

Japanese conflict, Poland and Siam abstaining, and *therewith* set in action the machinery proposed for seeking a method of ending the conflict.

Die Durchsicht der vorliegenden Zitate ergibt folgendes Ergebnis:

1. Dreizehn der mit Präpositionen zusammengesetzten Adverbien *here, there, where* kommen in den durchgesehenen Büchern und Zeitschriften noch immer mehr oder weniger häufig vor. Es sind dies: *thereby* (10), *therein* (6), *thereupon* (4), *whereupon* (4), *thereof* (3), *whereby* (3), *wherein* (3), *herewith* (3), *thereafter* (2), *hereafter* (2), *thereon* (2), *thereto* (2), *whereon* (2).

2. Vereinzelt kommen vor: *herein, hereon, hereupon, thereat, therefrom, therewith, whereat, whereof*.

3. Veraltet sind: *hereby, herewith, hereof, thereinto, thereunto, therethrough, thereunder, thereout, therewithal, whereto, wherethrough, wherewithal, whereinto, whereunto, whereunder*.

Anmerkung: Die Verbindungen *hereby* und *herewith* werden heute nur in juristischen und sonstigen amtlichen Dokumenten oder deren Nachahmungen gebraucht. Z. B.: Charles Dickens, *The Pickwick Club*, I 1: May 12, Joseph Smiggers, Esq., P.V.P.M.P.C. presiding. The following, resolutions unanimously agreed to. That this Association has heard read . . . the paper communicated by Samuel Pickwick, Esq., G.C.M.P.C. entitled 'Speculation on the Source of the Hampstead Ponds . . .' and that this Association does *hereby* return its warmest thanks to the said Samuel Pickwick, Esq. for the same. (In den weiteren Ausführungen kehrt *hereby* noch viermal wieder.) — John Ruskin, *Letters etc.*, 134: You will receive *herewith* a copy of 'Friendship's Offering' for the next year, of which I crave your acceptance.

Wien.

Johann Ellinger.

---



## ZUR NEUEREN ENGLISCHEN DIALEKTFORSCHUNG.



Außer kleineren Beiträgen in Zeitschriften<sup>1)</sup> wurden seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert folgende Arbeiten, die der Erforschung der gesprochenen englischen Dialekte dienen sollen, veröffentlicht:

- Kjederquist, John, *The Dialect of Pewsey (Wiltshire)*, in: Transactions of the Philological Society 1903—1906.
- Hargreaves, Alexander, *A Grammar of the Dialect of Adlington (Lancashire)*, Anglistische Forschungen, Heft 13, Heidelberg 1904.
- Kruisinga, Etsko, *A Grammar of the Dialect of West Somerset*, Diss. Bonn 1904 (Teildruck); vollständig in: Bonner Beiträge 18.
- Hirst, T. O., *A Grammar of the Dialect of Kendal (Westmoreland)*, Anglistische Forschungen, Heft 16, Heidelberg 1906.
- Schilling, Karl G., *A Grammar of the Dialect of Oldham (Lancashire)*, Diss. Gießen 1906.
- Mutschmann, Heinrich, *A Phonology of the North-Eastern Scotch Dialect on a Historical Basis*, Bonner Studien, Heft 1, Bonn 1909.
- Colville, James, *Studies in Lowland Scots*, Edinburgh and London 1909.
- MacBride, Mackenzie, *London's Dialect*, London (Priory Press) 1910.

---

<sup>1)</sup> Zum Beispiel R. E. Zachrisson in: Engl. Stud. 59, 346ff.; W. Horn, ebd. Bd. 60, 121ff.; K. Luick, ebd. Bd. 60, 130ff.; H. Orton, ebd. Bd. 63, 229ff.; K. Luick, ebd. Bd. 65, 68ff.; J. Sephton in: Otia Merseiana III 4ff.; G. Goetze in: Neuphilologische Monatsschrift 2, 318ff.; H. Larson in: Studies in English Philology 1929, 401 f.

- Sixtus, Johannes, *Der Sprachgebrauch des Dialektschriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmorland*, Palaestra 116, 1912.
- Brilioth, Börje, *A Grammar of the Dialect of Lorton (Cumberland)*, Publications of the Philological Society I, Oxford 1913.
- Klein, Willy, *Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North-Riding*, Palaestra 124, 1914.
- Wilson, J., *The Dialect of the New Forest in Hampshire*, Publications of the Philological Society IV, Oxford 1914.
- , *Lowland Scotch as Spoken in the Lower Strathearn District of Perthshire*, Oxford 1915.
- Cowling, G. H., *The Dialect of Hackness (North-East Yorkshire)*, Cambridge 1915.
- Albrecht, Theodor, *Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Charles E. Benham zu Colchester in Essex*, Palaestra 111, 1916.
- Grant, W. and Dixon, M., *Manual of Modern Scots*, Cambridge 1921.
- Wiegert, Hans, *„Jim an' Nell“ von W. F. Rock. Eine Studie zum Dialekt von Devonshire*, Palaestra 137, 1921.
- Wilson, J., *The Dialects of Central Scotland (Lothian, Fifeshire)*, London 1926.
- Heldmann, Adam, *Lautlehre der schottischen Mundart im südöstlichen Perthshire*, Gießener Beiträge, Bd. III, Heft 2, 1926.
- Reaney, Percy H., *A Grammar of the Dialect of Penrith (Cumberland)*, Publications of the University of Manchester, 1927.
- Hartig, Paul, *Die Edinburger Dialektgruppe*, Palaestra 161, 1928.
- Sieß, Magdalena, *Untersuchungen zum Dialekt von Lancashire*, Diss. Wien 1929.
- Schütz, Ch. Ch., *Der Dialekt von New Forest*, Diss. Wien 1929.
- Harman, H., *Buckinghamshire Dialect*, London 1929.
- Poisel, Eduard, *Der Dialekt von South Cheshire*, Diss. Wien 1930.
- Wießner, E., *Der Vokalismus der Mundart von Zentral-Ayrshire, der Heimat von Robert Burns*, Diss. Wien 1930.

- Holzer, Blanka, *Über den Dialekt von Roxburghshire*, Diss. Wien 1930.
- Bröcker, Hugo, *Zu den Lautverhältnissen der Lancashire-Dialekte*, Berlin 1930.
- Stary, Anna, *Untersuchungen zum Dialekt von Buckinghamshire*, Diss. Wien 1931.
- Reuther, Franz, *Der Dialekt von Mid-Yorkshire*, Diss. Wien 1931.
- Dieth, Eugen, *A Grammar of the Buchan Dialect (Aberdeenshire)*, Cambridge 1932.
- Ehrmann, Leopold, *Die Norfolkter Dialektgruppe*, Diss. Berlin 1932 (Teildruck); vollständig in Palaestra 185.
- Kökeritz, Helge, *The Phonology of the Suffolk Dialect*, Uppsala Universitets Årsskrift 1932.
- Orton, Harold, *The Phonology of a South Durham Dialect*, London 1933.
- Scherer, Helen, *Der Dialekt von Lanarkshire (Glasgow und Umgegend) und die Dialektdichtung "Wee Macgreegor"*, Diss. Berlin 1933.
- Herbrich, Ilse, *Lautgeschichte der Mundart von Derbyshire*, Diss. Wien 1933.
- Müller, Alfred, *Der heutige Sprachgebrauch im südöstlichen Yorkshire*, Diss. Berlin 1934 (Teildruck); vollständig in Palaestra 204, 1936.
- Nehls, Werner, *Der Sprachgebrauch der Dialektgegend von Aberdeen, dargestellt auf Grund von Sprechplatten und Dialektschreibungen*, Palaestra 209, 1937.
- Lamprecht, Adolf, *Der Sprachgebrauch im südwestlichen Yorkshire, dargestellt auf Grund von Sprechplatten und Dialektdrucken*, Palaestra 210, 1937.
- Matthews, William, *Cockney Past and Present*, London 1938.
- Hohenstein, Ruth, *Intonation und Vokalqualität in den englischen Mundarten von Norfolk und Suffolk*, 1938.
- Büttner, Frank u. Kozmiensky, *Intonation und Vokalqualität in englischen Mundarten*. Sprache und Kultur der germ. u. rom. Völker, Angl. Reihe 28, 1938.
- Wilde, Hans-Oskar, *Der Industrie-Dialekt von Birmingham. Intonation und Sprachvariante*, Studien zur engl. Philologie, hrsg. v. L. Morsbach und Hans-Oskar Wilde, Bd. 94, 1938.

Die meisten dieser Arbeiten weichen in der Wahl und Begrenzung des sprachlichen Ausgangsmaterials, in seiner Wertung und in der Art, Folgerungen zu ziehen oder Ansprüche zu erheben, stark voneinander ab. Gegenüber vereinzelt Mundartforschern, die ihre ganze Kindheit in dem von ihnen untersuchten Gebiet verbrachten<sup>1)</sup> oder abgesehen von wenigen Dialektologen, die ihre Beobachtungen mehrere Jahre hindurch anstellten<sup>2)</sup>, hielten sich die meisten neueren Untersucher nur ein paar Wochen im Mundartbereich auf<sup>3)</sup>. Einige wechselten dann den Wohnsitz mehrmals, andere wenig oder so gut wie gar nicht. Einige beherrschten die Mundart, manche begannen die Erforschung eines Dialekts mit größeren oder geringen Kenntnissen über ihn, verschiedene gingen an die Untersuchung mit den außerhalb Englands erworbenen Fähigkeiten, Standard English zu sprechen, heran<sup>4)</sup>. In mehreren Arbeiten<sup>5)</sup> werden Dialektschreibung und Aussprache eines bestimmten Dichters überprüft und manchmal mit anderen Sprechern desselben Ortes oder der Gegend verglichen. Wenn mehrere Individuen das Sprachmaterial liefern, wird in einigen Fällen auf ihre ungefähre Gleichaltrigkeit geachtet, oft jedoch auch nicht. Die Erfassung der Mundart geschieht auf verschiedenste Weisen: vom Rezipieren einfacher Alltagsgespräche bis zum Reproduzieren von Gedichten über die Stufen des Befragens, Nachsprechens und Vorlesens. Die Hauptrollen spielen für einen Teil der veröffentlichten Arbeiten die auf Grammophonplatten festgehaltenen Sprechweisen einzelner<sup>6)</sup>. Hargreaves, Schilling und Cowling zum Beispiel verzichten für ihre Untersuchungen auf die Angabe der Sprachmittler.

---

<sup>1)</sup> Z. B. Orton 1933; vgl. auch W. E. Haigh, *A New Glossary of the Dialect of the Huddersfield District*, London 1928; A. E. Pease, *A Dictionary of the Dialect of the North Riding of Yorkshire*, 1928.

<sup>2)</sup> Z. B. Reaney 1927, Orton 1933, Matthews 1938; auch einigen Dialektglossaren liegen mehrjährige Beobachtungen zugrunde; vgl. etwa E. W. Prevost, *A Supplement to the Glossary of the Dialect of Cumberland...*, London and Carlisle 1905 und E. Gepp, *An Essex Dialect Dictionary*, 1. ed. 1920, 2. ed. 1923.

<sup>3)</sup> Z. B. Mutschmann 1909, Sixtus 1912, Klein 1914, Albrecht 1916, Wiegert 1921.

<sup>4)</sup> Z. B. Sixtus 1912, Klein 1914, Albrecht 1916, Wiegert 1921, Hartig 1928, Kökeritz 1932, Scherer 1933, Müller 1934.

<sup>5)</sup> Etwa Sixtus, Klein, Albrecht, Wiegert.

<sup>6)</sup> Dieselben und Hartig, Broker, Kökeritz.

Es ist klar, daß bei einer derartigen Mannigfaltigkeit von Dialektbearbeitungen der Wert der Veröffentlichungen außerordentlich verschieden sein muß. Das kommt auch immer wieder in den zahlreichen Besprechungen zum Ausdruck, die neben falschen Ergebnissen schon vereinzelt die Gründe dafür nennen.

Das Studium der seit 1900 zur englischen Mundartforschung erschienenen Arbeiten und ihrer Besprechungen läßt erkennen, daß der größte Teil der beanstandeten Mängel auf Unklarheiten, manchmal sogar auf falsche Vorstellungen über die Begriffe »Dialekt« und »Dialektforschung« zurückzuführen sind. Aus einem Vergleich mit dem Stand und den Zielen der Mundartforschungen anderer Länder und aus eigenen Beobachtungen in einem englischen Dialektgebiet (Gegend um Stroud bei Gloucester) könnten vielleicht einige prinzipielle Bemerkungen über das Wesen der Mundarten, über die Ziele der Dialektologie und über die sich daraus ergebenden Forderungen nützlich erscheinen.

Bei Mundarten handelt es sich gegenüber der Schriftsprache, die in erster Linie eine Sprachform des schriftlichen Ausdrucks einer Nation darstellt (vgl. später!), um die Sprechweisen einzelner Volksteile. Die richtige Erkenntnis ihres Zustandekommens, ihres Wesens und ihrer Entwicklung ist entscheidend für die Mundartforschung.

Jedem gesunden Menschen ist die Anlage zum Sprechen angeboren. Durch den Spiel- und Nachahmungstrieb versucht das kleine Kind immer wieder unter Leitung anderer, hauptsächlich der Mutter, die ersten artikulierten Laute, dann Silben und Wörter hervorzubringen. Es eignet sich langsam die Fähigkeit an, mit den dazu bestimmten lebenden Sprechwerkzeugen das Gehörte allmählich so gut nachzuahmen, daß es dem Vorgesprochenen sehr ähnlich, oft wohl gleich klingt. Bei jedem gesprochenen Wort handelt es sich aber immer wieder um eine Neuerzeugung.

Jede Neuerzeugung durch lebende Organe, die meist unbewußt, aber auf jeden Fall irgendwie kontrolliert<sup>1)</sup>, zu einer bestimmten Routine, etwa zu dem Spielen einer Kadenz, führen

---

<sup>1)</sup> Über den komplizierten Prozeß, der sich beim Sprechen abspielt, vgl. H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 4. Aufl., Halle 1909, §§ 32, 35, 36.

kann, schließt stets das Moment mindestens allerfeinster Nuancierungen ein. So gleich auch die von einem Individuum hervorgebrachten Laute denen eines anderen für das menschliche Ohr klingen mögen, sie sind es tatsächlich nicht. Und wie auch nicht zwei von demselben Individuum geschriebene Wörter, ja nicht einmal zwei Buchstaben in allen Einzelheiten übereinstimmen, ebensowenig ist das, wie die experimentelle Phonetik leicht dartun kann, der Fall für zwei von einer Person gesprochene [a] oder [b] usw., geschweige denn für zwei Silben, Wörter oder Sätze<sup>1)</sup>.

Auf dieser Tatsache der immer wieder erfolgenden Neuerzeugungen mit ihren für das grobe menschliche Ohr meist nicht mehr wahrnehmbaren Differenzen des Erzeugten beruht ja auch letzten Endes die Möglichkeit jedes Lautwandels und damit jeder Sprachentwicklung.

Wenn trotz dieses Umstandes eine mündliche Verständigung zwischen den Menschen vor sich gehen kann, so ist der Grund dafür das nicht nur unbewußte, sondern zum großen Teil durchaus bewußte und absichtliche Streben des Einzelnen, es dem Nächsten seiner engeren, dann auch seiner weiteren Umgebung gleichzutun, um in eine Gemeinschaft hineinzuwachsen und in ihr als Glied anerkannt zu werden. Andererseits bemüht sich auch — was nicht verkannt werden darf — die Gemeinschaft um den Einzelnen. Ohne dieses gegenseitige Bemühen wäre eine Verständigung und damit ein wirkliches Leben ausgeschlossen. Das Annäherungs- oder Anlehnungsbedürfnis fordert also das Streben nach Gleichheit

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu z. B. schon Sievers, *Phonetik*, 4. Aufl., 1893, § 682.

»Auch bei dem routinirtesten und exactesten Sprecher bleibt doch für alle Articulationsbewegungen ein gewisser Spielraum übrig, ebenso wie z. B. auch bei dem Besitzer der gleichmäßigsten Handschrift . . . kleine Verschiedenheiten in der Bildung der einzelnen Zeichen bestehen«. — Besonders wichtige Gründe dafür werden aufgezeigt in den interessanten Abhandlungen von Luick, »Über den Einfluß der Intonation auf die Vokalqualität« (Engl. Stud. 65, 337 ff.) und Horn, »Tonbewegung und Klangfarbe der Vokale im Englischen« (Zeitschrift f. neuspr. Unterricht, Bd. 35, 17 ff., 1936). — Über Experimentalphonetik vgl. etwa Schriften von G. Panconcelli-Calzia, E. W. Scripture, W. Horn, Stetson, Streim, Parmenter. Literatur zu den die Laute bestimmenden Faktoren Quantität, Melodie, Dynamik und Klangfarbe findet sich bei Behaghel, *Geschichte der deutschen Sprache*<sup>5</sup> 1928, S. 231 ff., 235 ff., 254 ff. und im Archiv für Vergleichende Phonetik.

und schließt die bestehende Möglichkeit zur Sprechwillkür aus. Eine Gleichheit der Sprechweisen kann jedoch, wie sich aus den angegebenen Tatsachen ergibt, nie voll erreicht werden. Denkbar wäre im günstigsten Falle eine so übereinstimmende Ähnlichkeit, daß sie dem menschlichen Ohr als Gleichheit erschiene.

Die Ähnlichkeit wird nun um so größer sein, je mehr die Sprecher als Glieder einer Gemeinschaft untereinander verkehren und je weniger sie Einflüssen Anderssprechender ausgesetzt sind. Bei völliger Abgeschlossenheit und möglichst regem Gedankenaustausch einer Menschengruppe wäre die weitgehendste Übereinstimmung der Sprechenden zu erwarten. Wir hätten es in solchem Falle mit einem Dialekt in reinsten Form zu tun, der sich natürlich mit den Gliedern dieser Gemeinschaft im Laufe der Zeit weiterentwickelt.

Würde sich von dieser einheitlichen Sprachgemeinschaft ein Teil völlig absondern und an anderer Stelle isoliert wohnen, so wäre nach gewisser Zeit ein Unterschied in der Sprechweise festzustellen. Es läge ein zweiter reiner Dialekt vor. Die Gründe für die andersartige Entwicklung sind ein ebenso großes Geheimnis wie der Grund dessen, was wir »Leben« nennen<sup>1)</sup>. Alle bisher angestellten Vermutungen und Erklärungen nähern sich nur mehr oder weniger den letzten Ursachen.

Die Abtrennung von einer Spracheinheit ist auch die Voraussetzung für das, was wir heute mit dem Ausdruck »verwandte Sprachen«<sup>2)</sup> bezeichnen. Und diese Vorstellung gibt

---

<sup>1)</sup> Eine kurze Zusammenstellung der gemachten Erklärungsversuche bringt E. W. Scripture, *The Study of English Speech by New Methods of Phonetic Investigation*, London, p. 29. — Ausführlich äußerte sich H. Paul in: *Prinzipien der Sprachgeschichte* § 38 ff. und im *Grundriß* I, 220.

<sup>2)</sup> Der Unterschied zwischen Dialekt und Sprache beruht auf dem Grade der Verschiedenheit. Deshalb ist eine wissenschaftliche Grenzziehung nicht möglich. Eine volkstümliche Definition besagt, daß es sich dann um »Sprachen« handelt, wenn eine Verständigung nicht ohne weiteres erfolgen kann. Danach wären auch etwa Schwäbisch und Holsteinisch verschiedene Sprachen, die wir gewöhnlich aber als Dialekte bezeichnen. Im allgemeinen scheint wohl heute außer in wissenschaftlichen sprachlichen Abhandlungen bei »Dialekten« an die Sprechweisen verschiedener zu einer Nation gehörender Volksteile gedacht zu werden.

uns die Berechtigung, etwa von west-, nord- oder ostgermanischen Formen ausgehend, ein gemeinsames »Urgermanisch« zu erschließen, wie es in der Sprachgeschichte üblich ist. West-, Nord- und Ostgermanisch stellen also »Dialekte« des Urgermanischen dar, das zusammen mit Arisch, Armenisch, Griechisch, Albanisch, Italisch, Keltisch, Baltisch-Slawisch, Tocharisch, Hethitisch und eventuell noch mit anderen, von denen uns bisher nichts bekannt ist, die Dialekte des Indogermanischen bilden. Ob und wie lange es sich bei ihnen tatsächlich um Dialekte in reinster Form gehandelt hat, wissen wir nicht.

Wohl bekannt ist dagegen, daß sich keine Mundart in Europa, die bisher Gegenstand der Forschung gewesen ist, in historischer Zeit unbeeinflußt hat entwickeln können, und zwar im allgemeinen um so weniger, je näher wir an die Gegenwart herankommen. Im Gegenteil ist in historischer Zeit die dauernde Beeinflussung von Volksgruppen und damit auch ihrer Sprachen ein Hauptfaktor in der Entwicklung. Ob der Anlaß der Beeinflussung kriegerische Auseinandersetzungen oder friedliche Handels- oder Kulturbeziehungen waren, immer entstanden und entstehen aus diesen Gründen weiterhin Sprachmischungen verschiedener Grade.

Bei den ersten germanischen Einwanderern in Britannien, den Sachsen, Euten<sup>1)</sup> und Angeln, die politisch nicht zusammengehörige Stämme darstellten, ist eine, wenn auch geringe Verschiedenheit ihrer Dialekte anzunehmen. In welchem Maße dazu die von den Angeln aufgesogenen kleineren Stämme, mit denen sie durch den Kult der Nerthus verbunden waren und die etwa im 4. Jahrhundert in den Sachsen aufgegangenen Chauken beigetragen haben<sup>2)</sup>, läßt sich heute wohl nicht mehr bestimmen. Dagegen wissen wir, daß alle diese Stämme früh mit den Römern Berührungen gehabt haben, was auch im Wortschatz zu erkennen ist. Von Berührungen mit den Bewohnern Britanniens vor der Masseneinwanderung werden zwei aus den Jahren 365 und 410 er-

---

<sup>1)</sup> Vgl. zu dem Namen »Euten«: E. Björkman, »Über den Namen der Jüten« (Engl. Stud. 39, 356 ff.) und Jordan, Verhandl. d. 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel 1907, S. 139.

<sup>2)</sup> Vgl. Luick, *Hist. Grammatik der engl. Sprache* I, 10. Dort auch weitere Literatur.



wähnt<sup>1)</sup>. Nach der Einwanderung verwischten sich dann wohl infolge der starken gemeinsamen Interessen gegenüber den Briten und dem damit verbundenen größeren Verkehr untereinander die Dialektunterschiede, dagegen war der Einfluß fremder Sprachen, des Britischen und des Vulgärlateins, wieder stärker als zuvor. Nach der endgültigen Besiegung der ursprünglichen Freunde und späteren Feinde scheinen sich infolge der Ausdehnung in weite Landgebiete neue dialektische Unterschiede herausgebildet zu haben, deren Wachsen wohl durch die im 8. Jahrhundert beginnenden Bestrebungen nach politischer Einheit gehindert wurde. In großen Linien bekannt sind dann die von außen kommenden starken Einflüsse des Christentums und die Wirkungen der skandinavischen und normannischen Einfälle auf die englische Sprache<sup>2)</sup>.

Wie in anderen Ländern, so spielte auch die Wirkung der Schrift- und Gemeinsprache auf die englischen Dialekte eine ganz besonders wichtige Rolle. In altenglischer Zeit brachte vor allem die 829 durch den König Ecgbert von Westsachsen erkämpfte Vormachtstellung seines Reiches gleichzeitig die Herrschaft einer vom westsächsischen Dialekt ausgehenden Schriftsprache mit sich, die zweifellos die anderen Mundarten nicht nur in der schriftlichen, sondern auch in der mündlichen Ausdrucksweise beeinflusste. Jedenfalls ist dieser Schluß im Hinblick auf das sonst übliche Wesen und die Wirkung aller Schriftsprachen, die der Forschung zugänglich sind, gerechtfertigt.

Mit Ausnahme der in neuerer Zeit konstruierten Schriftsprachen (Esperanto, Volapük, Ido) ist die Basis der geschichtlich gewordenen stets ein bestimmter Dialekt, und zwar derjenige, der in einem Gebiet gesprochen wurde, das in erster Linie politisch, kulturell und wirtschaftlich bedeutsamer war als andere. Das Bedürfnis danach, auch von möglichst vielen außerhalb des Mundartbereichs verstanden zu werden, mußte

<sup>1)</sup> Vgl. Luick, *Hist. Grammatik d. engl. Sprache* I, 12.

<sup>2)</sup> Literatur darüber bei Luick, *Hist. Grammatik d. engl. Sprache*, hinter den einzelnen Kapiteln. Vgl. an neueren Arbeiten z. B. noch: E. Slettengren, *Contribution to the Study of French Loan-Words in ME.* I. Örebro 1932; R. Feist, *Studien zur Resektion des französischen Wortschatzes im Mittelenglischen*, Leipzig 1934 und Serjeantson, *A History of Foreign Words in English*, 1935.

notwendigerweise zu einer Lösung von den engsten Bindungen an den Ausgangsdialekt führen. Jede Schriftsprache stellt darum immer mehr im Laufe der Entwicklung eine mundartlich gereinigte, überdialektische Sprachform dar<sup>1)</sup>.

Diese allgemeinen Kennzeichen treffen natürlich auch für die zweite auf englischem Boden entstandene Schriftsprache zu, die im 14. Jahrhundert hervortrat und sich im 15. für das von London aus regierte Gebiet festigte<sup>2)</sup>. Das Verstehen über das Ausgangsgebiet hinaus wird wahrscheinlich zunächst durch die vermittelt, die aus Interesse (Schriftsteller) oder von Berufs wegen (Kanzlisten u. a.) mit der Schriftsprache am meisten zu tun haben. Bei ihnen, die aus mannigfachen Gründen in den Städten wohnen, entsteht wohl allmählich ein Mischprodukt aus ihrer Mundart und Elementen der Schriftsprache. Im Laufe der Zeit bilden sich dann unendlich viele verschiedenartige Mischungen der gesprochenen sogenannten Gemeinsprache heraus, unter denen die »Vortragssprache« der Schriftsprache am nächsten steht, während sich die Verkehrs- und Umgangssprache der Gebildeten, dann die sogenannte »Halbmundart« der gewöhnlichen Städter und schließlich die Vulgärsprache oder der »Jargon« der ungebildeten Schichten mit allen Zwischenstufen immer weiter von der Schrift- und Literatursprache entfernen<sup>3)</sup>.

Wenn nun auch der Abstand der Gemein- und Schriftsprache vom Dialektischen im Laufe der Jahrhunderte größer geworden ist, so ist doch eine völlige Loslösung bisher niemals erfolgt. Deutlich ist die Gebundenheit an die einzelnen Dialekte in der regional verschiedenen Handhabung der Gemeinsprache festzustellen. Mit Ausnahme vielleicht derer, die jahrelang auf den Public Schools und Preparatory Boarding Schools oder in Oxford und Cambridge gewesen sind, wird in allen Teilen Englands ein verschiedenartiges Standard English ge-

---

<sup>1)</sup> Vgl. A. Hübner, *Die Mundart der Heimat*, Breslau 1925, S. 11, H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 23. Kapitel.

<sup>2)</sup> Literatur über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache gibt Luick, *Hist. Grammatik d. engl. Sprache*, S. 50f. Vgl. auch L. P. Smith, *Words and Idioms*, London 1925, p. 135ff.; G. H. McKnight, *English Words and their Background*, New York u. London 1923, Chapters I—II.

<sup>3)</sup> Vgl. A. Hübner, a. a. O., S. 12f.; D. Jones, *An Outline of Engl. Phonetics*, § 63.

sprochen<sup>1)</sup>. Und an seiner fortwährenden Belebung durch neue Wörter aus den Mundarten erkennen wir die direkte Verbindung.

Der Austausch vollzieht sich aber nicht nur einseitig von den Dialekten zur Gemein- und Schriftsprache, sondern, was an dieser Stelle von mehr Interesse ist, auch umgekehrt. Seitdem es Schriftsprachen gibt, wirken sie auf die Mundarten der Länder und beeinflussen in erster Linie den Wortschatz und die Lautungen, und zwar um so mehr, je stärker die Erziehungs- und Bildungsbestrebungen (vgl. allgemeine Schulpflicht!) werden und je größere Bequemlichkeiten die Beförderungsmittel bieten. Ob zur Kennzeichnung dieses Tatbestandes von Entlehnungen, Nachahmungen oder fremden Einflüssen gesprochen wird, ist in dem Zusammenhang hier belanglos<sup>2)</sup>. Es ist auch keineswegs so, daß die Schrift- oder Gemeinsprache den Mundarten etwa in allen Fällen aufgezwungen wird. Im Gegenteil scheint, je näher wir an die Gegenwart herankommen, ein immer größeres Bedürfnis zu bestehen, das Kulturgut gebildeter Schichten so weit wie möglich in weniger gebildete hineinzuziehen. Die Nachahmung, manchmal die Nachäffung, erweist sich auch hier wieder, wie in allem menschlichen Tun, als starker Faktor.

Einflüsse der Schrift- und Gemeinsprache kommen also seit dem 14. Jahrhundert zu den oben erwähnten Faktoren hinzu und haben die Entwicklung der englischen Dialekte wesentlich bestimmt. Vergewenwärtigt man sich nun die besonders vom 19. Jahrhundert ab geschaffenen besseren Verkehrsmittel, die einer schnelleren und intensiveren Dialektmischung sehr förderlich sind, und die immer größer werdende Macht der Presse, so ist die Äußerung J. Wrights in der Einleitung zu seiner Dialektgrammatik schon damals, 1905, gut zu verstehen: "There can be no doubt that pure dialect

<sup>1)</sup> Vgl. M. Montgomery, *Types of Standard Spoken English and its chief local variants*, Straßburg 1910; D. Jones, *An Outline of English Phonetics*, Teubner 1934, Chapt. II; I. C. Ward, *The Phonetics of English*, Cambridge 1931, Chapt. I; W. Ripman, *English Phonetics*, 2nd ed. 1934, p. 4 ff.; A. Ll. James, *The Broadcast Word*, London 1935, p. 153 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Schuchardt, *Sprachverwandtschaft* in: Sitzungsberichte d. kgl. preußischen Akad. d. Wiss., Berlin 1917, S. 522.

speech is rapidly disappearing even in country districts.<sup>7)</sup> Um wieviel mehr muß das aber schließlich heute gelten, da seit jener Feststellung der Sprechfilm und der Rundfunk mit den ungeheuren Wirkungsmöglichkeiten auf die Menschen und ihre Sprechweisen so ausgebaut worden sind, daß sie wohl in nächster Zukunft selbst für das entlegenste Bauernhaus erreichbar werden, wie gegenwärtig schon die Tageszeitung.

Angesichts der bisher vorhandenen unzähligen Momente für fortgesetzte Dialektbeeinflussungen ist die tatsächliche Existenz gesonderter Mundarten in den Ländern heute gar nichts Selbstverständliches mehr. Deshalb sind auch wohl mindestens ebenso sinnvoll wie die oft aufgeworfenen und untersuchten Fragen nach den Gründen für die Dialektmischungen folgende Probleme: Was ist nach allen stattgehabten Vermischungen überhaupt von den »Mundarten« übrig? Können wir noch von »Dialektgebieten« sprechen? Wenn ja, welchen Umständen verdanken sie dann ihr Dasein?

Wenn auch das Bestehen voneinander abweichender Sprechweisen eine praktische Erfahrung ist, so erweist es sich doch in den meisten Fällen als unmöglich, die genauen Bereiche einzelner Dialekte abzustecken. Keineswegs fallen heute noch die Grenzen der Mundarten mit denen eines Landes, einer Provinz, eines Kreises, einer Grafschaft oder einer sogenannten natürlichen Landschaft zusammen<sup>1)</sup>. Die Übergänge von einer Mundart zur andern sind meistens so fließend, daß häufig nicht entschieden werden kann, ob ein gewisses Dorf zu diesem oder jenem Dialektgebiet zu rechnen ist. Aber auch außerhalb dieser Übergangsgebiete können oft in voneinander sehr entfernten Bezirken mehr oder weniger viele ähnliche oder gleiche Erscheinungen festgestellt werden.

Die neuesten Arbeitsmethoden in der Dialektologie mit Sprachatlanten<sup>2)</sup> haben für verschiedene europäische Länder

<sup>1)</sup> Vgl. A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation*, London 1869—89; J. Wright, *The English Dialect Grammar*, Oxford 1905; W. Skeat, *English Dialects from the Eighth Century to the Present Day*, Cambridge 1911; außerdem viele oben angegebene Dialektarbeiten und zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften.

<sup>2)</sup> An Sprachatlanten liegen vor: G. Weigand, *Linguistischer Atlas des dacorumänischen Sprachgebiets*, Leipzig 1898—1909. — V. Bennike og M. Kristensen, *Kort over de danske folkemål*, Kopenhagen 1898—1914. — J. Gilliéron et E. Edmond, *Atlas linguistique de*

augenfällig ergeben, daß von »einheitlichen Mundartgebieten« nur noch in beschränktem Maße die Rede sein kann. Für England, wo diese sorgfältige Methode leider noch fehlt<sup>1)</sup>, ist nach all den Feststellungen über die stattgehabten Mischungen und deren Ursachen, ferner nach den über die englischen Dialekte vorliegenden Untersuchungen, kein anderes Ergebnis zu erwarten.

Die zu den Sprachatlanten zusammengefaßten Karten, auf welchen diejenigen Ortschaften mit Linien verbunden sind, in denen man dieselben Lautungen feststellte, zeigen deutlich, daß jede Sprechereigenart verschiedene Ausdehnungsbereiche hat. Ferner sind ausnahmslos nur in einem Gebiet geltende Erscheinungen nicht zu finden. Wohl aber ist zu erkennen, »daß die in ihrem Gesamtverlauf variierenden Grenzen der verschiedenen Spracherscheinungen die Tendenz haben, sich streckenweise zu mehr oder weniger starken Linienbündeln zusammenzuordnen«<sup>2)</sup>, und daß die Linienbündel meist Kerne

*la France*, Paris 1903—10, Supplément 1921. — Dieselben, *Atlas linguistique de la Corse*, Paris 1914 ff. — A. Griera, *Atlas linguistique de Catalunya*, Barcelona 1923 ff. — E. Blancquaert, *Dialect-atlas van Klein-Brabant*, Antwerpen 1925. — Wenker, *Deutscher Sprachatlas* 1926 ff.; über den jeweiligen Stand sollen in dem seit 1937 erscheinenden Archiv für Vergleichende Phonetik Berichte folgen, vgl. Heft I, S. 9. Unabhängig vom *Deutschen Sprachatlas* wurden Mundartatlanten für einzelne deutsche Landschaften veröffentlicht oder geplant, vgl. darüber A. Bach, *Deutsche Mundartforschung*, Heidelberg 1934, S. 20. — J. Brøndum-Nielsen, *Dialekter og Dialektforskning*, Kopenhagen 1927. — G. Kallstenius, *Översikt av Värmlands svenska dialekter*, 1927. — J. Jaberg und J. Jud, *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, Zofingen 1928 ff. — E. Blancquaert und H. Vangassen, *Dialect-atlas van Zuid-Oost-Vlaanderen*, Antwerpen 1930. — E. Blancquaert, *Dialect-atlas van Noord-Oost-Vlaanderen en Zeeuwsch-Vlaanderen*. — L. Wilenkin, *Jiddischer Sprachatlas der Sowjet-Union*, Minsk 1931. — M. Bartoli und U. Pellis, *Atlante linguistico italiano, relazione e rendiconti*, Udine 1931. — H. Kurath, *Linguistic Atlas of the United States and Canada*, Section I: *Linguistic Atlas of New England*, Brown University, Providence, Rhode Island, 1938 ff. — Über einen ungarischen Sprachatlas berichtete neuerdings das Archiv für Vergleichende Phonetik, April 1938, S. 107 ff.

<sup>1)</sup> W. Horn spricht in der Festschrift für O. Behaghel (1934) S. 288 die Hoffnung aus, daß dem amerikanischen Sprachatlas endlich ein englischer folgen möge.

<sup>2)</sup> A. Bach, »Deutsche Mundartforschung« (Festschrift für O. Behaghel, Heidelberg 1934, S. 116).

umschließen, in denen wenigstens eine Übereinstimmung in wesentlichen Dingen besteht. Karl Haag<sup>1)</sup> nannte diese Gebiete »Kernlandschaften«. Was also von den ursprünglich größeren Mundartgebieten übrig bleibt, sind verhältnismäßig kleine Bezirke, in denen nur die wesentlichen Spracherscheinungen übereinstimmen, von welchen aber wiederum einzelne auch in dieser oder jener anderen Kernlandschaft angetroffen werden können.

Während früher bei Mundartgrenzen in erster Linie an Flußläufe, Bergzüge, Seen u. dgl. gedacht wurde, hat man später immer mehr erkennen müssen, daß es weniger diese sogenannten natürlichen, als vielmehr alle möglichen, von Menschen festgesetzten Grenzen sind, die eine Sprachbeeinflussung von außen unmöglich machten oder in verschiedenem Grade hemmten. Am stärksten wirkten die aus politischen, wirtschaftlichen oder konfessionellen Gründen vorgenommenen Trennungen oder Bindungen. Dort, wo etwa eine Gemeinde deshalb von einer anderen getrennt und einer dritten zugeteilt wurde, wandten sich bald der ganze Verkehr, die kirchlichen und amtlichen Beziehungen, der Warenaustausch, auch etwa Eheschließungen u. a. m. der letzteren zu<sup>2)</sup>, wodurch sich natürlich auch allmählich der Dialekt wandelte. Der Verkehr, der dauernde Umgang mit den Menschen untereinander, wirkt also nicht nur, wie oben gesagt wurde, sprach-erhaltend innerhalb eines Gebietes, sondern auch sprachändernd, und zwar zunächst bei Sprechern von Nachbarbezirken, dann aber ebenfalls, wenn auch nicht in demselben Maße, weit darüber hinaus, was wiederum die Sprachatlanten lehren. In der Nähe größerer Städte sind die Spuren ehemaliger Mundarten wegen des besonders starken Einflusses von außen am geringsten. Von dem Gürtel z. B., der sich in einer Breite von 25 Meilen um London legt, sagte Wright: "In these regions the dialects are hopelessly mixed and are now practically worthless for philological purposes"<sup>3)</sup>. Daß es Aus-

---

<sup>1)</sup> K. Haag, *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes*, Reutlinger Programm 1898.

<sup>2)</sup> Vgl. A. Hubner, *Die Mundart der Heimat*, Breslau 1925, S. 25 ff.

<sup>3)</sup> J. Wright, *The English Dialect Grammar*, Oxford 1905, Preface.

nahmen in der Nähe anderer Städte gibt, zeigt Schillings Dissertation über den Oldhamdialekt<sup>1)</sup>.

Ein starkes Durcheinander liegt auch, wie die Sprachatlanten ebenfalls klar erkennen lassen, an den Rändern der »Kernlandschaften« vor, so daß hier häufig statt von den heute in verschiedenen Graden üblichen Dialektmischungen besser von Mischdialekten<sup>2)</sup> gesprochen werden muß, deren Erforschung zu philologischen Zwecken ebenso wertlos ist wie die der nächsten Umgebungen von Großstädten.

Die Beachtung dieser Tatsache, wie auch aller vorausgehend zur Erkenntnis der Dialekte und ihrer Bereiche gemachten Feststellungen sind für den Dialektforscher unerlässlich, wenn er zu wissenschaftlich ertragreichen Ergebnissen kommen will. Denn aus der richtigen Wesenserkenntnis der Dialekte ergeben sich zwangsläufig die an die Mundartforschung zu erhebenden Forderungen.

\*                      \*                      \*

Wegen dieses Zusammenhangs haben auch die Ziele und Aufgaben der Dialektologie je nach der Einschätzung der Mundarten gewechselt. Sehr deutlich läßt sich das z. B. in Deutschland verfolgen, wo dieses Gebiet der Sprachwissenschaft gerade in den letzten Jahrzehnten besonders intensiv und ergebnisreich bearbeitet worden ist<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> K. G. Schilling, *A Grammar of the Dialect of Oldham*, Diss. Gießen 1906.

<sup>2)</sup> Wie zwischen Dialekt und Sprache nur graduelle Unterschiede bestehen (vgl. Anm. 2, S. 350), so auch zwischen Dialektmischung und Mischdialekt, was eine exakte Scheidung unmöglich macht. Folgende Momente scheinen aber einer näheren Kennzeichnung förderlich: Wenn sich die fremden Elemente im Laufe der Zeit der mundartlichen Lautung und Flexion angeglichen haben, so handelt es sich um die heute üblichen Dialektmischungen. Werden aus bestimmten Gründen sehr viele fremde Bestandteile, die gar nicht oder nur mangelhaft angeglichen sind, gebraucht, so ist das Wort »Mischdialekt« oder »Mischsprache« passend. Die deutlichsten Beispiele für Mischsprachen, die aus Notwendigkeit heraus entstanden, sind die »Lingua franca«, das »Pidgin English« und die »Sklavensprachen«. Nach dem Einfall der Normannen hat es sich gewiß auch bei einigen mitttelenglischen Mundarten vorübergehend um Mischdialekte gehandelt, die sich dann aber infolge der Angleichungen zu »Neudialekten« entwickelten.

<sup>3)</sup> An neuerer Literatur über die deutsche Dialektforschung können hauptsächlich genannt werden: Th. Frings, »Die deutsche Sprach-

Solange die Erkenntnis vom wahren Wesen der Mundart nicht vorhanden war, solange diese der Gemeinsprache gegenüber als sekundär und infolgedessen als »verderbt« angesehen wurde, was noch durch J. Grimm<sup>1)</sup> geschah, schied sie für die wissenschaftliche Untersuchung aus. Die erste Periode einer Dialektforschung aus der richtigen Einschätzung heraus eingeleitet zu haben, ist das Verdienst des Bayern J. A. Schmeller<sup>2)</sup>. Er begann, wie das nicht anders erwartet werden konnte, mit der Aufzeichnung des vorhandenen Materials. In diesem Stadium des Registrierens blieb man dann noch in den folgenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wenn auch J. Winteler<sup>3)</sup> in der phonetischen Untersuchung eine schärfere Beobachtung der mundartlichen Erscheinungen lehrte. Man gelangte zwar zu einer Verbindung des vorgefundenen mundartlichen Sprachzustandes mit dem älteren Perioden, aber zu keiner Deutung und zu keiner weiteren Bestimmung der Verhältnisse zwischen Gemeinsprache und Mundarten oder dieser untereinander<sup>4)</sup>. Dazu kam die

wissenschaft und die deutsche Mundartforschung« (Ztschr. f. dtsch. Mundarten 1921, S. 2 ff.). — Ders., »Volkskunde und Sprachgeographie« (Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft d. dtsch. Wissenschaft, Heft 2, Berlin 1928, S. 78 ff.). — Ders., »Sprachgeographie und Kulturgeographie« (Ztschr. f. Deutschkunde 1930, S. 546 ff.). — K. Helm, »Von deutscher Dialektforschung« (Hessische Blätter f. Volkskunde 26 [1927], 142 ff.). — A. Hübner, *Die Mundart der Heimat*, Breslau 1925. — L. Lutz, »Grundzüge der dtsch. Mundartforschung« (Ztschr. f. Deutschkunde 1932, S. 465 ff.). — F. Karg, »Mundartengeographie« (Archiv f. Kulturgeschichte, Bd. 20 [1930], S. 222 ff.). — Ders., »Sprachgeographie« (Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde 1931, S. 22 ff.). — F. Maurer, *Volkssprache, Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde*, Erlangen 1933. — E. C. Roedder, »Linguistic Geography« (The Germanic Review, vol. I, New York 1926, p. 281 ff.). — K. Wagner, *Deutsche Sprachlandschaften*, Marburg 1927. — A. Bach, *Deutsche Mundartforschung*, Heidelberg 1934. — Vgl. auch die Abschnitte Hoch- u. niederdeutsche Mundarten im Jahresbericht f. germ. Philologie, erschienen bis 1934.

<sup>1)</sup> J. Grimm, *Deutsche Grammatik*, I, 2. Aufl. Göttingen 1822, S. XII ff.

<sup>2)</sup> Vgl. J. A. Schmeller, *Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt*, München 1821. — Ders., *Bayrisches Wörterbuch mit urkundl. Belegen*, 4 Bde., Stuttgart 1827 ff.

<sup>3)</sup> J. Winteler, *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus*, Leipzig 1876.

<sup>4)</sup> Vgl. A. Bach, *Deutsche Mundartforschung* (Behaghel-Festschrift 1934, S. 113 f.).



Forschung erst im 20. Jahrhundert durch den 1876 von G. Wenker begründeten Sprachatlas<sup>1)</sup>. Dieses neue Mittel führte, wie oben bereits dargelegt worden ist, zu der richtigen Erkenntnis der Dialekte und ihrer Gebiete. Mit der Frage nach den Ursachen der sogenannten »Kernlandschaften« (vgl. oben!) gelangte man sodann in das nächste Stadium der Dialektforschung. Es wurde erkannt, daß nicht die deutschen Stämme, und damit nicht die physiologische Eigenart der Sprechwerkzeuge, sondern die Verkehrsgemeinschaften, d. h. im deutschen Süden und Westen etwa die mittelalterlichen Territorien, maßgebend für die Bildung der Mundarten waren. Außer dem Eigenleben wurden aber auch noch Abhängigkeiten von anderen Territorien und Wirkungen auf solche ersichtlich. Diese »Strahlungen« ziehen sich längs der Hauptverkehrsstraßen dahin, rücken bald kontinuierlich von Ort zu Ort vor, noch öfter aber überspringen sie weite Strecken und wirken sich zunächst in fernen Städten aus. Vielfach ist auch eine Spracherscheinung heute nicht mehr an dem Ursprungsort, sondern nur noch in den von ihr überfremdeten Gegenden vorhanden<sup>2)</sup>, woraus der Wert der Sprachkarten für die Erschließung von Zwischenstufen in der Sprachentwicklung besonders deutlich wird.

Die bald sich ergebende Tatsache, daß die großen Sprachströme dieselbe Richtung nehmen wie die Kulturströme, führte von der Dialektgeographie zur Kulturkreisforschung<sup>3)</sup>. Dadurch wandte sich zwar die Mundartforschung vom rein Sprachlichen ab, gewann aber dafür Möglichkeiten der Deutung von Spracherscheinungen, wie sie vorher nicht vorhanden

---

<sup>1)</sup> Der Sprachatlas des Deutschen Reiches umfaßt heute über 1600 Karten, die in der »Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reiches und deutsche Mundartenforschung« in Marburg aufbewahrt werden. Eine zweite Sammlung aller Karten befindet sich in der Staatsbibliothek in Berlin. Seit 1926 erscheint er in vereinfachter Form von F. Wrede bearbeitet.

<sup>2)</sup> Vgl. A. Bach, a. a. O., S. 120.

<sup>3)</sup> Vgl. H. Aubin, Th. Frings und J. Müller, *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden*, Bonn 1926. An dieser Stelle sei auf den schon 1903 von L. Gauchat im Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen (Bd. 111) veröffentlichten sehr interessanten und damals richtungsgebenden Aufsatz »Gibt es Mundartgrenzen?« verwiesen, besonders S. 375.

waren. Die Sprache wurde in ihrer Abhängigkeit vom kulturellen Geschehen im Sprachraum durch die Jahrhunderte hindurch verfolgt, und man sah in den Mundarten den Spiegel der deutschen Geschichte, die sich, wie infolgedessen auch jene, in dauerndem Wechsel befinden. Der Zusammenhang zwischen Mensch und Sprache erfuhr eine verstärkte Beachtung. Wie sich in jeder Gemeinsprache eine bestimmte Welterfahrung und Weltanschauung ausdrückt, wie die »innere Sprachform« eine für die einzelnen Völker verschiedene Art des Erkennens, Fühlens und Wollens offenbart, so müssen auch trotz der engen Verbindung zwischen dem Gesamtvolk und den einzelnen zu diesem gehörenden Dialektgemeinschaften Unterschiede in ihren Weltbildern, Wertbegriffen, Gefühlen und Willensrichtungen festzustellen sein. Wie die Volkskunde die geistige Eigenart des Volkes und seiner Gruppen aus dem Volksgut erfahren will<sup>1)</sup>, so soll auch die Dialektologie dieses besondere und unterschiedliche Weltbild aus der Sprache erforschen<sup>2)</sup>.

Die Erfassung des Geisteslebens der Dialektsprecher durch die »innere Sprachform«, die Wortbedeutung und ihr Wandel, ist somit die letzte Forderung an die heutige deutsche Dialektologie geworden. Sprache ist nicht mehr als äußere Entwicklung, sondern als Schöpfung zu betrachten und dementsprechend in der Forschung zu behandeln.

Noch sind diese Forderungen meist programmatisch. Ihr unbestreitbarer Wert liegt darin, daß sie durch eine hohe Zielsetzung schon heute neue Methoden und eine ganz andere Wertung der bisherigen Dialektarbeiten bewirken, von denen einige als notwendige Vorstufen hoch eingeschätzt werden. Andere Länder (vor allem Frankreich)<sup>3)</sup>, die auch einen

<sup>1)</sup> Vgl. A. Spamer, »Um die Prinzipien der Volkskunde« (Hessische Blätter f. Volkskunde 1924, S. 67 ff.). — Ders., *Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde*, Leipzig 1928; ders., *Die Volkskunde als Wissenschaft*, Stuttgart 1933.

<sup>2)</sup> Vgl. L. Weisgerber, *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen 1929; G. Schmidt-Rohr, *Die Sprache als Bildnerin der Völker*, Jena 1932; G. Ipsen, *Sprachphilosophie der Gegenwart*, 1930; F. Stroh, »Sprache und Volk« (Hessische Blätter f. Volkskunde 30/31, 229 ff. [1931/32]).

<sup>3)</sup> Vgl. Gamillscheg, *Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse f. d. allgemeine Sprachwissenschaft*, Velhagen & Klasing 1928.

Sprachatlas besitzen und durch ihn zu wichtigen Erkenntnissen und richtigen Wertungen der Dialekte gekommen sind, gehen denselben Weg.

Wie steht es nun mit der englischen Dialektologie? Auch in England mußte naturgemäß mit dem Registrieren des Vorhandenen begonnen werden. Es geschah zwar später, aber umfassender als in anderen Ländern durch A. J. Ellis und J. Wright<sup>1)</sup>, die in den Jahren 1869—1889 und 1898—1905 alles von ihnen aufgespürte Sprachmaterial Britanniens veröffentlichten. Damit war aber keineswegs zugleich allgemein eine richtige Einschätzung des Zusammengetragenen gegeben. Das Hauptinteresse galt nach Ellis bis zur Wende des Jahrhunderts weiter der Schriftsprache ohne Auswertung der Dialekte. Auf sie als Erkenntnisquelle für das Werden der Gemeinsprache erstmalig überzeugend hingewiesen zu haben, ist das Verdienst von Karl Luick. In einem am 27. Mai 1893 vor deutschen Philologen und Schulmännern in Wien gehaltenen Vortrag »Über die Bedeutung der lebenden Mundarten für die englische Lautgeschichte«<sup>2)</sup> zeigte Luick an der Entwicklung des me. *þ* auf, welche Hinweise die Mundarten einmal für die mittenglischen Verhältnisse und zum andern für die neuenglische Lautentwicklung geben. Er wies auf das bisher nicht oder zu wenig beachtete sprachändernde Mittel der Entlehnungen aus den Mundarten hin und richtete die Aufmerksamkeit damit auf diese. Als eine der wichtigsten Aufgaben der englischen Sprachforschung stellte er heraus, »das bei Ellis angesammelte material auszumünzen und neues in wissenschaftlichen grammatiken von einelmundarten zu tage zu fördern«. Und wenn er kurz darauf davon spricht, daß »die ergebnisse der intern-mittelenglischen, ja auch -altenglischen forschung vielfach erst durch die allein unmittelbar zugänglichen sprachzustände der mundarten ihre endgültige bestätigung oder berichtigung« erfahren, und daß die Gemeinsprache sich aus den Mundarten entwickelt hat und ihren Impulsen folgt, so ist damit die richtige Wertung der Dialekte gegenüber der Gemeinsprache vorgenommen. Im Jahre 1904 fanden ähnliche Gedanken auch in England ihren Ausdruck

<sup>1)</sup> A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation*, London 1869—89;  
J. Wright, *The English Dialect Dictionary*, Oxford 1898—1905.

<sup>2)</sup> Gedruckt in *Anglia* XVI 370ff. (1894).

durch einen Vortrag von H. C. Wyld in der Yorkshire Dialect Society<sup>1)</sup>. Auch er forderte die Erforschung der Dialekte zur Aufdeckung der Entwicklungsstufen zwischen Alt- oder Mittelenglisch und der heute geltenden Aussprache des Standard English, und 1905 kennzeichnete J. Wright den Hauptzweck seiner Grammatik mit den Worten: "it is in the elucidation of the literary language that the chief value of a dialect grammar lies"<sup>2)</sup>.

Der Wert der auf diesen Erkenntnissen fundierten *Historischen Grammatik der englischen Sprache*<sup>3)</sup> kann nicht überschätzt werden. Aus den Worten der 1. Anmerkung spricht hier dieselbe vom Verfasser bereits 1893 dargelegte Auffassung: »Wenn auch die Schrift- oder besser Gemeinsprache eine überragende Stellung einnimmt und dem wissenschaftlichen Studium leichter zugänglich ist, so darf sie doch nicht auf die Dauer losgelöst von den Mundarten betrachtet werden. Denn sie ist aus diesen hervorgegangen und folgt Antrieben, die in diesen in der Regel früher und reiner zutage treten.« Mit diesem Lebenswerk Luicks wurde das notwendigerweise voraufgehende beschreibende Stadium von Sievers, Bülbring, Kaluza u. a. überholt. Den Dialekten ist eine wichtige, vorher nicht gesehene Mittlerrolle zuerteilt worden.

Noch fehlt aber die volle Erkennung des Eigenwertes der englischen Dialekte, wie sie sich in anderen Ländern durch den Sprachatlas eingestellt hat. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß ein solcher auch für England die Dialektforschung befruchten und veredeln würde. Auch hier könnten wir gewiß von der Dialektgeographie ausgehend zur Kulturkreisforschung und weiter zur Erfassung des Geisteslebens zunächst der heutigen, dann aber auch früherer Sprecher verschiedener Distrikte vordringen, wodurch viele Umstände der englischen Geschichte und Kultur erhellt würden, die uns mangels ausreichender schriftlicher Aufzeichnungen bisher dunkel geblieben

---

<sup>1)</sup> H. C. Wyld, *The Study of Living Popular Dialects and its Place in the Modern Science of Language*, Bradford 1904.

<sup>2)</sup> J. Wright, *The English Dialect Grammar*, Oxford 1905, Preface.

<sup>3)</sup> Karl Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache*, Leipzig 1921 ff.

sind<sup>1)</sup>. Leider sind aber, was W. Horn schon 1923 anlässlich einer Besprechung von Cowlings *The Dialect of Hackness*<sup>2)</sup> bedauerte, auch bisher keinerlei Anzeichen für die Gründung eines englischen Sprachatlas vorhanden. Arbeiten, wie die von B. Grüning, F. Franzmeyer, G. Goetze, J. Mařík u. a.<sup>3)</sup> versuchen zwar den Anfang zu einem Ersatz dafür zu machen, sind aber doch unzureichend. Die englische Dialektologie wird sich gezwungenermaßen vor allen Dingen der deutschen und französischen Mundartforschung gegenüber auch zukünftig im Hintertreffen befinden. Wenn durch dieses Schicksal von vornherein auch manche Mängel der in den letzten Jahrzehnten über englische Dialekte erschienenen Arbeiten billigerweise entschuldigt werden müssen, wenn sogar manche Veröffentlichungen wegen der durch das Fehlen des Sprachatlas erschwerten Arbeitsweise im Hinblick auf ihre Ergebnisse eine hohe Wertung erfahren können, so werden doch bis in die jüngste Zeit hinein noch Abhandlungen publiziert, die in mehr oder weniger Punkten auch bei Berücksichtigung der besonderen Schwierigkeiten den Anforderungen nicht genügen, weil sie elementare Tatsachen außer acht lassen.

Die Betrachtung der Dialekte als Mittel und darüber hinaus als Selbstzweck, die Erkenntnis ihres geschichtlichen Werdens, ihres heutigen Wesens und ihres möglichen zukünftigen Schicksals machen es notwendig, an den Dialektforscher eine Reihe von unbedingt zu beachtenden Forderungen zu erheben.

\*

\*

\*

---

<sup>1)</sup> In diesem Zusammenhang sei auch auf die neuesten Ziele der Experimentalphonetik hingewiesen, die aus der exakten Erforschung der lebenden Sprache und der Gründe ihrer Veränderung später den historischen Lautwandel erhellen zu können hofft. Vgl. E. W. Scripture, *The Study of English Speech by New Methods of Phonetic Investigation*. London.

<sup>2)</sup> Engl. Stud. 57, 279.

<sup>3)</sup> B. Grüning, *Schwund und Zusatz von Konsonanten in den neuengl. Dialekten*, Diss. Straßburg 1904; F. Franzmeyer, *Studien über den Konsonantismus und Vokalismus der neuengl. Dialekte auf Grund der Ellis'schen Listen und des Wright'schen Dialect Dictionary*, Diss. Straßburg 1906; G. Goetze, »Über den h-Mißbrauch in den engl. Mundarten« (Neuphil. Monatsschrift 2, 318 ff.); J. Mařík, *Entwicklung von me. ȝ in den heutigen engl. Mundarten*, Mödling, Selbstverlag 1930.

Für die richtige Erstellung von sprachwissenschaftlich brauchbarem Material ist entscheidend wo, was und wie gesammelt wird.

Aus der Tatsache der Existenz von Mischdialekten und mehr oder weniger starken Dialektmischungen ergibt sich für die Ziele der Mundartforschung die Notwendigkeit, solche Bezirke aufzuspüren, in denen heute eine Mundart noch so rein wie möglich erhalten ist. Die Grenzen alter Grafschaften und natürlicher Landschaften geben für die »Kerngebiete«, wie oben ausgeführt wurde, nur beschränkte Hinweise. Während die zu große Absteckung der Sprachbereiche die Gefahr nach sich zieht, die Wesensmerkmale zu verwischen, führt die häufige Beschränkung auf einen Ort zu ungebührlicher Betonung von Lokalerscheinungen<sup>1)</sup>. Da ein englischer Sprachatlas, der die Kerne hervortreten ließe, fehlt, muß die für andere Länder geleistete Vorarbeit bis zu einem notwendigen Maße für England von dem einzelnen Dialektforscher selbst getan werden. Glücklicherweise stehen dafür einige Hilfsmittel zur Verfügung. Ellis und Wright krönten ihre Lebensarbeiten mit einer Gruppierung der englischen Dialekte. Doch die Ergebnisse beider decken sich nicht immer, worauf Wright schon hinweist<sup>2)</sup>. Einige spätere Untersuchungen geben weitere Anhaltspunkte für Dialektgrenzen oder -übergänge, lösen die Frage nach den tatsächlichen Ausdehnungen der »Kernlandschaften« aber nur für kleine Strecken. Solange es nicht möglich ist, diese in ihrer Gesamtheit auf Grund umfassender exakter Forschung festzulegen, verbleibt als zu billiger Ersatz die von geschulten Dialektologen geübte Praxis, vom Gesamtkern ein Teilgebiet zu erforschen. Sie sammeln ihr Material in mehreren durch die Verhältnisse in engem Verkehr stehenden, und von außen möglichst wenig beeinflussten Ortschaften, von deren im wesentlichen übereinstimmender Sprechweise sie sich überzeugt haben. Von dieser Basis aus entgehen sie den Gefahren — denen manche

---

<sup>1)</sup> Das Verfahren, sich nur auf einen Ort zu beschränken, rügte bereits 1909 Mutschmann in: *A Phonology of the North-Eastern Scotch Dialect*, p. 3.

<sup>2)</sup> J. Wright, *The English Dialect Grammar*, Oxford 1905, p. 2. Vgl. auch W. Skeat, *English Dialects from the Eighth Century to the Present Day*, Cambridge 1911, p. 107.

»innere Sprachform« erhellen und die dadurch geeignet wären, bis zur Erfassung des Geisteslebens der Sprecher verschiedener Distrikte vorzudringen, was ja gewiß auch einmal für England das erwünschte Ziel der Dialektologie sein wird.

Um diesem Zweck zu genügen, sind in einem solchen Dialektglossar alle Wörter zu verzeichnen, die in einem Kerngebiet in der natürlichen Unterhaltung gebraucht werden. Gleichzeitig ist deren genaue Bedeutung zu fixieren, wobei wohl Beispiele aus der alltäglichen Sprache als wertvollste Mittel der Erhellung zu schätzen sind. Für Rückschlüsse auf die sprachliche und kulturelle Entwicklung ist ferner sehr wichtig, soweit wie irgend möglich die Zeit des Gebrauchs eines Wortes anzugeben. Denn wie sich die Lautungen dauernd ändern, so wechselt auch die Wortwahl, und zwar schon von einer Generation zur andern. Viele mundartlichen Formen und Wörter werden heute nur noch bei ganz alten Dorfbewohnern vorgefunden. Die jüngeren haben sie meist durch Ausdrücke der Gemeinsprache ersetzt<sup>1)</sup>. Auf die Unterschiede der lebenden Generationen wies vor einigen Jahren nachdrücklich Harold Orton gelegentlich einer Besprechung hin<sup>2)</sup>: "In this country it is pretty generally agreed that dialect as spoken by the younger generation is a vastly different thing from that used by their fathers and mothers". Will man also einen Einblick in das Werden irgendeiner Mundart gewinnen, so geht es nicht an, ohne Zeitangabe alles bei Jung und Alt heute vorgefundene Sprachmaterial gleichberechtigt nebeneinanderzustellen. Die wirklichen Sprachzusammenhänge können erst, was die Sprachgeographie auf der Grundlage des Sprachatlas deutlich gelehrt hat, durch genaue Erkenntnis der Wortschichtungen erschlossen werden. Welche Fehlermöglichkeiten bei der Erschließung dann bestehen, ist eine spätere Sorge, über die Gamillscheg sehr anschaulich vor einem Jahrzehnt schrieb<sup>3)</sup>. Auf jeden Fall ist die Beachtung des chronologischen Moments eine unerläßliche Forderung, und zwar nicht nur für den Dialektlexikographen, sondern auch für jeden,

<sup>1)</sup> Vgl. H. Reis, *Die deutschen Mundarten*, Sammlung Göschen 1912, S. 12.

<sup>2)</sup> Engl. Stud. 65, 262 ff.; 1930/31.

<sup>3)</sup> E. Gamillscheg, *Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft*, Velhagen & Klasing 1928

der eine Lautlehre über eine Mundart abfaßt. Dabei von Sprechern auszugehen, die verschiedenen Generationen angehören und das erzielte Material neben- statt nacheinander zu betrachten, eventuell — wie es geschehen ist — mit diesem dann Ellis zu korrigieren, der die Sprache einer noch älteren Generation aufzeichnete, heißt das Wesen der Dialekte nicht erkannt haben.

Aber nicht nur peinliche Scheidung zwischen den Sprechweisen der Generationen ist notwendig, um neben den verschiedenen Zuständen auch den Wandel von einer Generation zur andern festzuhalten, sondern ebenso wichtig für dieses letzte Ziel ist, worauf schon Schuchardt aufmerksam machte, das Geschlecht, die Bildung und das Temperament<sup>1)</sup>. Es kann nicht gleichgültig sein, ob Landarbeiter, Handwerker, Lehrer oder etwa Dialektdichter sprechen. Hauptsächlich in bezug auf die letzteren scheinen bei vielen, die sich mit der Dialektologie abgeben, falsche Voraussetzungen zu bestehen, da sie diese immer wieder als Sprachmittler heranziehen. Ihr besonderer Bildungsgrad, ihr häufiger Verkehr mit Anderssprechenden u. a. m. lassen sie jedoch als getreue Dialektsprecher schon von vornherein als fraglich erscheinen, und Ehrmann zum Beispiel bestätigt in seiner Dissertation<sup>2)</sup> ihre sprachliche Unzuverlässigkeit. Die Lehrer, die beauftragten Übermittler des Standard English, werden als Dialektsprecher kaum genommen<sup>3)</sup>, desgleichen aus naheliegenden Gründen nicht die Akademiker. Als die besten Mundartsprecher müssen im allgemeinen die Landarbeiter und die mit ihnen in dauerndem Verkehr stehenden Berufe gelten, denn sie sind wegen ihrer Lebensweise auch heute am wenigsten äußeren Einflüssen ausgesetzt. Deshalb wird es das Bestreben des Dialektologen sein müssen, in erster Linie gerade ihre Sprechweise abzulauschen.

---

<sup>1)</sup> H. Schuchardt, *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker*, Berlin 1885, S. 13. Über den Einfluß der verschiedenen Geschlechter auf die Quantität vgl. den kürzlich erschienenen Aufsatz von H. Koziol (Archiv für Vergleichende Phonetik, Bd. 3, 38 ff.; Jan. 1939).

<sup>2)</sup> L. Ehrmann, *Die Norfolkter Dialektgruppe*, Diss. Berlin 1932 (Teildruck), vollst. in Palaestra 185, vgl. hauptsächl. S. 24 u. S. 39!

<sup>3)</sup> Brillioth tut es jedoch, da der Lehrer von Lorton von einer echten Cumberland-Familie abstammte und 23 Jahre in Lorton ansässig war.



Auch diese letzte Aufgabe: im Kerngebiet von den geeigneten Sprechern den am wenigsten vermischten Dialekt zu erfassen, ist oft bei nicht genügender Beachtung gewisser Gegebenheiten unzureichend gelöst worden.

Es gilt ja, von den als richtig herausgefundenen Menschen die Mundart so zu erfahren, wie sie sie im Alltagsleben sprechen. Dazu wären natürlich am besten diejenigen sprachlich Geschulten in der Lage, die in dem zu untersuchenden Dialektgebiet aufgewachsen sind, denn es besteht bei ihnen ein so enger Kontakt zwischen den Prüfenden und der zu erforschenden lebenden Sprache und deren Trägern, daß sie stets unmittelbar an der Quelle stehen. Wo das aber, wie wohl meistens, nicht der Fall ist, kommt es für den von außen an das Objekt, nämlich die natürliche Unterhaltung zwischen Dialektsprechern, Herantretenden darauf an, alles zu vermeiden, was diese natürliche Unterhaltung hemmen könnte.

Die erste Hemmung für die Mundartsprecher ist nun der Forscher selbst. Solange er ein Fremder ist und als solcher empfunden wird, bekommt er den wirklichen Dialekt gar nicht zu Gehör. Denn es ist eine wohl ebensooft richtig erkannte wie auch außer acht gelassene Tatsache, daß die Landleute nur unter sich ihre Mundart sprechen, mit oder im Beisein von Fremden aber eine andere Sprache reden. Soll diese erste Hemmung beseitigt werden, was sich ja als unerläßliche Forderung ergibt, so muß der Dialektologe danach trachten, entweder alles zu tun, um ein Freund und Vertrauter der Mundartsprecher zu werden oder Wege ausfindig zu machen, als nicht erkannter Fremder Unterhaltungen im Dialekt abzuhuschen. Außer hinlänglicher Zeit und ausreichender phonetischer Schulung setzen beide Zugänge allgemeine Menschenkenntnis und psychologisches Feingefühl voraus. Für den letzteren ist noch ein besonderes Geschick notwendig, wie es sich etwa bei Reaney zeigt<sup>1)</sup>, der unauffällig auf dem Markt, in Läden und Gasthäusern zum Beispiel herumhorchte und es vermied, in Anwesenheit anderer Notizen zu machen. Das beste Mittel für die nicht in der Dialektgegend aufgewachsenen Forscher, an die natürlich gesprochene Mundart

---

<sup>1)</sup> P. H. Reaney, *A Grammar of the Dialect of Penrith*, Manchester 1927.

heranzugelangen, wäre, diese zu erlernen. Wie die Beherrschung einer Fremdsprache den richtigen Zugang zum anderen Volk erschließt und seine Feinheiten erkennen läßt, so ist es am besten mit der Kenntnis eines Dialekts möglich, diesen im wirklichen Leben, also am Mundartsprecher, in den letzten Feinheiten zu studieren. Das könnte in vollkommener Weise nur nach einem hinreichend langen Aufenthalt im Dialektgebiet erreicht werden. Ein gründlich geschultes Ohr und Erfahrungen im Dialektabhören gestatten wohl eine Verkürzung der Zeit. Auf jeden Fall hängt die Zuverlässigkeit des Aufgefaßten von einer richtigen Wertung der Faktoren: Zeit, Ohr und Erfahrung ab. Die Gewähr für die Güte der Ergebnisse ist um so geringer, je mehr ersatzweise Zuflucht zu allen möglichen Hilfsmitteln genommen werden muß. Leider geht es wohl ohne diese nicht ganz, weil einerseits nur sehr wenige berufene Dialektologen mit allen notwendigen Voraussetzungen da sind, und andererseits in Anbetracht des früher erwähnten schnellen Verfalls der Mundarten das dringende Bedürfnis besteht, diese so schnell wie möglich nach dem augenblicklichen Stand festzuhalten. So wird es notgedrungen deshalb in den meisten Fällen darauf ankommen, die Hilfsmittel so zu gebrauchen, daß sie so wenig wie möglich hemmend auf die natürliche Sprechweise einwirken.

Auf das alleinige Rezipieren wird sich zum Beispiel auch der des betreffenden Dialekts Kundige kaum ganz beschränken können. Er muß gewisse Dinge erfragen. Das Herausfragen aber als Hauptmittel zur Materialsammlung zu gebrauchen und mit dem Notizblock dauernd herumzulaufen, wie es bei einigen Anfängern geschieht, dürfte die Zuverlässigkeit des Gesamten doch sehr problematisch machen, weil aus psychologischen Gründen eine mehr oder weniger künstliche Erstellung den antwortenden einfachen Landmann irgendwie beeinflußt. Gerade die in neuerer Zeit mit besonderem Ernst betriebene Experimentalphonetik hat gelehrt, wie sich schon geringe Änderungen an den natürlichen Gegebenheiten auf die Lautbildung auswirken.

Manche studieren einen Dialekt am Vorgelesenen und Rezitierten oder nehmen dies oder jenes zu Hilfe. Beides ist aber in doppelter Hinsicht nicht geeignet, das in natürlicher Unterhaltung Gesprochene zu ersetzen: einmal ist schon das,

was vorgelesen oder rezitiert wird, nicht ganz echt; denn die literarische Mundart ist eine dialektische Kunstsprache, die zwar lautlich und grammatisch einen Dialekt verhältnismäßig gut wiedergeben kann, die aber hauptsächlich im Wortgebrauch und Stil vom Standard English stärker beeinflußt ist als der gesprochene Dialekt<sup>1)</sup>. Weitere Entstellungen treten dann durch das Vorlesen hinzu. Da nämlich die Dialektliteratur in einer behelfsmäßigen Schrift aufgezeichnet wird, die den wirklichen Lautungen nur mehr oder weniger grob gerecht werden kann, so besteht für den Vorlesenden die bekannte Gefahr der Spelling Pronunciation. Dialektdichter selbst, die zunächst nach dem gesprochenen Dialekt eine möglichst getreue Schreibung anstreben, kommen hinterher von dieser nicht los, und »modulieren sogar ihre Aussprache beim Vorlesen nach der Dialektschreibung, so daß sie dann anders sprechen als beim unbefangenen Dialektgebrauch im Gespräch«<sup>2)</sup>.

Sehr viel Zeit und Mühe ist schließlich noch darauf verwandt worden, die Mundart einzelner Sprecher auf Schallplatten festzuhalten. Doch hauptsächlich aus zwei Gründen sind auch bei diesem Verfahren die Ergebnisse für die Dialektologie fraglich. Zunächst ist das bisher auf englische Dialektplatten Gesprochene im allgemeinen keine natürliche Unterhaltung, sondern entweder Vorgelesenes oder Rezitiertes — über deren Wert schon im vorigen Abschnitt geurteilt wurde — oder zurechtgelegte Erzählungen. Wenn man auch zugeben wollte, daß diese letzteren ein angängiger Ersatz seien, so kommen bei allen mit besonderen Direktiven in den Apparat Sprechenden noch psychologische Momente hinzu, die nicht ohne Einfluß auf das Gesprochene sind.

Die zweite und vielleicht noch größere Fehlerquelle liegt aber dann in dem Abhören der Platte. Es scheint im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte immer mehr erkannt worden zu sein, daß die Schallplatte allein nicht die Basis für eine zuverlässige Forschung bilden kann. Auf Grund der gemachten Erfahrungen äußerte sich kürzlich Ursula Feyer in dem Bericht »Die linguistische Abteilung des Instituts für

---

<sup>1)</sup> Vgl. A. Hübner, *Die Mundart der Heimat*, Breslau 1925.

<sup>2)</sup> K. Brunner, »Die Schreibtradition der Dialektschriftsteller von Lancashire« (Engl. Stud. 60, 179).

Lautforschung an der Universität Berlin<sup>1)</sup> dahin, daß eine Platte nur dann wissenschaftlich ausgewertet werden könnte, »wenn gleichzeitig ein Sprecher zur Verfügung steht, den während genügend langer Zeit der Bearbeiter abhören und beobachten kann«. »Nur auf diese Weise, durch gegenseitige Ergänzung der Lautplatte und der lebenden Stimme und durch ausgiebige Verwendung beider, ist eine wissenschaftlich ertragreiche Auswertung der Schallplatte gewährleistet«. So bedauerlich dieses auf Grund der bisherigen Grammophonaufnahmen festgestellte Ergebnis auch für die wissenschaftliche Forschung ist, so darf es doch nicht zum Verzicht auf die Herstellung weiterer Dialektplatten führen; denn zunächst sind sie bei allen Mängeln für die wissenschaftliche Auswertung doch gut geeignet, späteren Generationen einen Eindruck von der Mundart gewisser Individuen und darüber hinaus auch eine ungefähre Vorstellung von einem Dialektgebiet zu vermitteln. Außerdem sollten die gemachten Erfahrungen verwertet werden, um künftig die festgestellten Mängel soweit wie möglich zu verringern. Statt vorlesen oder rezitieren zu lassen, müßte zum Beispiel versucht werden, alltägliche Gespräche festzuhalten.

Die ungeheuren Schwierigkeiten sind kaum vom Dialektforscher allein zu bewältigen. Es wäre notwendig, von maßgeblicher Seite aus einen Vorstoß bei den Stellen zu machen, denen heute die neuesten Errungenschaften der Technik zur Verfügung stehen. So wie man in der Lage ist, Reportagen mit Hilfe geeigneter Interviewer von allen möglichen Orten naturgetreu zu geben und auf Platten festzuhalten, so liegt es gewiß nicht außerhalb der Möglichkeiten, durch geschickte Helfer, die des zu erforschenden Dialekts selbst kundig sind, solche Mundartsprecher unter gewissen Umständen zu ungewungenen Äußerungen aus ihrem alltäglichen Leben zu veranlassen, die dem Dialektologen besonders geeignet erscheinen.

Um die bei diesem Verfahren immer noch bestehenden Fehlerquellen zu reduzieren, müßte nicht nur hier und dort eine Aufnahme von diesem oder jenem Sprecher, sondern eine Vielzahl von ungefähr Gleichaltrigen aus einem Kerngebiet gemacht werden. Auf der Basis einer großen Anzahl so her-

---

<sup>1)</sup> Archiv f. Vergleichende Phonetik, Heft 2 (1937), S. 90 ff.

gestellter Platten wäre die Frage nach dem dann bestehenden Wert für sprachwissenschaftliche Erkenntnisse erneut zu prüfen. Es ist zu erwarten, daß dann doch einige sichere Resultate für die Dialektologie erzielt werden könnten, was den Kraftaufwand für alle Zeiten lohnen würde.

Die Vielheit der Sprecher ist bisher leider auch sonst in den meisten Arbeiten über englische Dialekte nicht genügend beachtet worden, wodurch sich der Wert der Ergebnisse für die Dialektologie wesentlich verringert. Denn da, wie eingangs dargelegt wurde, nicht zwei Individuen in ihrer Sprache völlig übereinstimmen, so kann unmöglich die Sprechweise nur eines Menschen eine zuverlässige Grundlage für die Herstellung einer »Dialektgrammatik« liefern. Ob zum Beispiel die von Hirst<sup>1)</sup> 1906 veröffentlichte Arbeit tatsächlich den »Kendaldialekt« behandelt, bleibt doch im Hinblick auf den allein befragten Dialektsprecher Mr. Roger Capstick sehr dahingestellt, zumal da noch zugegeben wird, daß er, wenn auch nur "to a slight extent", "has been influenced by the speech of the people from other parts". Kaum ausreichend dürften auch drei bis sechs Sprecher sein. Wie D. Jones unter anderen jahrelang Tausende abhörte, um das Material für sein Aussprachewörterbuch und seine Phonetik zu sammeln und dann daraus die Ergebnisse für die vom Individuellen abstrahierten Lautwerte und Lautbildungen des "Received English" zu ziehen, so wären auch die Dialektarbeiten um so wertvoller, je mehr Mundartsprecher einer Generation und eines Kerngebiets das Material liefern würden. Bei allzu wenig Sprechern kann das Hervortreten individueller Eigenarten manches wichtige Gemeinsame verdecken. Erst bei einer größeren Anzahl lassen sich mit Sicherheit allgemeine Tendenzen ermitteln. Diese Erfahrung kann zum Beispiel jeder aufmerksame Lehrer in verschiedenen Landgegenden an seinen Schülern machen. Natürlich erkennt er neben dem Individuellen auch sogleich die größten Merkmale, die allen gemeinsam sind. Die feineren aber erschließen sich ihm erst nach gewisser Zeit. Auf die Erkennung möglichst aller mundartlichen Wesenszüge kommt es aber für die Ziele der Dialektologie an.

---

<sup>1)</sup> T. O. Hirst, *A Grammar of the Dialect of Kendal*, Anglistische Forschungen Heft 16.

Alle im Vorausgehenden herausgestellten Forderungen, die sich aus der Geschichte der Dialekte und ihrem heutigen Wesen ergeben, völlig zu erfüllen, würde eine Idealleistung bedeuten. Sie kann gewiß nicht von dem einzelnen Forscher in ihrer Ganzheit erreicht werden. Wohl aber sollte es darauf ankommen, die Bearbeitung von Teilaufgaben nach den Zielen der Dialektologie auszurichten und zum Beispiel für die Lautlehren von Dialekten, die noch immer sehr notwendig sind, von einem Material auszugehen, das auch die Garantie für zuverlässige Ergebnisse bietet, ohne die die letzten Aufgaben der Mundartforschung nie gelöst werden können.

Bei dem immer wieder beklagten Mangel an Dialektologen ist es gerade in Anbetracht des kritischen Stadiums, in dem sich die Mundarten gegenwärtig befinden, verständlich, wenn von einigen Seiten alle Dialektarbeiten trotz ihrer Mängel aus der Meinung heraus, etwas sei besser als gar nichts, immer wieder freudig begrüßt werden. Dieser wohlwollende Grundsatz darf jedoch nicht so weit gehen, heute noch solche Fehler zu entschuldigen, die aus Unkenntnis des richtigen Wesens der Mundart und der Ziele der Dialektologie entstehen, im besonderen dann nicht, wenn eine derartige Arbeit mit erheblichen Ansprüchen der Öffentlichkeit unterbreitet wird.

\*

\*

\*

Von den erschienenen Dialektarbeiten scheint das für die von Kökeritz, *The Phonology of the Suffolk Dialect* (Uppsala Universitets Årsskrift 1932), besonders der Fall zu sein. Da diese gleichzeitig die an Umfang umfassendste Publikation in der englischen Dialektologie der letzten Jahre darstellt, liegt als Abschluß der vorausgehenden Ausführungen ihre Überprüfung nahe.

Kökeritz hat, wie er im Titel und sogleich im ersten Satz sagt, die Absicht, über "The Suffolk Dialect" zu handeln. Das zweifache Ziel ist, "of giving a reliable analysis of the modern Suff. dialect and of tracing its history from late ME down to the present time" (VII). Doch entsprechen diese und einige andere auf den Titel bezügliche und ihn bestärkende Angaben der Einleitung nicht der vorliegenden Untersuchung. In der ersten Anmerkung S. X erfährt diese nämlich eine erhebliche Einschränkung dadurch, daß West-Suffolk ausgeschlossen wird,

“owing to the great difficulty of finding suitable informants in that part of the country”. So würde sich demnach auch die S. XV gemachte Bemerkung, nach der der Verfasser “started from what seems to be the genuine Suff. sound (a Standard Suffolk pronunciation, so to speak)” nur auf Ost-Suffolk beziehen dürfen. Aber schließlich kann der für ganz Suffolk erhobene Anspruch auch nicht einmal für Ost-Suffolk gemacht werden. Denn K. hielt sich nach seinen Angaben hauptsächlich in Boyton auf und besuchte außerdem eine Reihe anderer Orte, von denen ein Teil (Woodbridge, Ipswich, Sutton, Shottisham und Bawdsey) in der Südostecke, ein anderer (Halesworth, Stradbroke, Southwold und Fressingfield) in der Nordostecke, nahe der Grenze von Norfolk, liegt. Es ist deshalb doch sehr fraglich, ob die während eines auf fünf Jahre verteilten achtmonatlichen Aufenthalts in diesen beiden Randgebieten gewonnenen Kenntnisse als hinreichend erachtet werden können, um den Anspruch auf die Herausstellung einer East Suffolk Standard Pronunciation, geschweige denn einen solchen auf “the genuine Suff. sound” allgemein zu erheben. Dazu wären nach dem heutigen Wissen über das Wesen der Mundarten und der »Kernlandschaften« in Anbetracht der geographischen Lage Suffolks mindestens die weiter im Inneren liegenden Gebiete mit ihren sprachlichen Gegebenheiten heranzuziehen gewesen. Wahrscheinlich hätten sie sogar bevorzugt berücksichtigt werden müssen, denn es würde für Suffolk, im besonderen für Ost-Suffolk, den allgemeinen Beobachtungen entsprechen, daß das Kerngebiet, von dem aus allein die vom Verfasser gemachten Ansprüche hätten befriedigt werden können, weiter von den Randbezirken entfernt liegt.

Bei der Basis, von der K. tatsächlich ausgeht, wären demnach entgegen dem Titel der Arbeit und der auf ihn bezogenen Bemerkungen billigerweise nur Ergebnisse zu erwarten, die für die beiden untersuchten Teilgebiete Ost-Suffolks Geltung haben könnten. Voraussetzung dafür würde die richtige Erstellung des Materials sein.

Für diese und für die aus ihr resultierende Arbeit erhebt der Verfasser den Anspruch, daß sie “differs radically from previous dialect studies” (IX).

Ein besonderes Verdienst sieht Kökeritz zum Beispiel darin, acht Monate unter Dialektsprechern in den oben ange-

führten Orten gelebt zu haben. Er ist wegen der Länge dieser Zeit und der in ihr getriebenen Forschung von der großen Zuverlässigkeit seines Materials überzeugt. Nun ist zwar richtig, daß die Vorgänger, die sich zum ersten Male an die Untersuchung eines englischen Dialekts an Ort und Stelle heranmachten, nicht acht Monate im Mundartgebiet weilten. Dafür stellten sie sich aber auch kleinere Aufgaben. Im Hinblick auf die von K. selbst erhobenen Ansprüche und verglichen etwa mit den Jahren, die von Forschern auf deutsche oder französische Dialekte (vgl. z. B. Duraffour und Gauchat!) gebraucht wurden, erscheinen die acht Monate jedoch allzu kurz, zumal da der Verfasser seine Untersuchungen ohne vorherige Kenntnisse des Dialekts begann. Wie oben dargestellt worden ist, kann diese Zeit knapp ausreichen, um die individuellen Unterschiede, geschweige denn die feineren dialektischen Gemeinsamkeiten eines größeren Gebietes herauszufinden. Wie weit man bei der vom Verfasser gestellten Aufgabe vom Ziel entfernt bleibt, hängt dann in hohem Maße von der phonetischen und sprachgeschichtlichen Schulung und von der Materialkritik ab (vgl. oben!).

Daß der Verfasser mit recht wenigen Voraussetzungen an seine schwierige Aufgabe herangegangen ist, erwähnt er selbst. Die einzige Vorbereitung scheint ein verfehelter Versuch gewesen zu sein, 1925 in Essex Dialektmaterial zu sammeln, das sich nach vier Wochen als "far from complete" (IX) herausstellte. Mit der Erkenntnis "how dialect investigations should not be carried out" (IX) ging er dann an die Untersuchungen in Suffolk heran und glaubte den Forderungen der heutigen Dialektologie zu entsprechen.

K. rechnet es sich als ein weiteres Verdienst gegenüber anderen Arbeiten an, sein Material von etwa 40 Sprechern erstellt zu haben. Doch ergibt eine genaue Überprüfung nach heutigem Maßstab, daß eine Anzahl von ihnen als ungeeignet für zuverlässiges Dialektmaterial ausscheiden muß. So zunächst der S. XII genannte M (Miller's Traveller), der seit sechs Jahren in Surrey (Kingston-on-Thames) wohnhaft war. Gerade der Grund, aus dem der Verfasser ihn besonders schätzt, spricht gegen dessen Eignung, denn er hat sich zum "frequent reciter of humorous Suff. tales (in the dialect) at local concerts" entwickelt. Als solcher liefert er nicht die Garantie für den ungeschminkten Dialekt,



den der Landarbeiter etwa spricht (vgl. darüber oben!). — Von sehr zweifelhaftem Wert ist für die zu ermittelnde Sprechweise Hi (XI). Er besuchte die Woodbridge Grammar School und wurde Corn Merchant. Es ist klar, daß er sich in diesem Beruf doch wohl häufig um eine andere Sprache als den Dialekt bemühte, wodurch die Gefahr einer starken Dialektmischung gegeben ist (vgl. oben!). — Unter F (XI) wird als ein Sprecher eine Gruppe von "5 or 6 middle-aged Southwold fishermen" angesetzt. Sie sollen "Genuine Suffolk people" sein, aber da nach des Verfassers Angabe keinerlei Informationen über sie möglich waren, erscheinen auch sie für den Wert einer Dialektuntersuchung sehr zweifelhaft. — Die unter Fr verzeichnete Angabe "3 middle-aged men from Fressingfield, Suff. Genuine Suff. people" ist recht vage. Stammen sie aus Fressingfield im mittleren Norden von Ost-Suffolk oder wohnten sie gerade dort? Wie lange waren sie hier ansässig und wo kamen sie eventuell her? Diese Fragen können bei exakter Forschung nicht gleichgültig sein und müssen klar beantwortet werden. — Dieselben Ermittlungen wären erforderlich für die als letzte unter Wo (XII) genannten "three old inmates of Woodbridge Almshouses".

Die dann übrigbleibenden Sprecher erstrecken sich ihrem Alter nach auf drei Generationen. Die Witwe Ly (XI) wurde 1842 und die wiederum als Gruppe behandelten zehn Chediston Kinder um 1920 geboren. Das von diesen drei Generationen zu erhaltende Material hätte vielleicht nach Abzug der oben als nicht geeignet gekennzeichneten Sprecher noch bei hinreichend scharfer Beobachtung und Abgrenzung einige Schlüsse auf den Wandel des Dialekts in den untersuchten Gebieten während der 80 Jahre zugelassen. Doch findet das verschiedene Alter der Sprecher nicht die gebührende Beachtung. Die vom Verfasser gewählte Methode zielt darauf ab, zunächst alles unterschiedlos aufzuzeichnen und erst später so weit wie möglich (!) eine Sichtung vorzunehmen: "a dialectologist should record all that he hears and not only that which is typically dialectal — afterwards his task will be to classify, if possible, the forms he has collected" (XIV). Durch dieses Verfahren will K. den kürzlich erwähnten Standard Suff. Dialect ausfindig machen: "My intention has been to paint a true and faithful picture of the Suff. dialect as now spoken, not to give an

idealized and beautifully retouched photograph of the speech habits of very old people to the exclusion of those of the younger generations" (XIII). Andererseits schaltet der Verfasser jedoch gerade das an Jüngeren Beobachtete aus. So werden zum Beispiel in § 113 bei der Behandlung der Diphthonge *æi* und *æz* die von der jüngeren Generation begünstigten Aussprachen *ɛi* — *ai* in den folgenden Beispiellisten nicht aufgeführt, "since they cannot yet be looked upon as genuine Suff. pronunciations". Dadurch wird doch aber das Verfahren, zu dem schon an sich nicht mehr sprachwissenschaftlich zu fassenden Ziel des Standard Suffolk zu gelangen, ganz der Willkür preisgegeben.

Im übrigen ist auch von vornherein das Wesen und Werden des Dialektes völlig verkannt. Die Dialektologie verlangt heute so weit wie möglich eine peinliche Scheidung des Wortschatzes und der Sprache der ältesten von denen der jüngeren Generationen. Sie will um ihrer Ziele willen (vgl. früher!) zunächst die einzelnen Stufen der Entwicklung feststellen. Und da die ältesten am schnellsten verschwinden, gilt ihnen besondere Aufmerksamkeit. Nur unter genauester Beachtung dieses Zieles wäre vielleicht die Einbeziehung der Gruppe von zehn- bis vierzehnjährigen Schulkindern zu rechtfertigen gewesen. Sie hätten das Material für die jüngste Entwicklungsstufe liefern können. Ihre Sprechweise als gleichberechtigt neben das andere Material zu stellen (z. B. S. 19), sie manchmal als wertvoller zu achten (vgl. S. XIV!), in einigen Fällen aber auszuschließen, ist doch unlogisch und zeugt von Unverständnis oder völligem Mißverstehen der Ziele der heutigen Mundartforschung.

Bei der Erstellung des Materials von den mehr oder weniger geeigneten Dialektsprechern hat K. nun zwar einige Fehler mancher Vorgänger vermeiden wollen, so zum Beispiel das Vorlesen geschriebenen Dialekts, das zur Spelling Pronunciation verführt (vgl. oben!). Doch entstehen eine Reihe anderer hauptsächlich dadurch, daß der Verfasser viel zu stark hervortritt und so als »Fremder« die natürliche Unterhaltung aus psychologischen Gründen hemmen und lenken muß. K. stellt anscheinend sehr viele Fragen (XII), diskutiert einzelne Wörter und macht eifrig Notizen. Damit, daß zwar niemand etwas dagegen hatte (XIII), ist nicht die Garantie gegeben, daß die Sprecher so redeten, wie sonst ungestört untereinander, zumal

da der Verfasser ihnen auch noch mit Nachdruck versichert hatte, er wolle Englisch lernen. Gerade dies muß sie veranlaßt haben, sich um des besseren Verstehens willen anders auszudrücken. Das ist ja eine bekannte Erfahrung jedes aufmerksamen Beobachters im Auslande. Ob der Verfasser bei dem Schwanken zwischen Dialekt und "modified Standard English" (XIII) tatsächlich immer von seinen "bilingual speakers", die sie alle waren, die gewünschten und für die Ergebnisse nötigen Formen erwischt hat, ist sehr zweifelhaft.

Während, wie gerade erwähnt wurde, K. den Fehler des Vorlesens bei seinen Sprechern vermeiden will, läßt er ihn jedoch bei Re, einem Mälzer, begehen, der das Material für die zweite Schallplatte lieferte. Der Verfasser kritisiert zwar scharf die von Brandl gewählte Methode, gibt aber über seine folgendes an: "When the texts had been selected and their length regulated to suit the recording time (4 minutes), the speakers were asked to practise the texts several times and to employ as many dialectal pronunciations as they could remember." Das alles widerspricht den längst gemachten Erfahrungen. Den schon erwähnten Rezitator M (XII) und einen ehemaligen "Mate in Mercantile Marine, and Yacht Skipper", der bestimmt starken Einflüssen in seiner Sprache ausgesetzt gewesen ist, als Sprecher für die Lautplatten 1 und 3 zu wählen, kann ebenfalls nicht mehr gebilligt werden. Daß die Platten eine Vorstellung vom Suff. Dialect geben, was außer dem Verfasser auch einige Einheimische von Suffolk meinen, ist ja selbstverständlich, daß sie aber sprachwissenschaftlich brauchbar sind, ist jedoch im Hinblick auf die Wahl der Sprecher und der Methode nicht zu erwarten. Wie wenig sie es tatsächlich sind, stellt sich schon für K. ungewollt selbst heraus: "Mostly they just confirm what had been noted down during my visits there, but in some cases they furnish fresh material" (XII).

Mit einer Ausnahme<sup>1)</sup> sind dann auch in allen Rezensionen über die Arbeit<sup>2)</sup> mehr oder weniger Ergebnisse beanstandet worden. Auch wäre in Anbetracht der gestellten Ansprüche Verschiedenes über die Mängel der Lautlehre zu sagen, die erkennen lassen, daß der Verfasser sich mit den neueren und

<sup>1)</sup> Vgl. Archiv 164, S. 112 f.

<sup>2)</sup> Studia Neophilologia V, 128 ff., 1933; Literaturblatt f. germ.-rom. Philologie 1934, Sp. 25 ff.; Language 1934, S. 217 ff.

für die Zwecke der Dialekterforschung unerläßlichen Ergebnissen der Experimentalphonetik<sup>1)</sup>, mit dem Zusammenhang von Vokalqualität und Tonhöhe<sup>2)</sup> und mit den Beziehungen zwischen Artikulationsenergie und dem Charakter der Diphthonge nicht vertraut gemacht hat, wodurch manche Erscheinungen ihre Erklärung gefunden hätten (vgl. 24 ff., 39 f., 45 f. u. a.).

\*

\*

\*

Die hier aufgezeigten Mängel lassen die Notwendigkeit erkennen, gewissen Forderungen bei der Untersuchung eines englischen Dialekts unbedingt nachzukommen, wie es in einem Teil der Arbeiten vor und nach Kökeritz auch mehr oder weniger geschehen ist. Die Ergebnisse werden für die moderne Sprachwissenschaft um so größer sein, je klarer die Forscher das Werden und Wesen der Mundarten erkennen und je deutlicher sie die heutigen Ziele der Dialektologie sehen. Dieser Erkenntnis sollten die voraufgehenden Ausführungen und auch die Hinweise auf die Arbeit von Kökeritz dienen, die, wie sich leicht ergibt, bei Beachtung elementarer Dinge während der aufgebrauchten Zeit ein großer Gewinn für die englische Dialektologie hätte sein können.

Greifswald.

Friedrich Schubel.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Anmerkung 1 S. 349.

<sup>2)</sup> Vgl. Luick in Germ.-Rom. Monatsschrift 1930, S. 365 f.; Engl. Stud. 65, 337 ff.; ferner die schon a. a. O. angegebenen Untersuchungen von W. Horn und seinen Schülern. Vgl. aus späterer Zeit den Aufsatz in der Behaghel-Festschrift S. 278 f.

## BESPRECHUNGEN.



### SPRACHE.

Charles John Smith, *Idiomatic Handbook of the English Language*. Five Thousand Synonyms Discriminated. Revised by the Rev. H. Percy Smith, M. A. Leipzig, Paul Hempel, 1938. 781 Seiten.

Ohne länger beim Problem der Synonymität zu verweilen, stellt Smith eingangs einfach fest, daß für ihn nicht alle Bedeutungen eines Wortes in Frage kommen, sondern nur solche, die es mit anderen Worten gemeinsam hat. Im allgemeinen hält er sich auch an diesen Grundsatz; nur gelegentlich werden Dinge behandelt, die von Rechts wegen nicht hierher, sondern in die Grammatik gehören (so etwa die Pronomina, Konjunktionen und die Hilfszeitwörter). Über die Auffassung von Wörtern als Synonyma läßt sich bekanntlich streiten; so gibt z. B. das *Concise Oxford Dictionary* im Gegensatz zu Smith "confound" gar nicht als synonym zu "confuse" an. Auch sind die Adjektiva "passionate, angry" und "hasty" kaum als synonym zu betrachten, wie dies Smith tut.

Überhaupt darf man an Smiths besonders für Ausländer bestimmtes Handbuch keine allzu großen Anforderungen stellen, denn sein Verfasser bekennt selbst, daß er einerseits weder besonders originell sein, andererseits aber auch keine unselbständige Kompilation bieten will. Unbedingt irreführend ist die Bezeichnung "idiomatic" im Titel, weil die umgangssprachliche Ausdrucksweise in diesem Handbuch gegenüber den Zitaten aus der gehobenen (Redner- und Abhandlungs-)Prosa sowie aus der Dichtung zu kurz kommt.

Ein weiterer Mangel des Handbuches besteht darin, daß Zusammengehöriges nicht selten ohne ersichtlichen Grund auseinandergerissen wird wie etwa Zeit- und Hauptwort "to calm". Das Adjektiv "exceptional", wird auf S. 9 gesondert von "singular" betrachtet, statt mit ihm zusammen auf S. 363; ähnlich scheinen "silly" und "simple" zusammen auf (S. 688), während "foolish" davon getrennt behandelt ist (S. 25). Ganz seltene Synonyma wie "ascititious" oder selbstverständliche Unterscheidungen wie die zwischen "wish" und "desire", Nebensachen (wie etwa die Synonymengruppe "arbour" und "bower" u. a. m.) hätten ohne weiteres wegbleiben können; dadurch wäre Raum für die eingehende Erörterung anderer Begriffe gewonnen worden.

Bedenklicher ist, daß durch die Benutzung veralteter Wörterbücher (Richardson, Webster) — auf das seit 1884 erscheinende *New English Dictionary* wird nirgends Bezug genommen — die etymologischen Angaben in vielen Fällen heute unhaltbar geworden sind (so bei "sly, quaint, despatch" u. a.).

Smith übersieht gerne, daß auch andere Unterschiede als solche der Bedeutung zwischen anscheinend synonymen Wörtern bestehen können. So vernachlässigt er nicht selten grammatische Besonderheiten: bei den synonymen Verben "confuse" und "abash" erwähnt er z. B. nicht, daß sie im Sinne von "abash" gewöhnlich nur im Passiv gebraucht werden. Der syntaktische Begriff der Aktionsart hätte in einer revidierten Ausgabe bei der Besprechung von Verben wie "arrive" und "come" nützlich verwertet werden können. Auch stilistische Beobachtungen, Hinweise auf die verschiedene Ausdrucksstärke zweier synonymen Ausdrücke oder gar auf den Unterschied umgangssprachlicher und gehobener dichterischer oder prosaischer Ausdrucksweise kommen über spärliche Ansätze methodisches hinaus. Daß in Werken metrischer Form auch die Rücksicht auf den Wohlklang und rhythmische Erwägungen die Wortwahl beeinflussen können, scheint Smith zu übersehen, sonst hätte er nicht unterschiedslos aus Prosa und Poesie zitiert. Im wesentlichen beschäftigt er sich so nur mit dem logischen Bedeutungskern der Wörter, während für uns heute die »Gefühlstöne« (die »etymischen Werte« E. Winklers) fast wichtiger geworden sind. Darum überwiegt bei ihm die Definition als methodisches Hilfsmittel; zuweilen sind sogar die herangezogenen Beispiele selbst wieder Definitionen! Die Anschaulichkeit des Werkes wird dadurch nicht erhöht; gerade bei den Präpositionen hätten z. B. die Lageverhältnisse durch Zeichnungen klarer gemacht werden können. Darin, wie auch in der ungeschichtlichen Einstellung des Verfassers, der unbekümmert Chaucer neben Sir W. Hamilton zitiert, sehen wir einen aufklärerischen Zug seines Unternehmens; seine Herkunft aus dem geistlichen Stande verrät sich nicht nur im gelegentlichen "sermonizing" (in Artikeln wie die über "vanity, wisdom" und "prudence"), sondern auch in der mangelnden Vertrautheit mit sprachwissenschaftlichen Termini; so wird "abide" gegenüber "stay" als (formal und) "historisch" bezeichnet, womit Smith offensichtlich "archaisch" meint! Auch der Gebrauch des Begriffes "Old English" entspricht keineswegs den fachwissenschaftlichen Gepflogenheiten.

Verf. scheint sich über die Bedeutung der sprachlichen Entwicklung nicht klar zu sein; gerade darum darf man von ihm - bzw. von H. P. Smith - auch die neuestens geforderte Aufzeigung der geschichtlichen Verschiebung in den Begriffsfeldern des Englischen sowie der Umschichtung im Synonymenschatz nicht erwarten. Er gelangt daher auf diesem Gebiete nicht zu irgendwelchen neuen Ergebnissen und bestätigt uns nur den schon bekannten Unterschied zwischen romanischem und germanischem Element, wobei er allerdings die wichtige Schichte lateinischer Lehnwörter im Wortschatz nicht eigens berücksichtigt.

Letzten Endes geht der unmoderne Eindruck von Smiths Handbuch wohl darauf zurück, daß verschiedene Begriffssphären zusammengeworfen werden, während wir heute gewohnt sind, ganze Begriffssysteme von

einem Kern her in Monographien zu erfassen (so etwa wie dies F. Dornseiff für den deutschen Wortschatz unternommen hat). Eine straffe Zusammenfassung nach Sachgruppen im Sinne der Begriffsfeldforschung (J. Trier) statt einer nur alphabetischen Aufreihung hätte den Wert des Werkes als Handbuch bedeutend erhöht; Smith ist auf halbem Wege zu einer solchen Betrachtung der Sprache als geformtes Weltbild (L. Weisgerber) stehen geblieben und bringt nur Ansätze zu einer entsprechenden Gruppierung, die sich z. B. nach charakterwertenden Abstrakten, erkenntnistheoretisch relevanten Grundbegriffen wie "apparent" und ethisch-moralischen Kategorien allgemeiner Art (Tugenden, Laster usw.) gut hätte durchführen lassen und bei Berücksichtigung der russischen Bindung auch des »Sprachgeistes« (im Sinne E. Glässers) zu einer Neuorientierung der Synonymik geführt hätte.

Bei allen Einwendungen, die gegen Smiths Handbuch im vorhergehenden erhoben wurden, wird man seinen Scharfsinn und seine Belesenheit gerne anerkennen, wie auch seine durch die eingehende Beschäftigung mit dem Gegenstande erworbene Fähigkeit, ganze Reihen von Synonymen in einem einzigen Satz den Unterschieden ihrer besonderen Bedeutung nach scharf zu umreißen. Daß sein Handbuch aber heute — mit vielen anderen dieser Art wie etwa dem Crabbes — veraltet ist, nicht mehr das lebendige Sprachbewußtsein des modernen Engländer darstellt, zeigt sich gerade in Kleinigkeiten, so etwa, wenn Smith sich auf Polemik einläßt und dabei in das Kreuzfeuer zweier bischöflicher Autoritäten gerät. Die Zeiten sind vorbei, da Sprachwissenschaft als Liebhaberei des geistlichen Standes unter mehr oder weniger naiver Verkenntnis des eigenen Standpunktes betrieben wurde. Heute erwarten wir auch von einem Synonymenhandbuch — wir denken dabei auch an neuere englische Darstellungen wie u. a. die von F. St. Allen —, daß es in allen Schichten eines Volkstums, in seinen schrift- und umgangssprachlichen Äußerungen verankert ist oder bewußt seinen Standpunkt, die Beschränkung auf einen bestimmten sondersprachlichen Teil dieser Ganzheit festlegt.

Innsbruck.

Anton Pirkhofer.

#### LITERATUR.

Eva Koldewey, *Über die Willensfreiheit im älteren englischen Drama*. Würzburg, Triltsch, 1937: 99 S. RM. 3,—.

Kann man an das Problem der Willensfreiheit im Mittelalter mit den Begriffen der modernen Philosophie herantreten? Ist dem Mittelalter »frei handeln« soviel gewesen wie »dem stärkeren Motive folgen, also dem Charakter gemäß handeln«?

Nach einer Klärung des Problems der Willensfreiheit vom Standpunkt der Philosophie Windelbands aus mit seiner bekannten

Unterscheidung von Wahlfreiheit im psychologischen und im ethischen Sinne untersucht Verfasserin das Problem vom Standpunkt des dramatischen Dichters aus und findet die Grundforderung der Willensfreiheit für den handelnden Charakter. Nach dem Ursprung des Charakters brauche für die dramatische Dichtung nicht gefragt zu werden, da der Mensch in ihr erst durch den Dichter Leben gewinne, er also sein Urheber sei. Die Frage nach dem Ursprung des Charakters im Zusammenhang mit dem Sternenglauben hat aber bekanntlich im Mittelalter sehr stark im Vordergrund gestanden. — Auf sieben Seiten erfahren wir alles, was das Mittelalter und die Renaissance zum Freiheitsproblem angeblich zu sagen hatte: Augustins Vereinbarkeit des göttlichen Vorwissens mit dem freien Willen des Menschen, sein "*non posse non peccare*", Anselms von Canterbury Unfähigkeit des freien Willens zum Guten, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Wilhelm von Ockham. Aber wir vermissen des Boethius geniale Lösung und Bradwardines Zweifel. Kurzum: »Das Mittelalter sieht die Willensfreiheit als eine Tatsache . . ., an der nichts zu deuteln ist« (?!). — In der Untersuchung über die Ausformung der Willensfreiheit in der dramatischen Dichtung von Mittelalter und Renaissance hält sich Verfasserin an einige wenige aber repräsentative Dramen. Die Moralität will erziehen, setze also Willensfreiheit voraus, setze aber den freien Willen nicht dem sittlichen Willen gleich: "Hym selfé may his sowle spyllé." Methodisch richtig wird zunächst ein frühes Stück mit einem späten verglichen: *The Castle of Perseverance* (nach 1400) zeigt eine unbedingte Gläubigkeit: "god hathe govyn man fre arbitration." *Nature* (1468 bis 1500) dagegen zeigt eine schon stark mit zerlegendem Betrachten durchsetzte Gläubigkeit. Die Eingruppierung der anderen Moralitäten *Four Elements*, *Mankind*, *Everyman*, *Wisdom* zeigen dieselbe Entwicklung, eine Abschwächung der Bedeutung der Gnade und das Aufkommen eines mehr reflektierend-philosophischen Elements. — Das Drama der Übergangszeit bringt mit der Wiederentdeckung Senecas die stoische Haltung, die aus der Nichtachtung alles äußeren Geschehens erwachsene unethische Freiheit: "A king is who so quelleth fear . . . abides unmoved" (*Thyestes*), "Know how to die and so be fre" (*Agamemnon*); Selbstanalyse, großer Monolog. — Erst mit Marlowe ringt sich die Auffassung vom Willen als nur auf sich selbst gestellte, nicht einem göttlichen Willen unterworfenen Macht durch. Die klassizistische Richtung bringt Anmaßung: "Know ye, that lust of kingdomes hath no law . . . Thinke you such princes do suppose themselves Subject to lawes of kinde, and fear of Gods?" (*Gorboduc*.) Bewußte Nachahmung einer fatalistisch-unfreien Stimmung, die jedoch als dem englischen Freiheitssinn fremde und bald überwundene Richtung anzusehen ist. Die heimische Richtung:



Gott ist ganz ausgeschaltet, der Mensch bestimmt sein Schicksal allein, abhängig nur von der jeweiligen Situation. — Das Drama der Blütezeit der Renaissance bringt mit Kyd eine Zusammenfassung in technischer, mit Marlowe eine solche in geistiger Beziehung: der uneingeschränkte Wille gilt: "This word 'Damnation' terrifies not me." (*Faustus*.) — Während der erste und zweite Abschnitt dem Problem, wenn auch unter nicht unbedingt haltbaren Voraussetzungen, ziemlich gerecht wird, ist der dritte Abschnitt recht dürftig. Shakespeare vollends wird auf vier Seiten abgetan, mit einem Nachbeten von Siburgs treffender Ansicht über Willensfreiheit im *Macbeth* und einer unbescheidenen, lächerlichen Selbst-Apotheose: Ausfall gegen Deutschbeins Forschungsmethode, die von der Verfasserin kaum richtig verstanden sein dürfte. Die letzten Worte eines Shakespeareschen Dramas sind weiß Gott nicht "gelegentliche Äußerungen", sondern enthalten oft das letzte, maßgebliche Werturteil (vgl. *Julius Cäsar*, *Hamlet* usw.). Aber Fräulein Koldewey glaubt, uns eine neue Methode der Interpretation lehren zu müssen: Nichtachtung des Wortes: wenn Shakespeare "grace of Grace" sagt, meint er gar nicht "grace". Hier irrt Shakespeare.

Marburg, Lahn.

W. Héraucourt.

Friedrich Brie, *Die nationale Literatur Schottlands von den Anfängen bis zur Renaissance*. Halle/Saale, Niemeyer, 1937. XIII + 371 S. RM. 14,—.

Die vorliegende Arbeit ist aus Verf.s Erkenntnis entstanden, daß das Verhältnis zwischen Nationalgefühl und Literatur in Schottland ein eigenartiges Bild gegenüber dem übrigen Europa im Mittelalter biete. In keinem anderen Lande findet er so früh das Dasein eines Nationalgefühls durch Chronik oder Epos bezeugt, wie das in Schottland im 14. und 15. Jahrhundert der Fall war. Es bietet sich also hier eine ganz besonders verlockende Aufgabe einem Forscher von Bries Rang, eine Aufgabe, die er in seiner gewohnten Art mit großer Gelehrtheit, Scharfsinn und Umsicht löst.

Aus den obigen Andeutungen ist klar, daß Brie den Begriff Nationalliteratur enger faßt als andere Forscher, die zum Beispiel als nationale deutsche oder englische Literatur das auffassen, was innerhalb der geographischen oder sprachlichen Grenzen von Deutschland oder England geschrieben und gedichtet wird. Brie verlangt, daß hinter dem Schrifttum, das national genannt wird, das deutliche Bewußtsein der gegebenen nationalen Zugehörigkeit stehe. So wird auch sein Buch nicht zur schottischen Literaturgeschichte der angegebenen Zeit, sondern beschäftigt sich auch wirklich nur mit vom Nationalgefühl getragenen Werken. Diese Tatsache schließt nicht aus, daß Brie sich gelegentlich mit anderen Problemen hier

beschäftigt als den aus dem Nationalismus entstehenden. Im Gegenteil, sein bekannter feiner Spürsinn führt ihn auf Probleme religiöser, literaturpsychologischer, »kriminalpsychologischer«, volkpsychologischer u. a. Art, die manchmal ebenso überraschend sind, wie sie überzeugend gelöst werden.

Eine Einleitung behandelt die Problemstellung (S. 1—5), das 1. Kapitel die bezügliche Literatur vor dem Bruce (S. 6—32), das 2. Kapitel den Bruce nach Entstehung, Nationalismus, Religion, Eigenart und Quellen (S. 33—122), das 3. Kapitel Wyntouns Chronik (123—139), das 4. Kapitel die Fortsetzung dieser Chronik durch seinen Freund (140—167), das 5. Kapitel die weiteren Fortsetzungen (168—175), das 6. Kapitel Walter Bowers *Scotichronicon* (176—196), das 7. Kapitel den Auszug aus der letztgenannten Chronik, genannt *Relationes quaedam Arnaldi Blair* (197—200), das 8. Kapitel den Wallace nach Bedeutung, Verfasserfrage, Nationalismus, Rache Stimmung, Verhältnis zu Bruce, Verfassers Seelenzustand, Volkstum, Quellen (201—316), das 9. Kapitel John Majors *Historia Majoris Britanniae* (317—328), das 10. Kapitel Hector Boeces *Scotorum Historiae* (317—353). Dann kommen Schlußkapitel über die Entstehung eines neuen englischen Nationalgefühls im 16. Jahrhundert und ein Exkurs über die Existenz eines früheren Bruce-Epos (S. 354—361, bzw. 362—371). Sehr auffällig ist die Tatsache, daß kein Literaturverzeichnis beigegeben wird. Auch die Literaturhinweise in den Fußnoten sind nicht überzahlreich.

Schon die ersten Seiten belehren uns in überraschender Weise über die Hinfälligkeit alter Wahrheiten. Man muß dem Verf. beipflichten, wenn er sagt, daß die alte Behauptung, das eigentliche Nationalgefühl im modernen Sinne habe sich erst mit dem Humanismus entwickelt, sei falsch, wo doch Verf. nachweist, wie Schottland schon zwei Jahrhunderte im Kampfe mit England ein Nationalgefühl auf heroischer Grundlage entwickelt hatte, wie England selbst das erst später im großen elisabethanischen Aufschwung aufzuzeigen hatte.

Es ist auffällig, daß die Begriffsbestimmung, die hinter Bries Auffassung von Nationalcharakter und Nationalgefühl steckt, vielfach mit dem Begriff kriegerisch-heroisch zusammenfällt. Das war aus der Tatsache entstanden, daß im Mittelalter die Abgrenzung des Eigenen gegenüber dem Fremden hauptsächlich auf dem militärischen Gebiet geschah. Das andere große Gebiet, die Religion, diente ja vielmehr »internationalen« Zwecken. Aber auch auf dem militärischen Gebiet gab es eine Art Internationalismus, das Rittertum. Und so ist man geneigt, der Gleichsetzung von schottischem Nationalismus und feudalem Geist fragend gegenüberzustehen. Wenn Brie sagt: »der gebildete Engländer des ausgehenden 14. Jahrhunderts empfand

schon zu bürgerlich, als daß ihn eine so spezifisch gefärbte, den politischen und religiösen Belangen so wenig Rechnung tragende Art von Geschichtsschreibung sonderlich berührt hätte\* (S. 1), so vergegenwärtigt man sich mechanisch die heldisch-hofische Dichtung wie Sir Gawain u. ä. und sagt sich, daß das Rittertum wohl auch in England lebendig war dem Geiste nach, daß aber das Rittertum abstrakt-international in der englischen Dichtung blieb, während eine Verquickung von Rittertum und Nationalismus die schottische Dichtung getragen hat.

Nun kann sich aber das Nationalgefühl auch anderswo zeigen als in der Geschichtsschreibung, und so ist man zwar mit Brie der Meinung, daß das »Erwachen des Nationalgefühls« am Eingang der neueren Zeit nach den historischen Lehrbüchern einer näheren Bestimmung bedürftig ist, aber nicht nur für Schottland. Auch wenn das spezifisch heldisch-nationale der schottischen Geschichte in der englischen Dichtung nicht vorhanden ist — mit von Brie erwähnten wenigen Ausnahmen —, so gibt es doch andere Zeichen in bezug auf Sitte, Sprache, Religion u. ä. dafür, daß man sich auch auf die eigene Art besonders gegenüber Frankreich besann.

In diesem Zusammenhang dürfte es auch wichtig sein, daß unter allen Kulturländern des damaligen Europas vielleicht Schottland das war, wo die feudalen Ideale sich am wenigsten verwirklichten. Sie sind hier auf eine soziale Organisation gestoßen, die sie nie überwunden haben. Die letzte Voraussetzung dieser Organisation war heimisch-örtlich, nicht wie die des Feudalismus ausländisch-international. Ein schottischer Held war an erster Stelle Mitglied einer schottischen Familie oder Sippe, ein englischer oder französischer Ritter war an erster Stelle Mitglied der feudalen Organisation. Wenn man überhaupt eine Parallelerscheinung ausfindig machen wollte, wäre wohl an Island zu denken, wo aber wiederum die Lage eine andere war. Skandinavien wurde tatsächlich stärker vom feudalen Geist erfaßt, als das mit Schottland der Fall war, wo wir es vielfach nur mit einer feudalen Terminologie zu tun haben, die ganz heterogenen Verhältnissen adaptiert wurde.

Die Analyse Bries der einzelnen einschlägigen Literaturwerke mußte vorbildlich genannt werden. Die Fülle des Materials — wo ich wiederum auf das Fehlen eines Literaturverzeichnisses aufmerksam machen muß! — vereint sich mit einer Fülle glücklicher Beobachtungen, so daß am Ende des Verf.s Entschuldigung S. 5, daß er sich als Ausländer nicht an eine so subtile Sache eines fremden Volkes hätte wagen sollen, völlig überflüssig erscheint. Niemand hätte bessere Voraussetzungen haben können als Brie gerade für diese Aufgabe.

Ein Problem hier wäre, inwiefern man an die Ansteckung

einer Tradition denken müsse. Verf. erwähnt die eigentümliche Tatsache, daß der Lütticher Geschichtsschreiber Jean le Bel, der Eduard III. auf seinem Feldzug gegen Schottland begleitete, um diesen König zu rühmen, doch eigentlich zum Epiker von Robert Bruce wurde, vielleicht noch mehr als dem englischen König. Dabei erwähnt Brie die Tatsache, daß Jean le Bel sich nicht nur auf Erlebtes und Erschautes, sondern auf eine von Robert Bruce selbst verfaßte Chronik berufe (vgl. SS. 26 f.). Hat hier etwas, vielleicht die mittelalterliche geistige Trägheit und Neigung zum Autoritätsglauben, mitgewirkt? Und hat dann vielleicht diese beginnende Tradition in Schottland selbst zur Fortdauer, mehr oder minder formelhaft, des heldischen Nationalismus in der behandelten Dichtung beigetragen? Das sind interessante Probleme, die niemand berufener wäre zu lösen als Brie selbst.

Eine Möglichkeit wäre auch, daß Jean le Bel hier nur frei erfindet, um sich Autorität zu verschaffen, und daß er nie von einer ähnlichen Chronik gehört hatte. Das ist wiederum eine mittelalterliche Gepflogenheit, mit der man eigentlich öfters rechnen mußte. Allzu häufig stellt man sich den mittelalterlichen »Wissenschaftler« als vom unerbittlichen wahrheitsuchenden Geist getragen vor, während er vielmehr sich breit machen oder der orientalische Sagen erzähler sein will, der seine Leser zu fesseln sucht, was nicht immer mit Tatsachen zu erzielen ist. Es hat noch Jahrhunderte gedauert, bis die Satire von Rabelais oder die cock-and-bull-Geschichten von Sandys allmählich gegenstandslos wurden. Man ist geneigt zu glauben, daß der Briesche Stoff solchen Bedingungen hin und wieder unterworfen sei. So muß man auch Verf.s Vorbehalte — S. 32 und sonst — zuweilen auffassen.

Das sehr interessante Kapitel (II) über Barbour Bruce ist m. E. deshalb ganz besonders wichtig, weil Brie — im Anschluß an das oben über den Mangel an feudalem Geist in dieser Literatur Gesagte — hier den volkstümlichen, spezifisch schottischen Charakter des Epos hervorhebt: »Feudale oder höfische Gesichtspunkte sind aber gerade das, was Barbour am allerwenigsten zeigt« (S. 38.) Bei dem Teil des Kapitels, der über die Religion spricht und deren geringe Bedeutung hervorhebt, wäre man wohl geneigt zu fragen, wie Brie sich zu einer Verknüpfung dieser Erscheinungen mit den oben angegebenen Ausführungen über Rittertum und Kirche stellen würde? Auch bei Wahrung seiner Eigenart hat doch Schottland die internationale kirchlich-religiöse Organisation übernommen; und so lagen Voraussetzungen für einen auffälligen Nationalismus in dieser Materie nicht vor. Als Beispiel einer außerordentlich feinsinnigen Analyse ist hier der Teil über die Eigenart des Bruce

(SS. 82—107) hervorzuheben. Vieles fügt sich hier fein in das oben Gesagte ein.

Neben dem Bruce steht als interessantester Gegenstand der Darstellung das Wallace-Epos, dessen Probleme sich teils mit denen des Bruce decken, teils andere sind. Jedenfalls hat Wallace nie die Autorität von Barbours Dichtung erzielt.

Als etwas inkonsequent müßte man es eigentlich empfinden, daß Verf. auf eine Zusammenfassung der schottischen Entwicklung verzichtet und statt dessen auf die englischen Probleme eingeht, die mit dem Aufkommen einer englischen, national bedingten Literatur sich beschäftigen. Auch ein Register der Namen und Sachen wäre bei einem so überaus wertvollen Werke sehr erwünscht. Da der Stoff in sich völlig geschlossen ist, kann man auch nicht hoffen, daß eine Fortsetzung das Erwünschte bringen sollte. Seit der Renaissance — dem Endpunkt der Brieschen Darstellung — ist die literarische Geschichte Schottlands etwas ganz anderes geworden, mit anderen Problemen und mit einem anderen Charakter.

Greifswald..

S. B. Liljegren.

---

William G. Crane, *Wit and Rhetoric in the Renaissance.*

*The formal Basis of Elizabethan Prose Style* (Columbia University Studies in English and Comparative Literature Number 129).

Columbia University Press; London, Milford, 1937. 285 S. 17/6.

Die gewaltige Rolle, welche die Rhetorik und der Begriff des *wit* in der englischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts spielen, war den Kennern dieser Zeit nicht fremd, aber jeder wußte auch, daß ein Vertiefen in den Gegenstand ein genaues Wissen um die gesamte Rhetorik der Renaissance voraussetzte. Das war Grund genug, dem Thema aus dem Wege zu gehen. Da weiter die gegenseitigen Beziehungen von *wit* und Rhetorik niemals untersucht worden sind, setzte ein Versuch wie der vorliegende von vornherein ein erhebliches Maß von Mut, Ausdauer, Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn voraus.

Schon die Auseinandersetzung über die Wandlungen, die der Begriff des *wit* (lat. ingenium) im 16. Jahrhundert durchgemacht hat, beweist die Umsicht und Gründlichkeit, mit denen der Verf. sich seines Rüstzeuges bedient. Abwechslung und Erfindungsgabe gelten im Elisabethzeitalter als die Haupteigenschaften des *wit*. Schon das bunte lehrhafte Material, das in den Sammlungen von Sentenzen, Sprichwörtern, Anekdoten und moralischen Aussprüchen vorlag, wurde gemeinhin als *wit* bezeichnet. Das Ineinandergreifen von Logik und Rhetorik erfordert von dem Verf. aber auch ein Eingehen auf solche Werke, die sich mit den *topics* der Logik befassen. An der Hand der Lehrbücher wird die Ausbildung des Schülers in der

Rhetorik anschaulich dargelegt. Damit das Ergebnis *wit* ist, müssen die vorhandenen guten Anlagen durch Nachahmen, d. h. durch Erlernen rhetorischer Kunstmittel, diszipliniert werden. Viele rhetorische Handbücher beschränken sich aber auf die Aufzählung von Tropen und Figuren; dementsprechend wird *wit* in vielen Fällen einfach identifiziert mit der Fähigkeit, einen Gegenstand zu »erweitern« und zu »verschönern«. Fast alle englischen Lehrbücher der Rhetorik erweisen sich als Nachahmungen oder Paraphrasen lateinischer Vorbilder.

Auf breiten Raume werden die verschiedenen Gattungen von Prosaliteratur, *Moral Discourses*, Schriften, die der Belehrung des Hofmannes dienen, Essays, *Characters* und Briefsammlungen, sorgfältig auf den Wert hin untersucht, den sie der Rhetorik beimessen, und auf den Gebrauch hin, den sie von rhetorischen Stilmitteln machen. Der Verf. stellt hier nicht selten wertvolle Beobachtungen an, so etwa bei Gelegenheit der Essays von Bacon über den Übergang von den ersten Essays, die in ihrem Ausdruck noch aphoristisch sind, zu den späteren, die sich des Stilmittels der »Erweiterung« bedienen.

Die wertvollsten Ergebnisse waren von vornherein zu erwarten auf dem Gebiete der *Sentimental Novel* und der *Romances*. Crane legt anschaulich dar, daß die gleichen Stilmittel, denen wir in den lehrhaften Sammlungen, den Erziehungsbüchern und den Essays begegnen, sich auch in den sentimental spanischen Erzählungen von Diego de San Pedro und Juan de Flores oder in den spätgriechischen Romanen wiederfinden. Dadurch wird wiederum ohne Weiteres verständlich, warum die englischen Übersetzer an ihnen den *wit* hervorheben. Crane zeigt weiter, daß es vor allem die emotionalen Stilmittel sind, wie Klagen, Ermahnungen, Verteidigungen, Selbstvorwürfe, Anklagen, Fragen und Antworten, Tröstungen u. dgl., die hier neben den Stilmitteln von Wort und Syntax eine Rolle spielen. So wird etwa in Übersetzungswerken wie Lord Berners' *Castle of Love* (1549) oder Holliband's *Arnalt and Lucenda* (1575) die Erzählung fast ganz an der Hand von Reden und Briefen weitergeführt. Underdowne's Übersetzung von Heliodor's »Äthiopischen Erzählungen« enthält charakteristischerweise mehr an rhetorischen Bestandteilen als das griechische Original oder das lateinische Bindeglied. Zum ersten Male erhält ein Werk wie Paynell's Übersetzung des *Trésor des livres d'Amadis de Gaule* vom Jahre 1572 die ihm gebührende Beachtung. Das Wertvollste ist naturgemäß der Ausblick auf die große englische Romankunst. Die emotionalen Stilmittel von Sidney's *Arcadia* werden sorgfältig abgewogen gegen die dialektischen des *Euphues*. Lyly's Entschuldigung für seinen einfachen Stil im Vergleich zu der *superfluous eloquence* anderer

wird auf Sidney's *Arcadia* bezogen. In meiner Studie über die *Arcadia*<sup>1)</sup> hatte ich bereits auseinandergesetzt, warum die Entstehung dieses Werkes am besten in das Jahr 1577/78 zu verlegen ist, war aber mit dieser ungewohnten Datierung, welche die *Arcadia* statt des *Euphues* an den Eingang des großen literarischen Aufschwungs setzte, auf hartnäckige Ablehnung gestoßen. Jetzt spricht sich auch Crane, der offenbar meine Ausführungen nicht kennt, für die Möglichkeit aus, daß die erste Fassung der *Arcadia* bereits vor dem Erscheinen des *Euphues* im Umlauf war (S. 177). Eine eingehende Analyse der rhetorischen Stilmittel der *Arcadia* würde allerdings schwieriger sein, als der Verf. sich vorstellt, da Sidney mit großer Überlegung die Stilmittel jeweils nach dem Inhalt wechselt. So enthalten etwa die rednerischen Partien ganz andere Mittel als die erzählenden und unter diesen wieder die mit heroischem Inhalt ganz andere als die mit idyllischem.

Im folgenden setzt Crane vortrefflich auseinander, wie der Einfluß des sentimentalischen Romans und der rhetorisch-lehrhaften Werke sich vereinigt in den *Narrative Discourses* von Pettie, Painter, Fenton, Turberville, Whetstone, Grange, Barnabe Rich, Melbancke u. a. m. und wie die Zeitgenossen immer wieder den Ausdruck *wit* auf den Inhalt oder die Verfasser anwenden. So viel über Lyly's *Euphues* geschrieben worden ist, so wird doch jeder Leser aus Crane's Analyse der rhetorischen Elemente neue Gesichtspunkte gewinnen.

In einem Anhang (S. 208—48) bringt der Verf. die im Vorangegangenen herangezogenen Stellen im Wortlaut des Originals zum Abdruck. Wegen der Seltenheit vieler dieser Schriften wird man ihm auch dafür Dank wissen, nicht weniger für die sorgfältige Bibliographie. Daß bei dem Reichtum der elisabethanischen Literatur noch manches andere Prosawerk als Beleg hätte herangezogen werden können, weiß der Verf. selbst. Man wird gern seinem Wunsche beistimmen, daß die elisabethanischen Dramatiker in ähnlicher Weise auf ihren Gehalt an Rhetorik hin untersucht werden möchten. Auch die elisabethanischen Lyriker würden ein reiches Ergänzungsmaterial liefern. Auf alle Fälle ist mit der vorliegenden Untersuchung ein Ansatzpunkt geschaffen, auf dem mit Erfolg weitergebaut werden kann.

Freiburg i. Br.

Friedrich Brie.

---

<sup>1)</sup> Vgl. F. Brie, *Sidney's Arcadia* (Berlin, de Gruyter, 1918), S. 17ff.

Isabel E. Rathborne, *The Meaning of Spenser's Fairyland*. (Columbia University Studies in English and Comparative Literature No. 131.) Für Columbia University Press, H. Milford, London, 1937. pp. XII u. 275. 16/6.

B. I. Evans schreibt in einem seiner Aufsätze: 'Spenser believes that literary criticism and a preconceived notion of the pattern of the ancient epic can help him. He is led not to a clarification of his purpose as a creative artist but to confusion.' Diese Tatsache ist Grund einer ausgedehnten Erläuterungsliteratur, die in Form von Kommentaren oder auch selbständigen Thesen und Gegenthesen die unvergänglichen Klanggemälde und Bildfolgen der *Feenkönigin* begleitet. Wer Spenser und seine Zeit verstehen will, muß an Hand irgendeines dieser Bücher die heute abtrus erscheinenden Gedankengänge nachgehen, muß dem Erlebnisgehalt der allegorischen und symbolischen Bedeutungen nachspüren, und muß, wenn er wirklich die Zeit erfassen will, das eine oder andere der Spenser als Quelle geltenden Bücher lesen. Die letzten Kapitel von Boccaccios *De genealogiis* oder gar Natalis Comes' *Mythologiae* vermögen in diese uns fremde Welt zu versetzen, und die Lektüre eines Buchs der *Feenkönigin* mit Hilfe eines der von der Cambridge Press herausgegebenen Kommentare enthüllt die Spenser ewig, uns ephemere erscheinende Verquickung eines dichterischen Traumes mit philosophischen, historischen und politischen Gedankengängen.

Vorliegendes Buch versenkt sich ganz in diese Spenser vor-schwebenden ahnungsvollen Beziehungen — die Bibliographie mutet wie die Bibliothek eines Antiquarian des 17. Jahrhunderts an — und sucht die 'historicall fiction' Spensers zu entwirren. Spensers Feenland erscheint als das Land des Ruhms, dem antiken Elysium nachgebildet, und die Reise dahin gleich den Unterweltbesuchen im sechsten Buch der *Aeneis* und der *Divina Commedia*. Dabei werden eine Fülle von Deutungen, Entsprechungen, Beziehungen aufgedeckt, so daß, wer je einen Gesang Spensers interpretiert hat, versucht ist, den Bleistift zur Hand zu nehmen und sein Kommentar um diesen oder jenen Zusatz zu bereichern.

Eine erstaunliche Gelehrsamkeit ist aufgeboten: klassische, humanistische, romanische Literatur begegnet sich mit Zitaten aus den Kirchenvätern, und bei der Lektüre wird man nolens volens von diesen einzelnen Zitaten und Beziehungen gefesselt und vergiftet, daß sie eigentlich nur Mittel zum Zweck sein wollen. Mit anderen Worten, man wird selbst zum Antiquarian und ergötzt sich an der Gelehrsamkeit. Damit ist eigentlich ein Urteil über das vorliegende Buch abgegeben. Es kann nicht logisch zu einer eindeutigen These führen, da ja Spensers Vorstellungen nicht logisch und nicht eindeutig waren, es vermittelt aber den verschwommenen Gelehrsamkeitskram,



der für Spenser eine Verankerung seiner Dichterträume bedeutete, und es ist, in Proben genossen, eine reizvolle Fahrt auf den humanistischen Meeren.

Berlin-Wannsee, Dezember 1938.

Walter F. Schirmer.

C. Narayana Menon, *Shakespeare Criticism. An Essay in Synthesis*. London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1938. 276 S. Geb. 5 s.

Für den ersten Versuch einer Zusammenschau der reichen Ergebnisse der bisherigen Shakespeare-Forschung bringt Professor Menon das erforderliche Rüstzeug mit: große Belesenheit und einen besonderen Blick für die verwandten Züge im Shakespeare-Schrifttum und in Shakespeares Dramen selbst. Wenn auch der westliche, an abstrakte Gedankengänge gewöhnte Leser sich erst in der bildhaften Sprache des Buches zurechtfinden muß, so sichert die essayistische Anlage des Werkes ihm doch ein breiteres Publikum. Professor M. gibt mit dieser 1929 als Doktorarbeit der Universität Madras vorgelegten Untersuchung einen charakteristisch indischen "approach to literature" (Kap. I), nämlich den Versuch, die Einheit in den vielen kritischen Äußerungen über Shakespeare herauszustellen, die sich uns nur im dynamischen Prozeß großer (mit einem der Ästhetik Santayanas entlehnten Ausdruck), »durchsichtiger« Kunst enthüllt (Kap. II).

Dieses Nacherleben vollzieht sich als einführende Gleichsetzung mit dem tragischen Helden nach dem schon aristotelischen Prinzip der "imaginative identification" (Kap. III). Der dynamische Prozeß wird näher untersucht in Kap. IV, wo die unlogische Reaktion des Zuschauers auf den dramatischen Ablauf hervorgehoben wird. In den folgenden Kapiteln seiner Untersuchung geht M. auf verschiedene Irrwege der von außen an das Kunstwerk herantretenden Forschung ein. So macht er in Kap. V gegen die Auffassung, daß seine Einfühlungstheorie mit der Freudschen Psychoanalyse zu tun habe, die biologische Funktion der Kunst geltend und wendet sich in Kap. VI gegen die Vertreter der "common sense"-Ästhetik, für welche die dramatischen Gestalten nur Illusionswert haben. Kap. VII ("The Historical and the Analytical Methods") enthält neben manchen guten Bemerkungen auch einen unberechtigten Ausfall gegen das Studium der dramatischen Technik, das nach M. statt Leben nur einen Mechanismus bloßlegt. Gerade hier macht sich die starke Eklektik von M.s Vorgehen bemerkbar bei einer allerdings echt indischen Einstellung zu den letzten Problemen (Einheitsbedürfnis, Auffassung der Kunst als Weg zur Selbsterkenntnis). Man hat den Eindruck, daß Verf. es sich in diesem Kapitel etwas leichter gemacht hat; dies zeigt auch die hier vertretene Deutung des Hamlet und die moderne Version der Hamlet-Handlung (§ 69—71), in der er — im Gegensatz zu seinen späteren Analysen auf S. 171/5, 178 f. — u. E. nicht tief genug dringt. Unter den Tragödien

Shakespeares legt ihm Hamlet mit seiner mehr lebensverneinenden als bejahenden Grundstimmung ganz besonders; in diesem Zusammenhang fällt auch Menons Vorliebe für Schopenhauer auf

Kap. VIII handelt hauptsächlich von Othello und von den Unwahrscheinlichkeiten dieses Stücks, die neben seinem wesentlich tragischen Gehalt, dem Auseinanderleben zweier Seelen, wenig besagen wollen. Hier wie im folgenden arbeitet M. — trotz seiner Absage an Freud — stark mit den psychoanalytischen Begriffen des Unbewußten, des Ich und Überich. Der Isolierung und Herausarbeitung jenes einen tragischen Strebens, das das ganze Wesen des tragischen Helden in Anspruch nimmt, sind die Kapitel IX und X gewidmet: in ihnen geht M. vornehmlich auf Macbeth und (mit einem verständlichen Sprung in der Mitte von § 114) auf Hamlet ein. Die überraschenden Ähnlichkeiten zwischen den einzelnen charakteristischen Aussprüchen verschiedener tragischer Helden und ihr »Wahnsinn« werden scharf beleuchtet. Weiter wird die eine Seite des tragischen Leidens, die gesteigerte Empfindsamkeit, am Beispiele Lears dargestellt (Kap. XI) — die andere Seite, das Leiden durch eine gesteigerte Phantasie, am inneren Motivzusammenhang von Macbeths Entwicklung dargelegt, deren letzter Sinn für M. wieder in der Enttäuschung besteht.

Bei aller Bewunderung für Professor M.s Kraft der Synthese, für seine Fähigkeit, die großen Tragödien Shakespeares einer einheitlichen Deutung zu unterwerfen, muß doch auf ein grundlegendes Übersehen in seiner Theorie hingewiesen werden: so erstrebenswert auch eine einheitliche Reaktion auf Shakespeares Tragödien sein mag, so wird doch Shakespeares Stimmung, als er diese schrieb, kaum ebenso einheitlich gewesen sein; von Richard II. bis zu "Antony and Cleopatra" liegt mindestens eine Zeitspanne von zehn Jahren (s. E. K. Chambers, *Shakespeare*, Vol. I, Kap. 8: "The Problem of Chronology"), und so steht der Einheit der Betrachtung die Unheitlichkeit und Vielfalt der Lebenserfahrungen gegenüber, aus denen heraus Shakespeare seine großen Tragödien schrieb. Auch hat M. die besonderen Voraussetzungen und kulturellen Entstehungsbedingungen der individualistischen Renaissance-Tragödie kaum genügend berücksichtigt (er äußert sich darüber nur knapp in Kap. II).

M.s Versuch einer Synthese wäre nicht vollständig, ohne auch die komische Seite an Shakespeares tragischer Kunst (Kap. XIII) einzubeziehen; sehr feinsinnig zeigt er hier Fallstaff als das Gegenstück zu Hamlet und als letzte große komische und zugleich erste tragische Figur in Shakespeares Dramen. Kap. XIV setzt sich zuerst weniger tiefgehend mit der überhistorischen Bedeutung von "Anthony and Cleopatra" und dann mit Julius Cäsar auseinander, wobei gute Bemerkungen über Führertum und Masse fallen (bes. S. 154/5) und M. vor allem in der zusammenschauenden Ausdeutung von Brutus' innerer Entwicklung über andere Forscher hinausgeht (§ 190, Anm. 1). Das Motiv des Eingangskapitels nimmt

Kap. XV wieder auf: die Kunst legt einen geheimen Teil unseres eigenen Ich bloß und so ist die innere Geschichte des tragischen Helden auch ein Abbild unserer eigenen Strebungen und Wünsche (auch hier wieder ein Anklang an die Katharsis-Theorie des Aristoteles!). Entsprechend den drei Möglichkeiten, sich über die eigene Persönlichkeit Illusionen zu machen, stellt M. drei (unserem Gefühle nach sich überschneidende) Arten von Tragödien auf und kommt von hieraus zur Deutung Hamlets als Tragödie des unerfüllten Lebenszwecks, während Richard II. als allmähliche Entschleierung des Ich eine Neudeutung und damit eine Neubewertung erfährt. Schließlich rundet M. seine Theorie von der Einfühlung und dynamischen Reaktion auf das Kunstwerk durch die Erkenntnis ab, daß wir auf verschiedenen biologischen Entwicklungsstufen Hamlet verschieden beurteilen und wir ihn um so besser verstehen, je tiefer wir in uns selbst hinabsteigen.

Professor M.s Werk war nur möglich dadurch, daß (vor allem durch Rallis' *Geschichte der Shakespeare-Kritik*) sich die einzelnen Richtungen der Betrachtung von Shakespeares Werk voneinander abgehoben haben. Voraussetzung war auch eine überlegene Beherrschung des Schrifttums, die in der eigenartigen Zitier-technik M.s ihren Niederschlag findet; der Leser wird nicht wie sonst durch Zitate »verschlagen«, sondern durch eine geschickte Auswahl zur weiteren Verfolgung des aufgezeigten biologisch-dynamischen Einfühlungsprinzips und zur Vertiefung in das Einzelschrifttum angeregt. Das Hauptverdienst von Professor Menons Synthese besteht aber darin, daß sie auch in anderer Richtung als der von ihm angedeuteten indisch-christlichen und letzten Endes allgemein menschlichen Weltanschauung durchgeführt werden kann, indem man die germanischen Werte der Tragödien Shakespeares stärker herausstellt

Innsbruck.

A. W. Pirkhofer

Matthew W. Black and Matthias A. Shaaber, *Shakespeare's Seventeenth-Century Editors 1632–1685*. New York, Modern Language Association of Amerika; London, Oxford University Press, Milford 1937. 420 S. 14/—s.

Die umfangreiche Untersuchung befaßt sich mit dem gegenseitigen Verhältnis der vier Folioausgaben. Sämtliche Abweichungen von F<sub>2</sub> gegenüber F<sub>1</sub>, von F<sub>3</sub> gegenüber F<sub>2</sub> usw. wurden von den Verfassern zusammengestellt und nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet. Den Hauptteil des Werkes bilden die Listen, in denen die einzelnen Lesarten, in mehrere Rubriken eingeteilt, aufgeführt werden. Auf den Text entfällt nur etwa ein Fünftel des Buches. Die Verfasser wenden sich gegen die Ansicht, daß die späteren Folioausgaben sich von der ersten Folio nur durch Druckversehen und Textverderbungen unterscheiden. Diese Auffassung hatte sich seit

Dr. Johnson, der über das Verhältnis der zweiten, dritten und vierten Folio zur ersten Folio sagte "the rest only deviate from it by the printer's negligence", in der Shakespeare-Kritik bis zu Sidney Lee hinab fortgeerbt. Bezüglich der zweiten Folio besteht diese Ansicht allerdings schon länger nicht mehr (wie die Verfasser selber ausführen). 1902 wurde in dieser Zeitschrift<sup>1</sup> eine Liste von Verbesserungen in F<sub>2</sub> gegenüber F<sub>1</sub> veröffentlicht und der Nachweis erbracht, daß F<sub>2</sub> eine ernsthafte Neuausgabe darstellen müsse. 1909 schrieb Professor Pollard: "We have to recognize that the second Folio . . . in a real sense began the work of lawful and necessary emendation." Der Wert der dritten und vierten Folio wurde allerdings noch weitgehend unterschätzt; es ist ein Verdienst der Verfasser, hierin Klarheit zu schaffen. Beachtlich ist vor allem, was die Verfasser über den Wert von F<sub>4</sub> ausführen, denn gerade F<sub>4</sub> hielt man noch in jüngster Zeit für die schlechteste der Folio-Ausgaben.

Die Verfasser sehen ihre Hauptaufgabe in der richtigen Einteilung und Klassifizierung der verschiedenen Abweichungen. Sie unterscheiden zwischen unbeabsichtigten typographischen Druckversehen, die vom Korrektor unbeachtet blieben, weil sie meist irgendeinen Sinn ergeben, und beabsichtigten Emendationen, die nach der Meinung der Verfasser nicht vom Setzer oder Korrektor herrühren können, sondern die Hand eines nachdenklichen Herausgebers verraten. Die absichtlichen Änderungen werden, je nachdem auf welches Gebiet sie sich beziehen und nach ihrem Verhältnis zu modernen Lesarten wiederum in mehrere Gruppen eingeteilt. Ein solches Einteilungsprinzip wird immer etwas Schematisches behalten, ebenso wie die Zuweisung einer Stelle an diese oder jene Rubrik in vielen Fällen subjektiv und fraglich bleiben muß. Es ist eine Frage, wie weit uns die Statistik und die Methode der Klassifizierung in diesen Dingen bringen kann. In den einzelnen Rubriken stehen aufschlußreiche und wesentliche Emendationen neben ganz belanglosen Änderungen. Spätere Emendationen können uns oft etwas verraten über den Wandel des Verständnisses gegenüber Shakespeares Text, über wechselnde Auffassungen in bestimmten Shakespeare-Fragen, aber auch über wort- und sprachgeschichtliche Entwicklungen. Über diese Fragen, die hier nur angedeutet werden können, bringen die Verfasser leider fast nichts. Ihre Arbeit bietet aber reiches Material für solche Untersuchungen.

Köln.

Wolfgang Clemen.

---

<sup>1</sup>) C. Alphonso Smith, "The chief Difference between the First and Second Folios of Shakespeare", Engl. Stud. 30, 1 ff.

Charles Monroe Coffin, *John Donne and the New Philosophy*. (Columbia University Studies in English and Comparative Literature, Number 126.) Columbia University Press, London, Milford 1937. X u. 311 S. 17/6.

Die Dichtung Donnes und anderer Lyriker des 17. Jahrhunderts erscheint in den Literaturgeschichten und Nachschlagewerken zu meist unter der Etikette »metaphysisch«. Diese Etikettierung erfreut sich einer langen Tradition und geht auf keinen Geringeren als den Dichter Dryden zurück, der dieses Epitheton erstmals mit Bezug auf Donne gebraucht hat. Von ihm übernahm es Samuel Johnson, und seither hat es sich fest eingebürgert. Was schon diese frühen Namengeber besagen wollten, ist klar: nämlich, daß diese Dichtung nicht so sehr dem Gefühl und der Leidenschaft als der Reflexion und dem Denken entspringe, daß sie von des Gedankens Blässe angekränkt, mit Wissen und Gelehrsamkeit überladen und von tiefsinnigen philosophischen Spekulationen erfüllt sei. Es ist kein Zweifel, daß hiermit ein wesentliches Merkmal der Donneschen Lyrik richtig gekennzeichnet ist, wenn man sich auch davor hüten muß, diesen Terminus allzusehr zu pressen und in ihm ein erschöpfendes Charakteristikum zu erblicken. Jedenfalls besteht keine Veranlassung, seine Treffsicherheit und Zweckmäßigkeit in Frage zu stellen.

Von hier aus gesehen erscheint es als eine fruchtbare Aufgabe, daß der Verfasser dieser Arbeit das Verhältnis Donnes zur sog. »neuen Philosophie« zum Gegenstand einer gründlichen und gelehrten Untersuchung gemacht hat. Um ein — zumal für deutsche Leser naheliegendes — Mißverständnis zu beseitigen, so sei von vornherein darauf hingewiesen, daß unter »Philosophie« nicht die landläufig so bezeichnete Wissenschaft zu verstehen ist, sondern das, was der Engländer als "natural philosophy" oder "natural science" zu bezeichnen pflegt. Ins Deutsche übersetzt mußte der Titel des Buches also lauten: »Donne und die neue Naturwissenschaft.« Nun erst ist klar, in welcher Richtung sich die Untersuchung bewegt. es handelt sich darum, zu zeigen, in welcher Weise und in welchem Umfang der Dichter das neue physikalische Weltbild, das wir den Forschungen und Entdeckungen der Kopernikus, Tycho de Brahe, Galilei, Kepler, Gilbert u. a. verdanken, in sich aufgenommen und für sein dichterisches und literarisches Schaffen fruchtbar gemacht hat. Es könnte paradox erscheinen, daß hier nicht die Metaphysik, sondern in erster Linie die Physik dieses Vertreters der »metaphysischen« Schule der Dichtung zur Erörterung gelangt. Aber dieses Paradoxon ist nur scheinbar, da ja die neue Naturforschung jener Zeit alsbald über die spezialwissenschaftlichen, also rein physikalischen Interessen hinausging und zu allgemein weltanschaulichen

Implikationen fuhrte. Zwischen Physik und Metaphysik, Naturwissenschaft und Philosophie gab es damals keine scharfe Grenze; sie gingen vielmehr unversehens ineinander über, indem sie sich wechselseitig erhellten und befruchteten.

Daß Donne mit den neuen umwälzenden Forschungen auf den Gebieten der Physik und Astronomie irgendwie in Berührung gekommen ist und daß diese Berührung ihren Niederschlag sowohl in seiner Dichtung als auch in seinen Prosawerken gefunden hat, das war natürlich auch bisher schon bekannt und ist auf Grund zahlreicher Textstellen mit Händen zu greifen. Doch fehlte bislang eine umfassende systematische Untersuchung über Art und Ausmaß dieser Berührung, über ihren positiven oder negativen Charakter, über ihre Wirkung auf das dem Dichter überlieferte Weltbild und ähnliche Fragen und Probleme, die dieses Thema in sich birgt. Und hierin besteht nun die Leistung des Verfassers, daß er als erster diesen Dingen auf den Grund gegangen ist, sie einer vielseitigen Erörterung unterworfen hat und zu wichtigen und für das Verständnis der Donneschen Dichtung wesentlichen Einsichten und Ergebnissen gelangt ist.

Allerdings bot sich hier der Forschung ein überaus spröder Stoff dar, der mit der üblichen Einflußjägerei nicht zu bewältigen war. Denn es handelt sich um zwei heterogene Gebiete, um Wissenschaft und Dichtung, die hier zusammentreffen und von denen die letztere auf die erstere mannigfach, aber keineswegs eindeutig reagiert. Wo Wissenschaft auf Wissenschaft, Philosophie auf Philosophie oder Dichtung auf Dichtung stößt, da ist die Beziehung von vornherein sehr viel eindeutiger und klarer als da, wo Übernahme und Aneignung sich nicht auf direktem Wege vollziehen. Was auch immer von der Wissenschaft in die Dichtung übernommen und angeeignet werden mag, das bedarf der Umsetzung in die völlig andere Sphäre, und dies bedeutet fast immer tiefgehende Verwandlung durch das dichterische Erlebnis und Einschmelzung in die dem Dichter eigentümliche Welt. Daß hier eine Problematik vorliegt, über die eine derartige Untersuchung sich Rechenschaft geben muß, hat der Verfasser sehr wohl gesehen (s. Abschnitt I über "Poetry and Science"), doch dringen seine Ausführungen nicht genügend in die Tiefe. So geht er mehr instinktiv als bewußt den richtigen Weg, wenn er in der Vorrede erklärt: »In der Entwicklung des Gegenstandes habe ich stets versucht, die Behandlung der Quellen und historischen Einflüsse dem unterzuordnen, was ich als meine eigentliche Arbeit betrachtete, nämlich die Analyse der dichterischen Einbildungskraft.«

Wir sagten schon, daß die Beziehung Donnes zur neuen Wissenschaft alles andere als eindeutig ist. Er stammte aus einer

streng römisch-katholischen Familie, wurde von Jesuiten in jesuitischem Geist erzogen und wuchs schon frühe in die aristotelisch-scholastische Philosophie und in das ptolemäische Weltbild hinein und damit in feste weltanschauliche Bindungen und Ordnungen, die ihn auch später trotz seines Übertritts zur anglikanischen Kirche, trotz Berührung mit Renaissance, Reformation und neuer Wissenschaft nicht mehr losließen, sondern irgendwo und irgendwie im Untergrunde seines Wesens haften blieben. Was das Universitätsstudium zuerst in Oxford, dann in Cambridge ihm an neuem Wissen vermittelte, das bleibt reine Vermutung, so sehr auch der Verfasser sich bemüht hat, in dieses Dunkel einiges Licht zu bringen. Hier gerät er nirgends auf festen Boden. Auch hinsichtlich Donnes späteres Leben lassen sich nur spärliche Anhaltspunkte für die zeitliche Fixierung der neuen Einwirkungen gewinnen, ein Umstand, der seine Erklärung in der eigentümlichen Überlieferung seines dichterischen Werkes findet. Auch heute noch, obwohl die Forschung sich ihm in den letzten Jahrzehnten intensiv zugewendet hat, gehen die Meinungen über die Zeit der Abfassung der überwiegenden Mehrzahl seiner dichterischen Schöpfungen erheblich auseinander. Mit einiger Bestimmtheit läßt sich nur das datieren, was zu Donnes Lebzeiten veröffentlicht wurde, und dies macht nur einen sehr kleinen Teil seiner poetischen und einen etwas größeren seiner prosaischen Werke aus. Soviel steht jedenfalls fest, daß Donne zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens, den wir nicht allzu früh ansetzen dürfen, mit dem Weltbild der neuen Physik bekannt wurde, und zwar nicht nur durch Hörensagen oder durch Schriften zweiter und dritter Hand, sondern durch unmittelbares intensives Studium der Quellen selbst. Den allgemeinen Nachweis hierfür hat der Verfasser m. E. überzeugend geführt. Er hat gezeigt, daß die allesverschlängende Lesegier Donnes sich die wichtigsten Veröffentlichungen der großen Naturforscher (und zwar häufig bald nach ihrem Erscheinen) angeeignet hat, also sicherlich Schriften von Kopernikus, Galilei, Kepler, Gilbert u. a. Wir können hier auf Einzelnes nicht näher eingehen. Der Verfasser tut dies in langatmigen und weitschweifigen Erörterungen, die sich zumeist um ein bestimmtes Thema (z. B. "The Moving of the Center", "The New Heavens", "The first Elements", "Figures of Space") gruppieren, im Rahmen dessen der Einstrom des neuen Wissensgutes und die Art und Weise, wie Donnes dichterisches Erlebnis darauf reagierte, behandelt wird. Hier ergeben sich interessante und aufschlußreiche Beziehungen, wenn sich auch vieles im Reich der bloßen Vermutung bewegt und nicht als wissenschaftlich gesichert gelten kann. In der Interpretation einzelner Dichtungen wendet der Verfasser sehr viel Scharfsinn auf, aber auch hier erscheint vieles als nicht zwingend

und als mehr oder weniger willkürlich in den Text hineingedeutet bzw. aus ihm herausgelesen.

Die bedeutsamste Einsicht, die durch die Untersuchung zutage gefordert wird, scheint mir die zu sein, daß durch die Berührung mit dem Weltbild der neuen Physik in Donnes Dichten und Denken eine mächtige Erschütterung eintrat, durch welche der dem Dichter angeborene Hang zur Skepsis verstärkt wurde und die Bindungen an die traditionellen Gehalte und Denkweisen beträchtlich aufgelockert wurden. Diese Skepsis wurde zu einem beherrschenden Faktor und richtete sich in gleicher Weise auf das alte und das neue Weltbild. Eine klare Entscheidung zugunsten des einen oder des anderen konnte jedoch nicht zustande kommen, und zwar deshalb nicht, weil einerseits Donnes Denken tief in mittelalterlichen Anschauungen verflochten war und weil andererseits die neuen Erkenntnisse zu Donnes Zeit noch weit davon entfernt waren, allgemeine Anerkennung zu finden, nicht einmal in wissenschaftlichen Kreisen. Und es braucht hier nur daran erinnert zu werden, daß auch Donnes Zeitgenosse Bacon, den man als den Heros der neuen Wissenschaft zu bezeichnen pflegt, noch kein positives Verhältnis zum kopernikanischen Weltbild zu gewinnen vermochte. Wir befinden uns erst auf der Schwelle zu einem neuen, durch Mathematik und Naturwissenschaft bestimmten Zeitalter, und so ist es nicht verwunderlich, daß Donne sich in den verschiedensten Gedankenwelten bewegte, in Neuplatonismus, christlicher Scholastik, in ptolemäischer und kopernikanischer Astronomie, in aristotelischer und neuer Physik, in hippokratischer und parazelsischer Medizin usw., und zwar ohne hierdurch innerlich zerrissen zu werden oder in seelische Konflikte zu geraten. Da er ein Dichter war, war für ihn das künstlerische Erlebnis entscheidend, und dieses konnte auf verschiedene und sogar heterogene Denkweisen verschieden reagieren und bald die eine, bald die andere seinen dichterischen Zwecken untertan machen. Dazu kommt sein skeptischer und undogmatischer Geist, der kein *sacrificium intellectus* von ihm verlangte, vielmehr eine Art freies Schweben in weltanschaulichen Dingen ihm gestattete. So viel aber ist sicher, daß in keinem anderen Dichter der Zeit die zersetzende Wirkung, welche die neue Naturwissenschaft auf die überlieferte Weltanschauung ausübte, zu stärkerem Ausdruck und vollerm Bewußtsein gelangt ist als bei Donne. Hierauf hat bereits Grierson (s. *The Poems of John Donne*, Oxford 1912, Bd. II, S. 6 u. ö.) hingewiesen und desgleichen neuerdings Schirmer, der in den »geistreichen Wortfügungen« und »witzigen Spielereien« (den sog. "conceits") Donnes den »Ausdruck der Erschütterung des festen alten Weltbilds durch die neue Naturforschung und Philosophie« erblickt (s. *Geschichte der englischen Literatur*, Halle 1937, S. 297). Des



Verfassers Verdienst besteht darin, daß er diese Einsicht umfassend wissenschaftlich begründet und dadurch im ganzen wie in vielen Einzelheiten sichergestellt hat.

Das Buch geht, vor allem in den letzten Kapiteln, auch noch auf eine Reihe anderer Fragen des Donneschen Schrifttums ein, die mit dem Hauptthema in gar keiner oder nur 'sehr loser Verbindung stehen. Es ermangelt überhaupt der äußeren und inneren Konzentration und ergeht sich in einer Breite und Umständlichkeit, die auch für die sprachliche Formulierung von Nachteil geworden ist. Es ist in einem geschraubten und überladenen Stil geschrieben. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser das, was er zu sagen hatte, auf die Hälfte oder ein Drittel des jetzigen Umfangs des Buches reduziert hätte. Dann wären seine wertvollen Einsichten und Ergebnisse sehr viel klarer zutage getreten und brauchten nicht erst aus einem Wust von Weitschweifigkeit und überflüssigem Beiwerk mühsam herausgeschält zu werden.

Heidelberg.

Rudolf Metz.

Jonathan Swift, *A Tale of a Tub. With Other Early Works* 1696—1707. Ed. by Herbert Davis (Shakespeare Head Swift). Oxford, Blackwell, 1939. XXXVI u. 311 S. 10/6 net.

Der vorliegende Band ist der Anfang einer auf 14 Bände berechneten Neuausgabe der Prosawerke Swifts, die der Professor der englischen Literatur an der Cornell University herausgibt. Sie bildet das Parallelwerk zu der von Harold Williams besorgten Ausgabe der *Poems*, die 1937 bei Macmillan erschienen ist. Damit ist ein wichtiger Abschnitt in der Swiftforschung erreicht, denn so oft auch seit 1735 die Werke Swifts gesammelt erschienen sind — die letzte Ausgabe war die von Temple Scott im Jahre 1908 —, sie genügten nicht den modernen Anforderungen, abgesehen davon, daß viele von ihnen *out of print* sind. Herbert Davis hat seine Aufgabe von drei Gesichtspunkten aus in Angriff genommen. Es kommt ihm zunächst nicht darauf an, die Ursprungsform des Manuskripts oder der ersten gedruckten Ausgabe zugrunde zu legen, sondern die letzte Fassung, die zu Lebzeiten Swifts erschien. Wer die Geschichte der Editionen von Swifts Werken einigermaßen kennt, weiß, wie unermüdlich er in seinem Bemühen war, die dubliner Ausgabe Faulkners von 1735 zu überwachen, die man daher unbedingt als wertvollste Grundlage aller weiteren Editionen anzusehen hat. Überdies hat Davis durch Vergleich mit früheren Fassungen der einzelnen Werke offenkundige Fehler ausgemerzt. Ferner hat sich der Herausgeber befließigt, die Werke nach Möglichkeit in chronologischer Ordnung zusammenzustellen, wie das auch Williams bei den Gedichten unternommen hat. Der Vor-

teil liegt auf der Hand, so schwierig es im einzelnen auch oft sein mag, das genaue Datum zu bestimmen; aber da mit größter Genauigkeit gearbeitet worden ist, sind selbst in den kritischen Fällen Annäherungsdaten erzielt worden, die es dem Leser ermöglichen, nun ein geschlossenes Bild der äußeren und inneren Entwicklung Swifts zu bekommen. Schließlich hat Davis, gestützt auf die kritische Swiftforschung der letzten Jahre, alles das, was als zweifelhaft anerkannt worden ist, nicht aufgenommen. Hier liegt die schwierigste Aufgabe eines Herausgebers, weil sie nicht nur ein besonders tiefes Eindringen in Geist und Wesen des Autors voraussetzt, sondern auch manche Entsagung fordert, weil gelegentlich auf Überlieferungen verzichtet werden muß, die schon um ihrer selbst willen einen gewissen Wert bekommen haben. Unter diesen drei methodischen Gesichtspunkten ist die Aufgabe in Angriff genommen, die sich der Herausgeber gestellt hat.

Der nun vorliegende erste Band umfaßt die Jahre 1696 bis 1706, d. h. er stellt an den Anfang die Satire "A Tale of a Tub", deren größter Teil nach Swifts eigenem Zeugnis 1696 vollendet, allerdings erst 8 Jahre später erstmalig gedruckt wurde. In der Einleitung zu diesem ersten Bande stellt sich Davis auf den Standpunkt, daß die Arbeit an diesem Werke kaum weiter zurückliegt, abgesehen von den eingeschobenen Abschweifungen, in denen bereits die literarischen Fragen anklingen, die seit Temples *Essay on Ancient and Modern Learning* (1690) die literarische Öffentlichkeit beschäftigen und später in Swifts *Battle of the Books* fortgesetzt wurden. Man wird die Verteidigung des Anglikanismus und die Satire auf Katholiken und Puritaner in *A Tale of a Tub* um so bereitwilliger in die Zeit von Swifts Aufenthalt in Irland (Kilroot) legen (1694 bis 1696), als die zeitweilige Loslösung von Temple ihn freier gemacht hatte und die irischen Verhältnisse ihm manche Anknüpfungspunkte für seine Satire boten.

Es schließt sich *The Battle of the Books* an, eine Schrift, die 1697 nach seiner Rückkehr in den Dienst Temples begonnen wurde; aber auch hier verzögerte sich die Veröffentlichung, augenscheinlich auf Anraten Temples, der verhindern wollte, daß Swift in seiner Laufbahn geschädigt würde. Vor seiner Rückkehr nach Irland im Jahre 1699 hat Swift dann wahrscheinlich auch die Vorreden zu den Ausgaben der Schriften Temples geschrieben, die seit 1700 herauskamen. Diese *Prefaces*, die ebenfalls in dem vorliegenden Bande Aufnahme gefunden haben, erweitern das literarkritische Bild des Verfassers der *Battle of the Books*. Im übrigen enthält der Band noch eine Reihe kleinerer und sonst schwer zugänglicher politischer und kirchlicher Satiren Swifts aus dieser frühen Zeit, wie *The Contents and Dissentions in Athens and Rome*, ge-

schrieben nach seiner Rückkehr von Irland im April 1701 zur Verteidigung des Lord-Kanzlers Somers, der vom House of Commons angeklagt war. Diese Abhandlung mit ihren scharfen Angriffen auf die Gefahren, die dem einzelnen durch die kompakte Majorität drohen, ist wichtig zur Erkenntnis der politischen Weltanschauung Swifts (vgl. M. A. Korn, *Die Weltanschauung Jonathan Swifts*, Jena 1935), während das kleine Fragment *Discourse Concerning the Mechanical Operation of the Spirit* mit seinem leidenschaftlichen Kampfe gegen allen Enthusiasmus Ausdruck des Geistes des 18. Jahrhunderts ist, aber auch in Verbindung mit Swifts Kampf gegen den religiösen Fanatismus seine Beleuchtung erfährt.

So stellt bereits der erste Band eine bedeutsame Editionsleistung dar, die den Wunsch erweckt, daß die weiteren Bände in nicht zu langen Abständen folgen mögen.

Breslau.

P. Meißner.

---

W. Fr. Wright, *Sensibility in English Prose Fiction 1760—1814, A Reinterpretation*. Illinois Studies in Language and Literature 22, 3/4. Urbana, 1937. 158 S. \$ 2,—.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß seine Studie "has resulted in a number of original discoveries of causes and relationships which to me seem more important and more reasonable than those which have previously been accepted". S. 149. Ganz so günstig kann man seine Arbeit wohl kaum beurteilen, obwohl es sich auch nicht leugnen läßt, daß er stellenweise von den Spezialstudien anderer Forscher auf diesem Gebiet abweicht. Gerade auf dem Gebiet des empfindsamen Romans hängt soviel von der Deutung einzelner Ausdrücke und Redewendungen ab und von der Wichtigkeit, die man ihnen im Gefüge des Ganzen zuweist. Daher kommen auch die verschiedenen Gruppierungen, die jeder, der sich mit der Epoche eingehend beschäftigt, mit den Romanen vornimmt. Jede Einteilung wird ihre Fehler haben, bei jeder wird man das eine oder andere Werk mehreren Abteilungen zuweisen müssen. Brauchli<sup>1)</sup> ordnet z. B. Walpoles *Castle of Otranto* dem gotischen, Geister- und Räuber-Roman zu, was W. tadelt, S. 11. Zwei Seiten weiter gesteht er aber: "I have dealt with a few novels in more than one chapter when they were significant for more than one quality." W. sollte deshalb J. Brauchlis und R. M. Lovetts<sup>2)</sup> Gruppierung nicht als "illogical" bezeichnen, weil ihre von seiner abweichende Klassifikation jedem

---

<sup>1)</sup> J. Brauchli, *Der englische Schauerroman um 1800*, Weida 1928.

<sup>2)</sup> R. M. Lovett and Helen Hughes, *The History of the Novel in England*. New York 1932.

nach dem Tode seiner Frau verfaßt und daß wahrscheinlich die Beschreibung des Todes von Marguerite eine poetische Umgestaltung seiner eigenen Erlebnisse war. Besonders diese "modified the theories of *Political Justice*", seinem Erstlingswerk.

In W.s Teil IV, wo über ausländischen Einfluß gesprochen wird, ist nicht klar, ob die Übersetzung von Bernardin de St. Pierres *Paul et Virginie* *Paul and Virginia* heißt u. 1787 erschienen ist oder *Paul and Mary*, 1789<sup>1)</sup>, oder ob es sich um zwei aufeinanderfolgende Übersetzungen handelt. Dies würde auf große Beliebtheit des Buchs in England schließen lassen und wäre des Vermerkens wert.

Wenn W.s Schrift auch nicht als Führung durch das Studium des Romans im 18. Jhr. gewertet werden kann, so bietet sie doch manche Ergänzung zu andern Veröffentlichungen.

Wien.

Margarete Rösler.

---

*The Poetical Works of Walter Savage Landor*, edited by Stephen Wheeler. Oxford, Clarendon Press, 1937. 3 Vols. 526 u. 552 u. 522 S. Pr. 60 s. net.

Neben den Gedichten von Swift (hrg. von Harold Williams) erschienen 1937 in Oxford (Clarendon Press) auch in drei Bänden die poetischen Werke von Landor. Dieser Neudruck kam überraschend, denn erst ein Jahr vorher war die 1927 begonnene 16 bändige Ausgabe von T. Earle Welby, *The Complete Works of Walter Savage Landor*, abgeschlossen worden und als Herausgeber der letzten vier Bände mit *Poems* zeichnete ebenfalls Stephen Wheeler, der schon 1897 und 1899 *Letters and Unpublished Writings of Landor* veröffentlicht hatte.

Ein Vergleich beider Ausgaben zeigt, daß die letzte eine auf drei Bände reduzierte Kopie der ersten auch in der Clarendon Press gedruckten darstellt. Die Übereinstimmung wird aus drucktechnischen Gründen nur an einigen Stellen durch einen anderen Umbruch (z. B. I 341/42; II 1/5, 540/44, 550/52; III 467/86) und durch neue sinngemäße Hinweise auf die anders nummerierten Seiten aufgehoben, wobei versehentlich im ersten Bande nur drei Angaben, die sich auf die große Ausgabe bezogen, stehengeblieben sind (S. 130, 172, 173). Neu sind bloß sechs Zeilen eines von Cornelia niedergeschriebenen italienischen Gedichts (III 472) und die in der ersten Ausgabe (zwischen I 382 und 383) vergessene Skizze (I 513), die die Flucht der Liebenden Catillus und Salia nach Tibur, östlich von Rom, veranschaulichen soll.

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 127 u. S. 132, Anm. 41.

Der Zweck dieses — mit Ausnahme der soeben erwähnten und einiger noch geringerer Änderungen — völlig gleichen Neudrucks liegt augenscheinlich darin, die Poesie Landors weiteren Kreisen zugänglich zu machen, was durch die Kostspieligkeit der 1936 abgeschlossenen Gesamtausgabe und durch deren geringe Auflage (525 !) nicht möglich sein konnte.

Die von Wheeler neu edierten Werke sind auf etwa 1450 Seiten klar und zum weitaus größten Teil ohne störende Zeilenbrechung gedruckt. Sie sind verschiedenen Kapiteln eingegliedert: 1. Heroic Poems; 2. Dramas and Dramatic Scenes; 3. Hellenics; 4. Tales in Verse; 5. History and Politics; 6. Books and Writers; 7. Translations, Imitations, etc.; 8. Poems of Love and Friendship; 9. Town and Country-Side; 10. Humorous and Satirical; 11. Occasional Poems; 12. Brevities; 13. A Satire on Satirists und 14. Early Poems. Den Abschluß bilden die unter »Senilia« zusammengestellten zehn Gedichte, wegen deren Veröffentlichung Landor zu hohen Geldstrafen verurteilt wurde. Angeschlossen sind alle z. B. in Zeitschriften oder auf Flugblättern publizierten Gedichte, für die die einst behauptete Urheberschaft Landors nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Ferner auch die, deren Drucklegung der Autor nicht gewünscht und die er deshalb im Manuskript zurückgehalten hatte. Der Herausgeber folgt in diesem Punkte pietätvoll der von Landor in der Vorrede eines Poesiebuches von 1831 ausgedrückten Ansicht, daß nur der elendeste Dichter den Wunsch haben könnte, alles Geschreibsel gedruckt zu sehen.

Innerhalb der verschiedenen Kapitel sind die Stücke nach dem Zeitpunkt ihrer Publikation geordnet. Meistens entspricht die Reproduktion der ersten Veröffentlichung zu Lebzeiten Landors. Nur in einigen Fällen wird von diesem Verfahren abgewichen, wofür die Gründe dann in den Anmerkungen am Ende jedes Bandes angegeben sind. So wählt Wheeler z. B. für *Gebir* als Vorlage nicht die erste Ausgabe von 1798, sondern die folgende (Oxford 1803), weil diese von Landor und seinem Bruder Robert revidiert und mit klärenden »Arguments« versehen worden war. In jedem Falle sind aber alle Varianten der verschiedenen Versionen mit größter Gewissenhaftigkeit entweder in Fußnoten oder, wenn länger, in den Anmerkungen verzeichnet. Den Vorteil der Methode, auf die ersten Lesarten zurückzugehen, illustriert Wheeler selbst an dem kleinen Gedicht »Dante of Maiano« (II 434), in dessen erster Ausgabe auf den Autor von *La Divina Commedia* richtig als »the diviner Alighieri« hingedeutet wurde, was später aber stets falsch als »the diviner Alfieri« erschien.

Jeder Dichtung sind kurz die Daten und Orte der verschiedenen Drucke vorangestellt. Wo längere Angaben nötig waren, wird auf die Anmerkungen verwiesen. Auch den Fußnoten sind außer den

Varianten nur kurze Sacherklärungen des Herausgebers zugeteilt. Alle umfassenderen befinden sich ebenfalls am Schluß der Bände. Diese Anordnung bringt zwar manchmal ein Hin- und Herblättern mit sich, hat aber den großen Vorteil einer geschlosseneren Wirkung der Texte, was gegenüber früheren Gedichtsausgaben angenehm auffällt.

Außer den längeren Sacherklärungen, die manchmal mit Hilfe von Zitaten aus Landors Briefen gemacht werden oder zu denen der Herausgeber Randbemerkungen und Zusätze aus den Manuskripten heranzieht, gibt Wheeler in den Anmerkungen auch die Vorgeschichte, Parallelen und so weit wie möglich die Quellen der einzelnen Stücke an, wobei er häufig Gelegenheit nimmt, John Forsters Behauptungen in *Landor, a Biography* (2 vols. 1869) zu berichtigen.

Die beiden Ausgaben werden durch einen "Index of Titles and Subjects and of Personal and Political Allusions" und durch einen "Index of First Lines" abgeschlossen.

Die Wheelerschen Neudrucke stellen wegen ihrer Gründlichkeit, Genauigkeit und des aus ihnen sprechenden jahrelangen Fleißes eine ausgezeichnete Leistung dar, treten deshalb der Swiftausgabe von Harold Williams (vgl. Besprechung in *Anglia*, Beiblatt 50, 2 und in *The Modern Language Review*, April 1939!) würdig zur Seite und übertreffen diese noch in der weisen Verteilung des philologischen Kleinkrams, der auch an Fülle kaum überboten werden kann.

Greifswald.

Friedrich Schubel.

---

William R. Rutland, *Thomas Hardy, A Study of his Writings and their Background*. Oxford, Blackwell, 1938. 365 pp. 21/—net.

Although scarcely ten years have elapsed since the death of Thomas Hardy, the first centenary of whose birth will fall in two years' time, numerous more or less critical publications have appeared concerning the life and works of this great writer. Another contribution has just been brought to these studies by William R. Rutland.

The author has dedicated the first three chapters of his book to what he refers to as the background of Hardy's writings and of his thought, presenting us a diligent investigation of the great writer's early reading, of his acquaintance with the classics, and of their influence upon his literary production. The influence of the Bible is emphasized; to use the author's own words: it gripped Hardy with a grip which never relaxed.

The ascendancy of this great Book has been paramount over several English writers, over Carlyle and Ruskin, not to mention the others, but as far as Hardy is concerned, its influence appears to us to have been hardly skin deep. It cannot be denied that

Biblical quotations, metaphors, allusions and similes are scattered unsparingly throughout his writings; but if this bears witness to his perfect knowledge of the Holy Scripture, which was the result of its incessant study in his early childhood, we do not believe it tends to demonstrate that his character, his mind, his philosophy, his conception of life and of the universe, were to any extent influenced by the Bible, in which he appears to have taken a purely literary interest.

Our author is much more convincing when, scrutinizing the background of Hardy's thought, he traces the sway of Stuart Mill, of Spencer, of Darwin, of Huxley the indefatigable champion of the new doctrines, of the bitter controversies between orthodoxy and science in the early sixties, and later, of Schopenhauer, then of Swinburne, Arnold, Leslie Stephen, and others.

In the fourth chapter we are given a very diligent review of Hardy's early writings, with learned and ingenious considerations as to their probable genesis. An extremely, and perhaps excessively, concise account is given of the four collections of short stories, *Wessex Tales*, *Life's Little Ironies*, *A Group of Noble Dames*, and *A Changed Man and Other Tales*, followed up by an inexorable verdict which is worth while repeating in the author's own words. On a general review of them, declares Mr Rutland, one is tempted to say that the distinguishing characteristics of Hardy's short stories are improbability and unpleasantness.

This is not the only example of the rigour of some of our author's critical expressions; two great English poets are dealt with in the following remarkable sentence: We all know that Wordsworth could write rubbish, and that Browning could produce unparalleled combinations of obscurity and cacophony; but we are all agreed that both of them bear the hall mark of great poets. And here is his judgement of Hardy's sonnet "Discouragement": = Here we have a strange combination of power and clumsiness. The poem is full of faults; the striving after alliteration is very bad; "genial hour" suggests a club; "divinest hues" and "flower of heroism and worth" come from the cheapest magazines; "visions ghastr and grim" is a lame ending in a forced rhyme. Yet there is a certain undeniable passion in the thing.

Great care is devoted to the novels; their review, which is principally historical, is sagaciously detailed and contains a mine of interesting and valuable information. Although we descry Hardy pulling steadily against the current of English conventionalism and wrangling with human society for its attitude toward certain fundamental problems concerning man and woman, it must be acknowledged that the picture is presented with delicacy and mode-

ration, without the tawdry colouring in which other critics have indulged.

A special chapter is dedicated to the two famous novels *Tess of the d'Urbervilles* and *Jude the Obscure*. The whole field is investigated with a completeness it would be hard to surpass. Mr Rutland makes up for his rather cursory review of the lyrical poetry, which is dispatched in something less than ten pages, by devoting a most extensive historical and critical recension of Hardy's great epic drama *The Dynasts*, of which the conception, the structure, the development, the language, the manuscript, are all minutely studied, and upon which he lavishes redundant praise proclaiming it to stand head and shoulders above everything else produced in English poetry since *The Ring and the Book*.

The author's critical appreciation of Hardy's greatest achievement is undoubtedly exhaustive, convincing and enthusiastic, nevertheless it leads to definite conclusions which, from certain standpoints, considerably reduce our estimation of *The Dynasts* as a masterpiece. Hardy himself acknowledges, in connection with the metaphysics of this epic poem, that he owes something to Eduard von Hartmann; and throughout our author's shrewd analysis of the work the prevailing influence of *The Philosophy of the Unconscious* is easily discernible. The characterization of the principal personages is lacking in vigour and definiteness; the great historical figures of Napoleon, Wellington, Nelson and others, are lifeless and little better than puppets of the Immanent Will. The existence of drama without character being practically beyond the range of possibility, we are inexorably urged to the conviction that *The Dynasts*, notwithstanding its depth of conception, its masterly dominion over an enormous wealth of historical matter, its originality and its unity, is not, from a dramatical standpoint at least, a complete success.

In the appendices is included a list of Hardiana, in which however no mention is made of the following: A. Castelli *Thomas Hardy Poeta*. Milano 1937; M. L. Hansch, *Die Sprachkünstlerische Gestaltung bei Thomas Hardy*. Marburg 1936; A. E. Newton, *Thomas Hardy: Novelist or Poet?* Philadelphia 1930; R. Taufkird, *Thomas Hardy's Roman-kunst*. 1912. Although our author does not quote any of them, certain analogies in some parts of his text authorize us to assume that he was acquainted with the four studies mentioned above.

Considering the book in its entirety, we feel authorized in coming to the conclusion that Mr Rutland has evinced consummate skill in subtly analysing the work of a great English classic, and that we are indebted to him for an invaluable contribution to literary criticism. His study throws a new light on certain features of Hardy's



work, which all readers and students of nineteenth century literature will highly value, since it will prove instrumental in attaining a better comprehension and appreciation of the great novelist and of his rich bequest to English literature.

Torino.

Federico Olivero.

Hermann Stresau, *Josef Conrad, der Tragiker des Westens*. Berlin, Verlag Die Runde, 1938. 204 S. Geb. RM. 5,50.

Das Entscheidende an diesem großzügigen essayhaften Buch über Conrad besteht darin, daß Conrads Persönlichkeit und Werk hier einer umfassenden existentiellen Deutung unterworfen werden. Alle »Einflußforschung«, wie sie in bezug auf Conrad häufig getrieben worden ist, ohne das Lebensgesetz dieses Mannes genügend zu klären, tritt dem gegenüber in den Hintergrund — wenn auch Conrads Kenntnis der großen Franzosen des 19. Jahrhunderts, Thackerays, Dickens', Kiplings, O'Henrys, Dostojewskis u. a. m. beachtet wird. Stresau erfaßt frei von allem nur aufs Detail gehenden Tasten, mit sicherem Griff Romane und Leben Conrads als Ausdruck einer Lebensanschauung, deren Ursprünglichkeit, die vielleicht in Conrads Polentum wurzelt, für ihn alle Einflüsse aus der Literatur zu bloßen Anregungen herabsinken läßt. Diese Lebensanschauung Conrads nennt er dabei tragisch. Conrad hat, wie Stresau besonders im Teil II seines Buches ausführt, als Grundlage seiner Weltansicht den Gegensatz zwischen der »wirklichen« Welt der Natur und der »unwirklichen« Welt der menschlichen Zivilisation begriffen (vgl. Teil II, S. 99—103, »Der Gestalter des Tragischen«; Teil I, S. 11—95, »Der Mann und sein Leben«, ist diesem zweiten Abschnitt gegenüber weniger wesentlich, er zeichnet Conrads »Lebenserinnerungen« nicht originell, wenn auch sprachlich und darstellerisch glücklich, nach). Die »wirkliche Welt« der Natur ist dabei unmenschlich, sinnleer, elementar — sie offenbart sich Conrad, dessen Seemannsberuf von 1875 bis 1894 durchaus als Sinnbild seiner Kenntnis dieser Welt, nicht aber als biographische Zufälligkeit erscheint, hauptsächlich im Meer, der »unsterblichen See«, und im tropischen Urwald. Der Mensch steht dieser Welt als Bedrohter gegenüber, ganz anders mithin als der Mensch Rousseaus oder der romantische Abenteurer, der — wie noch bei Jack London — in der Natur sein eigenes »ursprüngliches« Menschtum, nicht aber das »Ganz Andere« Conrads wiederfinden wollte. Die Welt der Zivilisation dagegen ist menschlich, mit Gesetz und Sicherheit umfriedet, oder scheint vielmehr so, denn auch auf ihrem Grunde lauert das Unbestimmte elementarer Mächte, wie Conrad etwa im »Secret Agent« zeigt. In beiden Welten nun läuft der Mensch in seinem Menschsein Gefahr. In der »wirklichen Welt« droht er in seiner Existenz vernichtet zu

werden; in der zivilisatorischen Welt wird er geschwächt, weil er glaubt, nicht mehr kämpfen zu müssen. So ist nach Conrad der Ort, an den er eigentlich gehört, die Grenze zwischen dem »Wirklichen« des Unbestimmten und dem »Unwirklichen« selbstgesetzter Scheinwirklichkeiten — das Schiff oder der einsame Vorposten im Urwald sind die Sinnbilder dieses Ortes. Hier erkennt der Mensch illusionslos die Tatsächlichkeit seiner Bedrohtheit und die Notwendigkeit des Aushaltens — im idealen Falle besteht zwischen seiner Wirklichkeit und seiner Einbildungskraft kein Gegensatz mehr. Conrads Menschen zeigen diesen idealen Fall durchaus nicht immer — in manchen Fällen werden sie von der »Wirklichkeit« vernichtet wie Kurz im »Herz der Finsternis«; in anderen haben sie jenen Ausgleich wie der Matrose Singleton; in anderen wieder verfallen sie tragischer Schuld wie Lord Jim. Immer aber ist ihr Ort jener Grenzstreifen, jenseits dessen die menschliche Welt Conrad nicht zu fesseln vermochte, weil sie nicht »wesentlich« menschlich war.

Stresau erhellt so das Gesamtbild von Conrads Leben und Werk als tragisch-heroisch. Es ist als solches unepisch, da es keine objektiven Maße anerkennt — besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang der Abschnitt »Sprache und Technik des Erzählers« (S. 99 ff.), in dem die »Standpunkttechnik« der Conradschen Romane nicht etwa — wie man mißverstehend geglaubt hat — aus einer neuen »Psychologie«, sondern eben aus dieser bei Conrad fehlenden epischen Objektivität hergeleitet wird. Stresau läßt aber zugleich keinen Zweifel darüber, daß auch diese Verlorenheit in der Wirklichkeit, die Conrad auszeichnet, Vorbote einer neuen Objektivität sein kann, »wie die attische Tragödie den Menschen der Antike reinigte für ein christliches Jahrtausend« (S. 192): im Hintergrund des Mutes, der den Conradschen Menschen auszeichnet, steht undeutlich und noch unfassbar die Idee eines absoluten Humanen, das freilich mit der alten Humanität nichts mehr zu tun hat. — Ein Verzeichnis von Conrads Seefahrten (S. 194), seiner Werke nach ihren Entstehungszeiten (S. 198) und eine Aufstellung der Verdeutschungen Conrads sind angefügt (S. 201 — in der letzteren fehlt der Hinweis darauf, daß auch die »Lebenserinnerungen« verdeutscht sind). Das Buch Stresaus gehört zu dem Besten, das über Conrad geschrieben wurde.

St. Andrews (Schottland).

E. Th. Sehrt.

---

Boris Brasol, *Oscar Wilde. The Man — The Artist*. London, Williams and Norgate, 1938. 425 S. 16/—.

Diese umfangreiche, aber durch Gliederung in zahlreiche kurze Kapitel übersichtliche Biographie ist ein Versuch, das Werk Oscar Wildes auf Grund genauer Kenntnis des alten und unter Ver-

wendung neuen Materials (Briefe, bisher weniger oder nicht ausgewertete kleinere Schriften und Aufsätze W.s, Pressestimmen) als Ausdruck seiner Persönlichkeit zu deuten, kurz: eine Studie in der Personalausbildung\* des Dichters. Dieser Versuch wird mit sichtlichem Streben nach Objektivität unternommen, um nach so viel Schmähung und Verhimmelung an den wahren Oscar Wilde heranzukommen (vgl. eine Bemerkung S. 147 unten).

Der Zug zur Objektivität macht sich besonders in den mehr psychoanalytisch eingestellten Kapiteln und Teilen wohlthuend bemerkbar. Verf. hält sich in der Ausdeutung von W.s abnormaler Veranlagung und Entwicklung von Extremen möglichst fern und sucht sie nicht nur aus rassischer Mischung, sondern vor allem auch aus den abnormalen Neigungen seiner Eltern verständlich zu machen, die jenes für die Entwicklung des Knaben so gefährliche »moralische Vakuum« schufen (Kap. II). Diese Deutung aus der überkommenen Erbmasse nimmt den psychoanalytischen Termini B.s etwas von dem peinlich mechanistischen Klang, der ihnen unserem Gefühle nach anhaftet.

Der Zeithintergrund und die wachsende künstlerische Rebellion gegen das philiströse Viktorianertum sowie W.s Rolle als Vollender dieses Protestes werden in Kap. I kurz skizziert. Kap. III—VI verfolgen dann W.s Studienjahre, ohne im wesentlichen Neues zu bieten, was wegen der Spärlichkeit biographischer Daten auch kaum möglich war. Im einzelnen aber wird sorgfältig jeder Zug verzeichnet, der für die ausgereifte Persönlichkeit von Wichtigkeit sein könnte. Der Auffassung, daß die Homosexualität nur ein medizinisches, nicht auch ein juristisches Problem darstellt, wird man nicht zustimmen können, ebensowenig wenn B. erklärt, daß die Mendelsche Vererbungsformel auf die Verhältnisse am Menschen nicht übertragbar sei (S. 32/3, 53). Die Ausbildung des Bonvivants und Steigerung der krankhaften Züge in W. schildert Kap. VII. In den folgenden zwei Kapiteln VIII und IX wird ein entscheidender Wendepunkt in W.s Sturm- und Drangjahren behandelt, nämlich die Griechenlandfahrt mit seinem »tutor« Mahaffy und die anschließende Italienreise. Hier wird die Grundlage zu W.s Hellenismus gelegt und zugleich der Gegenpol, die katholisch-mystischen Neigungen W.s, betrachtet, wobei B. allerdings die letzteren zu unterschätzen scheint. Die Beredsamkeit und Belesenheit des für seine Sache begeisterten Autors kommen da besonders zur Geltung, wie auch richtig hervorgehoben wird, was W. an Griechentum nicht gesehen hat (S. 67, 69/70). Kap. X und XI sind den ersten lyrischen Versuchen W.s gewidmet; hier hätte durch ausgiebigere Heranziehung des Sonderschrifttums (so etwa B. Fehrs *Studien zu Oscar Wildes Gedichten*) die Analyse noch vertieft und die Stellung der einzelnen Dichtungen innerhalb der literarischen und geistigen Entwicklung W.s mehr herausgearbeitet werden können. Für die Untersuchung des Jugenddramas *Vera* (Kap. XII) ist B. als Amerikaner russischer Herkunft besonders zuständig. Freude am Detail zeigt sich in den etwas schwächeren Kapiteln XIII und XIV, die W.s privates und öffentliches Auftreten während der Amerika-Tournee behandeln. An Hand von W.s

Vortrag über *The English Renaissance of Art* weist B. nach, daß W.s ästhetische Theorien schon 1882 ausgebildet waren, und führt in einer originellen Studie über W.s "envoy" zu den Gedichten von J. R. Rodd, welches in den meisten sogenannten »vollständigen« Ausgaben von W.s Werken fehlt, das ästhetische Credo des Dichters näher aus (Kap. XV). Nicht nur die Abgrenzung des »Schönen« als autonomen, aber nicht normierten Bereiches, sondern auch der charakteristische Langsatzstil lassen schon in diesem von B. hochbewerteten Essay W.s Fähigkeiten zum "critic as artist" erkennen. In Kap. XVI wird geschildert, wie sich W. als Causeur die Pariser literarische Welt erobert. Das Zitat aus Hagemanns Wilde-Buch auf S. 143 (»im ganzen machte W. in Paris nicht die Figur wie zuhause«) wird in der Anmerkung zu dieser Stelle (S. 357) ungenau mit "did not make a familiar figure" übertragen. Bei der Besprechung der *Duchess of Padua* und des Visionsgedichtes *The Sphinx* (Kap. XVII) geht B. ähnlich scharfsinnig vor wie Fehr in seiner erwähnten Schrift und gelangt dabei zu einer Korrektur der Auffassung, daß beide Werke in Paris entstanden seien. Für jenes soll das überhaupt nicht und für dieses nur insofern stimmen, als W. daran in Paris gearbeitet hat (S. 150). Das von B. zum Vergleich herangezogene Gedicht E. A. Poes, *The Raven*, kommt — wie schon Fehr nachgewiesen hat (a. a. O., S. 191) — als wichtiges Vorbild für *The Sphinx* nicht in Frage. Eine amüsante zwischen W. und Whistler spielende Episode (Kap. XVIII) bringt uns zu der Ehe W.s mit Constance Lloyd (Kap. XIX—XX); gegen F. Harris wird hier festgestellt, daß sie im wesentlichen aus Liebe, nicht aus finanziellen Rücksichten geschlossen wurde. Als Ehemann legt nun W. viel von seiner früheren affektierten Haltung ab, während sich sein Epikureertum immer stärker ausprägt (S. 182/3); ausgesprochen feminine Neigungen vermutet Verf. wohl mit Recht hinter der Tätigkeit W.s als Herausgeber der Zeitschrift *The Woman's World*. Der sonst wenig beachtete Idealismus W.s wird in Kap. XXI an Hand der Streitschrift *The Soul of Man under Socialism* dargestellt, in der sich W. als unreifer politischer Romantiker schärfster individualistischer Prägung zeigt. B. hat die widerspruchsvolle Einstellung W.s zur Arbeit erkannt, die W. im sozialistischen Staat durch Unterhaltung und Genuß ersetzt sehen möchte, ohne jedoch das Eindringen des verpönten Arbeitsgedankens durch die Hintertür des künstlerischen Schaffens verhindern zu können! Mit Recht werden dann unter dem Obertitel »Idealismus« auch W.s Märchen behandelt, in denen er zum ersten Mal den ästhetischen Wert des Leides erkennt und gestaltet.

*The Portrait of Mr. W. H.* wird von B. wissenschaftlich ernster genommen als von manchen anderen Kritikern; der erotische Unterton dieses Essays wird im Hinblick auf W.s weitere Entwicklung mit Recht hervorgehoben (Kap. XXII). Die anschließende Besprechung von *Dorian Gray* (Kap. XXIII) gibt Anlaß, auf die Frage von W.s Unvolkstümlichkeit einzugehen, wobei reichliche Pressestimmen angeführt werden; diese wie andere Stellen legen den Wunsch nahe, B. möge doch einmal seine verstreuten Bemerkungen zu einer Geschichte von W.s »Nachruhm« verarbeiten. Die unter dem Titel *Intentions* zusammengefaßten brillanten

Essays W.s (Kap. XXIV) geben B. wieder Anlaß, auf W.s eklektische Ästhetik und sein Ideal einer schöpferischen Kritik einzugehen, sowie auf seine Auffassung des Theaters als Zusammenklang aller Künste — eine Auffassung, die nur einmal in der *Salome* vollkommene Gestalt gewonnen hat.

In Kap. XXV ("Genius and Insanity") wärmt B. die heute unhaltbare Lehre des italienischen Juden Lombroso von der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn wieder auf und versucht, die drei Stadien von W.s Psychose durch seine Werke zu belegen. Für die *Salome* (Kap. XXVI) wird durch einen eingehenden Vergleich mit Flauberts *Herodias* die Unabhängigkeit von W.s Gestaltung nachgewiesen und an einer Gegenüberstellung mit Maeterlincks *Les Sept Princesses* die kontrapunktische Dialogführung des Einakters gut hervorgehoben. In der Betonung von W.s Originalität tut B. hier manchmal wohl etwas zu viel des Guten (vgl. seine Bemerkung S. 239, daß W. auch im Plagiat immer originell und sich selbst treu gewesen sei!). Daß die in der *Salome* zum Ausdruck kommende, wachsende »Erotisierung« W.s eine allgemeine Zeiterscheinung ist, führt R. Hoops in seiner Schrift *Der Einfluß der Psychoanalyse auf die englische Literatur* aus (Heidelberg 1934, S. 33; dort wird auch — S. 26 — eine psychoanalytische Studie über die *Salome* erwähnt).

Die persönlichen Beziehungen W.s zu Lord Alfred Douglas werden mit Takt und berechtigter Zurückweisung von F. Harris' Sensationshascherei und der gehässigen Verdrehungen von A. Gide dargestellt. Bei der Beschreibung der Komödien W.s (Kap. XXVIII) geht B. auf den Fortschritt in W.s Bühnentechnik von den ersten grob-»melodramatischen« Versuchen bis zur *Salome* ein; in der Einzelbewertung dieser Stücke wird man naturgemäß mit ihm nicht immer einer Meinung sein! Die letzten Kapitel (XXIX—XXXIII) — von der Besuchskarte des Lord Queensberry, die den Stein ins Rollen bringt, bis zu dem qualvollen Vegetieren des zu schöpferischer Arbeit unfähigen "Sebastien Melmoth" — stellen B.s Anteilnahme und Mitgefühl ein schönes Zeugnis aus und bestätigen seine Grundthese, daß nach dem Zusammenbruch von W.s tief eingewurzelter Heidentum eine geistige »Reformierung« — ganz abgesehen von seiner unerbittlich das Ende heranzuführenden Krankheit — undenkbar war.

In der reichhaltigen Bibliographie am Schlusse des Werkes fehlt einzelnes Wichtige aus dem Sonderschrifttum über W. (so die oben genannte Untersuchung B. Fehrs), dann auch manche im Text selbst erwähnte Arbeit (wie die von E. F. Benson). Der anschließenden wertvollen Zusammenstellung der wichtigeren Daten über W.s Leben und Werke kommen die in B.s Besitz befindlichen, bisher unveröffentlichten Briefe W.s sehr zugute. Hier und schon früher (S. 139 und 356, 347 und 348) stellt er mehrere überlieferte Daten richtig, so besonders was Zeit und Ort von W.s Geburt und den Zeitpunkt seiner Griechenlandreise betrifft.

An Brasols Buch vermißt man — nicht nur wegen seines Umfanges — scharf umrissene Konturen; sein Schwerpunkt liegt mehr im Biographischen, während die Art und Weise, wie Leben und

Dichten, psychopathologische Entwicklung und Werk O. Wildes verknüpft werden, nicht ganz befriedigt. Das liegt wohl daran, daß das psychologische Interesse stark überwiegt, und daß B. sich bei der Wertung der viktorianischen Zeit von einem Schwanken zwischen Bejahung (der gesunden Tendenzen der Zeit) und Ablehnung (des Philistertums) nicht frei machen und zu einheitlicher Auffassung durchdringen kann. Im einzelnen bringt das Werk manches Neue, gefällt vor allem durch die verständnisvolle Deutung der verschiedenen Phasen von W.s Entwicklung. Dabei bleiben noch genug Probleme offen: so vermißt man u. a. nähere Ausführungen über W.s Verhältnis zu Juden- und Freimaurertum, mit denen er öfter in Berührung kam. Auch wird nur sehr zurückhaltend über die weitere Gestaltung der Beziehung zu seiner Frau nach der Katastrophe berichtet.

Was die sprachliche Seite betrifft, so kann Verf. seine Herkunft schon durch die unenglische Vorliebe für die Gedankenverdichtung in Form von Adjektiven und Adverbien sowie in der eigenwilligen Wortprägung nicht ganz verleugnen. Aus der großen Anzahl von Beispielen dafür seien nur einige wenige herausgegriffen, so S. 22: "ideational content" und S. 182 "ideographist"; S. 45: "indiscretionary tolerance", S. 25: "mosaically eclectic" (eklektisch in dem Sinne, daß sein Werk mosaikähnlich aus fremdartigen Bausteinen zusammengesetzt ist!); S. 131: "cosmological dualism", S. 255. "journalistic deontology" usw. Auch syntaktische Unrichtigkeiten kommen vor (S. 112: "a former pupil of Sir William"); bei "least so a prominent writer" kann der unbestimmte Artikel auch aus Versehen verstellt sein. Außerdem wäre bei einer Neuauflage folgendes richtigzustellen: In den Anmerkungen zu S. 358 soll es wohl nicht »Chapter XXI, Page 183«, heißen, sondern »191«; S. 291 m. ist »whom« ein sinnstörender Druckfehler; S. 134 sollte statt »are« richtig »at« stehen.

Innsbruck.

Anton Pirkhofer

Gertrud Patt, *Der Kampf zwischen Vater und Sohn im englischen Roman des 20. Jahrhunderts*. Diss. Münster. (Münsterer Anglistische Studien, Heft 2.) Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag Emsdetten, Heinr. & J. Lechte, 1938. 210 S., RM. 6,—.

Die Verfasserin hat den Begriff »Kampf« sehr weit gefaßt; wenn man die stattliche Reihe von 44 behandelten Romanen überblickt, so erkennt man, daß es mehr das Verhältnis vom Vater zum Sohne ist, das durchaus nicht immer feindlich gestimmt ist. Andererseits fehlt aber das patriarchalische Verhältnis, wie wir es häufig im schottischen Heimatroman antreffen; auch James Joyce: *Ulysses* hätte mit hinein gehört.

Die Arbeit wird gerechtfertigt durch die stets wachsende Be-

deutung des Problems, dessen Hauptfeld allerdings im Drama liegt, und um diese zu beleuchten, gibt Verf. einen literargeschichtlichen Überblick bis zur Jahrhundertwende. Der Vater-Sohn-Kampf selbst wird sodann von vier Gesichtspunkten aus untersucht: seine Entstehung, Partei des Vaters, Partei des Sohnes, Wandel der literarischen Generationen.

Mit psychologischem Feingefühl unterscheidet sie dabei zwischen allgemein menschlichen und speziell englischen Motiven, die besonders wichtig für die Haltung des Vaters sind. Bei den Schriftstellern, die dieses Vater-Sohn-Problem darstellen, werden drei Generationen unterschieden, doch wird auch als Vorstufe Samuel Butlers Haltung eingehend analysiert. In diesem letzten Hauptabschnitt schildert Verf. ausführlich das allmähliche Zerbröckeln des Viktorianismus, aus dem sie dann die Stellung im Vater-Sohn-Verhältnis ableitet.

Bei der vierfachen Beleuchtung des Themas ist es verständlich, daß gelegentlich Breiten und Wiederholungen vorkommen, doch hätte diesem Mangel zum Teil abgeholfen werden können, wenn die Zitate kürzer gehalten und schärfer ausgewählt wären. Auch hätten einige der längeren Fußnoten besser in den Text eingearbeitet werden sollen.

Halle (Saale), im September 1938.

Kurt Wittig.

---

Hans Galinsky: *Deutsches Schrifttum der Gegenwart in der englischen Kritik der Nachkriegszeit (1919–1935)*. München, Max Hueber, 1938. 580 S. Br. RM. 19,50, geb. RM. 22,—.

Die »absolute« Wissenschaft, die in bindungsloser Selbstherrlichkeit nur aus sich allein und für sich allein lebt, ist wohl längst allen zu einem unverständlichen Märchen geworden, wiewohl eine Einigkeit über das, was Wissenschaft ist und sein soll, nicht so leicht gefunden wird. Auch auf dem Gebiete der deutschen Wissenschaft vom Auslande sind wir weit von einer geschlossenen Einheitlichkeit der Ansichten und Bestrebungen. Keiner wird dies zunächst verurteilen und als allzu großen Nachteil empfinden, spürt man doch allenthalben das Bestreben nach einer Besinnung auf die ureigensten Aufgaben und ein Forschen nach den lebenswichtigen Fragen unseres Volkes. Es ist erfreulich, wie von den verschiedensten Seiten her Ansätze gesucht und gefunden werden, die zu einer Neubegründung der Wissenschaft führen können.

In diesem Zusammenhang finden wir das Werk des jungen Berliner Anglisten Galinsky bemerkenswert. Es ist der Versuch einer wissenschaftlichen Forschung, deren Auswertung unmittelbar der kulturpolitischen Arbeit und ihren Trägern in unserem Volke zugute kommt. Mit Sorgfalt, Fleiß und ausgehend von gesunden Gesichts-

punkten wird die Haltung Englands zum deutschen Schrifttum seit 1919, die Aufnahme deutscher Bücher und die kritische Auseinandersetzung mit ihnen zu erfassen getrachtet. Zweckmäßig wird die Untersuchung beschränkt auf die Wertung von hauptsächlich fünf Zeitschriften, die als repräsentativ gelten können: *Criterion*, *London Mercury*, *Life and Letters*, *Times Literary Supplement* und *Bookman*. Eine Beschränkung ist nötig und im ganzen ist diese Beschränkung so getroffen, daß sie nichts Wesentliches aussperrt.

Man wird nicht zu freudig gestimmt werden, wenn man das Deutschlandbild verfolgt, das sich für den Engländer in der Nachkriegszeit und vor allem nach der nationalsozialistischen Revolution prägt. Juden und Emigranten sind immer noch die glaubwürdigsten Mittler. Ein Toller, ein Emil Ludwig, ein Lion Feuchtwanger sind die großen Vertreter des »deutschen« Schrifttums, während ein Kolbenheyer, ein Hans Grimm, ein Friedrich Blunck so gut wie unbekannt bleiben. Und es ist nicht abzusehen, wann hier eine Änderung eintreten wird. Aber gerade das ist das Vorzügliche an Galinskys Buch, daß es den »Verstandnispielraum« des englischen Volkes, wie er es nach Max Scheler nennt, erhellt und die Mittler die Gestalter des literarischen Deutschlandbildes zeigt, so daß für den kulturpolitisch Tätigen wichtige Hinweise auf taugliche Ansatzpunkte und auf zu meidende Ursachen des Mißverstehens gegeben werden.

Die sich manchmal aufdrängende Frage, ob sich das Problem nicht noch in konzentrierterer Form und auf engerem Raum hätte behandeln lassen, sei angedeutet

Freiburg i. Br.

Emil Müller.

Walter de la Mare, *Memory and other Poems*. London, Constable, 1938. XI u. 96 S. Pr. 6s.

Die Verlagsreklame behauptet: The volume is important because it gives a catholic view of all sides of its author's genius, except that of child-poetry. Gewiß fehlen die ausgesprochenen Kindergedichte in der Art der "Songs of Childhood", "Peacock Pie", "Poems for Children". Aber das Kind als »Held« begegnet uns hier häufig genug, z. B. in "A Child Asleep", "Reserved", "Dry August Burned", "Sallie's Musical Box", "A Portrait", "The Last Arrow". Die herrschende Stimmung ist Wehmut, Bedauern, Sehnsucht. Die »Erinnerung« ist wach in dem alternden Dichter, als that strange deceiver. Only a wasting fire . . . cheating day and night with vain and unassuageable desire, This wayward mistress of the Past. Aber es meldet sich auch die männliche Resignation ("Courage"), die Weisheit des Alters ("The Last Chapter"), die Hoffnung auf die alles heilende Zeit ("Away"), das Warten auf den Tod ("Waiting")



Das Grauen wird uns suggeriert in "One in the Public Gallery" und "Shadow". Dann wieder werden die »kleinen Dinge« in der Natur besungen: "The Daisy", "The Cherry Trees", "The Dove", "A Hare". Und daneben stehen die alten Zwielfichtträumereien, alles in wohlklingender und gepflegter Sprache. Der Wortkünstler zeigt sich in neuen Prägungen, wie pre-Edenic peace, lantern-jawed face, night-nothing, skies ice-green, dense-historied, frost-bound hours, rune-blazoned head, gilt-lustred wing, sharp light-glazed beak.

Bochum.

Karl Arns.

Josef Baake, *Das Riesenscherzbuch Ulysses*. Bonn, Hanstein, 1937. (Bonner Stud. 32.) 101 S. RM. 3,80.

In Deutschland sind die Propheten des sogenannten »psychologischen Romans« verstummt, die in ihrer Selbstbespiegelung und Analyse des Niederen und Krankhaften sich für berufen hielten, Kunst zu predigen. Aber in Frankreich, England und Amerika sind die Stimmen immer noch laut, die in James Joyce den Wegbereiter eines neuen Jahrhunderts verehren.

In einer sehr geistvollen Untersuchung weist nun Josef Baake nach, daß der Ulysses durchgehend als großer Ulk gedacht ist, eine in allen Teilen mit ungewöhnlichem Esprit durchgeführte ulkhafte Umdichtung der Odyssee. Mit einem unglaublichen »Aufwand an Askese« gelingt es ihm, das bunte Durcheinander von Blooms Bewußtseinsinhalten zu analysieren, indem er die Korrespondenzen aufdeckt, in denen durch einzelne Worte immer wieder auf frühere Situationen verwiesen wird. Ob es sich um Ereignisse oder Gedanken oder einzelne Worte handelt: nach Verlauf einer bestimmten Zeit erscheint alles wieder an der Oberfläche des Ulysses. Daraus ergibt sich eine Menge mehr oder minder geistvoller komischer Situationen, Tatsachen, über die man lachen und sich nicht »verdummt und geärgert« fühlen sollte. Es ist die Verkündung der Tautologie des Lebens, in die das kosmische wie das menschliche Geschehen in gleicher Weise einbezogen ist. Diese Hypothese, daß sich die Geschichte wiederholt, fand Joyce in der Geschichtsphilosophie des Giambattista Vico vor. — Hinter den banalsten Feststellungen des Ulysses verbergen sich Hinweise auf metaphysische Realitäten, wie sie in den esoterischen Lehren des Ostens zum Ausdruck kommen. In Irland aber stößt die Theosophie auf eine andere Erneuerungsbestrebung, die keltische oder irische Renaissance. Was hilft es dem armen A. E., wenn er als Mananaan, "a kind of Irish Proteus", mit seinen menschlichen Insignien, homespun, Bart und — Luftpumpe auftritt und protestiert: "I won't have my leg pulled: I am the light of the homestead" (S. 521). (The Irish Homestead wurde später von A. E. herausgegeben.) "Punjaub" = punjab = Fünfstrom-

land: "punarjanam" = Wiedergeburt: A. E., der Theosoph, der an Wiedergeburt glaubt. Baakes Deutung ist evident: Theosophie und irische Renaissance werden in A. E., einem ihrer Hauptvertreter, grundlich verspottet. Und es ließe sich für die Richtigkeit der Baakeschen These wohl noch manches andere finden: "dreamy, creamy" z. B. geht auf A. E. den Traumer und Grunder von Molkereigenossenschaften (vgl. J. Eglinton, *A Memoir of A. E.*, London 1937)<sup>1)</sup>. — Das Hauptmotiv des Ulysses ist das Vater-Sohn-Motiv in seinen realen und symbolischen Abwandlungen: Stephen und Vater, Bloom und Sohn, mystische »Symbiose« zwischen Stephen und Bloom; Gott-Vater und Gott-Sohn, Shakespeare und Hamlet, Odysseus und Telemach: letzten Endes Spielereien, die Joyce selbst ebensowenig ernst nimmt, wie die Frage nach der Identität des Ich: "I. I and I, I." und "A. E. I. O. U." = A. E. (= George Russell) I owe you; oder die Relationsberechnungen des jeweiligen Alters der beiden, Bloom und Stephen. — Auch der Mutterkomplex des Stephen Dedalus wird im gegebenen Augenblick dem Spott preisgegeben. — Endlich Stephens Hamlet-Interpretation: Parallelsetzung: Anne Hathaway = Venus, Kleopatra, Gertrud (das zweitbeste Bett in Shakespeares Testament). Es kommt Stephen darauf an zu zeigen, daß Shakespeares Verhältnis zu seiner Frau von Anfang bis Ende unerfreulich gewesen ist. Parallele. Tod Hamlets = Sterbeszene Arthurs in *König Johann*; Parallele: Geburt von Shakespeares Enkelin = Perdita, Marina, Miranda; Parallele: *Richard III.* I 2 = Shakespeares Bruder Richard und sein illegales Verhältnis zu Anne Hathaway. Kurz: Die Werke Shakespeares stehen in engstem Zusammenhang mit seinem Leben: he is all in all (S. 219). Stephens Shakespeare-Deutung ist »mit viel psychologischem Raffinement und einem umfangreichen philologischen Apparat aufgebaut und basiert auf einem peinlichst genauen Studium der Werke Shakespeares und der einschlägigen Literatur über ihn. Eine Lucke in der Beweisführung ist nicht zu finden. Im Laufe der Diskussion werden etwa 12 Kommentatoren und Kritiker genannt, unter ihnen Sidney Lee, Brandes, Shaw, Mallarmé.« Als Stephen aber am Ende seiner Interpretation gefragt wird, ob er an seine Theorie glaube, antwortet er mit einem klaren Nein. Das Entscheidende aber ist die Seelenverwandtschaft, die Shakespeare mit Herrn Bloom verbindet: Geist — Gertrud — Claudius = Shakespeare — Anne Hathaway — Richard Shakespeare = Bloom — Marion — Boylan. Damit ist aber die Karikierung Shakespeares offensichtlich. Karikierung aller Dinge ist die letzte Antwort des Ulysses auf die Frage nach deren Wert. Es ist die Ausschließlichkeit, mit der alle verzeichneten Werte ad absurdum

<sup>1)</sup> Vom gleichen Referenten besprochen in den Engl. Stud. 73. 128.

geführt werden, die Ulysses das einheitliche Gepräge eines Narrenspiegels, eines Scherzbuchengeheuers verleiht. Die ausschließliche Karikierung aller Dinge ist aber das sicherste Zeichen für eine metaphysische Dezentralisation dessen, der die Groteske gestaltet. »Joyce weiß, daß die letzten geistigen Entscheidungen metaphysisch-religiöser Art sind (Curtius), hat aber den Kontakt mit ihnen verloren und kompensiert und übertönt die eigene Leere mit fortwährendem Gelächter, in das er auch unterschiedslos die Dinge einbezieht, die ihm selbst einmal einen unverrückbaren Wert darstellten, wie etwa die Messe. Joyces Weltanschauung, soweit sie sich direkt oder indirekt aus Ulysses ableiten läßt, ist die absoluter Indifferenz; Joyce hat aufgehört, 'Überzeugungen' zu haben« (S. 96). »Wie Stephen Shakespeares Werke als notwendigen Ausdruck von dessen Ich darstellt, spiegelt auch Ulysses, und sei er mit noch so viel Bewußtsein konstruiert, zuletzt doch James Joyce selbst wider: innere Ungewißheit, gähnende Leere: 'macro- and microcosm ... founded ... upon the void'« (S. 97).

Und was sagte der lächerlich gemachte A. E. dazu?: "He desires to give us that murky chaos itself ... I wish he had tried to penetrate into the palace chambers rather than into the crypts and cellars and sewers of the soul and written after Ulysses the effort of his hero to rise out of the Inferno through a Purgatorio to a Paradiso<sup>1)</sup>."

Marburg (Lahn).

W. Héraudcourt.

Robert Graves: *Count Belisarius*. London, Cassell, 1938. 8/6. Leipzig, Albatross 393 (Extra vol.), 1939. 426 S. Pr. RM. 3,—.

Da zur Zeit der historische Roman in Blüte steht — sowohl Produktion wie Nachfrage sind äußerst rege —, kann man gelegentlich in Zeitschriften Erörterungen über diese Literaturgattung finden, die alles Für und Wider sorgsam abwägen. Zumeist stellt man sich dann auf die Seite des »Für« und läßt das »Wider« als zu leicht befunden als ein schwaches »Aber« langsam abklingen. Aber hier muß man sagen, daß man letztlich ebensowenig allgemein über die Gattung: Historischer Roman aburteilen kann wie über die Gattung: Gedicht. Es muß über das Einzelwerk entschieden werden. Wenn wir in diesem Zusammenhang den *Count Belisarius* des Robert Graves anzeigen, der auch bereits ins Deutsche übersetzt ist, so tun wir es in dem Bewußtsein, weder den Besten noch den Schlechtesten der kürzlich erschienenen geschichtlichen Romane herauszugreifen.

<sup>1)</sup> A. E., *The Living Torch*. London, 1937; vom gleichen Referenten besprochen in den Englischen Studien 73, 128.

Als erste Anforderung, die an ein Erzeugnis dieser Art zu stellen ist, ist wohl zu nennen, daß die Zeit, die wachgerufen werden soll, tatsächlich eine geschichtliche Zeit sein muß, d. h. sie muß auf irgendeine Weise dazu beigetragen haben, unser eigenes Dasein zu gestalten. Und da hat Graves einen glücklichen Griff gemacht: er erweckt die Welt der sterbenden Antike, des aufkommenden christlichen Mittelalters, des Heldentums deutscher Stämme, die eine neue Ordnung herbeiführen. Es möge dem Verf. nicht angerechnet werden, daß er, der in der Antike eine Heimat gefunden hat, sichtlich auf Seiten des Unterganges steht und nicht viel Lob findet für die erneuernde Kraft des Germanentums, ist er doch bestrebt, im Alten nur das Große und Starke anzuerkennen, das auch unserem Ideale entsprechen kann.

Zum anderen ist Wahrhaftigkeit zu fordern, eine getreue Darstellung einmal gewesener Dinge, eine Beobachtung des wirklichen Lebens. Denn das Leben braucht keine phantastische Ausschmückung, es übertrifft oft kühnste Phantasie eines Romanschreibers. Es soll das nicht heißen, daß der Dichter sich nur ängstlich an dürftige Berichte zu halten hat, er soll nur nicht abweichen von der Wahrhaftigkeit, zumindest nicht von der Wahrscheinlichkeit. Es ist daher dem Verf. keineswegs zum Vorwurf zu machen, wenn er das tut, was er im Vorwort gesteht: "Wherever surviving records are meagre I have been obliged to fill in the gaps of the story with fiction, but have usually had a historical equivalent in mind; so that if exactly this or that did not happen, something similar probably did." Gleichzeitig verstand es Graves, dem Leser die Überzeugung aufzuzwingen, daß alles so und nicht anders gewesen ist, indem er das ganze einen Augenzeugen berichten läßt, einen Diener der Gattin des Belisar, den Eunuchen Eugenius. Ein solcher Bericht läßt nicht mehr zweifeln, zumal immer betont wird: Ich bin dabei gewesen, ich muß es wissen, "What I write you must credit".

So ersteht ein lebendiges Gemälde, in dessen Mittelpunkt der christliche Römer Belisar steht, der Feldherr, der das Vandalenreich in Afrika vernichtet und die Goten in Italien schlägt. Um ihn aber lebt in bunter Fülle eine sich wandelnde Welt, ihm neigen sich starke Männer junger Völker und Sklaven eines verkommenen Geschlechts.

Freiburg i. Br.

Emil Müller.

Louis Bromfield, *The Rains Came*. A Novel of Modern India. Leipzig, Albatross Giant Series Volume G 102, 1938. 460 S. Kart. RM. 4,80, geb. RM. 6,—.

Dieser beachtliche Roman führt uns nicht in das romantische Indien einer billigen Phantasie oder Kiplings verklärten Osten mit

„The White Man's Burden“, sondern in ein Indien des Umbruchs, des Aufbaues neuer Werte.

In fünfzigjähriger Arbeit hat der Maharadscha von Ranchipur einen neuen Staat aufgebaut, in dem kein Platz mehr ist für den Fatalismus der Hindus, den Kastengeist oder die Vorherrschaft der westlichen Kultur, wenn auch deren Früchte — Kraftwerke, Krankenhäuser und Schulen — in den Dienst dieses Aufbaues gestellt werden. Auf engem Raum haben sich aber so drei getrennte Welten gebildet: eine kleine Schar, die für das Erwachen Indiens kämpft; ein Abbild der verfallenden Scheingesellschaft Europas und Amerikas mit ihren überlebten Vorstellungen; und als ständig drohender Untergrund die unendliche Weite der indischen Bevölkerung mit ihren Jahrtausende alten rassischen, religiösen und kastenmäßigen Zerklüftungen. Ein Unheil aber bricht über diesen aufwärtsstrebenden Staat herein: als endlich die Monsunregen überreichlich kommen, bricht in einem Erdbeben die Staumauer, das Symbol des profitgierigen, rücksichtslosen Westens, und Verwüstung überschwemmt die Stadt, begleitet von Typhus und Cholera. Die gesamte Hohlheit der Gesellschaftsklassen fällt in sich zusammen, als lebensfähig erweist sich nur die Zahl derer, die sich dem Aufstieg Indiens verschrieben haben, und zu ihnen stoßen die Europäer, die in dieser inneren Revolution sich zum Positiven durchgerungen haben. So wird dieses Verhängnis zur Reinigung, der Widerstand und die Apathie der Inder wird genau so hinweggefegt wie die Spreu der europäischen Kolonie. Schwer sind die Verluste und langwierig der Aufbau, aber Hindus, Moslems, Mahrattas und Weiße sind in einem neuen Ideal zusammengeschweißt.

Diesem Entwicklungsgang, der oft zum Thesenhaften neigt, ist alles andere untergeordnet. Der Wandlung der Charaktere in der Zeit des Umbruchs kann man oft nur schwer folgen, da es weniger ein natürlicher Ablauf als ein Eingreifen des Dichters ist. Aber doch gelingt es dem Verf. hier, die vielen Einzelschicksale zu einer Einheit zusammenzuraffen, während sie in der breit und schleppend angelegten Exposition auseinanderklaffen. Oft ist Bromfield zu einseitig, so in dem übertriebenen Dekadenzgefühl gegenüber Europa und Amerika, und sein Kampf der Ideen verleitet ihn häufig, Erscheinungen zu Symbolen zu stempeln.

Vielleicht aber war gerade dieser Ideenroman nötig, um den romantischen Hauch wegzureißen, an dessen Stelle B. eine Wirklichkeit setzt, der viel mehr Echtheit anzuhaften scheint. Das Werk enthüllt in einer packenden, abwechslungsreichen Handlung ein Indien, das keine Mystik mehr umschwebt, sondern das im Kampf mit seinen Problemen liegt.

Halle (Saale), im März 1939.

Kurt Wittig.

James Hilton. *We are not alone.* Leipzig, Albatross 365. 188 S

Der Calerbury case, um den es sich in diesem Buche handelt, wird von einer juristischen Autorität also beurteilt: The framing of the indictment to include both prisoners was perfectly logical and proper, for English law holds that if a murder is committed, joint responsibility can be established against any number of persons without regard to the question of who struck the fatal blow, dann aber heißt es: My own plan, had I been defending Newcome, would have been to stress the undoubted fact that all the evidence was circumstantial, and to urge that it was the duty of the prosecution to prove it to the hilt rather than expect my client to refute it. Und an einer anderen Stelle wird die Verurteilung der »Spionin« auf das »Kriegsfieber« zurückgeführt. Der »kleine Doktor« und Leni Krafft werden gehängt für ein Verbrechen, das weder irgendein anderer noch sie selbst begangen haben. Als ihr Hauptmotiv gilt die »schuldige Liebe«, deren sich der Arzt aber erst auf der Anklagebank bewußt wird. In ihrer Liebe und angesichts der Verurteilung fühlen die Angeklagten jedoch, daß sie »nicht allein« sind. Der »kleine Doktor«, der mit seiner liebenswerten Jungenhaftigkeit Ähnlichkeit mit dem alten Chipps hat, steht im Gegensatz zu seiner aus »härterem Stoffe« geschaffenen Frau. Die Charakterzeichnung des Helden macht den Hauptwert dieses Romans aus, der in der Tat a tender and sometimes terrible privacy enthüllt. Echt ist auch die Atmosphäre um das alte Städtchen: a fortress of souls with a priestly garrison. Der »Fall« interessiert uns weniger als die Nebenumstände.

Bochum

Karl Arns.

Stuart Cloete, *Turning Wheels.* Leipzig, Albatross Giant Series Volume G 101, 1938. 343 S. Kart. RM. 4,80, geb. RM 6,—.

Mit diesem Werk beginnt der Albatross Verlag eine neue Serie, die Albatross Giants, die sich sowohl im Format (Oktav statt Duodez) wie im erheblich größeren Umfang von den bisher üblichen Bänden unterscheiden. Ob für diese Riesenbände jedoch noch die kartonierte Ausgabe zu empfehlen ist, sei dahingestellt, denn schon ein einmaliges Lesen hinterläßt deutliche Spuren.

Hundert Jahre nach dem »großen Trek« erleben wir eine bunt wirbelnde Schilderung dieses Zuges und folgen den »drehenden Rädern« der »voortrekkers« nach der Oranjekolonie. Die Erzählung ist bewußt für die Buren eingestellt, die eine neue Heimat des Friedens suchen. Die Handlung selbst bewegt sich in ausgetretenen Bahnen: es ist das alte Motiv der Rivalität zwischen Vater und Sohn in der Liebe zu einem Mädchen, um derentwillen der Vater den Sohn erschießt, um später zu erleben, daß sie, von der Stimme

des Blutes getrieben, einem jungen, verwegenen Liebhaber folgt. Aber vor dem Hintergrund des afrikanischen Busches mit seinen Gefahren, dem körperlich-sinnlichen Leben auf dem Zug durch die Wildnis gelingt es dem Verf., dem Problem neue Seiten abzugewinnen und so etwas Einmaliges zu schaffen. Denn das Geschehen ist durchaus nicht auf diesen Handlungsfaden beschränkt, der Roman ist ein breites Gemälde der südafrikanischen Landschaft mit ihren Menschen und ihrer Tierwelt. So ist der Zusammenhalt oft lose, in dem Streben, alles einzubegreifen, schweift der Verfasser oft recht weit ab, und die »drehenden Räder« bestimmen nur knapp die Hälfte des ganzen Werkes.

Zwar idealisiert der Verf. nicht das Leben der Buren, aber er sieht es heroisch verklärt. Bald verlieren sich Charakterzüge und machen einer weitgreifenden Typisierung Platz: wir finden den nie fehlenden Schützen und unübertrefflichen Jäger, den mit übernatürlichen Kräften begabten Zauberer der Kaffern, den treuen Diener und, als Zentralgestalt, den patriarchalischen Burenführer, der in seiner Suche nach dem versprochenen Land zu einem zweiten Abraham wird. Sein alttestamentarischer Eifer treibt ihn sogar zum Sohnesmord, da er sich als Gottes Werkzeug fühlt. Aber die innerlichen und menschlichen Züge, die St. John Ervine der ähnlichen Gestalt des John Fergusson in dem gleichnamigen Drama verlieh, fehlen ihm und lassen ihn etwas steif, gezwungen wirken.

So liegt die Bedeutung des Romans nicht in der Gestaltung menschlicher Charaktere, sondern neben der Landschaftsschilderung beruht sein Wert in dem Kulturbild, das wir von dem großen Trek empfangen. Es ist ein Heldendenkmal für die kleine Kolonie, die schließlich hinweggefegt wird von den aufständischen Eingeborenen. Dabei ist verständlich, daß die Erzählung fast ausschließlich äußere Eindrücke vermittelt und das innere Leben nur selten anrührt.

Halle (Saale), im März 1939.

Kurt Wittig.

---

Forrest Reid, *Peter Waring*. Leipzig, Albatross 378. 279 S.

Peter Waring ist die vollständige »Revision« eines vor 25 Jahren geschriebenen Romans *Following Darkness*. Der Verf. erlebt seine mysterious retrogression noch einmal, er kehrt zurück zu dem Hause, das immer auf ihn eine seltsame Macht ausgeübt hat, die Vergangenheit zurückzurufen. Aus beträchtlicher Entfernung zurückschauend erkennt er seine Knabenjahre als eine deutliche Periode seines Lebens. Der Autobiograph ist ein heranwachsender Jüngling, ein Träumer, für den alles aus dem »Osten« Kommende eine tiefe Anziehungskraft hat, der sich mit seinem selbststüchtigen, innerlich wie äußerlich schäbigen Vater überwirft, der die vulgäre lower middle class von Belfast hassen lernt und ein unwürdiges, aber

immer irgendwie anziehendes Mädchen liebt, um zum Schluß zwar nicht zu einem »positiven Glück«, so doch zu einem »Gefühl der Heilung und des Friedens« zu gelangen. Diese Studie einer reifenden Jugend ist ungemein fein und zart geschrieben, dabei klar und psychologisch überzeugend. Die irische Note ist unverkennbar. Wir sehen mit dem Jüngling die world of old romances and fairy-tales. Wir schauen mit ihm eine Stätte seiner Kindheit als die scene of ancient druidical rites. Echt irisch ist auch die Landschaft of soft romantic richness, dreamy as a Perugino landscape, eine quiet sylvan world.

Das Ganze ist ein Kunstwerk, auch in der Menschengestaltung. Die Kameraden des jungen Helden sind nicht minder einprägsam gezeichnet wie die Hauptgestalt.

Bochum.

Karl Arns.

Dorothy L. Sayers, *Busman's Honeymoon*. A Love Story with Detective Interruptions. The Albatross Modern Continental Library, vol. 395. Leipzig usw. 1938. 376 S.

Der neue Sayers-Roman ermüdet durch seine Breite, die dadurch noch mehr ins Gewicht fällt, daß fast bis zum Schluß jeder »cue« fehlt. Gelegentlich machen sich auch billige humoristische Wirkungen bemerkbar, die an die Manier von P. G. Wodehouse erinnern und die Handlung nur noch mehr verschleppen. Trotzdem hält der Roman im allgemeinen das Niveau der früheren Arbeiten der Verfasserin, so besonders in der Schilderung des Auswegs, den der komplizierte Liebhaber-Detektiv Lord Peter Winsey durch die Liebe seiner klugen Frau Harriet (der Heldin von *Gaudy Night*) aus seelischer Einsamkeit und Berufsproblematik findet. Echter Sayers-Stil ist die überhellsichtige Selbst- und Fremdbeobachtung der beiden kultivierten Hauptgestalten, um die sich u. a. der im Zitatenspiel mit Wimsey glänzende Superintendent Kirk, der vollendete Butler Bunter und die durch gelegentliche »malapropisms« erheiternde Dowager Duchess reihen. Unter den Nebenpersonen erinnert eine in Bibelsprache redende Figur an die Gestalt des Poorgrass in Th. Hardys *Far from the Madding Crowd*.

Der Hauptreiz des Buches besteht in der originellen Aufklärung des an dem ländlichen Geschäftsmann Noakes verübten Mordes, bei welcher eine Kaktee eine wichtige Rolle spielt, ferner in der geschmeidig das Gedankenspiel nachbildenden Dialogführung und in der Mischung von »High Life« und ländlich-idyllischem Dasein, die in ihren Hauptvertretern sprachlich und charakterlich getreu gezeichnet sind, soweit dies im Rahmen des Kriminalschemas überhaupt möglich ist.

Innsbruck.

Anton Pirkhofer.



## AMERIKANISCHE LITERATUR

*American Authors, 1600—1900. A Biographical Dictionary of American Literature*, ed. by Stanley J. Kunitz & Howard Haycraft. New York, The H. W. Wilson Co., 1938. 846 S. \$ 5.

Zu den drei älteren Nachschlagewerken derselben Herausgeber (*Authors of Today and Yesterday*, *The Junior Book of Authors* und *British Authors of the 19th Century*)<sup>1)</sup> ist das vorliegende Werk als wertvolle Ergänzung hinzugetreten. Auch hier wurden wieder dieselben Prinzipien wie bei den früheren Nachschlagewerken angewandt. Die einzelnen Beiträge entstammen außer der Feder der beiden Herausgeber der von 10 anderen Mitarbeitern. Im Gegensatz zu den *British Authors of the 19th Century* sind hier aber die einzelnen Beiträge nicht gezeichnet. Dies ist ein gewisser Nachteil, denn die verschiedenen Mitarbeiter sind nicht alle gleich zuverlässig. Durch Angabe des Verfassers hätte der Benützer des Buches gleich einen Überblick gehabt.

Auch diesmal liegt der Hauptwert des Buchs weniger bei den Artikeln über die großen Dichter und Schriftsteller, als bei denen über die kleineren und die ganz unbedeutenden, über die man sonst meist nur sehr schwer die biographischen Angaben erhält.

Wie der Untertitel besagt, befaßt sich das Werk fast ausschließlich mit den biographischen Tatsachen aus dem Leben der Dichter. Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn im Anschluß an diese Angaben auch eine kurze literarische Würdigung und ein Hinweis auf die Bedeutung des betr. Autors gegeben worden wäre. Allerdings wäre der Umfang des Buches dadurch erheblich größer geworden.

Bei der Behandlung der amerikanischen Literatur ist es nicht immer einfach zu entscheiden, wer als Amerikaner zu gelten hat und wer nicht, vor allem in der frühen Zeit. Die Herausgeber sind hierin mit Recht nicht engherzig gewesen und führen auch solche Autoren an, die in England geboren und erzogen wurden, die dann aber entweder ganz nach Amerika auswanderten, oder doch einen Teil ihres Lebens dort verbrachten und von Einfluß auf das amerikanische Geistesleben waren.

Es hätte in der Einleitung angegeben werden sollen, ob die Daten für die einzelnen Werke der Dichter die der Konzeption oder der ersten Veröffentlichung sind. Es ist dies nicht immer ganz klar.

Man vermißt einen Eintrag über David Crockett (1786—1836).

Wie bei dem letzten Werk der Autoren wäre auch hier zu wünschen, daß bei einer Neuauflage bei den bibliographischen An-

<sup>1)</sup> Vgl. Engl. Stud. 73, 110 (1938).

gaben am Schluß der einzelnen Artikel außer den Titeln der Werke und Aufsätze über die Autoren zumindest das Erscheinungsjahr, wenn nicht auch der Ort genannt werden.

Auch dies neue Nachschlagewerk dürfte sich schnell durchsetzen und als eine wertvolle Ergänzung der Literaturgeschichten bewähren, zumal da ein ähnliches Werk über die amerikanische Literatur als Ganzes aus neuerer Zeit nicht existiert.

Innsbruck.

Reinald Hoops.

Tristram Coffin, *New Poetry of New England: Frost and Robinson*. Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1938. 148 S. Pr. \$ 2,—.

Vorliegendes Buch ist eine Sammlung von sechs Vorträgen, die Verf. im Mai 1938 unter den Auspizien der Percy Turnbull Memorial Lectureship an der Johns Hopkins Universität in Baltimore gehalten hat. Der Umstand, daß Verf. nicht bloß Zeitgenosse und Freund, sondern auch selbst ein New Engl.-Dichter ist, muß ihn als besonders geeigneten Interpreten seiner zwei großen Landsleute erscheinen lassen. Im Einleitungskapitel — *the World That Is Gone* — zeigt Verf. den weitgehenden Unterschied, der zwischen dem New Engl. des mittleren 19. Jahrhunderts, dem New Engl. eines Whittier, Longfellow, Emerson, Lowell, und dem New Engl. von heute besteht: Damals war dieser nordöstliche Teil der Union die "cradle of Americans", die Flüsse und Hafen voll von Schiffen, die Berge bis zu den Gipfeln mit Farmen bedeckt, in denen Familien mit zehn und mehr Kindern hausten, überall Leben, Tätigkeit, Aufstieg; heute dagegen befindet sich dieses New Engl. besonders in den Staaten Vermont, New Hampshire und Maine seit vielen Jahren im Zustande einer schweren wirtschaftlichen Stagnation. Handel und Verkehr haben sich nach dem Süden, nach Boston und New York, verlagert, die New Engl.-Häfen mit stolzen historischen Namen wie Salem, Portsmouth, Bath u. a. sind leer, ihre Quais verödet, die Flüsse sind ohne Schiffe, und das schlimmste, das Land entvölkert sich allmählich: die Städte werden still, die Farmen stehen leer und der Wald dringt wieder in ehemals mühsam gerodetes Ackerland vor. Diese lebendig und eindrucksvoll geschilderte "tragedy of New Engl." beeinflusst natürlich aufs tiefste Werk und Geisteshaltung unserer zwei Dichter. Robinson wird zum ernstnachdenklichen Betrachter, fast möchte man sagen, zum Pessimisten, der gerne als Stoff seiner Gedichte die "people of defeat" wählt, alte, einsame und oft schrullenhafte Leute, die die Schlacht des Lebens verloren haben. Frost dagegen, in einfachen Verhältnissen, im 'Little House', groß geworden und nicht wie Robinson mit der niederdrückenden Tradition des 'Big House', des langsam verödeten

Patrizierhauses behaftet, zeigt größere Widerstandskraft gegen eine bedrückende Umwelt, mehr Mut und amerikanischen Optimismus. Der Gegenstand seiner Dichtung sind die kleinen Leute, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben und die frisch und unverbraucht den Lebenskampf angehen. So wird Frost zum "truly proletarian poet" dieser zähen und unverwüstlichen Rasse, "the tough and lasting New England".

Beide Dichter bedienen sich einer einfachen, leicht verständlichen Sprache und eines ebenso einfachen schmucklosen Stils, wodurch sie sich wesentlich vom gepflegten und gewählten Ausdruck früherer Generationen unterscheiden. Wie in den alten Volksballaden verwenden beide, vor allem aber Frost, die Rede und Gegenrede einfacher Leute, des »Volkes«, seine Sprüche, Bilder und Vergleiche in ihrer Dichtung und bereichern so die Sprache der Poesie mit neuem Wortschatz und ihre Phantasie mit neuer Inspiration. Beide Dichter halten nicht viel von der akademischen Interpretation der Dichtung, wie sie etwa an den colleges betrieben wird. Frost, eine Zeitlang selbst Professor of Poetry zu Amherst, wollte seine Hörer eher zu "readers of poetry" als zu "poets" machen. Frost ist neben seinen dichterischen Werken auch mit mehreren theoretischen Schriften hervorgetreten und hat auch eine bedeutende Vortragstätigkeit entwickelt. Doch ein eigentliches philosophisches System fehlt bei ihm sowohl wie bei Robinson. Frost sprengt den engen Rahmen einer älteren Dichtung, für die der Mensch das Zentrum des Universums ist, und verkündet das Evangelium von der "brotherhood of all creatures" und seine Weltanschauung ist die "philosophy of sympathy". Zu dieser "philosophy" gehört der Glaube an sich selbst, an die Kraft der Liebe und an die Macht der Kunst. Groß ist seine Furcht vor den "Extremes" und das "Golden Mean" des vorsichtigen New England-Farmers wird als Lebensregel empfohlen. Und nicht zuletzt ein ausgeprägter Sinn für Humor, nach Frost einer der besten "rule-of-thumb guides to salvation". Beide Dichter halten Humor für einen wesentlichen und notwendigen Bestandteil der Dichtung und beide verwenden ihn reichlich, wenn auch in verschiedener Art: Robinsons Humor ist ruhig, zurückhaltend und liegt oft nicht an der Oberfläche, Frost dagegen ist lauter, direkter, mehr »amerikanisch«; Verf. nennt ihn "a Mark Twain in fewer words". — Beide Dichter, obschon durch Ideengehalt und Stoff ihrer Dichtung eng mit ihrem Heimatboden verwachsen, sind heute weit über die Grenzen New Englands bekannt, haben die zeitgenössische Dichtung nachhaltig beeinflusst — auch der Verf. ist in Frosts Schule gegangen — und ihre Werke werden nach seiner Meinung noch von den Enkeln der heutigen Generation gelesen werden.

Leipzig

Leo von Hübner.

## KULTURGESCHICHTE.

T. D. Kendrick, *Anglo-Saxon Art. To A. D. 900*. London, Methuen, 1938. 227 S., 104 Tafeln. 25/—.

Eine zusammenfassende Darstellung der ags. Kunst, die sowohl dem wissenschaftlichen wie dem künstlerischen Standpunkt gerecht wird, hat schon lange gefehlt. Nachdem durch die Veröffentlichung der zweibändigen *History of the Anglo-Saxons* von R. H. Hodgkin 1935 das Studium der ags. Periode wieder in den Vordergrund gerückt und die Forschung von ihrem neuesten Stand dargelegt worden war, schien der richtige Augenblick für eine Studie der ags. Kunst gekommen. Durch diese neue Veröffentlichung wird der Überblick über die ags. Periode in ihrer Gesamtheit in wertvoller Weise ergänzt.

Das vorliegende Werk ist aus einer Reihe von Vorträgen, die am Courtauld Institute of Art und vor der Rask-Ørsted Foundation in Kopenhagen gehalten wurden, hervorgegangen. Es trägt jedoch nicht den Charakter einer Sammlung von Vorträgen, sondern stellt ein einheitliches Ganzes dar. Ausgehend von den Anfängen der britischen Kunst, versucht der Verf., den Verlauf der Entwicklung über das "Roman Britain", "Arthurian Britain", die "Pagan Saxons", "The Early Church" usw. bis zu "Wessex in the Time of Alfred" in 14 Kapiteln darzustellen. Er geht dabei, vor allem in den ersten Kapiteln, weitgehend eigene Wege und versucht, eine durchgehende Linie in der Kunstentwicklung aufzuzeigen.

Der Verf. geht davon aus, daß er zwei Grundformen der Kunst der Frühzeit für England feststellt; die eine ist die "barbaric art", deren Wesensmerkmal ist, daß sie "seeks to satisfy by means of dynamic abstract patterns and by the statement of organic forms in term of inorganic or surrealist symbols". Dieser steht die "classical art" gegenüber, die "gives pleasure by means of a sympathetic and obvious naturalism" (S. 1). Diesen Gegensatz zwischen Expressionismus und Naturalismus, das abwechselnde Vorherrschen bald der einen, bald der anderen Richtung und die Verschmelzung beider miteinander macht der Verf. zum Grundthema seiner Abhandlungen, vor allem für die frühe Zeit. Die Darstellung selbst beginnt etwa um 200 v. Chr. mit dem Eindringen der Latène-Kunst nach England, die von den Kelten dorthin mitgebracht wurde. Im Gegensatz zu Wahle<sup>1)</sup> (der nicht genannt wird) bezeichnet er die ganze frühbritische Kunst als Latène. Und er zeigt, wie diese Kunst mit der alten Tradition der toten Geometrie bricht und an ihrer Stelle eine belebte Dynamik einführt. Anhand von Skizzen und Tafeln wird eindringlich klar gemacht, welcher Art der

<sup>1)</sup> In *Handbuch der Englandkunde*. Frankfurt 1929. Bd. 2, S. 1 ff.

Wesenscharakter dieser frühen Kunst ist, und wie sie sich bis in die Römerzeit hinein erhalten hat, um dann von einer neuen naturalistischen Kunst abgelöst zu werden

Bei der römischen Kunst ist für England die Einführung der menschlichen Figur von großer Wichtigkeit. Es wird jedoch gleich darauf hingewiesen, daß die freistehende Statue rein römisch ist und in England nach dem Ende der Römerherrschaft wieder verschwindet, um erst in der Gotik abermals aufzutauchen.

Während die römische Kunst in England ein Fremdkörper bleibt und nicht allzu tief eindringt, blieb sie ihrerseits nicht ganz unbeeinflusst von der altbritischen Kunst. Anhand von den verschiedensten Funden, vor allem von Verzierungsmustern, wird gezeigt, wie sich die britische Eigenart, der Expressionismus, immer wieder durchsetzt. Allerdings sind die Ausführungen, was die Mosaik angeht (S. 32), nicht recht überzeugend. So wird z. B. von manchen der Mosaik behauptet: "they are such dead and garish patchwork things that, were it not for their static quality and symmetry, they might be introduced without any very violent stylistic impropriety into the pages of a Celtic manuscript." Letzteres mag durchaus zutreffen; aber es wurde vom Verf. bisher immer darauf hingewiesen, daß das Hauptmerkmal der "barbaric art" — und das ist gerade die alte keltische Kunst — die dynamische Lebendigkeit sei. Hier ist also ein direkter Widerspruch vorhanden, der höchstens dadurch beseitigt werden kann, daß die späteren keltischen Handschriften diese Merkmale aufweisen. Dann müßten diese aber ihre tote Regelmäßigkeit aus der Römerzeit übernommen haben und könnten sie nicht aus der alten britischen ("barbaric") Kunst weiterentwickelt haben, wie der Verf. es haben möchte.

Im folgenden Kapitel wird das "Arthurian Britain" behandelt, während das nächste sich mit den "Pagan Saxons" befaßt. Offensichtlich hat der Verf. nicht viel für die "beggarly Saxon world of the wooden halls" übrig. Auch hier kommt es ihm darauf an, zu zeigen, wie das keltische Erbe sich immer wieder, trotz aller Eroberungen durch fremde Völker und Rassen, durchsetzt. Mitunter macht sich die Entstehung des Buches aus Vorträgen bemerkbar, so z. B. wenn im 4. Kapitel auf einmal der Begriff "barbaric" keine Rolle mehr spielt, um dann im 5. Kapitel aber wieder in den Vordergrund zu treten. Auch wird in den frühen Kapiteln die "unskilled craftsmanship" vielleicht etwas zu oft für den Verfall der alten Kunst verantwortlich gemacht.

Mit dem Fortschreiten der Zeit werden auch die überlieferten Kunstwerke zahlreicher. Recht interessant und aufhellend sind die Ausführungen über die frühe christliche Kunst und die Handschriften dieser Periode. Auch die ausführliche Behandlung der

nordhumbrischen Kreuze sei hier besonders hervorgehoben. In den letzten Kapiteln ist es dann auf Grund des umfangreichen Materials möglich — was auch früher schon immer weitgehend versucht wurde —, die einzelnen regionalen Schulen getrennt zu behandeln. Canterbury, Anglia, Wessex, Nordhumbrien, Mercia sind die Gebiete, die auf diese Weise gesondert herausgestellt werden. Das Ganze endet mit einem kurzen Kapitel über die Zeit Alfreds.

Das Buch stellt eine beachtliche Leistung dar, und es ist höchstens zu bedauern, daß es nicht noch bis zum Ende der ags. Periode weitergeführt wurde. Der Verf. ist stets bemüht, seine Darstellung objektiv zu halten; mitunter allerdings lassen ihn seine persönlichen Neigungen etwas von diesem Ziel abweichen. So ist vor allem die Bedeutung des keltischen Einflusses, die nicht abgeleugnet werden soll, doch etwas zu stark herausgestrichen worden. Der Verf. hat auch eine offene Abneigung gegen die kontinentalen Forscher auf seinem Gebiet; es wäre trotzdem interessant gewesen, wenn er das Buch von F. A. van Scheltema, *Die Kunst unserer Vorzeit* (Leipzig 1936) in seine Betrachtungen mit einbezogen hätte.

Einen besonderen Wert erhält das Buch durch die über 100 Tafeln mit gut wiedergegebenen Abbildungen. Auf Tafel 33, Nr. 4, befindet sich ein Druckfehler: *Cundale* statt *Crundale*.

Innsbruck.

Reinald Hoops.

Raymond Lincoln Kilgour, *The Decline of Chivalry as shown in the French Literature of the Late Middle Ages*. (Harvard Studies in Romance Languages. Vol. XII.) Cambridge, Mass., Harvard University Press, 1937. XXIII u. 431 S. \$ 4,—.

Der 'Chronicler of Chivalric Revival and Decadence' Froissart, dessen Bild Kilgour (S. 58–83) in breitem Rahmen erstehen läßt, bringt in seinen Schilderungen vieles zutage, was gar wenig mit dem wirklichen Ideal des Rittertums zu tun hat; er zeigt eben auch le revers de la médaille. Neben rührenden Dokumenten ritterlicher Bravour, wie z. B. dem des Königs von Böhmen, der, obwohl blind, sich mitten in das Kampfgetöse der Schlacht bei Crécy führen ließ, nur, um 'ferir un cop d'espee' (S. 62), tritt um so schärfer in das Blickfeld das grausame Verhalten des Schwarzen Prinzen bei der Belagerung von Limoges, der mehr als 3000 Männer und schuldlose Frauen und Kinder an einem Tage hin-schlachten ließ. Und nicht unberechtigt ist die in späteren Jahren immer wieder aufklingende Klage des Chronisten über den 'sad state of England', über den Wechsel vom Guten zum Bösen nach dem Tode Eduards III.

Beschränkt sich die vorliegende wertvolle Arbeit des Verf.s über das Rittertum im wesentlichen auf die Untersuchung seines Niedergangs, wie er sich in der französischen Literatur des sterbenden Mittelalters offenbart (Preface, p. V), so sind es hauptsächlich die Werke von Deschamps, Christine de Pisan, Gerson, Chastellain und Commynes, die im Vordergrund unseres Interesses stehen. Treffend die Bemerkung am Schluß des Buches, S. 422/3: 'It remained for the knight Philippe de Commynes to expose coldly and cynically the triumph of the anti-chivalric spirit which had slowly undermined the knightly ideal during the last centuries of its existence. After Commynes, chivalry had to seek refuge in the field of romance.' Die Pfeile der Satire, die Deschamps in seinen umfangreichen Dichtungen gegen die Auswüchse des ritterlichen Wesens seiner Zeit schleudert, sind mehr oder weniger scharf zugespitzt: Wendungen, wie 'Chevalerie cesse' und 'Noblesse fault' waren wohl zu allgemein, um irgendwelchen nachhaltigen Eindruck auf die Zeitgenossen zu machen. Wirkungsvoller schon mochten die Angriffe gewesen sein, die Deschamps bewußt gegen Fehler und Laster mannigfacher Art richtete, die Begehrlichkeit und zugellosten Ausschweifungen, den Hochmut, die Feigheit, die Lüge und Unzuverlässigkeit in allen Dingen, die Neigung zum Plündern und zur Bedrückung des armen Volkes. Aber trotz des hohen sittlichen Ernstes, mit dem sich der Dichter seiner erzieherischen Aufgabe widmete, war es nicht doch nur die Stimme eines Predigers in der Wüste? 'Perhaps if he had written less he might have been heeded more', sagt Kilgour mit Recht (S. 107).

Wer jemals sich mit Leben und Werken des um 1326 geborenen Pikarden Philippe de Mézières zu beschäftigen Gelegenheit gehabt hat, der in frommem Eifer schon im Alter von etwa 20 Jahren an einer Expedition gegen die Ungläubigen in Kleinasien teilnahm, wird dem Urteil, das Kilgour (S. 162) über diese anima candida inmitten einer ganz anders gearteten höfischen Gesellschaft gefällt hat, in vollem Umfange beistimmen: 'His sincerity and devout fervor were reminiscent of the early Crusades and not of the fourteenth-century expeditions for plunder and diversion. He was not one to waste his talents in useless and showy gestures; his humility and unselfishness were worthy of the best knightly ideals.'

Diese wenigen Proben mögen genügen, um die Aufmerksamkeit auf ein Buch zu lenken, das auch sonst in kulturhistorischer Hinsicht weite Ausblicke eröffnet.

Zum Schluß noch eine Bemerkung heraldischer Art, die anlaßlich des von Kilgour, S. 83, erwähnten »*Méliador*, ou le

chevalier au soleil d'or«, jener 'interminable romance of knighthood' Froissarts, die Erinnerung an meine in Deutsche Literaturztg. 37, 1299ff., 1669ff., 1827ff. verfochtene These über Chaucers Sir Thopas, Ritter Honiggold, aufleben läßt, wonach der »Ritter Honiggold« einen goldenen Schild (V. 869) und einen saffrangelben, d. h. goldenen Bart, und goldenes Haar hatte (V. 730). Vor mir liegt das von dem bekannten Heraldiker G. Adolf Closs-Berlin entworfene, aus dem Jahre 1472 stammende Wappen des John de la Pole, Duke of Suffolk, eines Nachkommen des Sir Michael de la Pole, Kanzlers von England 1383 bis 1386, über den ich in einem Beitrag zur »Bedeutung der Heraldik für die Erklärung eines mittelalterlichen Dichters. Michael de la Pole und der Büttel.« Forschungen und Fortschritte. 10. Febr. 1937, gehandelt habe. Hat Michael de la Pole als Helmzier einen »wachsenden« Mann mit vollständig rotem Gesicht, rotem Bart und roten Haaren, so sind bei John de la Pole die roten Haare und der rote Bart des rotgesichtigen Mannes der Helmzier in goldenes Haar und goldenen Bart umgewandelt. Nach G. Ad. Closs hat es damit folgende Bewandnis: Die goldene Farbe bei Haar und Bart des John de la Pole war mit Rücksicht auf die Verwandtschaft John de la Poles mit König Eduard IV angebracht worden, da er eine Schwester des Königs, Elisabeth von York, geheiratet hatte. Es wäre ein feiner Spott des englischen Dichters, wenn er seinem Sir Thopas, dem Typus königlicher Ritterschaft, die »königlichen« goldenen Farben in Schild, Haar und Bart gegeben hätte, gleich als ob er aus edlem »königlichen« Geblüte war!

Berlin-Charlottenburg.

Hugo Lange.

---

Wilhelm Aehle, *Die Anfänge des Unterrichts in der englischen Sprache, besonders auf den Ritterakademien*. Erziehungswissenschaftliche Studien (hrsg. von Prof. Dr. G. Deuchler), Heft 7. (Diss. Hamburg.) Hamburg, Martin Riegel, 1938. 253 S.

Nachdem durch die Ministerialerlasse vom April 1936 und März 1937 Englisch erste Fremdsprache an den deutschen Schulen geworden ist, richtet sich die Aufmerksamkeit der Schulmänner mehr und mehr auf die Fragen und Probleme, die sich aus dieser bevorzugten Stellung des Englischen ergeben. Die fleißige, gründliche Studie von W. Aehle, die uns in die frühe Geschichte des Unterrichts in der englischen Sprache einführt, erscheint daher in dem richtigen Augenblick und ist lebhaft zu begrüßen. Aehle hat sich in entsagungsvoller Weise durch Schulprogramme, Bibliographien, Quellen hindurchgearbeitet und teilt uns das so geförderte Material, das sich als recht ergiebig erweist, mit. Es zeigt sich, daß



der englische Unterricht bei weitem nicht so selten und traditionslos ist, wie das bisher allgemein angenommen wurde.

Nach einführenden Bemerkungen über den Kampf um die Vorherrschaft zwischen Französisch und Englisch im 20. Jahrhundert (1. Kap.) und Englisch als Schulfach und im zeitgenössischen Urteil des 18. Jahrhunderts (Kap. 2 u. 3) stößt der Verf. im 4. Kap. auf sein eigentliches Thema vor, den Unterricht des Englischen auf den Fürstenschulen. Das 17. Jahrhundert, das Jahrhundert der Naturwissenschaften und politischen Wissenschaften, ließ ein neues realistisches Bildungsideal entstehen, das auf die Führung des Adels ausgerichtet war. Ahle kann zeigen, wie das höfische Erziehungsideal, das sich besonders auch der neuen Sprachen annimmt, auch auf die anderen höheren Lehranstalten übergreift. Den ersten Unterricht in Englisch findet der Verf. 1668 am Fredericianum in Corbach. In Norddeutschland ist das Interesse für das Englische wesentlich stärker als im Süden. Das hat zum Teil dynastische Gründe. So erklärt sich die Position des Englischen am Georgianum zu Hannover und am Carolinum zu Braunschweig. Der Verf. geht besonders ausführlich auf den Schulbetrieb an der hohen Karlschule zu Stuttgart ein. Sie ist die Erziehungsstätte Schillers und weist außerdem den größten Quellenreichtum auf.

Im 5. Kap. werden die Lehrer des Englischen, Lehrmittel und die Lehrmethode behandelt. Über die letzten beiden ist das Quellenmaterial dürftiger. Kap. 6 bringt als Anhang einen Überblick über die Anfänge des Studiums der englischen Sprache an den deutschen Universitäten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Auch hier wird wertvolle Vorarbeit geleistet.

Der Verf. hätte verschiedene Wiederholungen vermeiden und dadurch Raum sparen können. Viele Zitate werden mehrfach angeführt, wo der Verf. leicht auf frühere Stellen seiner Arbeit hätte hinweisen können. Die große Begeisterung des Verf. für sein Fach — fast möchte man sagen allzu große Begeisterung — führt ihn gelegentlich zu unnötiger Emphase, die sich in dem übertrieben häufigen Gebrauch von Kursivdruck äußert. Wegen seiner Häufigkeit verliert er indessen an Wirkung. Diese kleinen Beanstandungen sollen den Wert der Arbeit jedoch nicht schmälern, die dem Verf. das Zeugnis eines fleißigen, gewissenhaften Arbeiters ausstellen.

Berlin-Wilmersdorf.

Karl Thielke.

---

Agnes Addison, *Romanticism and the Gothic Revival*. New York, Richard R. Smith, 1938. 187 S. \$ 2,50.

In den Darstellungen der Romantik in der englischen Literatur hat man schon seit langem die Bedeutung, die der Erneuerung der Gotik für diese literarische Strömung zukommt, erkannt. Gerade

bei einem Mann wie Thomas Gray treten diese Dinge besonders deutlich in Erscheinung. Aber auch ein Künstler wie William Blake wurde von der gotischen Baukunst stark beeindruckt.

Eine viel größere Bedeutung erhält die Zeit der Wiederbelebung der Gotik jedoch, wenn wir über die Literatur hinausblicken und uns die allgemeine Zeitstromung vergegenwärtigen. Die sogenannte »Vor-Romantik« erscheint uns dann in einem ganz anderen Licht, und der Übergang vom Klassizismus zur Romantik wird uns deutlicher und weniger abrupt erscheinen.

Eine Kenntnis der Entwicklungen auf dem Gebiet der Baukunst ist daher vom kulturkundlichen wie auch literarischen Gesichtspunkt aus für den Anglisten von Bedeutung. Schon 1872 gab Eastlake in seiner *History of the Gothic Revival* eine Darstellung dieser Strömung, und Kenneth Clark nahm 1929 dasselbe Thema nochmals in Angriff (*The Gothic Revival*). Die Verf. des vorliegenden Buchs beschränkt sich aber nicht nur auf die Entwicklung in England, sondern spannt sie in den größeren Rahmen der Gesamtentwicklung der Zeit. Neben England untersucht sie Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten. In der Zusammenstellung dieser vier Länder liegt der Hauptwert des Buchs. Die Verf. hat weniger neue Forschung getrieben, als vielmehr die vorhandenen Dinge in neue Zusammenhänge gebracht und übersichtlich angeordnet. Ihr Anspruch auf Originalität soll durch diesen Hinweis nicht bestritten werden.

Das Buch ist in einem flüssigen und unterhaltenden Stil geschrieben und bietet manche wertvolle Anregung.

Innsbruck.

Reinald Hoops.

---

W. J. Blyton, *We are observed*. A Mirror to English Character. London, John Murray, 1938. 346 S. Pr. 7s. 6d.

Der Verf. ist der Überzeugung, daß es so etwas wie einen britischen Nationalcharakter nicht gibt. Die britischen Komödienthreiber, Erzähler und Dichter sollen zeigen, daß in Britannien fast jeder Menschentypus vertreten ist. Er gibt selbst in großen Zügen eine Inhaltsangabe seines Buches an (S. 4): We will here pass lightly through the popular improvised parodies and shows of medieval days, through the time of Piers Plowman and Chaucer to the Elizabethan riot of life, and the 'gamey' flavour of those polished rascals of the Restoration, and Fielding's hearty age, and the gesturing humours of Dickens to our time — to Hardy, Eden Phillpotts, H. E. Bates, A. E. Coppard, Sheila Kaye-Smith and others; the north Midlanders drily depicted in Bennett's books; and a host of contemporaries publishing their discoveries at this hour. Er läßt die reinen Romantiker, die professed funny men und die Detektivgeschichtenerzähler aus, da sie die menschliche Individualität ihren

Zwecken unterordnen. Er kommentiert fortlaufend seine Autoren, in die er die »Dichter« einbezieht, und ihre hervorspringenden Charaktere. Seine Kritik mischt er oft allzu reichlich mit Zitaten, aber gerade die Zitate geben dem Buche seinen Wert. Seinem Grundsatz, die Nicht-Engländer auszuschließen, bleibt er nicht treu. So erwähnt er William Faulkner und die amerikanische Jüdin Gertrude Stein. Zwischen Engländern und englischen Juden macht er keinen Unterschied. Er begrüßt sogar zum Schluß Golding neben Priestley und Cronin als Erneuerer der »robusten Tradition«, als Verfasser der blutvollen Charaktererzählung. Walpole hingegen wird mit wenigen Zeilen abgefertigt! Auf die standardisierende und uniformierende Gegenwart ist er schlecht zu sprechen. Er meint sogar (S. 295): To-day we are not bizarre and orchidaceous; we are close-cropt and hard-boiled, even self-consciously too.

Bochum.

Karl Arns.

Sir John A. R. Marriott, *English Political Institutions. An Introductory Study. Fourth Edition, with Introductory Chapters on the Constitution, 1910–1938.* Oxford, Clarendon Press; London, Milford, 1938. LXXXV u. 348 S. 5/–.

Das vorliegende Buch, das zuerst 1910 erschien, hat sich seit langem einen festen Platz in der englischen Öffentlichkeit, und vor allem in der englischen Schule, erobert. Es versucht, in möglichst knapper und übersichtlicher Form eine Darstellung der komplizierten Verhältnisse des englischen Staatslebens zu geben. So kommen in ihm nacheinander die englische Verfassung, die Krone, das Kabinett und der Premierminister, der Civil Service, das Parlament, die Lokalverwaltung, die Rechtsprechung und die Beziehungen innerhalb des Weltreichs zur Behandlung. Die Kapitel über das Parlament nehmen hierbei begreiflicherweise den größten Raum ein. Der Verf. geht in seinen Ausführungen den für englische Verhältnisse einzig gangbaren Weg der historischen Darstellung. Er ist stets bestrebt, objektiv zu bleiben, wenn auch seine persönliche Einstellung mitunter (etwa bei der Frage um die Reform des Oberhauses, oder um die Zweckmäßigkeit der Ausdehnung des Beamtentums) deutlich in Erscheinung tritt. Er läßt sich jedoch nie in Polemik ein.

Die vorletzte Auflage des Werks war 1930 erschienen. Bei den tiefgreifenden Wandlungen, die sich seitdem vollzogen haben, war die dringende Notwendigkeit einer Neuauflage von selbst gegeben. Wie bei der 3. Auflage hat der Verf. diese Neuerungen aber nicht in den Text verarbeitet, sondern sie getrennt dem alten Text vorangestellt. Somit gehen dem eigentlichen Text nunmehr zwei einleitende Teile voran, einer für die Neuerungen von 1910–1924 und der andere für die von 1925–1938. Der Vorteil dieses Ver-

fahrens liegt darin, daß das Buch neben den alten Auflagen z. B. in Schulen weiter verwendet werden kann, da sich an der Seitenzählung des Haupttextes nichts geändert hat.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dies Verfahren nicht nur auf die Dauer unhaltbar ist, sondern daß es auch schon bei der vorliegenden Auflage zu erheblichen Unklarheiten führt. Ein Beispiel mag genügen: Nachdem im Haupttext der Verf. die Entwicklung des Unterhauses historisch dargestellt hat, geht er auf die für das Jahr 1910 gegenwärtigen Verhältnisse über. Seit jener Zeit haben sich aber solche grundlegenden Änderungen vollzogen, daß das (z. B. auf S. 163, 170, 171) Gesagte längst nicht mehr zutrifft und daher als »gegenwärtiger Zustand« direkt falsch ist. Auch bei der Darstellung des englischen Wahlrechts liegen die Dinge ähnlich kras. Der Leser kann sich zwar mit einiger Mühe durch Ergänzungen aus den zwei Nachträgen den heutigen Stand zurechtkonstruieren. Aber dies Verfahren ist sehr unbefriedigend, zumal in den Nachträgen nicht auf alle früher behandelten Probleme eingegangen wird. Es wäre daher dringend erforderlich, daß bei einer kommenden Neuauflage das Buch von Grund auf neubearbeitet wird, und daß nunmehr die Neuerungen, die sich seit 1910 vollzogen haben (und die teilweise schon wieder selbst »historisch« geworden sind), mit hineingearbeitet werden.

Auf einige Kleinigkeiten sei nun hingewiesen: Auf S. XXIX ist von den Reformbestrebungen Lloyd Georges vom Jahre 1917 für das Oberhaus die Rede, aber man vermißt auf S. LVI einen entsprechenden Hinweis auf die erneuten Reformpläne vom Jahre 1932. — Nach Woodward, *The Age of Reform*, wurde die Reform Bill von 1831 im Unterhaus am 23. März (nicht 22.) angenommen. — Es fehlt eine Erklärung der "Standing Orders".

Sehr wünschenswert wäre auch eine genauere Ausarbeitung des Index; er ist in seiner jetzigen Form zu allgemein.

Die Nachteile des Werks, wie es heute vor uns liegt, sind meist technischer Natur und könnten verhältnismäßig leicht behoben werden. Sieht man von ihnen ab, so stellt das Buch eine gerade für den Anfänger sehr brauchbare Einführung dar.

Innsbruck.

Reinold Hoops.

*The Canada Year Book 1938. The Official Statistical Annual of the Resources, History, Institutions, and Social and Economic Conditions of the Dominion.* Dominion Bureau of Statistics, Department of Trade and Commerce, published by Authority of The Hon. William D. Euler, Minister of Trade and Commerce. Ottawa, The King's Printer, 1938. XLI u. 1141 S. \$ 1,50.

Schon bald 80 Jahre besteht dies offizielle statistische Jahrbuch der kanadischen Regierung. Von den bescheidenen Anfängen des *Year Book and Almanack of British North America* hat es sich im Lauf der Jahre zu dem umfassenden Nachschlagewerk der Gegenwart entwickelt. Das *Canada Year Book* unterscheidet sich von anderen ähnlichen Veröffentlichungen dadurch, daß es nicht nur eine Anhäufung von statistischen Tabellen bringt, sondern darüber hinaus durch ausführliche Darstellungen einen Querschnitt durch das gesamte kanadische Leben zu geben versucht.

Die wichtigsten Statistiken für das Dominion für die Periode von 1871—1937 sind dem Text vorangestellt. Von den 30 Kapiteln, in die das Werk eingeteilt ist, können hier nur die bedeutendsten erwähnt werden. Als Einleitung werden geographische Angaben gemacht, denen Mitteilungen über die Geologie, Seismologie, Flora, Fauna und das Klima des Dominions folgen. Besonders wertvoll sind in diesem Kapitel auch die Statistiken über die Ausnützung der Landfläche. Das 2. Kapitel befaßt sich mit der Geschichte Kanadas und bringt eine sehr nützliche schlagwortartige Zusammenfassung aller wichtigen Ereignisse aus der kanadischen Geschichte, vom Jahre 1497 bis 1937. Das 3. Kapitel ist der Verfassung und Regierung gewidmet. Hier findet man ausführliche Angaben über die Generalgouverneure, Premierminister und Parlamente seit 1867 für das Dominion sowohl wie für die Provinzen. Besonders wichtig ist auch das 4. Kapitel, das der Bevölkerungsstatistik gewidmet ist; sowie das darauf folgende über die Bevölkerungsbewegung. Nach einem Kapitel über Einwanderung folgen in den nächsten Abteilungen des Buchs, die den größten Raum einnehmen, die Angaben über Landwirtschaft, Bergbau, Industrie usw., über Außen- und Innenhandel, über Transport und Verkehr, Arbeit und Löhne, Preise, Finanz, Banken und Versicherung. Für den Anglisten sind von besonderem Interesse die Angaben über Erziehung (Kap. 25) und über Volksgesundheit. Die nächsten Kapitel befassen sich mit juristischen Dingen, mit der Wehrmacht des Landes, dem Beamtentum, den Indianern und Eskimos usw. Sehr wertvoll ist ein ausführliches Quellenverzeichnis, das die Unterlagen für sämtliche Angaben des Buchs angibt. Das letzte Kapitel bringt einen Überblick über die im Berichtsjahr 1937/38 erlassenen Gesetze und über die wichtigsten Ereignisse allgemeiner Art.

Aus diesen kurzen Angaben über den Inhalt des Werks geht schon deutlich hervor, daß das *Year Book* ein unentbehrliches Nachschlagewerk ist für jeden, der sich mit Kanada beschäftigt. Die Vereinigung von statistischen Tabellen mit berichtenden oder beschreibenden Artikeln ist sehr glücklich. Man war bei der Anlage der neusten Ausgabe bestrebt, nach Möglichkeit neue Aufsätze in

das Buch einzuführen (z. B. den Artikel über die Flora Kanadas, die Neubearbeitung der geologischen und seismologischen Darstellung, den Bericht über die historischen Stätten Kanadas, nach Provinzen geordnet, usw.). Um den Umfang des Buchs nicht noch weiter auszudehnen, war es aber nötig, Artikel der letzten oder früheren Ausgaben wegzulassen, um auf diese Weise Raum für neue Ausführungen zu schaffen. Die Einheitlichkeit der Darstellung ist aber dadurch gewahrt, daß sich an der dafür in Betracht kommenden Stelle des Buchs ein Hinweis befindet, in welcher der früheren Ausgaben der gewünschte Fachaufsatz zu finden ist. Es ist dies nur ein Behelfsmittel und vor allem für denjenigen nutzlos, der nicht im Besitz sämtlicher Ausgaben der letzten 10 oder 20 Jahre ist. Es wäre daher zu erwägen, ob es sich nicht ermöglichen ließe, die wichtigsten dieser Beiträge der früheren Jahrgänge, die mehr oder weniger endgültig in Form und Inhalt sind und nur selten Änderungen unterworfen sind, gesondert abzdrukken und sie als Anhang oder Ergänzungsband dem Jahrbuch beizugeben oder auch getrennt zu verkaufen. Gerade bei dem Kapitel über die Verfassung Kanadas machen sich die vielen Hinweise auf frühere Jahrgänge des Hausbuchs besonders störend bemerkbar.

Außerdem wäre es praktisch, schon gleich zu Anfang des Buchs (auf S. 1) bei der geographischen Darstellung außer den Vergleichen der Fläche des Dominions mit anderen Ländern auch die für einen solchen Vergleich unentbehrlichen Angaben über die Ausdehnung des wirtschaftlich unbrauchbaren oder unbewohnbaren Landes zu machen. Man muß sich die betreffenden Angaben erst mühsam aus späteren Statistiken heraussuchen.

Schließlich mochten wir noch anregen, den Wert des Buchs durch Beifügung einer besseren Landkarte Kanadas zu erhöhen. Die vorhandene Karte genügt zwar für einen allgemeinen Überblick, ist aber sonst alles andere als zufriedenstellend. Die großen Überlandstraßen sind gar nicht verzeichnet und selbst von den Eisenbahnen sind nur die allerwichtigsten Linien vorhanden.

Innsbruck.

Reinald Hoops.

---

#### KLEINE MITTEILUNGEN.

Der Dozent Dr. Herbert Koziol (Wien) wurde als Nachfolger von Prof. Dr. F. Brie zum planmäßigen a. o. Professor für englische Philologie an der Universität Freiburg i. Br. ernannt.

Der Privatdozent Dr. Walter Häusermann (Bern) wurde als Nachfolger von Prof. Dr. Choisy zum planmäßigen a. o. Pro-

fessor der englischen Sprache und Literatur an der Universität Genf ernannt.

Prof. Dr. S. B. Liljegren an der Universität Greifswald wurde zum Professor der englischen Philologie an der Universität Upsala als Nachfolger des verstorbenen Professors R. E. Zachrisson ernannt.

Prof. Dr. Albert Eichler wurde in den Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft gewählt.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift wurde von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt.

Prof. Dr. Eilert Ekwall (Lund) bekam den Ehrendoktor (D. Litt.) der Universität Oxford verliehen.

Im Juni starb der Dichter und Schriftsteller Ford Madox Ford (Hueffer) im Alter von 66 Jahren. — Am 8. Juli starb der bekannte Psychologe und Schriftsteller Havelock Ellis im Alter von 80 Jahren.

Prof. Dr. Hugo Suolahti ist seit Beginn dieses Jahres von der Redaktion (germanistischer Teil) der *Neuphilologischen Mitteilungen* zurückgetreten; sein Nachfolger wurde Prof. Pekka Katara.

Die Zeitschrift *London Mercury* stellte im Frühjahr dieses Jahres ihr Erscheinen ein. Ihre Verlagsrechte gingen an *Life and Letters To-Day* über. — Das Wochenblatt *Sunday Referee*, das 1877 gegründet worden war, stellte im Juli sein Erscheinen ein.

|                                                                                                                                                         | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Galinsky: <i>Deutsches Schrifttum der Gegenwart in der englischen Kritik der Nachkriegszeit (1919—1935)</i> . München, 1938. Ref. Emil Müller . . . . . | 416   |
| de la Mare, <i>Memory and other Poems</i> . London, 1938. Ref. Karl Arns                                                                                | 417   |
| Baake, <i>Das Riesenschersbuch Ulysses</i> . Bonn, 1937. (Bonner Stud. 32.) Ref. W. Héraucourt . . . . .                                                | 418   |
| Graves, <i>Count Belisarius</i> . London, 1938. Ref. Emil Müller . . . .                                                                                | 420   |
| Bromfield, <i>The Rains Came. A Novel of Modern India</i> . Leipzig, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .                                                   | 421   |
| Hilton, <i>We are not alone</i> . Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .                                                                               | 423   |
| Cloete, <i>Turning Wheels</i> . Albatross Giants G 101. Leipzig, 1938. Ref. Kurt Wittig . . . . .                                                       | 423   |
| Reid, <i>Peter Waring</i> . Leipzig, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .                                                                                     | 424   |
| Sayers, <i>Busman's Honeymoon</i> . Albatross 395. Leipzig, 1938. Ref. Anton Pirkhofer . . . . .                                                        | 425   |

#### Amerikanische Literatur.

|                                                                                                                                                                                 |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <i>American Authors, 1600—1900. A Biographical Dictionary of American Literature</i> , ed. by Stanley J. Kunitz & Howard Haycraft. New York, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . . | 426 |
| Coffin, T., <i>New Poetry of New England: Frost and Robinson</i> . Baltimore, 1938. Ref. Leo von Hübner . . . . .                                                               | 427 |

#### Kulturgeschichte.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Kendrick, <i>Anglo-Saxon Art. To A. D. 900</i> . London, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                      | 429 |
| Kilgour, <i>The Decline of Chivalry as shown in the French Literature of the Late Middle Ages</i> . (Harvard Stud. in Romance Lang. XII.) Cambridge, Mass., 1937. Ref. Hugo Lange . . . . .                                                                                                                                                                      | 431 |
| Aehle, <i>Die Anfänge des Unterrichts in der englischen Sprache, besonders auf den Ritterakademien</i> . Erziehungswissenschaftliche Studien 7. Hamburg, 1938. Ref. Karl Thielke . . . . .                                                                                                                                                                       | 433 |
| Addison, <i>Romanticism and the Gothic Revival</i> . New York, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                | 434 |
| Blyton, <i>We are observed. A Mirror to English Character</i> . London, 1938. Ref. Karl Arns . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                           | 435 |
| Marriott, <i>English Political Institutions. An Introductory Study. Fourth Edition, with Introductory Chapters on the Constitution, 1910—1938</i> . Oxford, London, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . .                                                                                                                                                             | 436 |
| <i>The Canada Year Book 1938. The Official Statistical Annual of the Resources, History, Institutions, and Social and Economic Conditions of the Dominion</i> . Dominion Bureau of Statistics, Department of Trade and Commerce, published by Authority of The Hon. William D. Euler, Minister of Trade and Commerce. Ottawa, 1938. Ref. Reinald Hoops . . . . . | 437 |
| Kleine Mitteilungen . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 439 |



